

# BLICK IN DIE GESCHICHTE

Karlsruher stadthistorische Beiträge

1998 - 2003



Foto: Bibliothek des Bundesgerichtshofes

**Adrian Bingner**

(1830 – 1902)

22 Jahre leitete er auf der vom Land Baden zu besetzenden Stelle als Senatspräsident den II. Zivilsenat im Reichsgericht Leipzig und nahm entscheidenden Anteil an der Auslegung und Fortentwicklung des Rheinisch-Französischem Rechts, das in zirka 1/6 des damaligen Reichsgebiets angewandt wurde, zum Beispiel im Badischen Landrecht. 1830 in Karlsruhe geboren, wurde er nach Hochschulstudium in Bonn, Berlin, Göttingen und Bonn, 1857 in Bonn

# BLICK IN DIE GESCHICHTE

Nr. 60 • 19. September 2003

**„geweckter Knabe  
in der Schule“**

Kindhilfenzentrums Karlsruhe in der Sybelstraße

Der Festakt zur Einweihung des Waisenhaus-  
ses fand in dem im zweiten Stockwerk gelege-  
nen Arbeitssaal des Gebäudes statt. Hier hat-  
ten die Kinder künftig die in Paragraph 5 der  
„Haus- und Tagesordnung“ formulierten  
„sonstigen Beschäftigungen“ zu verrichten.  
Die „sonstigen Beschäftigungen“ bestanden  
neben Feld- und Gartenarbeit in verschiede-  
nen Handarbeiten. Für die Knaben bedeutete  
dies Strumpfstricken, Korbflechten und Strohh-  
flechten. Stricken wird auch heute noch Paragraf  
50 der „Haus- und Tagesordnung“ beim Kind-  
hilfenzentrum Karlsruhe in der Sybelstraße



Info Verlag · Blick in die Geschichte · Band 3

# Blick in die Geschichte

KARLSRUHER STADTHISTORISCHE BEITRÄGE

Band 3  
1998–2003

Stadt Karlsruhe  
Forum für Stadtgeschichte und Kultur  
Karlsruhe 2004

Info Verlag



Im Inhaltsverzeichnis sind Nummer und Datum des „Blick in der Geschichte“ angeben, in dem der Beitrag erstmals veröffentlicht wurde

*Herausgeber*

Stadt Karlsruhe  
Forum für Stadtgeschichte und Kultur

*Redaktion*

Dr. Leonhard Müller (verantwortlich)  
Dr. Manfred Koch

*Texterfassung*

Katja Schmalholz

*Digitale Bildbearbeitung*

Uta Bolch

*Umschlaggestaltung*

Dietmar Kup

*Verlag*

Info Verlag GmbH  
Käppelestraße 10 · D-76131 Karlsruhe  
Telefon 0721/61 78 88 · Fax 0721/62 12 38  
www.infoverlag.de

*Satz*

Diana Sayegh (Info Verlag)

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2004 · Stadt Karlsruhe

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, ohne Genehmigung des Verlags nicht gestattet.

Kommissionsverlag: Info Verlag GmbH

ISBN 3-88190-353-4

# Inhalt

Geleitwort .....	17
Einleitung .....	18
<b>Aufsätze</b>	
41 18. Dezember 1998	<b>Vor 80 Jahren – November 1918</b> ..... 20 Zur Abdankung des letzten badischen Großherzogs <i>Leonhard Müller</i>
41 18. Dezember 1998	<b>Siedlungen der 60er Jahre in Karlsruhe (Teil I)</b> ..... 23 <i>Harald Ringler</i>
42 19. März 1999	<b>Siedlungen der 60er Jahre in Karlsruhe (Teil II)</b> ..... 28 <i>Harald Ringler</i>
42 19. März 1999	<b>Die Städtische Galerie Karlsruhe</b> ..... 32 Neuer Ort, neue Möglichkeiten <i>Erika Rödiger-Diruf</i>
42 19. März 1999	<b>Einblicke in die Karlsruher Baugeschichte</b> ..... 34 Ergebnisse der bauhistorischen Analyse des „Seilerhäuschens“ <i>Holger Reimers</i>
43 18. Juni 1999	<b>Politische Polizei in Karlsruhe zwischen Demokratie und Diktatur</b> ..... 38 <i>Michael Stolle</i>
43 18. Juni 1999	<b>„Die Versammlung verlief entsprechend den stürmischen Zeitverhältnissen“</b> ..... 41 <i>Angelika Sauer</i>
43 18. Juni 1999	<b>Ein Blick in das verborgene Herz der Stadt</b> ..... 44 <i>Heinz Schmitt</i>
44 17. September 1999	<b>Jahrtausendwende und die Tücken des Kalenders</b> ..... 47 <i>Heinz Kunle</i>
44 17. September 1999	<b>Zur Geschichte der Jahrhundertwenden</b> ..... 50 Ausblick auf die Landesausstellung im Karlsruher Schloss <i>Jutta Dresch</i>
44 17. September 1999	<b>10 Jahre „Arbeitsstelle Bertold Brecht“ in Karlsruhe</b> ..... 53 <i>Jan Knopf</i>
45 17. Dezember 1999	<b>Zahlenwende! Zeitenwende?</b> ..... 57 <i>Leonhard Müller</i>

45	17. Dezember 1999	Karlsruhe um 1900 – die kaisertreue Residenz ..... 57 <i>Peter Pretsch</i>
45	17. Dezember 1999	Aufbrüche, Niederlagen und Erfolge ..... 62 Die Frauenbewegung in Karlsruhe <i>Susanne Asche</i>
45	17. Dezember 1999	Häuser der Stadtgeschichte 1900–2000 ..... 65 <i>Ernst Otto Bräunche</i>
45	17. Dezember 1999	Landwirtschaft in und um Karlsruhe ..... 70 <i>Arnulf Beeg</i>
45	17. Dezember 1999	Vom Sport an der Fridericiana ..... 73 <i>Oliver Pottiez / Leonhard Müller</i>
45	17. Dezember 1999	Karlsruhe – Residenz des Rechts (Teil I) ..... 77 <i>Reiner Haebling von Lanzener</i>
46	17. März 2000	Karlsruhe – Residenz des Rechts (Teil II) ..... 81 <i>Reiner Haebling von Lanzener</i>
46	17. März 2000	Von den schwierigen Anfängen der Schülermitverantwortung in Karlsruhe ..... 86 Das Beispiel Humboldtschule <i>Rainer Gutjahr</i>
47	16. Juni 2000	<i>Polytechnicum, Technische Hochschule, Universität Karlsruhe 175 Jahre</i> Durlach als Universitätsstadt ..... 90 Aufstiegspläne eines wirtschaftlich darniederliegenden Landstädtchens <i>Susanne Asche</i>
47	16. Juni 2000	Geschichtswissenschaft an einer Technischen Hochschule ..... 93 <i>Klaus-Peter Hoepke</i>
47	16. Juni 2000	Geschichte des Instituts für Literaturwissenschaft an der Universität Karlsruhe ..... 97 <i>Uwe Japp, Claudia Stockinger</i>
47	16. Juni 2000	„Geschichtliches Wissen und ästhetische Bildung“ ..... 100 Das Fach Kunstgeschichte an der Universität Karlsruhe <i>Annemarie Jaeggi</i>
47	16. Juni 2000	Studienkolleg der Universität Karlsruhe ..... 104 Zentrum der Vorbereitung junger Ausländer auf ihr Studium <i>Klaus Dieter Justen</i>
47	16. Juni 2000	Karlsruher Straßenbahn – Bindeglied zwischen Stadt und Region ..... 106 Die Universität und die Entwicklung des Karlsruher Nahverkehrs <i>Manfred Koch</i>

48	15. September 2000	<i>175 Jahre Polytechnikum – Technische Hochschule – Universität Karlsruhe Gymnasien und Hochschulen in Baden und anderswo</i> ..... 110 Zwischen Vorbehalten und Zusammenarbeit <i>Leonhard Müller</i>
48	15. September 2000	„Nous sommes les beaux enfants de Camp de Gurs ...“ ..... 116 <i>Angelika Sauer</i>
49	15. Dezember 2000	<i>Karlsruher Partnerstädte Krasnodar – Geschenk einer Zarin</i> ..... 119 <i>Frithjof Kessel</i>
49	15. Dezember 2000	<b>100 Jahre Christuskirche Karlsruhe</b> ..... 125 <i>Richard Kohlmann</i>
50	16. März 2001	<b>Die Universitätsbibliothek Karlsruhe</b> ..... 128 Ein wichtiger Knoten im deutschen Bibliotheksnetz <i>Christoph-Hubert Schütze</i>
50	16. März 2001	<b>100 Jahre Stadtverwaltung im Wandel</b> Rückblick auf das 20. Jahrhundert ..... 134 <i>Ernst Otto Bräunche</i>
50	16. März 2001	<b>Rappenwört – ein Projekt der Karlsruher Planungs- und Baupolitik der 1920er Jahre</b> ..... 139 <i>Harald Ringler</i>
50	16. März 2001	<b>Landesbildstelle Baden</b> ..... 146 Neues Gebäude – neue Aufgaben <i>Günter Stegmaier</i>
51	15. Juni 2001	<b>Entnazifizierung in Karlsruhe 1946 bis 1951</b> ..... 149 <i>Angela Borgstedt</i>
51	15. Juni 2001	„Mit dem Gesicht nach Deutschland“ ..... 154 Das Schicksal der Karlsruher Familie Marum im Exil <i>Manfred Koch</i>
52	21. September 2001	<b>Am Oberrhein: Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525</b> ..... 157 <i>Brigitte Herbach-Schmidt</i>
52	21. September 2001	<b>Die Karlsruher Majolika-Manufaktur</b> ..... 162 Ein Rückblick auf die letzten 25 Jahre des 100-jährigen Unternehmens <i>Peter Schmitt</i>
53	14. Dezember 2001	<b>Aus der Schatzkammer der Badischen Landesbibliothek</b> ..... 166 <i>Ute Obhof</i>
53	14. Dezember 2001	<b>Auch die Vaterlandsliebe geht durch den Magen!</b> ..... 170 Versorgung im Krieg: Fleisch, Milch, Eier und Butter für Baden und seine Residenz 1915–1918 <i>Viktoria Adam, Svenia Diefenbacher, Jan Ernemann, Simina German, Sabine Grob, Hanna Kaiser, David Kuhs, Aysa Schwehn</i>

54	15. März 2002	Wirtschaftliche Betätigung der Stadt Karlsruhe – ein Rückblick ..... 176 <i>Gerhard Seiler</i>
54	15. März 2002	Lesegesellschaften in Karlsruhe 1784–1850 ..... 181 Der Beginn bürgerlicher Selbstorganisation <i>Torsten Liesegang</i>
54	15. März 2002	Der Landeswohlfahrtsverband Baden ..... 187 <i>Hans-Otto Walter</i>
54	15. März 2002	Moritz Ellstätter (1827–1905) ..... 191 Finanzminister im Großherzogtum Baden <i>Leonhard Müller</i>
55	21. Juni 2002	Spitzel am Oberrhein ..... 196 Vom Denunziationswesen in Baden im 18. Jahrhundert <i>Leonhard Müller</i>
55	21. Juni 2002	Karlsruhe und Carl Benz ..... 200 <i>Ernst Otto Bräunche</i>
56	20. September 2002	Der Botanische Garten in Karlsruhe ..... 204 <i>Manfred Klinkott</i>
56	20. September 2002	Ein Historiker in der Landespolitik der Nachkriegszeit ..... 208 Franz Schnabel als Leiter der Kultus- und Unterrichtsabteilung Nordbadens <i>Angela Borgstedt</i>
57	13. Dezember 2002	Schule und NS-Diktatur ..... 212 Das Beispiel der Karlsruher Humboldt-Schule <i>Sandra Jung und Manuel Wittek</i>
57	13. Dezember 2002	„... damit unnötigen Sorgen und Mißerfolgen vorgebeugt werden kann im Interesse der Stadt und der menschlichen Gesellschaft ...“ ..... 217 Zum 75-jährigen Bestehen der Psychologischen Beratungsstelle Karlsruhe für Eltern, Kinder und Jugendliche <i>Angelika Sauer</i>
58	21. März 2003	Stadtplanung in Karlsruhe im 19. Jahrhundert: Der Bauplan von 1857 ..... 222 <i>Harald Ringler</i>
58	21. März 2003	Eberhard Gothein 1853–1923 ..... 228 <i>Leonhard Müller</i>
58	21. März 2003	Der Schlacht- und Viehhof an der Durlacher Allee ..... 232 <i>Dirk Stegen</i>

58	21. März 2003	Eisbärenhaltung im Karlsruher Zoo zwischen Tradition und Faszination ..... 236 <i>Gisela von Hegel</i>
59	20. Juni 2003	Das allmähliche Verschwinden eines „Dinosauriers“ ..... 239 Aus der kurzen Geschichte des Karlsruher Panoramas am alten Hauptbahnhof <i>Konrad Dussel</i>
59	20. Juni 2003	10 Jahre Stadtbibliothek im Neuen Ständehaus ..... 244 Von Menschen und Medien <i>Andrea Krieg</i>
60	19. September 2003	„Oberle ist ein aufgeweckter Knabe und war fleißig in der Schule“ ..... 248 Zum 90-jährigen Bestehen des Kinder- und Jugendhilfezentrums Karlsruhe in der Sybelstraße <i>Angelika Sauer</i>
60	19. September 2003	100 Jahre St.-Bernhardus-Kirche am Durlacher Tor ..... 252 <i>Heinrich Alois Schillinger</i>

## Zeitzeugen berichten

47	16. Juni 2000	Professor Dr. ing. Dr. h. c. Heinz Draheim ..... 258 <i>Leonhard Müller</i>
50	16. März 2001	Hans Joachim Hoffner, Deutsch-amerikanischer Verbindungsoffizier 1953–1990 ..... 261 <i>Leonhard Müller</i>
55	21. Juni 2002	Josef Werner, Journalist und Publizist ..... 263 <i>Leonhard Müller</i>
58	21. März 2003	Kurt Gauly, Erster Bürgermeister a. D. .... 266 <i>Leonhard Müller</i>

## Biographien

41	18. Dezember 1998	Fridolin Heurich 1878–1960 ..... 270 <i>Manfred Koch</i>
42	19. März 1999	Heinrich Wetzlar 1868–1943 ..... 271 <i>Reiner Haebling von Lanzenauer</i>
43	18. Juni 1999	Luitgard Himmelheber 1874–1959 ..... 273 <i>Barbara Guttmann</i>
44	17. September 1999	Gustav Trunk 1871–1936 ..... 274 <i>Frank Raberg</i>

45	17. Dezember 1999	<b>Rahel Straus 1880–1963</b> ..... <i>Barbara Guttman</i>	275
46	17. März 2000	<b>Franz von Roggenbach 1825–1907</b> ..... <i>Leonhard Müller</i>	277
47	16. Juni 2000	<b>Wilhelm Eisenlohr 1799–1872</b> ..... <i>Leonhard Müller</i>	278
48	15. September 2000	<b>Margarethe Hormuth-Kallmorgen 1857–1916</b> ..... <i>Brigitte Baumstark</i>	280
49	15. Dezember 2000	<b>Melitta Schöpf 1901–1989</b> ..... <i>Barbara Guttman</i>	281
50	16. März 2001	<b>Gustav Zimmermann 1888–1949</b> ..... <i>Frank Raberg</i>	283
51	15. Juni 2001	<b>Johann Georg Schlosser 1739–1799</b> ..... <i>Leonhard Müller</i>	284
52	21. September 2001	<b>Rahel Varnhagen 1771–1833</b> ..... <i>Susanne Asche</i>	286
53	14. Dezember 2001	<b>Hilda von Baden 1864–1952</b> ..... <i>Leonhard Müller</i>	287
54	15. März 2002	<b>Richard Horter 1868–1942</b> ..... <i>Manfred Koch</i>	289
55	21. Juni 2002	<b>Clara Faisst 1872–1948</b> ..... <i>Martina Rebmann</i>	290
56	20. September 2002	<b>Alois Kimmelmann 1886–1946</b> ..... <i>Jürgen Spanger</i>	291
57	13. Dezember 2002	<b>Eduard Devrient 1801–1877</b> ..... <i>Leonhard Müller</i>	293
58	21. März 2003	<b>Ernst Fuchs 1859–1929</b> ..... <i>Detlev Fischer</i>	294
59	20. Juni 2003	<b>Joseph Melling 1724–1796</b> ..... <i>Almut Maafs</i>	296
60	19. September 2003	<b>Adrian Bingner 1830–1902</b> ..... <i>Detlev Fischer</i>	297

## Carlsruher Blickpunkte

41	18. Dezember 1998	Rätsel um eine Figur im Durlacher Schlossgarten ..... <i>Gerhard Kabierske</i>	300
42	19. März 1999	Der Mensch im Rhythmus der Natur ..... <i>Andreas Gabelmann</i>	301
43	18. Juni 1999	Badespaß im Glaspalast ..... <i>Ulrike Plate</i>	303
44	17. September 1999	Bürgerliche Gartenkultur in Durlach ..... Der barocke Pavillon vor dem Basler Tor <i>Gerhard Kabierske</i>	305
45	17. Dezember 1999	„Dem neuen Jahrhundert zum Gruß“ ..... <i>Manfred Koch</i>	307
46	17. März 2000	Funktionale Ästhetik am Rhein ..... <i>Ulrike Plate</i>	308
47	16. Juni 2000	Tor zum Campus: das Hauptgebäude der Universität ..... <i>Gerhard Kabierske</i>	310
48	15. September 2000	Pyramide oder Reiterstandbild? ..... <i>Jutta Dresch</i>	312
49	15. Dezember 2000	Südstern – Lebendige Geschichte zwischen Sturmlampe und Kastenschloss ..... <i>Ulrich Schneider</i>	314
50	16. März 2001	Die Karlsruher Uhrmacherfamilie Schmidt-Staub ..... Zur Eröffnung einer neuen Abteilung im Badischen Landesmuseum <i>Kristiane Burckhardt</i>	316
51	15. Juni 2001	Die Statuen von Erwin von Steinbach und Johannes Kepler ..... <i>Ursula Merkel</i>	318
52	21. September 2001	Wasser für die Residenz ..... Friedrich Weinbrenners Brunnenhaus in Durlach <i>Gerhard Kabierske</i>	320
53	14. Dezember 2001	Das Karlsruher Gefängnis ..... Ein Neurenaissancebau von Josef Durm <i>Reiner Haehling von Lanzenauer</i>	321
54	15. März 2002	Die Künstleröfen der Majolika Manufaktur Karlsruhe ..... <i>Eva Spindler</i>	323
55	21. Juni 2002	„Terra et mundus“ von Hans Kindermann ..... <i>Ursula Merkel</i>	325

56	20. September 2002	Das Durlacher „Markgrafendenkmal“ ..... 327 <i>Susanne Asche</i>
57	13. Dezember 2002	Kunst oder Schrott? ..... 328 Das Hirschtor im Karlsruher Schlossgarten <i>Gerhard Kabierske</i>
58	21. März 2003	Der „Märchenwald“ von HAP Grieshaber ..... 330 <i>Brigitte Baumstark</i>
59	20. Juni 2003	Sphinx ante portas ..... 332 <i>Monika Bachmayer</i>
60	19. September 2003	Neue Adresse der Denkmalpflege in Nordbaden ..... 334 Die Grenadierkaserne in Karlsruhe <i>Clemens Kieser</i>

## Bücher-Blick

41	18. Dezember 1998	Barbara Guttman: Hopfen & Malz. .... 338 Die Geschichte des Brauwesens in Karlsruhe <i>Michael Stolle</i>
41	18. Dezember 1998	Ernst Otto Bräunche (Hrsg.): Mühlburg. .... 339 Streifzüge durch die Ortsgeschichte <i>Mathias Tröndle</i>
41	18. Dezember 1998	Dieter Vestner: Badische Revolution vor 150 Jahren. .... 339 Geschehnisse in Baden und Durlach 1848/49 <i>Manfred Koch</i>
41	18. Dezember 1998	Dieter Vestner: Die Karlsburg und der Fürstenhof zu Durlach ..... 339 <i>Manfred Koch</i>
42	19. März 1999	Susanne Asche / Ernst Otto Bräunche / Manfred Koch / Heinz Schmitt / Christina Wagner: Karlsruhe. Die Stadtgeschichte ..... 340 <i>Hans Fenske</i>
43	18. Juni 1999	Klaus Bindewald: Die Albtalbahn. Geschichte mit Zukunft. .... 342 Von der Schmalspurbahn zur modernen Stadtbahn <i>Manfred Koch</i>
43	18. Juni 1999	Auf den Spuren der antiken Welt, eine Reise durch die Antikensammlung des Badischen Landesmuseums ..... 343 <i>Helmut Grimm</i>
43	18. Juni 1999	Ute Grau / Ulrike Plate: 1898–1998. Vom Versicherungspalast zum Rathaus West ..... 344 <i>Thomas Meyer</i>

44	17. September 1999	<b>Elisabeth Spitzbart: Karl Joseph Berckmüller 1800–1879</b> ..... 345 Architekt und Zeichner <i>Manfred Koch</i>
44	17. September 1999	<b>Eduard Koelle: Drei Tage der Karlsruher Bürgerwehr 1849</b> ..... 346 <i>Leonhard Müller</i>
45	17. Dezember 1999	<b>Elga Roellecke: Vereine und Vereinigungen, Gasthäuser</b> ..... 346 Chronik Wolfartsweier <i>Peter Pretsch</i>
45	17. Dezember 1999	<b>Manfred Koch – Jürgen Morlock (Hrsg.): Von Graspisten zum Baden-Airport, Luftfahrt in Mittelbaden</b> ..... 347 <i>Leonhard Müller</i>
46	17. März 2000	<b>Wolfgang H. Collum: Hugenotten in Baden-Durlach</b> ..... 348 Die französischen Protestanten in der Markgrafenstadt Baden-Durlach, insbesondere in Friedrichstal und Welschneureut <i>Ernst Otto Bräunche</i>
46	17. März 2000	<b>Horst Schlesiger, Josef Werner: Die 70er Jahre</b> ..... 349 Ein Karlsruher Jahrzehnt in Bildern <i>Leonhard Müller</i>
46	17. März 2000	<b>Birgit Bublies-Godau (Hrsg.): Henriette Obermüller-Venedey, Tagebücher und Lebenserinnerungen 1817–1871</b> ..... 350 <i>Leonhard Müller</i>
47	16. Juni 2000	<b>Harm-Hinrich Brandt: Deutsche Geschichte 1850–1860, Entscheidung über die Nation</b> ..... 350 <i>Leonhard Müller</i>
48	15. September 2000	<b>Manfred Koch (Hrsg.): Unter Strom – Geschichte des öffentlichen Nahverkehrs in Karlsruhe</b> ..... 352 <i>Mathias Tröndle</i>
48	15. September 2000	<b>Jürgen Schuhladen-Krämer: Akkreditiert in Paris, Wien, Berlin, Darmstadt.</b> ..... 354 Badische Gesandte zwischen 1771 und 1945 <i>Leonhard Müller</i>
49	15. Dezember 2000	<b>Heinz Kunle, Stefan Fuchs (Hrsg.): Die Technische Universität an der Schwelle zum 21. Jahrhundert,</b> ..... 354 Festschrift zum 175-jährigen Jubiläum der Universität Karlsruhe (TH) <i>Leonhard Müller</i>
49	15. Dezember 2000	<b>Barbara Guttman: Den weiblichen Einfluss geltend machen Karlsruher Frauen in der Nachkriegszeit 1945–1955</b> ... 355 <i>Christina Klausmann</i>

50	16. März 2001	<b>Horst Fischer: Landwirtschaft und Viehzucht in früherer und heutiger Zeit.</b> ..... 356 <i>Chronik Wolfartsweier</i> <i>Arnulf Beeg</i>
50	16. März 2001	<b>Bernhard Wien: Politische Feste und Feiern in Baden 1815–1850,</b> ..... 357 <b>Tradition und Transformation: Interdependenzen liberaler und revolutionärer Festkultur</b> <i>Leonhard Müller</i>
51	15. Juni 2001	<b>Ernst Otto Bräunche (Hrsg.): Rheinhafen Karlsruhe 1901–2001</b> ..... 358 <i>Dorothea Schmitt-Holstein</i>
51	15. Juni 2001	<b>Ute Grau/Barbara Guttman: Gegen Feuer und Flamme.</b> ..... 359 <b>Das Löschwesen in Karlsruhe und die Berufsfeuerwehr</b> <i>Andrea Altenburg</i>
52	21. September 2001	<b>Michael Ruhland: Schulhausbauten im Großherzogtum Baden 1806–1918</b> ..... 360 <i>Jürgen Spanger</i>
52	21. September 2001	<b>Annette Borchardt-Wenzel: Frauen am badischen Hof, Gefährtinnen der Großherzöge zwischen Liebe, Pflicht und Intrige</b> ..... 361 <i>Leonhard Müller</i>
53	14. Dezember 2001	<b>Ute Grau: Schloss Augustenburg</b> <b>Holger Reimers, Gerhard Kabierske, Georg Matzka:</b> <b>Ein Karlsruher Modellhaus von 1723. Das Seilerhäuschen</b> ..... 362 <i>Ulrike Plate</i>
54	15. März 2002	<b>Sergej G. Fedorov: Wilhelm von Traitteur</b> ..... 364 <b>Ein badischer Baumeister als Neuerer in der russischen Architektur 1814–1831</b> <i>Jürgen Krüger</i>
54	15. März 2002	<b>Hansmartin Schwarzmaier:</b> <b>Das Dorf in der Geschichte von Land und Landschaft.</b> ..... 365 <b>Von den Anfängen bis zum Jahr 1800, Chronik Wolfartsweier</b> <i>Leonhard Müller</i>
54	15. März 2002	<b>Karl Zahn: Gräber, Grüfte, Trauerstätten</b> ..... 365 <b>Der Karlsruher Hauptfriedhof</b> <i>Yps Knauber</i>
54	15. März 2002	<b>Manfred Koch (Hrsg.): Im Mittelpunkt der Mensch.</b> <b>Parlamentsreden Karlsruher SPD-Abgeordneter</b> ..... 367 <i>Clemens Rehm</i>
54	15. März 2002	<b>Michael Stolle: Die Geheime Staatspolizei in Baden.</b> ..... 368 <b>Personal, Organisation, Wirkung und Nachwirken einer regionalen Verfolgungsbehörde im Dritten Reich</b> <i>Ernst Otto Bräunche</i>

55	21. Juni 2002	<b>Angela Borgstedt: Entnazifizierung in Karlsruhe 1946 bis 1951.</b> ..... 369 Politische Säuberungen im Spannungsfeld von Besatzungspolitik und lokalpolitischem Neuanfang <i>Manfred Koch</i>
55	21. Juni 2002	<b>Alfred Hanser 1858–1901. Ein badischer Architekt</b> ..... 370 <i>Manfred Koch</i>
56	20. September 2002	<b>Paul Ludwig Weihnacht (Hrsg.): Die badischen Regionen am Rhein</b> ..... 371 <i>Leonhard Müller</i>
56	20. September 2002	<b>Gudrun Kling: Frauen im öffentlichen Dienst des Großherzogtums Baden. Von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg</b> ..... 372 <i>Susanne Asche</i>
57	13. Dezember 2002	<b>Kerstin Lutzer: Der Badische Frauenverein 1859–1918. Rotes Kreuz, Fürsorge und Frauenfrage</b> ..... 373 <i>Susanne Asche</i>
57	13. Dezember 2002	<b>Jürgen Spanger: Aus der Schulstube ins Leben. Die Karlsruher Volksschulen 1716–1952</b> ..... 374 <i>Leonhard Müller</i>
58	21. März 2003	<b>Die Orgelstadt Karlsruhe innerhalb der Orgellandschaft am Oberrhein.</b> ..... 375 <i>Matthias Miller</i>
58	21. März 2003	<b>Manfred Koch (Hrsg.): Stadtplätze in Karlsruhe</b> ..... 376 <i>Josef Werner</i>
59	20. Juni 2003	<b>Gottfried Leiber: Friedrich Weinbrenners städtebauliches Schaffen für Karlsruhe</b> ..... 378 Teil II: Der Stadtausbau und die Stadterweiterungsplanungen 1801–1826 <i>Manfred Koch</i>
59	20. Juni 2003	<b>900 Jahre Rüppurr. Geschichte eines Stadtteils</b> ..... 379 <i>Leonhard Müller</i>
60	19. September 2003	<b>Elga Roellecke: Bildung auf dem Land, Lehren und Lernen in der Volksschule</b> ..... 379 <i>Leonhard Müller</i>
60	19. September 2003	<b>Monika Bachmayer – Robert Dreikluft: Jugendstil in Karlsruhe. Formen – Vielfalt – Fantasien</b> ..... 380 <i>Leonhard Müller</i>



## Geleitwort

**W**er ein Auto sicher führen will, sollte öfters in den Rückspiegel blicken. Diese Feststellung gilt auch für die Entwicklung einer Stadt. Und so knüpfe ich gerne an die Tradition meines Amtsvorgängers an, stadthistorische Darstellungen mit einem lebendigen Forum zu unterstützen.

Der dritte Band „Blick in die Geschichte“ gleicht in seiner Struktur vorangegangenen Ausgaben, erweitert aber das Themenfeld, zeigt neue Facetten dieser lebendigen Kommunität und lädt ein zum Nachdenken über das Gestern und Heute. Die reiche Kultur-

pflege in Karlsruhe würde eine Dimension verlieren, wenn dem Erinnern kein Platz eingeräumt wird.

Ich begrüße die nun vorliegende Zusammenfassung der letzten fünf Jahrgänge des „Blick in die Geschichte“, der stadthistorischen Beilage unserer „StadtZeitung“. Möge sie auch künftig interessierte Leser finden.

*Heinz Fenrich*  
*Oberbürgermeister*

# Einleitung

Seit 15 Jahren erscheinen die Karlsruher stadthistorischen Beiträge in der „Stadt-Zeitung“ unter dem Titel „Blick in die Geschichte“. So ist mittlerweile eine Tradition entstanden, und die Redaktion dankt der Stadtverwaltung, dass nun ein dritter Band für die Ausgaben 1998 bis 2003 erscheinen kann.

Damit werden wiederum die Aufsätze, Biographien, Interviews mit Zeitzeugen, Hinweise auf spezifische „Blickpunkte“ in der Stadtlandschaft sowie Buchbesprechungen zur stadthistorischen Literatur in einem Buch zusammengefasst und damit bibliographisch erfassbar. Sie bieten sich also als Nachschlagewerk an und dienen damit auch der Forschung, sieht man doch Beiträge aus dem „Blick“ in manchen wissenschaftlichen Arbeiten zitiert.

Allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sei Dank gezollt, die gegen einen geringen Spesenausgleich sich mit Beiträgen beteiligt und mit gediegenem Fachwissen dem „Blick“ ein spezifisches Profil gegeben haben: wissenschaftliche solide, aber nicht nur Fachleuten zugänglich. Hier werden Originalquellen veröffentlicht, Zeitgenossen sprechen über bisher nicht fixierte Vorgänge, Behördenleiter berichten über ihre Institutionen, Fakten, die man sonst nicht kennenlernen würde. So ist in diesen letzten 15 Jahren ein Netz von ca. 140 Spezialisten entstanden, die allgemeinverständlich über ihr Fachgebiet informieren.

Besonders das Interesse einer breiten Leserschaft soll gewonnen werden, in der Zahl nicht genau messbar, weil die „StadtZeitung“ mit dem Anzeigenblatt „Kurier“ kostenlos an die Haushalte verteilt wird. Aber Rückmeldungen

und auch die Bereitschaft zur Mitarbeit zeigen, dass diese Beilage zum Amtsblatt bekannt ist, von vielen regelmäßig gelesen wird. Die Herausgabe dieses Buches und das weitere vierteljährliche Erscheinen des „Blick“ mögen als Zeichen gelten, dass die Stadtverwaltung die Vermittlung lokal- und regionalgeschichtlicher Einblicke als einen wichtigen Teil im kulturellen Mosaik unserer Gemeinde betrachtet.

Auch für diesen dritten Band hat Katja Schmalholz die Druckvorlage und das Register erstellt. Ihr Geschick und ihr großer Einsatz ermöglichten es, bei der Nutzung der EDV-Einrichtungen des Stadtarchivs die Kosten dieser Produktion niedrig zu halten. Ohne sie wäre dieses Buch nicht entstanden. Dank gebührt schließlich Rita Dahm für die gewissenhafte Korrektur der Texte, Uta Bolch für die digitale Aufbereitung der Bilder, Ulrike Deistung für Bildrecherchen und dem Team des Info Verlags für die bewährte gute Kooperation.

*Redaktion „Blick in die Geschichte“  
Dr. Leonhard Müller (verantwortlich),  
Forum für Stadtgeschichte und Kultur,  
Dr. Manfred Koch, stellv. Leiter Institut  
für Stadtgeschichte*

# Aufsätze

# Vor 80 Jahren – November 1918

*Zur Abdankung des letzten badischen Großherzogs*



Luise v. Baden und das Großherzogspaar während des Ersten Weltkriegs.

Anton Geiß, sozialdemokratischer Vorsitzender der vorläufigen Regierung, berichtete von seinem Besuch am 13. November 1918 in Schloss Zwingenberg, den er zusammen mit dem bisherigen Staatsminister Frhr. v. Bodman unternommen hatte, um den dorthin geflüchteten Großherzog Friedrich II. zu einer Regierungsverzichtserklärung zu bewegen: „Der Großherzog sagte: ‚Also adjeu, Herr Geiß, ich wünsche Ihnen zu Ihrem Unternehmen und Ihrem

neuen Amt recht viel Glück im Interesse unseres schönen Badener Landes‘. Er hat mir nochmals die Hand gereicht und geschüttelt, war aber so ergriffen, dass er sich nicht mehr halten konnte. Er hat sich umgewendet und ging. Dann kam die Großherzogin Hilda auf mich zu, reichte mir die Hand und sprach mir gleichfalls ihre Glückwünsche aus, dass es gelingen möge, unsere Verhandlungen zum Ziele zu führen. Die Frau hat jämmerlich geweint. Sie war ganz aufgelöst. Sie hat vorher kein Wort gesprochen, stand nur daneben mit Tränen in den Augen. Sonst war niemand da als Exzellenz Bodman, der ebenfalls tief ergriffen war. Auch mich hat es erfasst. Ich habe den Eindruck gehabt, wie wenn plötzlich ein großes Unglück in einer Familie eintritt, ohne jede Vorbereitung, ein Todesfall oder dergleichen. Ich ging fort. Im Hof musste ich warten bis Exzellenz Bodman kam. Nach 15 bis 20 Minuten fuhren wir weg. Als wir beieinander im Wagen saßen, sagte ich zu Exzellenz: ‚Das sind schwere Stunden, nicht wahr?‘ Darauf sagte er: ‚Herr Geiß, das war eine dreistündige Hinrichtung, anders kann ich es nicht nennen. Es war etwas Furchtbares, was ich ausgestanden habe, bis ich den Großherzog zu dem gebracht habe, was ich schriftlich in der Tasche habe‘. Friedrich konnte es nicht fassen, hatte er doch ein von seinem Volk geachtetes Leben geführt.

## **Friedrich als Erb- und Großherzog**

1857 als Sohn der preußischen Königstochter Luise geboren, absolvierte er nach einer eigens für Prinzen und ausgewählte Bürgersöhne geschaffenen gymnasialen „Friedrichschule“ ein

dreijähriges Studium Generale in Heidelberg, Bonn, Leipzig und Freiburg. In seiner militärischen Karriere stieg er als Thronfolger rasch auf, wobei er sich bei Stationierungen in Potsdam deutlich vom nassforschenden Gardeoffizier fernhielt, den sein Vetter Wilhelm, der spätere Kaiser, so trefflich artikuliert.

Neben solcher Skepsis stand Kritik an mancher Entwicklung, so z. B. am zunehmenden Antisemitismus, den er für „ein bedauerndes Resultat der Verhetzung“ hielt. Als der Posten des Kommandierenden Generals 1901 in Karlsruhe frei wurde und der bald 80-jährige Friedrich I. seinen Sohn in der Nähe wissen wollte, lehnte Wilhelm II. die Ernennung ab, weil man nicht nur bei einem kriegsbedingten Einfall der Franzosen in Baden von einem Thronfolger schwer zu vereinbarende Maßnahmen erwarten musste, sondern weil man in Berlin die süddeutschen Fürstenhöfe separatistischer Neigungen verdächtigte. Diese Haltung führte für einige Zeit zu einer deutlichen Verstimmung des Großherzogs gegenüber dem kaiserlichen Neffen.

Als Friedrich II. 1907 fünfzigjährig die Nachfolge antrat, führte er die Politik seines Vater in einem Staat fort, der sich nun vom Agrar- zu einem dynamischen Industrieland wandelte. Obwohl die Nationalliberalen ihre Vorherrschaft in der II. Kammer verloren hatten, stand die Politik unter liberalem Vorzeichen. Während des Ersten Weltkriegs konnte der seit seiner Jugend durch Gelenkrheumismus gezeichnete Fürst einen militärischen Auftrag nicht wahrnehmen und lediglich mit Besuchen bei badischen Truppen die Stimmung seiner Landeskinder verbessern helfen. Nach der Begeisterung am Anfang über die ersten Siege verbreitete sich bald Resignation angesichts der hohen Verluste. Auch in der Heimat begann durch die Erstarrung der Fronten und die Verknappung vieler Materialien die Siegesgewissheit zu schwinden.

## Revolution in Baden

1917 und anfangs 1918 begannen erste Streiks in Mannheim. Die Erhebung kam aber erst durch die Matrosen-Empörung im Norden. In Baden war man bemüht, einen möglichst reibungslosen Übergang zu finden. Staatsminister von Bodman meinte, es genüge die Bekanntgabe eines neuen Regierungsprogramms, und der Großherzog berief am gleichen 9. November, als sein Vetter, Reichskanzler Prinz von Baden, den Thronverzicht Wilhelms II. bekanntgab, den badischen Landtag auf den 15. November ein, um auf die politische Ausnahme-situation einzuwirken.

Aber die Ereignisse überstürzten sich. In Karlsruhe wollte man eine „Revolution von oben“ versuchen, Stadt- und Landtagsabgeordnete sowie Gewerkschaftsfunktionäre schlossen sich zusammen, um die Staatsaufgaben als Wohlfahrtsausschuss zu übernehmen. Daneben bildete sich ein Soldatenrat. Ohne Zustimmung des Großherzogs wurde eiligst eine Regierung gebildet, die allein schon durch diesen Vorgang nicht der gültigen Verfassung entsprach. Mit der Unterstützung bürgerlicher Parteien und von Teilen der Sozialdemokraten gelang es von Bodman, Friedrich II. zu überzeugen, gegen die „durch die Zeitumstände geschaffene Lage einen Widerspruch“ nicht zu erheben und „Kenntnis von der Errichtung einer provisorischen Volksregierung“ zu nehmen. Gleichzeitig wurden die bisherigen Minister „in Gnaden“ aus ihren Ämtern entlassen.

Am 11. November führte von Bodman den neuen Innenminister Dr. Haas im bisherigen Stil ein und informierte ihn über einen vorbereiteten Putsch gegen den Großherzog, der gebeten wurde, sich mit seiner Familie ins Schloss zurückzuziehen. Mit Mühe gelang es, 87 Soldaten zusammenzubringen, um die am Abend tagenden Ausschüsse im Rathaus und im Innenministerium zu schützen. Als man

nach 22 Uhr Schüsse aus der Richtung des Schlosses hörte, fürchteten einige eine Gegenrevolution. Sirenen heulten und Flugabwehrgeschütze gaben Schüsse ab, bis man die wahren Vorgänge erkannt hatte.

Es handelte sich um einen Putschversuch des Obermatrosen Klumpp, der im Zivilleben berufliche Schwierigkeiten hatte und sich nun zum Politiker berufen fühlte. Mit einem Trupp zog er zum Schloss und forderte den Oberhofmeister von Göler auf, der Großherzog solle herunterkommen. Das Personal war völlig verwirrt und hörte Rufe wie „Raus mit dem größten Lump in Baden, raus mit der Alten, der Luise.“ Eine Vielzahl von Schüssen schlugen in das Schloss ein, und Göler bedrängte nun Friedrich, seine Mutter Luise, seine Gattin und seine zu Besuch weilende Schwester Victoria, Königin von Schweden, das Schloss zu verlassen.

„Sie machten sich reisefertig, gingen eilends durch die rückwärtigen Gemächer nach dem östlichen Flügel ... stiegen hier durch ein Fenster in den Fasanengarten, wo in einiger Entfernung die Kraftwagen bereitstanden. Als sie Platz nahmen, tönte das erste Heulen der Sirenen durch die Nacht und füllte sie mit der Ungewissheit neuen Schreckens. Mit welchen Empfindungen die Herrschaften davonfahren, mag jeder ermesen. Vor allem war es für die greise Großherzogin Luise, die des Reiches Aufgang und Herrlichkeit und nun seinen jähen Zusammenbruch erlebt hatte, unendlich bitter, bei Nacht und Nebel aus der Residenz flüchten zu müssen“, so ein Zeitzeuge.

Die fürstliche Familie suchte zunächst im Schloss Zwingenberg bei Eberbach Zuflucht, wo sich die eingangs beschriebene Szene zwischen Geiß und von Bodman abspielte. Tags darauf erklärte die Volksregierung, dass Baden eine „freie Volksrepublik“ sei. Friedrich fürchtete, der bisherige Zufluchtsort liege zu nahe bei Mannheim mit seiner radikalen Arbeiter-

schaft und zog nach Schloss Langenstein im Hegau, Besitz des Verwandten Graf Douglas. Im Sonderzug begleiteten ihn vier der neuen Minister. Im Kreis der Volksregierung hielt man mittlerweile Friedrichs Regierungsverzichtserklärung für nicht mehr ausreichend, da die Soldatenräte nur dann eine Unterstützung der Reichsregierung Ebert – Scheidemann leisten würden, wenn eine endgültige Einführung der Republik in Baden erfolgte. So wandte man sich wiederum an von Bodman, dessen Mission Friedrich als „neue Zumutung“ anfangs tief bewegte und die er entrüstet zurückwies, hoffte er doch, dass die künftige Landesversammlung sich letztlich für ihn entscheiden würde. Schließlich musste er dem Drängen nachgeben, um Schlimmeres zu verhüten.

Am 22. November, drei Monate nachdem Friedrich am 22. August noch eine Feier zum hundertjährigen Gedenken an die badische Verfassung von 1818 veranstaltet hatte, verlas von Bodman vor der Regierung das Schreiben, in dem es heißt: „Nachdem mir nun bekannt geworden ist, dass viele Badener sich durch den Treueid, den sie als Beamte, Soldaten oder Staatsbürger geleistet haben, in ihrem Gewissen gehemmt fühlen, bei der Vorbereitung der Wahlen zur verfassungsgebenden Versammlung sich so zu betätigen, wie sie es nach den tatsächlichen Verhältnissen und insbesondere nach der Lage im Reich für geboten erachten, entbinde ich die Beamten, Soldaten und Staatsbürger ihres Treueids und verzichte auf den Thron. Mein und meiner Vorfahren Leitstern war die Wohlfahrt des badischen Landes. Sie ist es auch bei diesem meinem letzten schweren Schritt. Mein und der Meinigen Liebe zu meinem Volke höret nimmer auf! Gott schütze mein liebes Badner Land!“

Verschiedene Minister dankten dem Großherzog, dass durch seinen Schritt die Wahl für die Nationalversammlung nun erleichtert wurde, weil es nicht mehr um das Pro und Contra

einer Monarchie ginge. In der Kundmachung der Volksregierung vom 22. November hieß es: „Das badische Volk anerkennt die Liebe zur badischen Heimat, die der Großherzog auch wieder in den Entschlüssen der letzten Tage bestätigt hat.“ „Nichts sei gegen die Person des Großherzogs gesagt“, hatte es schon zuvor in der sozialdemokratischen „Mannheimer Volksstimme“ vom 15. November geheißen. „Er tat nichts, was ihn hätte verhaßt machen können; wo das politische Leben strömte, da strömte es an ihm vorbei; er war nie Mittelpunkt, nie auch

war er der Träger der Geschichte: nicht im Bösen – das fällt zu seinen Gunsten; nicht im Guten – das fällt zu Lasten der Institution ... Und darum fällt mit dem Monarchen kein Amt, sondern eine Würde; keine Leistung, sondern bloß eine Repräsentation; kein befruchtendes Leben, sondern nur ein Schatten, der hereinragte aus den Zeiten ältester Vergangenheit; ein Fremdes in unsern Tagen, ein kaum mehr Verstehbares.“

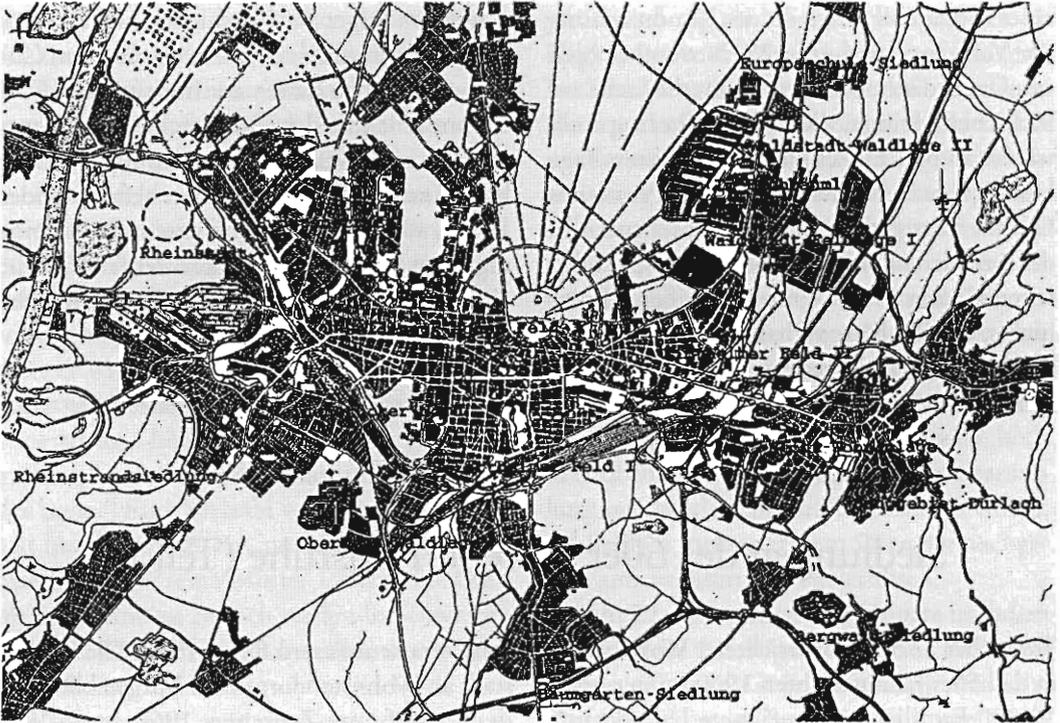
LEONHARD MÜLLER

## Siedlungen der 60er Jahre in Karlsruhe (Teil I)

Trotz über 27.500 neu errichteter Wohnungen in den 50er Jahren suchten 1960 immer noch 12.000 Familien eine geeignete Unterkunft. So blieb die Förderung des Wohnungsbaues auch im folgenden Jahrzehnt eine vordringliche Aufgabe der Kommunalpolitik. Der vorläufige Flächennutzungsplan von 1961 enthielt Darstellungen zahlreicher neuer Wohnbauflächen. Flächen in städtischem Eigentum gewannen, unabhängig von den natürlichen Gegebenheiten, große Bedeutung. In den 50er Jahren begonnene Wohnquartiere in der heutigen Nordweststadt, in Rintheim und in der Waldstadt wuchsen weiter, neue Quartiere entstanden. Neben den hier ausgewählten fünf Siedlungen sind dabei zu nennen: die weitere Bebauung des nördlichen Seldeneck'schen Feldes und des Beiertheimer Feldes, Heidenstücker-Nord, die Europa-Schule-Siedlung, das nördliche Knielingen (Sudetenstraße) und die Fortsetzung der Durlacher Hangbebauung. Erwähnenswert ist noch die „Richt-Wohnanlage“ nördlich des Durlacher Güterbahnhofs mit 400 Wohnungen, vorwiegend in vier Hochhäusern. Ein zweiter Bauabschnitt

mit Terrassenhäusern folgte 1968. Die Rhein-  
stadt als Wohnstandort in der Burgau blieb auf dem Reißbrett. Zwischen 1960 und 1969 wurden in Karlsruhe um die 25.400 Wohnungen gebaut, 3.400 Unterkünfte gingen durch Abbruchmaßnahmen und Umnutzungen verloren. Für Ende 1969 weist die Statistik für die Gesamtstadt einen Bestand von ca. 95.700 Wohnungen auf; die Zahl der Einwohner nahm in dieser Zeit von ca. 239.000 auf ca. 258.000 zu.

In den 50er Jahren schien durch den Siedlungsbau mit seinen oft fünfgeschossigen parallelen Zeilen und den weiten dazwischen liegenden Freiflächen die „Auflösung“ der traditionellen Stadt angesagt. Das folgende Zitat aus dem „Karlsruher Wirtschafts Spiegel 1961“ verdeutlicht die damaligen Ziele: „In den neuen Wohngebieten wurden so die modernen Städtebauforderungen, wie Trennung von Fuß- und Fahrverkehr, Verkehrssicherheit, Einplanung von Grün- und Erholungsräumen möglichst in Verbindung zu stadtnahen Wald- und Erholungsflächen, richtige Einplanung von Kinderspielplätzen, Kindergärten und Schu-



Siedlungen und Wohnprojekte in den 60er Jahren.

len mit der Anordnung gefahrloser und kurzer Fußwege, zweckmäßige Anordnung kleinerer und größerer Einkaufszentren und stark aufgelockerte Bauweise um Licht, Luft und Sonne in die Wohnungen und dazwischen liegende Grünflächen hereinzulassen, in weitgehendem Maße verwirklicht.“ Im Laufe der 60er Jahre wurden in neuen Baugebieten oft unterschiedliche Gebäudeformen wie Hochhaus, Scheibe und Reihenhaus kombiniert. Der Städtebau vieler Siedlungen der damaligen Zeit lässt uns aber heute deutliche Ordnungsmuster, Kompaktheit und Raumbildung vermissen. Zwei der später beschriebenen Baugebiete, die Baumgarten-Siedlung in Rüppurr und das Wohnquartier im Eichbäumle in der Waldstadt, erhalten auch heute noch die überregionale Aufmerksamkeit als Muster für qualitätsvollen und flächensparenden Siedlungsbau in der Stadt.

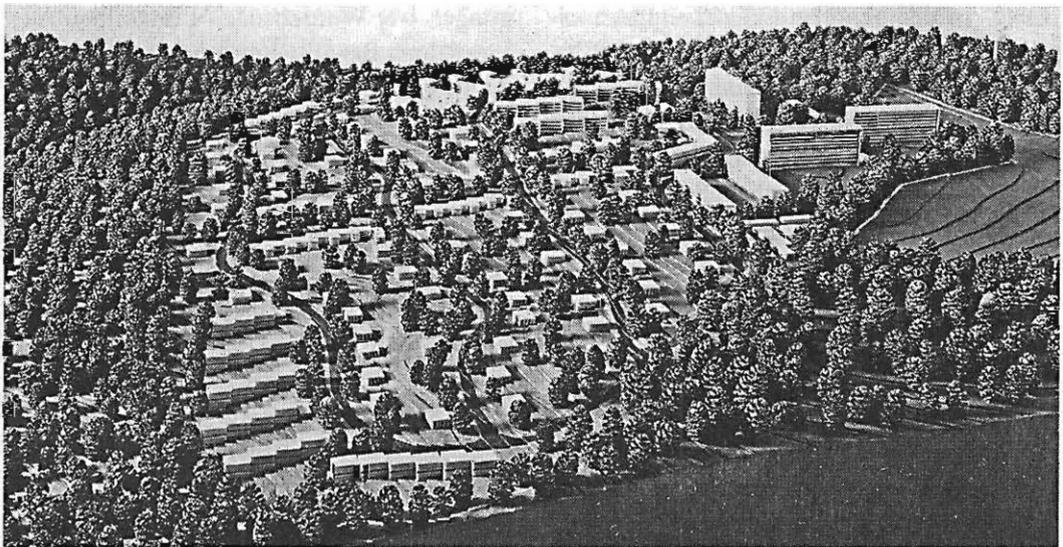
### Bergwald-Siedlung

Bereits 1954 sprach der damalige Oberbürgermeister Klotz mit Landrat Groß über eine Bebauung des gesamten Hanggebietes oberhalb der Bundesstraße 3 von Durlach bis nach Ettlingen. Das Gelände sollte für Einzelhäuser in Flachbauweise erschlossen werden, ohne aber Waldflächen in Anspruch zu nehmen. 1957 sprach sich der Stadtplanungsausschuss für eine Bebauung des Hanggebietes auf Karlsruher Gemarkung aus. Später folgten auch die dafür notwendigen planungsrechtlichen Regelungen. Die Bebauung von Hängen ist aus landschaftsplanerischen und klimatischen Erwägungen immer problematisch und verlangt deshalb anspruchsvolle Planungsarbeit. Die damaligen Planer und Politiker waren noch nicht sensibilisiert für diese Anforderungen. Die Abwägung beschränkte sich lediglich auf

die Frage, ob Waldverlust vermeidbar sei. Der freien Landschaft mit Wiesen, Gehölz und Streuobstlagen schien man noch keinen Wert beigemessen zu haben.

Ende 1959 gelangte erstmals der Bergwald in das Visier der städtischen Planer. Das Nichtberücksichtigen des Gebietes in der 1960 erstellten Landschaftsschutzkarte und die Ausweisung im vorläufigen Flächennutzungsplan 1961 galt als kommunalpolitische Zustimmung. 1962 konnte die Öffentlichkeit im Rahmen der Ausstellung „Karlsruhe plant und baut für seine Bürger“ bereits zwei Bebauungsvarianten für das 29 ha große, sich im städtischen Eigentum befindliche Hanggebiet besichtigen, eine für 1.500 Einwohner, die andere für 2.500. Die Stadtverwaltung holte ein Gutachten beim Lehrstuhlinhaber für Städtebau an der Universität Karlsruhe, Professor Bayer, ein, um in der kommunalpolitischen Auseinandersetzung eine Entscheidungshilfe zu erhalten. Denn es ging um die Frage „Hochhäuser auf dem Bergwald?“. Insbesondere die „mittelbadischen Waldfreunde“ und deren Vorsitzender Dr. Otto Figlestahler lehnten die

Bebauungsvariante mit Flach- und Mittelhochbau und drei 10-geschossigen Hochhäusern auf der Bergkuppe gegenüber der Variante mit ausschließlich Flachbau ab. Der Eingriff in den Wald schien keine besondere Rolle mehr zu spielen. Die eingeholte Expertise enthielt das Votum für die Hochbebauung, auch unter dem Gesichtspunkt der Infrastrukturkosten. Selbst die Siedlungsgröße von 2.500 Einwohnern liegt jedoch weit unter dem Orientierungswert einer Mantelbevölkerung für eine tragfähige Ausstattung mit öffentlichen und privaten Versorgungseinrichtungen. So begann 1963 die Erschließung, der Bau der ersten Häuser begann 1965, der Bebauungsplan mit seinen umfangreichen Bauvorschriften folgte 1966. Mit der baukünstlerischen Oberleitung wurden die Architekten Möckel und Schmidt beauftragt. Ein Vergleich mit der Hangbebauung der späteren Jahre oberhalb der Bundesstraße 3 – ein Beispiel für Behäbigkeit und „Neureichtum“ – zeigt gestalterische Konsequenz, die eine „Basisqualität“ erreicht. Die Bebauung gliedert sich in die erwähnte Kuppenbebauung mit drei 10-geschossigen Schei-



Modellfoto der ersten Planung für die Bergwald-Siedlung.

ben, in die Zone mit Mittelhochbau und Versorgungseinrichtungen und in Bereiche mit Reihen- und Einzelhäusern. Ein Grünstreifen mit Treppenanlagen bildet die Siedlungsmitte. Die Verkehrserschließung erfolgt über eine Ringstraße mit zwei Verbindungsspannen.

Heute leben nur noch an die 1.300 Menschen in der Siedlung, über die bereits 1973 in der Presse kritisch bilanziert wurde: Isolation, schlechte Versorgung, nicht gelungene Einbindung des oberen Teils der Siedlung in die Landschaft.

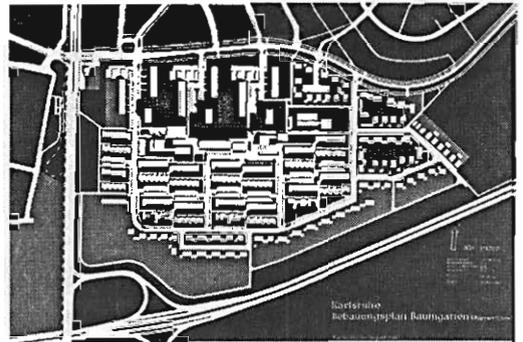
### Baumgarten-Siedlung

Gemeinsamkeiten und dennoch große Unterschiede bestehen zwischen der Bergwald-Siedlung und dem sich nun zu widmenden Baugebiet. Gemeinsam ist ihnen der Baubeginn Mitte der 60er Jahre, der 10- und 4-geschosige Wohnungsbau, Reihenhäuser, Einzel- und Doppelhäuser, die Siedlungsgröße um 28 ha und die angestrebte Einwohnerzahl von 2.500, Wohnfolgeeinrichtungen, Ringerschließung. Als Unterschiede sind zu nennen: das im Süden Rüppurrs situierte Areal ist keine „Insel“ in der Hanglandschaft, sondern ergänzt einen Stadtteil; er liegt im nahen Einzugsbereich der Stadtbahn und verfügt in seinem Kernbereich, der eigentlichen Baumgartensiedlung – auch „neue Gagfah“ genannt – über ein Beispiel hochwertigen Siedlungsbau. Die „alte Gagfah“, ab 1956 erbaut, liegt westlich der Herrenalber Straße.

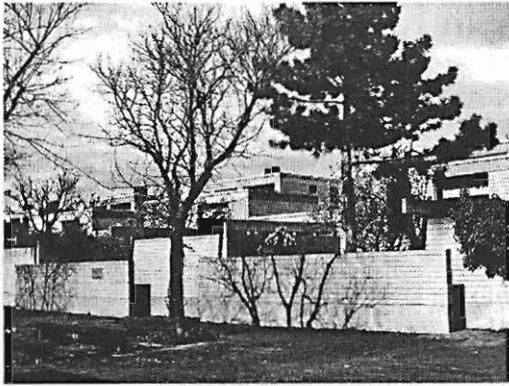
Das Mitglied der „Werkgemeinschaft freier Architekten Karlsruhe“, Paul Schütz, entwarf diese Anlage für die GAGFAH (Gemeinnützige Aktien-Gesellschaft für Angestellten-Heimstätten), die 327 Eigentumswohnungen und 218 ein- und zweigeschossige Eigenheime bis 1971 errichtete. Das 1918 von der Vorgängerin der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte, gegründete Unternehmen betrieb schon

in der Weimarer Republik innovative Wohnbauprojekte mit Architekten wie Walter Gropius und Johannes Göderitz. Später erfolgte eine Ergänzung auf Flächen, die nicht mehr für öffentliche Einrichtungen benötigt worden sind. Der Siedlungsteil mit dem verdichteten Flachbau zieht seit langem die Aufmerksamkeit der Fachwelt auf sich. So wurde die Verleihung des Hugo-Häring-Preises von 1970 wie folgt begründet: „Die Wohnsiedlung ... zeigt eine starke Verdichtung, bei welcher neben städtebaulichen Vorzügen ein Maximum an privater Wohnatmosphäre erzielt wird. Lobenswert ist die werkgerechte Durchbildung aller Einzelheiten.“ 1976 folgte die Auszeichnung mit der „Weinbrenner-Plakette“ der Stadt Karlsruhe und 1980 die Prämierung beim Landeswettbewerb „Wohnen am Stadtrand“. Der größte Teil der Flachbebauung steht inzwischen unter Denkmalschutz.

Nach den eigenen Aussagen von Paul Schütz, dem verantwortlichen Architekten und späteren, leider schon 1985 verstorbenen Architekturlehrer an der Universität Karlsruhe, entstand das Konzept aus der Auseinandersetzung mit den damals herrschenden Bedingungen wie Wunsch nach Einfamilienhaus, Eigentum, Bevölkerungswachstum und der damit verbundenen „Landerstörung“. So bil-



Modellfoto der ersten Planung für die Baumgarten-Siedlung.



Teil der Bebauung „Im Eichbäumle“ vom zentralen Platz aus gesehen.

## Im Eichbäumle

In der Waldstadt-Feldlage ist ein Ergebnis mit ähnlicher Zielsetzung wie die Baumgarten-Siedlung zu besichtigen. Eine Fläche von ca. 8.000 qm südlich des Otto-Hahn-Gymnasiums bietet Platz für 19 Einfamilienhäuser auf Grundstücksflächen zwischen 245 und 386 qm. Trotz der vier Haustypen, ein- oder zweigeschossig, mit Wohnflächen zwischen 96 und 135 qm, bleibt die gestalterische Einheitlichkeit gewahrt. Die Grundlage dafür bilden die gleiche Formsprache durch die kubischen Elemente, die differenziert gestaffelten Baukörper und gleiche Materialien wie Kalksandstein-Sichtmauerwerk, Rahmen aus dunklem Holz und Mauerabdeckungen aus Sichtbeton.

den die Zeilen mit in der Regel 12 schmalen oder sechs breiteren Reihenhäusern Gruppen, die durch ein verästeltes, mit kleinen Plätzen unterbrochenes Wegenetz erschlossen sind. Ein Spaziergang auf diesen Fußwegen vermittelt dem Besucher die hohe Qualität des Wohnquartiers. Die gärtnerischen Anlagen entwarfen Hans Luz und Wolfgang Miller. Acht verschiedene Haustypen auf 150 bis 250 qm großen Grundstücken lassen eine Uniformität trotz des einheitlich weiß getünchten Mauerwerks vermeiden. Sichtgeschützte private Gartenhöfe erweitern die Wohnungen nach Süden ins Freie und bereichern mit ihrer Vegetation das Erscheinungsbild. Die Parkierung erfolgt in sieben Garagenhöfen, die an den Heinrich-Heine-Ring und an einen daran angeschlossenen Bügel, die Reinhold-Schneider-Straße, angebunden sind. Der größte Teil der Gesamtanlage einschließlich des Ladenzentrums, Kindergartens und der großen Spielplatzanlage kann ohne Überquerung einer Straße zu Fuß erschlossen werden.

Dieser bemerkenswerte Mosaikstein im Siedlungsgefüge der Waldstadt war als Sonderchau „Haus und Garten“ im Rahmen der Bundesgartenschau 1967 der Öffentlichkeit vorgestellt worden. Die Planung lag in den Händen von Dorothea Haupt, Peter Haupt, Ernst Jung und Wolfgang Siegmann (Gartengestaltung). Die Architekten suchten im Auftrag der Hausbau Wüstenrot GmbH als Bauherrin neue Möglichkeiten des verdichteten Flachbaues, die auf kleinen Grundstücken Wohnqualitäten des freistehenden Einfamilienhauses aufweisen. Intensiv nutzbare Wohngärten ohne die Einsehbarkeit durch die Nachbarn und Passanten sind dazu ein Beitrag. Die Dichte der Bebauung und Ausnutzung der Grundstücke ist aber geringer als im Flachbauquartier der Baumgarten-Siedlung. Ähnlich wie dort bleiben die Autos in Garagenhöfen an der Straße. Wohnwege führen auf einen kleinen Platz als Mitte der Bebauung. Da es sich bei diesem kleinen Wohnquartier um einen beispielhaften Beitrag zur Architektur der 60er Jahre handelt, steht es als Kulturdenkmal unter Schutz.

Der Süden Karlsruhes birgt mit der Baumgarten-Siedlung neben dem Dammerstock und der Gartenstadt ein drittes Ziel für die an der Wohnkultur und Siedlungsgeschichte Interessierten.

HARALD RINGLER

## Siedlungen der 60er Jahre in Karlsruhe (Teil II)

Die folgenden Beispiele für den Wohnungsbau der 60er Jahre sind sehr unterschiedlicher Natur. Die Anfänge der Rheinstrandsiedlung Daxlanden liegen in den 30er Jahren. Ende der 50er Jahre setzte sich die Bebauung fort. Baumaßnahmen in der Kriegs- und Nachkriegszeit unterbrachen diese bis zum Ende der 50er Jahre. Mit Oberreut, ebenfalls im Karlsruher Südwesten, war der Bau einer „Trabantenstadt“ beabsichtigt. Ende der 60er Jahre entstand an der Kaiserallee Wohnungsbau auf einer ehemaligen Industriefläche. Damit setzte sich der innerstädtische Wohnungsbau in Form von Großwohnanlagen wieder fort, wie er vor dem Zweiten Weltkrieg häufig zu finden war (Gottesauer Block, Ruppurrer-/Stuttgarter Straße, Alkerblock in der Ebertstraße, Hermann-Billing-Straße, Meidinger Block in der Kriegsstraße). Mitte der 50er Jahre entstanden an der Karlstraße das Wohnhochhaus Schmiederplatz und die vorgelagerte Ladenzone mit dem Ringcafé. Wohnungsnot und steigendes Bevölkerungswachstum verlangten aber weitere Siedlungen.

### Rheinstrandsiedlung

Der Mieter- und Bauverein, eine 1897 gegründete Karlsruher Genossenschaft mit heute über 6.500 Wohnungen, ist der Bauträger dieser im Südwesten der Stadt liegenden Siedlung. 1935 kaufte der Verein 24,7 ha Gelände und erhielt von der Stadt eine ehemalige Müllgrube geschenkt. Damit war die Auflage verbunden, dort eine Grünanlage anzulegen.

Beabsichtigt war der Bau einer „Gemeinschaftssiedlung“ der Reichsregierung für 500 Einfamilien- und Reihenhäuser mit dem Namen „Adolf-Hitler-Siedlung“. Da keine Ei-

genheime errichtet wurden, gab es keine Unterstützung des Reiches und keine Genehmigung für die Namensgebung. Es war das erste Siedlungsprojekt des Vereins, der sich bisher nur im Geschosswohnungsbau engagiert hatte. 1937 zogen die ersten Mieter ein, nachdem 1936 ein Wettbewerb zur Erlangung eines Siedlungsplanes durchgeführt worden war. Die Siedlung sollte „im gesamten Aufbau ein richtungsgebendes Vorbild nationalsozialistischen Gedankengutes sein“, damit auch ein der Dammerstock-Siedlung der „Systemzeit“ ideologisch entgegengesetztes Beispiel. Der zweite Preisträger Prof. Heinrich Mertens aus Aachen wurde mit der weiteren Bearbeitung beauftragt, da er im Gegensatz zum strengen, an Dammerstock erinnernden Entwurf der ersten Preisträger Prof. Karl Wach und Heinrich Roßkotten aus Düsseldorf durch geschwungene Straßen, Dorfplatzidylle („Am Anger“) und Häuser mit steilem Satteldach dörfliche Atmosphäre suggerieren wollte. Großstadtfeindlichkeit und Verherrlichung der bäuerlichen Lebensweise waren die Leitlinien für den Wohnungs- und Siedlungsbau. Nachdem 288 Wohnungen erstellt worden waren, erzwang der Baustoffmangel 1940 die Einstellung der Bautätigkeit.

Nach der Beendigung des Wiederaufbaues der teilweise zerstörten Siedlung im Jahre 1957 lebten dort über 1.200 Menschen. Ein Jahr später folgte der Weiterbau durch den Mieter- und Bauverein nach einem neuen Bebauungsplan, der die Grundlage für einen Endausbau für 8.000 Einwohner auf einer gesamten Siedlungsfläche von inzwischen 56 ha bildete. 1971 wohnten über 5.000 Einwohner in 1.250 Wohnungen. Reihenhäuser, Mittelhochbau und achtgeschossige Punkthäuser



Rheinstrandsiedlung: Ladenzentrum.

prägen diesen Stadtbereich mit seiner 60-jährigen „historischen Mitte“, die heute unter Denkmalschutz steht. Ladengeschäfte, eine Apotheke und ein Café sicherten damals die Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen für den täglichen Bedarf. Ein evangelisches Gemeindezentrum mit Kindergarten, ein Jugendzentrum und die teilausgebaute Adam-Remmele-Schule ergänzen die Infrastruktur. Bis 1990 hatte der Miter- und Bauverein über 1.750 Wohnungen erstellt. Nördlich davon war bis dahin auch das Baugebiet „Daxlanden-Ost“ entstanden.

### **Oberreut-Waldlage**

Die Erweiterung der Stadt nach Süden war schon im Entwurf des Generalbebauungsplanes 1926 angedacht. Die Planer sahen aber die Gleise der Pfalzbahn als Hindernis, auf deren

Beseitigung die gesamte Plankonzeption beruhte. Ab 1959 verstärkte sich die Suche innerhalb der Stadtverwaltung nach möglichen Bauflächen. Erste Gedanken über eine weitere Waldstadt in Blankenloch regten sich in Karlsruhe – so hatte doch schon die Inanspruchnahme der staatlichen Waldflächen für die Waldstadt verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten bereitet. Das Umland sah die drohende Eingemeindungsgefahr, was die Überlegung im Sand verlaufen ließ. Waldflächen in städtischem Eigentum waren aber noch interessanter für den Siedlungsbau. Der Wegfall einer komplizierten Bodenordnung und die fehlende Abhängigkeit vom Bauwillen privater Eigentümer ermöglichte eine schnelle Realisierung. So trieb die Stadtverwaltung die Planungen für den Bergwald und Oberreut, wo diese Gegebenheiten vorlagen, voran. Die Bauarbeiten für Oberreut begannen 1963.



Luffoto (1969) von Nordosten aus auf Oberreut-Feldlage.

Ende der 50er Jahre begann in der Bundesrepublik Deutschland an den Rändern von Großstädten der Bau von Großsiedlungen, die oft als „Satellitenstädte“ oder „Trabantenstädte“ bezeichnet wurden. Köln-Chorweiler, München-Fürstenried und Saarbrücken-Eschberg sind Beispiele dafür. Die Karlsruher Waldstadt zählt noch zum Städtebau der Phase zuvor. Oberreut war als Satellitenstadt, auf Karlsruher Größenverhältnisse ausgerichtet, gedacht.

Auf einer ca. 100 ha großen Fläche zwischen Bulach und der Heidenstückersiedlung sollte nach ersten Vorstellungen eine Wohnsiedlung für 12.000 Menschen entstehen. Ladenzentren, Schulen, ein Kino und ein Hotel sah man als Infrastruktur vor. Ein wichtiges Ziel lag dem ersten Gesamtentwurf von 1962 zu Grunde, nämlich preiswerte Wohnungen vor allem für kinderreiche Familien. Die klimatisch günstige Lage im Südwesten der Stadt wurde als besonderer Vorteil betont. Städti-

ches Eigentum war nur als Waldfläche vorhanden, was den ersten Bauabschnitt als „Oberreut-Waldlage“ auf 25 ha Fläche bestimmte. Meist Nord-Süd gerichtete Blöcke mit vier und acht Geschossen prägen die Bebauungsstruktur. Neben Reihenhäusern bringen drei winkelförmige Wohnzeilen etwas Abwechslung in den Städtebau. Der restliche Waldbestand konnte zum Teil in die Gestaltung einbezogen werden. Gebaut wurde ohne Bebauungsplan, der erst 1967 Rechtskraft erlangte.

Bis 1970, dem Jahr der Vollendung dieser Etappe, wuchs die Einwohnerzahl auf über 5.700 der Bestand an Wohnungen auf 1.160. Über 600 Wohnungen davon realisierte die städtische „Volkswohnung“. Die weitläufige Meinung, die wegen der Altstadtsanierung umgesetzten Menschen hätten in Oberreut eine neue Bleibe gefunden, stimmt nur teilweise. In dem 1961 festgelegten Ersatzwohnungsprogramm, in den nächsten 10 Jahren eintausend

Sozialwohnungen zu schaffen, waren auch andere Stadtteile einbezogen. Heute leben in der Waldlage etwa 3.500 Menschen.

Es folgte Ende der 60er Jahre der Bauabschnitt „Mittelreut“, dessen Planung in den Händen von Erich Schelling lag. Gegenüber der Waldlage erhöhte sich die Bebauungsdichte durch höhere Gebäude. Seit 1971 arbeitete das Stadtplanungsamt an einer neuen Planung für die Feldlage, ebenfalls mit dem Ziel einer höheren Verdichtung. Weitere Überarbeitungen folgten, deren Ergebnisse heute besichtigt werden können. Nach über 35 Jahren seit dem ersten Spatenstich geht Oberreut nun auf die bauliche Vollendung zu.

### **Eigentumswohnungscenter Kaiserallee**

Neben dem Siedlungsbau auf der „grünen Wiese“ trägt der innerstädtische Wohnungsbau auf vormals gewerblich genutzten Flächen ebenfalls zur Deckung der Wohnungsnachfrage bei. Die Umnutzung von Gewerbebrachen wird heute als ein wichtiger Beitrag zur Ressourcenschonung propagiert. Derartige „Konversionen“ gibt es in Karlsruhe schon länger. Der 1968 begonnene Bau von über 500 Wohnungen und Geschäften an der Kaiserallee, auf einer Fläche von 20.000 qm, ist nach der 1964



Eigentumswohnungscenter Kaiserallee mit dem ehemaligen Promenadenhaus im Vordergrund.

begonnenen Richt-Wohnanlage mit 400 Wohnungen ein weiteres Beispiel dafür.

Ein ca. 3,6 ha großes Areal zwischen dem damaligen Gaswerkgelände und der Scheffelstraße war ab 1865 von der Brauerei Printz genutzt worden. Nach dem Bau von Eis- und Lagerkellern der in der Innenstadt gelegenen Brauerei vollzog sich ab 1875 die gesamte Bierproduktion auf diesem Standort. Durch die Fusion mit der Brauerei Schrempp verblieb in den 1920er Jahren nur noch die Mälzerei an der Kaiserallee. Die übrigen Gebäude wurden dann von anderen Firmen genutzt. Ende der 1960er Jahre ging mit den Abbrucharbeiten diese Phase der Industrialisierung in der Weststadt dem Ende zu. Die Umnutzung des benachbarten Stadtwerke-Geländes folgte ungefähr ein Jahrzehnt später.

Das von Architekt Gerhard Pfisterer betreute Großprojekt wurde über Befreiungen von der damaligen städtischen Bauordnung, d. h. ohne Bebauungsplan als planungsrechtliche Grundlage realisiert, eine heute rechtlich und kommunalpolitisch nicht mehr mögliche Vorgehensweise. Die Wohnanlage besteht aus zwei 18-geschossigen langgestreckten Hochhäusern, einem siebengeschossigen Bürogebäude mit anschließendem fünfgeschossigen Laubenganghaus mit den der Kaiserallee abgewandten Wohnungen. An der Nordwestecke des Geländes erinnern heute noch zwei Bauten an das ausgehende 19. Jahrhundert, das für die Witwe Printz 1893 errichtete Wohnhaus und das anschließende Eckgebäude Kaiserallee/Scheffelstraße von 1884. Die Scheffelstraße wird von einem Mittelhochbau mit einer Ladenzone im Erdgeschoss begrenzt.

Eine Kuriosität stellt das ehemalige 1814/15 errichtete Promenadenhaus von Friedrich Weinbrenner neben den über 150 Jahre später errichteten Hochbauten dar.

HARALD RINGLER

# Die Städtische Galerie Karlsruhe

## *Neuer Ort, neue Möglichkeiten*

Im Mai 1997 bezog die Städtische Galerie ihr neues Domizil im Lichthof 10 des Hallenbaus A, und im Oktober des Jahres fand die glanzvolle Eröffnung des Hauses mit Zehntausenden von Besuchern und einem erheblichen Medienspektakel statt. Deutschlandweit wurde dieses Ereignis in Radio und Fernsehen ausgestrahlt und auch die Städtische Galerie als bedeutender Nachbar des ZKM gefeiert. Vier Jahre der Vorarbeit – der ständige Dialog mit dem Team des Architekten, dem ZKM, der Kommunalbau GmbH sowie Fachberatern hinsichtlich Technik, Equipment etc. sowie intensive Überlegungen vor allem zur Konzeption der ständigen Schausammlung – diese konnte seit Ende der 80er Jahre im Prinz-Max-Palais aus Platzgründen nicht mehr gezeigt werden – waren dem vorangegangen. Heute, knapp anderthalb Jahre nach dieser denkwürdigen Eröffnung, ist es an der Zeit, eine vorläufige Bilanz zu ziehen. Dies umso mehr, als die Städtische Galerie im September 1998 mit der Präsentation ihrer ersten Sonderausstellung „Deutsche Künstlerkolonien 1890–1910“ im neuen Hause an ihr Ausstellungsprogramm wieder anknüpfte, und das mit großem Erfolg.

Mit der Verlegung der Städtischen Galerie aus dem Prinz-Max-Palais in den Hallenbau hatte sich ein Programmwechsel sowohl in der Geschichte der Galerie als auch in der Kulturpolitik der Stadt vollzogen. Als direkter Nachbar und unter einem Dach mit dem ZKM und dessen zwei Museen, sowie der Hochschule für Gestaltung und künftig auch dem Sammlermuseum ist die neue Städtische Galerie im Hallenbau nunmehr Teil eines Ensembles von Institutionen geworden, die den

Bürgern und Bürgerinnen ein ungewöhnlich breites wie faszinierendes Spektrum an Kunst, Kultur und Medien bieten. Diese facettenreiche Bündelung von hochkarätiger Kunst und Medien an einem Ort ist europaweit einmalig! So ist die neue Städtische Galerie nicht mehr das solitäre „Juwel im Herzen der Stadt“, sondern eine gewichtige Stimme im Chor der Institutionen im Hallenbau A, wobei sie mit ihren Sammlungen von badischer Kunst seit 1850, deutscher Kunst nach 1945 und der hochrangigen, im internationalen Leihverkehr äußerst begehrten Sammlung Garnatz den mehr traditionell orientierten Grundakkord bildet. Das eigene Profil der Städtischen Galerie wird umso deutlicher, je mehr in den benachbarten Lichthöfen des ZKM vorwiegend Medienkunst geboten wird. Insgesamt geht es darum, ein möglichst pluralistisches wie spannungsreiches Angebot zu machen, sodass die Besucher, von Lichthof zu Lichthof wechselnd, in die unterschiedlichsten Erfahrungswelten moderner Ästhetik eintauchen können.

### **Neues Umfeld**

Dieses fruchtbare Nebeneinander der Kunst- und Kultureinrichtungen im Hallenbau A mit seinen unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunkten nimmt der Besucher wahr, wobei für ihn die verschiedenen Trägerschaften irrelevant sind. Mit dem Begriff ZKM ist zumeist der Hallenbau A als ganzer gemeint und nicht speziell das Zentrum für Kunst und Medientechnologie, das sich mit seinen Museen und Forschungs-Einrichtungen in den Lichthöfen 6 bis 9 zwischen Städtischer Galerie (Lichthof

10) und Hochschule für Gestaltung (Lichthöfe 3 bis 5) befindet. Eine durchgängige Erlebnisachse durch die Lichthöfe im 1. OG wird künftig die Einheit noch unterstreichen.

Die unmittelbare Nachbarschaft von Städtischer Galerie und ZKM-Museen hat sich bisher als außerordentlich positiv erwiesen. Auch nach dem naturgemäßen Abflauen der Besucherströme nach der Eröffnung 1997 wurden im Jahr 1998 rund 20.000 Eintrittskarten verkauft, die sowohl den Besuch der ZKM-Museen als auch den der Städtischen Galerie umfassten. In dieser Zahl sind jene 17.000 Besucher nicht enthalten, die bis zum Jahresende 1998 speziell wegen der Sonderausstellung „Deutsche Künstlerkolonien 1890 – 1910“ gekommen waren und sich bei dieser Gelegenheit oft auch die Schausammlung in den oberen Geschossen ansahen. Aufgrund des Ansturms im Januar 1999 konnten für diese Sonderausstellung schließlich über 25.000 Besucher verzeichnet werden. Mit dem restlosen Ausverkauf des Katalogs zur Ausstellung „Deutsche Künstlerkolonien“ bei einer Auflage von 4.000 Exemplaren brach die Städtische Galerie sämtliche diesbezügliche Rekorde ihrer Geschichte.

Insgesamt hat sich die Situation der Städtischen Galerie im Hallenbau A, Lichthof 10 grundlegend verbessert. So hat sich die Ausstellungsfläche etwa verdreifacht, ist die Schausammlung dauerhaft präsent, sind auch Technik-, Verwaltungs- und Depotbereiche großzügig bemessen und ausgestattet, steht eine eigene Fläche für Sonderausstellungen zur Verfügung. Als sinnvoll und äußerst nützlich erweist sich der Vortragsraum (das so genannte Forum) im Erdgeschoss. In dem etwa 200 qm großen Raum können – wie schon des öfteren erfolgreich erprobt – Sonderveranstaltungen unterschiedlichster Art durchgeführt werden. So fanden hier parallel und in Ergänzung zur Ausstellung „Deutsche Künstlerkolonien“

Vorträge, ein Literatur- und Konzertabend sowie ein abschließendes Symposium statt. Darüber hinaus diente er als angemessener Rahmen für außergewöhnliche Ereignisse wie die Übergabe des „Hanna-Nagel-Preises“, der von den fünf Karlsruher Präsidentinnen gestiftet wurde, oder die Feier aus Anlass des ersten Spatenstichs der Landeszentralbank Baden-Württemberg, deren Neubau in direkter Nachbarschaft zur Städtischen Galerie entsteht. Der sehr vielseitig zu nutzende Raum wird künftig auch Dritten auf Mietbasis mit Dienstleistungsangebot zur Verfügung gestellt werden können.

### **Neue Planungen**

Um das Haus lebendig und attraktiv zu halten, sind erfahrungsgemäß immer wieder zusätzliche interessante Angebote und Ereignisse notwendig. Hierzu bietet die besondere Struktur der Lichthof-10-Architektur ausgezeichnete Möglichkeiten, wobei die ausstellungsspezifische Gestaltung der offenen Fläche bei jeder neuen Präsentation eine immer wieder neu zu lösende Aufgabe darstellt. Für die kommenden Jahre hat die Städtische Galerie ein spektrereiches Sonderausstellungsprogramm avisiert, das von monographischen Präsentationen wie die Retrospektive zu Willi Müller-Hufschmid über internationale zeitgenössische Kunst zum Thema „Herausforderung Tier – von Beuys bis Kabakov“ (aus Anlass der Europäischen Kulturtag 2000) bis hin zu „Emil Nolde“ reicht. Darüber hinaus werden die zusätzlichen Kulturangebote, die bereits im Prinz-Max-Palais eine programmatische Rolle spielten, wie Konzerte, literarische Lesungen, Vorträge sowie Performances fortgesetzt und erweitert und neue, gut angenommene Ausstellungs- bzw. Veranstaltungsreihen wie der „Bildwechsel“ oder „Kunst – gesehen von Künstlern“ weitergeführt. Dem Aufbau einer

museumspädagogischen Abteilung gilt die verstärkte Aufmerksamkeit. Bei all diesen Projekten kommt der bereits vielfach erprobten Kooperation immer wieder zentrale Bedeutung zu, so mit Museen in- und außerhalb Karlsruhes, der Musikhochschule, dem Badischen Konservatorium, der Universität, der Kunstakademie, der Jugendkunstschule, den Schulen, dem Badenwerk und nicht zuletzt natürlich auch mit dem ZKM. Mit letzterem ist geplant, mittels gemeinsamer Ausstellungen spezifische Themen in den unterschiedli-

chen Medien zu reflektieren. Als klein, aber erlesen und fein hat sich der vom Förderkreis der Städtischen Galerie eingerichtete Museumsshop erwiesen. Nach anderthalb Jahren Städtische Galerie im Lichthof 10 lässt sich bilanzieren, dass der neue Standort im Hallenbau A mit seinen Möglichkeiten und Synergien ein Chancenpotential beinhaltet, das es nach dem vielversprechenden Anfang weiter auszubauen gilt.

ERIKA RÖDIGER-DIRUF

## Einblicke in die Karlsruher Baugeschichte

### *Ergebnisse der bauhistorischen Analyse des „Seilerhäuschens“*

Im vergangenen Herbst konnte im Rahmen des Aufbaustudiengangs Altbauinstandsetzung an der Universität Karlsruhe mit der Untersuchung des Seilerhäuschens in der Kaiserstraße 47 ein besonderer Einblick in die Karlsruher Stadtgeschichte gewonnen werden. Die Analyse der Bausubstanz und ihrer geschichtlichen Entwicklung war außerordentlich aufschlussreich, besonders zur bautechnischen Realisierung der Modellhausgrundrisse in der Gründungszeit der Stadt, aber auch zu den Entwicklungsstufen, die ein Handwerkerhaus im Laufe von 276 Jahren durchgemacht hat. Eine Bestimmung des Fälldatums der in dem Haus verwendeten Holzbalken (dendrochronologische Datierung) ermöglichte schon vor einigen Jahren die Festlegung der Bauzeit auf das Jahr 1723. Die stärksten Eingriffe in die historische Bausubstanz haben erst Mitte der 1990er Jahre stattgefunden, so dass jetzt einerseits größere Teile der Ausstattungs- und Nutzungsspuren der jüngeren Epochen zerstört sind, andererseits aber auch die (weitgehend

erhaltene) ursprüngliche Bausubstanz „wie ein offenes Buch“ daliegt. Die Volkswohnung, die das Baudenkmal durch Kauf vor dem Abbruch rettete, ermöglichte den Studentinnen und Studenten mit der Erforschung eines der Häuser aus der Gründungszeit Karlsruhes eine besondere Erfahrung.

Von den für die Erhaltung notwendigen Voruntersuchungen sind die ersten Schritte getan. Es gibt ein formgetreues Aufmaß, das das Architekturbüro Crowell & Crowell aus Karlsruhe 1994/1995 angefertigt hat, und eine Altersbestimmung des Bauholzes. Es gibt eine Schadenskartierung von 1996, bei der das Holzgerüst mit dem Bohrwiderstandsmessverfahren vom Büro Rinn & Fischer aus Heidelberg untersucht wurde. Von der Volkswohnung wurde in den ersten Monaten nach der Erwerbung das Bauaufmaß der Flügelbauten erstellt und eine umfassende Fotodokumentation mit dem notwendigen Orientierungssystem angefertigt. Darüber hinaus wurden gründliche Vorüberlegungen für die Einpas-

sung einer denkmalverträglichen Nutzung im Sinne einer Fortschreibung der Geschichte des Baudenkmals entwickelt, deren Ansatz und Zielrichtung befürwortet werden können.

### Spuren lesen

Ziel der Untersuchung der Bausubstanz war, durch das Spurenlesen vor Ort die Bauentwicklung nachzuvollziehen. In Baualtersplänen wurde jedes Bauteil in der Folge seines Einbaus farblich gekennzeichnet. Durch die Auswertung stadthistorischer Literatur und alter Akten, Pläne und Ansichten wurde die Bedeutung des Objekts und sein Bezug zur Stadtentwicklung ermittelt und dargestellt. Die Funktionen der Räume in verschiedenen Nutzungsphasen anhand der sichtbaren Spuren wurden dargestellt, Konstruktion, Baumaterial und Bautechnik beschrieben und den einzelnen Bauphasen zugeordnet. Anhand der Spuren wurde die Grundrissentwicklung, die Raumstruktur im Wandel der Zeit dargestellt. Auch die Beschreibung des Erhaltungszustandes unter historischem Gesichtspunkt ist eine wichtige Voraussetzung für ein Instandsetzungskonzept. Beispielhaft wurde eine Erfassung der wichtigen historischen Fenster in Form eines „Fensterbuchs“ erarbeitet. Bemerkenswert war dabei die Anzahl verschiedener Fensterkonstruktionen, die im Laufe der Zeiten bei diesem Gebäude immer dort eingebaut wurden, wo ein ganzer Bauteil auszutauschen oder wo ein Fenster schadhafte war. Neben einzelnen Fenstern aus dem 18. Jahrhundert, möglicherweise aus der Bauzeit von 1723, aber auch aus der zweiten Phase von 1750-1770, aus der Zeit um 1790 und einer ganzen Reihe von Fenstern, die aufgrund ihrer Konstruktion am ehesten auf um 1810-1820 datiert werden müssen, lassen ebenso wie die jüngeren Fenster und die Reparaturen an den historischen Fensteranlagen eine „Karlsruher Hand-

werks-geschichte des Fensterbaus“ an einem Bauwerk nachvollziehbar werden.

### Zur Bau- und Umbaugeschichte

Nach der Errichtung im Jahre 1723 gab es erst 1880 größere Veränderungen auf dem Grundstück, die beim Ursprungsbau aber mit geringen Eingriffen realisiert wurden. Bis heute ist dieser Ende des 19. Jahrhunderts geschaffene Zustand im Wesentlichen prägend geblieben. Die wichtigsten Stufen der Baugeschichte des Hauses sollen jetzt an Hand der vorhandenen Bausubstanz kurz dargestellt werden:

#### Ein Bürgerhaus von 1723

Den schon vor einigen Jahren durchgeführten dendrochronologischen Untersuchungen des Bauholzes zufolge wurden die Stämme im Winter 1722 geschlagen, das Gebäude folglich im Sommer 1723 errichtet. Die wenigen im Sommer 1723 gefällten Hölzer stellen eine Ergänzung während des Bauprozesses dar. Das Bürgerhaus wurde eingeschossig mit einem Mansarddach errichtet, so dass das Obergeschoss gegenüber dem Erdgeschoss nur unwesentlich eingeschränkte Räume bot. Die Nutzungsspuren lassen eindeutig zwischen verschiedenen Raumgruppen unterscheiden. Neben den Erschließungsbereichen und den Feuerstellen, die gleichzeitig als Küche und Heizstelle für die Hinterladeröfen auf der Rückseite der Herdwände dienten, gibt es die geheizten Wohnräume (Stuben) und die ungeheizten Räume (Kammern), die generell eher als Schlaf- oder Lagerräume dienten.

Die Fachwerkwände und das Dachwerk wurden aus Nadelholz gezimmert, die Ausfachungen mit einem Flechtwerk aus Staken und Ruten verschlossen und mit einem groben Stroh-Lehm-Gemisch ausgefüllt. Die Decken erhielten eine Füllung aus Wellern, die in



Stube im Obergeschoss mit Fachwerk und Lehmausfachungen von 1723. Vor der schrägen Wand des ursprünglichen Mansarddaches wurde nach der neuen Bauvorschrift von 1752 eine Fachwerkwand auf dem unteren Riegel der älteren Konstruktion aufgesetzt (Aufnahme November 1998).

eine mittig eingeschlagene Nut eingeschoben wurden, nachdem sie mit Stroh und Lehm umwickelt worden waren. Nach dem Austrocknen des Lehms, wohl erst im Frühjahr 1724, wurden die Gefache bündig mit einem feinen Kalkputz überzogen, wobei in diesem Arbeitsgang auch die Schwundrisse zwischen Holz und Lehm ausgefüllt wurden. Fenster und Türen waren als Teil der hölzernen Ausstattung schon im ersten

Arbeitsgang eingebaut worden, was unter anderem daran zu beobachten ist, dass hinter den (bis auf wenige Ausnahmen jüngst verlorenen) Türrahmungen keine Kalkspuren zu

beobachten sind. Nach dem Verputzen der Ausfachungen wurden die Wände flächig mit Kalkfarbe überstrichen, so dass einheitliche Flächen entstanden.

### **Eine neue Fassade nach 1752**

Die auffälligste Umgestaltung ist die Anpassung der ehemals eingeschossigen Fassade im Sinne der Bauvorschrift von 1752, nach der Bürgerhäuser zweigeschossig zu errichten seien. Bis etwa 1770 wurden auch Anpassungen älterer Fassaden an die neuen Modellvorschriften bezuschusst, so dass der Zeitraum für diese Modernisierung mit 1752–1770 gut umschrieben ist. Bautechnisch wurde die

Maßnahme hier – wie auch bei Waldstraße 5 – mit geringem Aufwand realisiert: Statt der vier Gauben in der unteren, steileren Dachfläche des Mansarddaches wurde auf der Brüstungshöhe der Fenster ein durchgehendes senkrechtes Fachwerk aufgesetzt. Die Fenster konnten bleiben, die Gefache dazwischen wurden mit Flechtwerk und Lehm verschlossen.

### **Neuausstattung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts**

Die große Stube im Ergeschoss wurde vollständig neu ausgestattet. Sie erhielt einen ornamentierten Fußboden aus Eichenrahmen und Nadelholzfelderungen, eine umlaufende hohe Fußleiste mit einer erhabenen Hauptfläche und einer profilierten oberen Abschlussleiste, neue Füllungstüren mit profilierten Bekleidungen. Die bis dahin lediglich überstrichenen Fachwerkwände wurden über Rohrgewebe mit Kalkputz überputzt, die Decke wurde von einem profilierten Stuckgesims gerahmt. Fast unverändert ist dieser Raum bis heute erhalten. Nur als die Küche um 1880 verlegt wurde, versetzte man die Tür an die Stelle der alten Ofenstelle.

## Veränderungen um 1880

Statt des in einem Bauantrag von 1880 vorgesehenen dreigeschossigen Anbaus im Hof wurde ein zweigeschossiger errichtet. Im Hinblick auf die Schiefstellung des Vorderhauses ist die Beobachtung besonders bemerkenswert, dass die Setzung des Hauptgebäudes zu diesem Zeitpunkt offenbar schon abgeschlossen war: der Flügel von 1880 nimmt in der Konstruktion auf die Setzung des Vorderhauses von 1723 Bezug, der Zwickel zwischen Haupthaus und Flügel zeigt bis heute die gleichen Backsteine und den gleichen Mörtel wie die übrigen Wände des Flügelbaus. Im Vorderhaus wurde ein Laden mit einem großen Schaufenster eingebaut, die Küche in den alten Flur verlegt, die Treppe aus diesem Flur nach außen in den Hof umgesetzt, so dass man jetzt das Obergeschoss unabhängig vom Erdgeschoss benutzen konnte. Das Fenster von etwa 1800, das an der Stelle des Schaufensters gesessen hatte, wurde nicht fortgeworfen, sondern in einem Anbau an den Flügelbau wieder eingebaut. Hier konnten die Studenten das gut erhaltene Fenster in seinen Maßen und Proportionen mit den anderen Fenstern der Straßenfassade vergleichen.

Durch die Bauanträge belegt ist für diesen Zeitraum auch die Errichtung der Seilerei in der südöstlichen Hofecke. Reste dieses bis in die 90er Jahre dieses Jahrhunderts weitgehend mit ursprünglicher Ausstattung erhaltenen Gebäudes wurden bei einer Neuverzimmerung um 1995 wiederverwendet.

## Ein Dokument der Stadtgeschichte

Für die Stadtgeschichte Karlsruhes stellt das Seilerhäuschen in der Kaiserstraße 47 ein einzigartiges Zeugnis der Bau- und Lebensformen der ersten Bürgergeneration dar. An der Einfahrtsstraße von Durlach zum Durlacher

Tor gelegen, kam dieser Häuserzeile eine große Bedeutung zu, wenn man Gästen des Herrschaftshauses oder neuen Siedlern das Wachsen der 1715 gegründeten Stadt anschaulich machen wollte. Neben dem unschätzbaren Wert als Originalquelle, die den Grundriss, die Nutzung, die Bautechnik und die Ausstattung aus der Gründungszeit der Stadt dokumentiert und überliefert, stellt die Folge der Um- und Anbauten gleichermaßen eine Baubiographie eines Handwerkerhauses über fast 300 Jahre dar. Der Charta von Venedig von 1964 folgend gehören auch die aus der Wandlung der Nutzung erwachsenen baulichen Eingriffe im Laufe der vergangenen Jahrhunderte zu den schützenswerten Geschichtsspuren.

Die Feststellung, dass das Haus 47 in der Kaiserstraße ein einzigartiges Dokument der Bau- und Lebensweisen der Bürger der Stadt zur Zeit der Gründung Karlsruhes darstellt, bedeutet darüberhinaus selbstverständlich nicht, dass es keine Anpassungen an moderne Bedürfnisse geben dürfte, sondern formuliert vielmehr den Anspruch, dass das hochkarätige Bauwerk entsprechend hochkarätig zu behandeln sei. Sowohl was die Intensität der Voruntersuchungen angeht, als auch was die behutsame und respektvolle Art aller Reparaturen, als auch die Qualität der Einfügung neuer Bauteile betrifft, hat die Volkswohnung mit ihren ersten Schritten gezeigt, dass sie bei der Instandsetzung und Modernisierung höchste Ansprüche verfolgt.

HOLGER REIMERS

# Politische Polizei in Karlsruhe zwischen Demokratie und Diktatur

Wie die NS-Herrschaft in Baden begann? Am Tag, nachdem Robert Wagner von Reichsinnenminister Wilhelm Frick zum Reichskommissar ernannt und nach Baden entsandt worden war, belagerten SA- und SS-Einheiten in machtvoller Demonstration das Karlsruher Innenministerium am Schlossplatz. Annähernd 3.000 Männer waren zusammengezogen worden. Man schrieb den 9. März 1933: Die „Machtergreifung“ in der Provinz war in vollem Gange.

## Neue „Führer“, neue Aufgaben

Da der Polizei im nationalsozialistischen Staat eine besondere Bedeutung zukommen sollte, wurden führende Positionen innerhalb der Polizei schon bald neu besetzt. Karl Pflaumer wurde in einer Art Sonderstellung als Personalreferent der gesamten badischen Polizei vorangestellt. Gau SA-Führer Hanns Ludin wurde zum kommissarischen Polizeipräsidenten Karlsruhes ernannt und löste damit den bisherigen Amtsinhaber Paul Haußer ab. An die Stelle der Majors der Ordnungspolizei Erich Blankenhorn trat der Wagnerhörige Major Franz Vaterrodt, der seine Untergebenen wissen ließ, dass nur noch diejenigen einen Platz in der Polizei finden könnten, „die gewillt sind, am Wiederaufbau unseres Vaterlandes freudig mitzuarbeiten.“ Ferner sollten der staatlichen Polizeiverwaltung SA- oder SS-Führer als Verbindungsleute zugeteilt werden, um gemeinsam mit der neu geschaffenen „Hilfspolizei“ dafür zu sorgen, dass die NS-Herrschaft über kurz oder lang konsolidiert werden konnte. Und was geschah mit der Politischen Polizei?

Bislang wurde ihrem Schicksal zwischen März und Oktober 1933 nur wenig Aufmerksamkeit zuteil. Das nimmt Wunder. War es doch gerade die Politische Polizei, die per Dienstbefehl in professioneller Opposition zur NS-Bewegung stehen musste. Als Staatsschutzorgan war sie einst eingesetzt worden, um die junge Republik gegen links- und rechtsextreme Feinde zu verteidigen. Bis März 1933 hatten die Beamten des Karlsruher Landespolizeiamts, in das die Politische Polizei als Abteilung „N“ integriert war, den Auftrag, die NS-Bewegung zu überwachen. Und nun?

Nun harrten sie der Dinge, die da kommen sollten. Am 9. März 1933 versammelte man sich in den Büroräumen der Karlsruher Dienststelle im Gebäude des Polizeipräsidiams am Marktplatz. Nur zwei Beamte waren nicht anwesend. Der offizielle Behördenleiter und Karlsruher Polizeipräsident Paul Haußer war, wie erwähnt, nicht mehr im Amt; ein Kollege hatte sich krank gemeldet. Hermann Ramspeger, Abteilungsleiter des Erkennungsdienstes und zur Kooperation mit den neuen Machhabern bereit, hielt als kommissarischer Behördenchef den Kontakt nach draußen. Eine von Reichskommissar Wagner instruierte Delegation war währenddessen auf dem Weg, um bei der Politischen Polizei nach dem „Rechten“ zu sehen. Karl Sauer, langjähriges Parteimitglied und ausgewiesener Nazispitzel, wurde beauftragt, gemeinsam mit einem SA-Kollegen dafür zu sorgen, dass keine Aktenstücke oder Karteimaterial vernichtet oder entfernt wurden. Er erinnerte sich später: „Bei unserem Eintreffen [...] versicherten die Beamten, die alle in einem Zimmer zusammen waren, daß keinerlei Akten vernichtet worden sind und

daß auch keinerlei Absicht bestehe bzw. keinerlei Befehle vorliegen, Akten zu entfernen. Die Schränke wurden verschlossen und die Beamten aufgefordert, nach wie vor ihren Dienst weiter zu versehen. [...] Diese Nacht verbrachte ich gemeinsam mit [einem SA-Kollegen] und zwei Beamten der Politischen Polizei, die sich ablösten, in den Büroräumen der Abt[eilung] N. Zu diesem Zwecke hatten wir vom Ministerium Pistolen erhalten.“

Nachdem die Politische Polizei in Karlsruhe auf solche eher unspektakuläre Art übernommen war, begann in den darauf folgenden Wochen eine Hetze gegen alle ehemals republikfreundlichen Beamten, so jedenfalls wollten es die Zeitgenossen erlebt haben. Die Nationalsozialisten drohten damit, ein umfängliches Personalrevirement in die Wege zu leiten. In den NS-Organen wie dem „Führer“ wurden die „polemische Agitation“ forciert und „Einschüchterungskampagnen“ gezielt lanciert. Zieht man die in dieser Hinsicht allerdings unvollständigen Badischen Beamtenkalender vor und nach 1933 zum Vergleich heran, so fällt auf, dass nach der „Machtergreifung“ eine wesentlich veränderte Namensliste für das Karlsruher Landespolizeiamt ausgewiesen wird. Wurde das Personal der Politischen Polizei Karlsruhes also tatsächlich in großem Stil ausgetauscht? Stimmt es, dass „nur drei Beamte des mittleren Dienstes [...] ihre Tätigkeit nach 1933 fortsetzen“ konnten?

### **Alte Stamm-Mannschaft**

Unter Berücksichtigung von Personalakten der einstigen Mitarbeiter der Politischen Polizei (und späteren Angehörigen der Gestapo) ergibt sich indessen ein etwas anderes Bild. Demnach hat die Mehrheit der Politischen Polizeibeamten Badens die nationalsozialistische „Machtergreifung“ und die ihr folgende, vermeintliche „Säuberung“ in dienstlicher

Hinsicht nahezu unbeschadet überstanden. In Karlsruhe wurde kein einziger Mitarbeiter dauerhaft aus seinem Beschäftigungsverhältnis entlassen. Die meisten Beamten blieben an ihren Schreibtischen und wurden mit Gründung der badischen Geheimen Staatspolizei im Oktober 1933 in die vordergründig nur umbenannte Behörde übernommen. Die ausschnittshaften Auflistungen der Badischen Beamtenkalender suggerieren einen Bruch in der personellen Besetzung der Karlsruher Behörde, den es in diesem Ausmaß gar nicht gegeben hat.

In der Karlsruher Zentrale der Politischen Polizei arbeiteten während der Weimarer Republik zehn Beamte: neben dem Leiter und dessen Stellvertreter noch zwei Verwaltungsbeamte, ein Stenograph sowie fünf Ermittlungsbeamte, wovon wahrscheinlich zwei vornehmlich mit abwehrpolizeilichen Aufgaben betraut waren. Von diesen zehn Beamten wurde im Laufe des Jahres 1933 nur ein einziger versetzt, und zwar der Leiter August Schneider, dem bereits am 9. März verkündet wurde, dass er fortan von seinem Dienst suspendiert sei. Mochten die anderen das Schicksal ihres Chefs als bedrohliches Exempel empfinden oder von der Legitimität der „nationalen Erhebung“ sogar überzeugt sein: Zwischen notgedrungenem Mitmachen und begeistertem Einschwenken wird man die Motive jener Beamten suchen müssen, die auch unter dem Nationalsozialismus zur treuen Dienstleistung bereit waren.

Die alte Politische Polizei bildete den Personalstamm der späteren Gestapo. Auf ihre Kenntnisse wollte man nicht verzichten. Gerade bei der Verfolgung der Kommunisten und Sozialisten, die unmittelbar nach der „Machtergreifung“ begann, nahmen ihre berufserfahrene Beamten deshalb wichtige Positionen ein. Nicht nur der Karlsruher Jacob Münch konnte auf eine mehrjährige Erfah-

rung bei der Überwachung linksextremer Parteien während der Weimarer Republik zurückblicken. Der 1877 im rheinpfälzischen Altrip geborene Beamte gehörte seit Gründung dem Badischen Landespolizeiamt an und galt als einer der bewährtesten Mitarbeiter. Nach 1933 wurde ihm die Leitung der Abteilung „Politische Überwachung“ übertragen, ein Amt, das er mit reichlich Zynismus und Brutalität zu führen verstand. Auch sein Kollege Heinrich Hörner, seit September 1919 bei der badischen Fahndungspolizei, prahlte später mit seinen Vorkenntnissen und behauptete, der „wichtigste Mann“ der Karlsruher Gestapo zu sein.

An die Seite von Münch, Hörner und den anderen altbewährten Beamten wurden allerdings weitere Kräfte gestellt, so dass von Beginn an kein Zweifel an den Absichten der Nationalsozialisten aufkommen konnte. Für exekutive Aufgaben setzte man nun die vornehmlich aus SA- und SS-Männern rekrutierte Hilfspolizei ein, die in Kooperation mit kriminal- oder ordnungspolizeilichen Kräften zwischen März und September 1933 tätig wurde. Insbesondere die Hilfspolizei antizipierte dabei mit ihren brutalen Verfolgungsmethoden die Praxis der späteren Gestapo, umso mehr, als etliche Hilfspolizisten, wie zum Beispiel der spätere Mörder an Ludwig Marum, Karl Sauer, später selbst in die Gestapo aufgenommen werden sollten. Der Keller des Polizeipräsidiams am Marktplatz diente 1933, nur drei Stockwerke unter der alten Politischen Polizei, als Folterkammer der Hilfspolizisten.

### **Auf dem Weg zur Gestapo**

Unterdessen war die regionale NS-Führung, allen voran Reichskommissar Robert Wagner, darum bemüht, die badische Polizei neu zu ordnen. Auf der Grundlage der alten institutionellen Voraussetzungen sollte eine Polizei

geschaffen werden, die aus der bisherigen Verantwortung gegenüber staatlichen und staatsanwaltschaftlichen Institutionen herauszulösen war. Mit der Ausarbeitung der entsprechenden Konzepte, die zum Teil kontrovers zwischen Innen- und Justizministerium debattiert wurden, beauftragte man einen ausgewiesenen Fachmann: August Schneider. Nach seiner, wie sich jetzt herausstellte, vorübergehenden Dienstsuspendierung war man auf den Sachverstand des ehemaligen Leiters der Politischen Polizei angewiesen. Seine frühere Betätigung spielte offenbar keine Rolle mehr, im Gegenteil. Schneider wurde gerade „aufgrund [s]einer mehrjährigen Beschäftigung mit kriminalpolizeilichen Angelegenheiten“ für diese Aufgabe auserwählt. Das von Schneider am Ende erarbeitete Gesetz über die Landeskriminalpolizei („Landeskriminalpolizeigesetz“) sah in seiner Zusatzverordnung auch die Schaffung des Geheimen Staatspolizeiamts vor.

Damit schließt sich der Kreis: Aus der Politischen Polizei der Demokratie war die Geheime Staatspolizei der NS-Diktatur geworden. Die insgesamt große personelle wie institutionelle Kontinuität innerhalb der Politischen Polizei erleichterte den Übergang. Bei der gesetzlichen Neugliederung der fortan Geheime Staatspolizei genannten Behörde konnte man auf die bestehenden institutionellen Strukturen des Landespolizeiamts und das Fachwissen des einstigen Leiters der Politischen Polizei zurückgreifen. Und bei der Rekrutierung des Gestapopersonals sollten die alten dienst erfahrenen Beamten den ersten Grundstock bilden.

MICHAEL STOLLE

## „Die Versammlung verlief entsprechend den stürmischen Zeitverhältnissen“

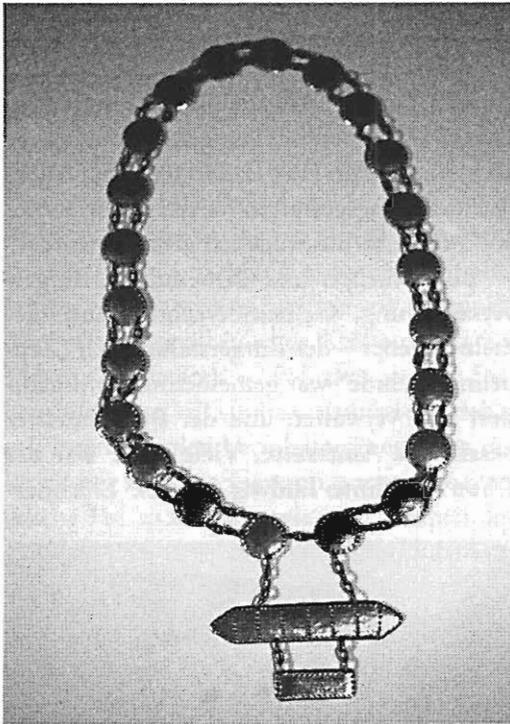
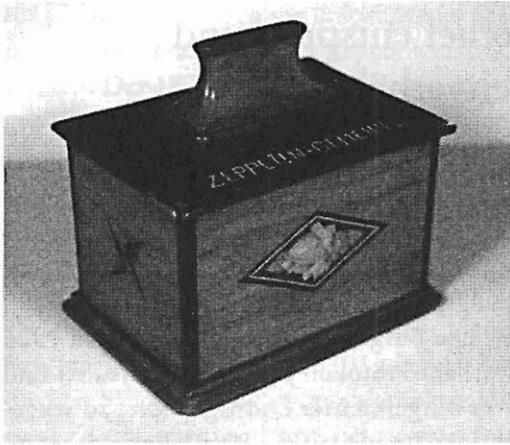
Ein bisher unbekanntes Kapitel Karlsruher Stadtgeschichte wurde im Sommer 1998 durch eine Schenkung von Frau Ursula Büchner aus Karlsruhe an die Stadt aufgeschlagen. Es geht hierbei um den Bürgerstammtisch „Zeppelinge­meinde“, von dem das Stadtarchiv und das Stadtmuseum im Prinz-Max-Palais nun Gegenständliches und schriftliche Unterlagen erhielten. Beide Bereiche ergänzen einander und geben einen anschaulichen Einblick in die internen Angelegenheiten und eine Vorstellung von den Zusammenkünften dieses Stammtischs, der in den zwanziger und dreißiger Jahren in der traditionsreichen Gaststätte „Graf Zeppelin“ tagte. Nahezu jeden Monat wurde hier eine „Bürgerversammlung“ der Zeppelinge­meinde abgehalten, über deren Verlauf die handschriftlich geführten Berichte und Protokolle vom Dezember 1923 bis August 1936 Aufschluss geben. Ganz sicher kam bei diesen Versammlungen die unter einem 20 cm hohen Baldachin hängende Tischglocke zum Einsatz, die über eine Metallkette, befestigt an einer schlüsselförmigen Halterung, betätigt wurde. So möglicherweise bei der Sitzung am 31. Mai 1924, deren Verlauf laut Protokoll „ganz den stürmischen Zeitverhältnissen“ entsprach. Ein Blick in die „Badische Presse“ gibt Aufschluss über die damaligen stürmischen Zeitverhältnisse. Nach den Reichstagswahlen vom 4. Mai 1924, die in Karlsruhe das Zentrum gewonnen hatte und aus denen die KPD und Nationalsozialisten gestärkt hervorgegangen waren, fanden in Berlin die Verhandlungen über die Regierungsbildung statt. Im Saarland verschärfte sich zunehmend die Wirtschaftskrise, und schwere Kämpfe waren nach Einschätzung der „Badi-

schen Presse“ unabänderlich. In Karlsruhe fand derweil eine Protestversammlung der hiesigen Beamtenschaft gegen die neuen Besoldungspläne der badischen Regierung statt.

Die Bürgerversammlung vom April 1924 war laut Protokoll „angeregt“ verlaufen und von Bürgermeister Ludwig Klipfel zu vorge­rückter Stunde mit der Bitte beendet worden, sich künftig möglichst kurz zu fassen, damit auch für den gemütlichen Teil des Abends Zeit verbleibe. Der gemütliche Teil der Sitzung vom 29. März 1924 hatte für die anwesenden Bürger eine Überraschung gebracht, denn die Zeppelin-Wirtin Frau Lorenz hatte mit einem Nachtessen aufgewartet, für das ihr im Proto­koll nochmals ausdrücklich gedankt wurde.

Bürgermeister und Gemeinderat, Bürgerversammlung, Gemeinderechner und Gemeindediener – der Bürgerstammtisch „Zeppelinge­meinde“ war gemeindemäßig organisiert und verwaltet, und der Bürgermeister besaß eine Amtskette. Viele Jahre war der schon erwähnte Ludwig Klipfel, Blechner-





und Installateurmeister aus der Körnerstraße 12, Bürgermeister der „Zeppelingemeinde“. Sein Name mit Berufsangabe, Adresse und Telefonnummer bildet eines der Emailschilder, die auf dem sechseckigen Aschenbecher der „Zeppelingemeinde“ angebracht sind. Auch der Mineralwasserfabrikant Anton Hanauer

aus der Goethestraße 26, der Damen- und Herrenfriseur Alex Frank aus der Sofienstraße 154, Kunst- und Bauschlosser Matthäus Teufel aus der Goethestraße 17, Schreiner und Glasermeister Heinrich Engel aus der Yorckstraße 17 und Metzger Leopold Frank aus der Hirschstraße nahmen eine besondere Stellung in der „Zeppelingemeinde“ ein. Ihre Namen, ebenfalls mit Beruf, Adresse und Telefonnummer, bilden die restlichen Emailschilder des Aschenbechers, dessen Haltegriff ein Zeppelin-Luftschiff darstellt.

Weltzien-, Yorck-, Sofien- und Körnerstraße, Gutenberg-, Goethe-, Draisstraße und Kaiserallee lauten die in der Weststadt gelegenen Wohnadressen der Stammtischmitglieder. Zwei Personen wohnten in Mühlburg, in der Bach- bzw. Brahmsstraße und zwei Personen kamen aus der Südstadt. Dies geht aus dem Mitgliederverzeichnis der „Zeppelingemeinde“ aus dem Jahr 1929 hervor. Es gibt außerdem Aufschluss über die Altersstruktur der Stammtischmitglieder. Das Gros der damals 37 Mitglieder zählenden Gemeinde war 48 bis 58 Jahre alt. Jüngster war der 31-jährige Metzgermeister Leopold Frank, ältestes Mitglied war 1929 der 75-jährige Schreinermeister Gustav Maurer aus der Körnerstraße.

Und was befand sich im „Geheimarchiv“ der Zeppelingemeinde? Dies wird wohl geheim bleiben. Sichtbar ist auf jeden Fall das 80 cm hohe, 50 cm breite und 24 cm tiefe abschließbare Holzschränkchen mit zwei Innenfächern, in dem das „Geheimarchiv“ untergebracht war. Welche Funktion hatte das schwere, 10 cm hohe Holzkästchen mit Intarsien, eingelassener Vertiefung und dazugehörigem Holzgriffartigem Verschluss? War es ein Briefbeschwerer oder eine Schnupftabakdose?

Dass der Stammtisch schon vor dem Ersten Weltkrieg bestanden hat, geht aus der Sammlung von Feldpostkarten aus den Jahren 1914 bis 1918 hervor, die ebenfalls erhalten

geblieben ist. Die Postkarten sind an den „Stammtisch zum Grafen Zeppelin“ Ecke York- und Sofienstraße adressiert und an die „liebe Gemeinde“, die „werten Freunde“ oder sogar an den „verehrlichen Stammtisch“ gerichtet. Auch in späteren Zeiten hielten die Gemeindemitglieder bei Abwesenheit den Kontakt zum Stammtisch aufrecht. Postkarten aus dem Urlaub, aus einer Kur oder von einem Familienausflug belegen dies. Die Adresse ist unverändert geblieben, die Postkarten sind nun aber häufig an die „lieben Bürger“ gerichtet und die Schreiber grüßen oftmals mit „Euer Bürger“. Am 4. August 1937 sandte der damalige „Bürgermeister“ August Fromm, aus „der schönsten Stadt Deutschlands“ eine Postkarte vom Opernhaus in Dresden an die Zepplingemeinde. Er hatte seinen Besuch in Dresden offensichtlich mit der Teilnahme am 12. deutschen Sängerbundesfest verbunden. Bereits am 31. Juli 1937 hatte Bürgermeister Fromm vom Sängerbundesfest eine Postkarte von der Dominsel in Breslau an die „lieben Bürger“ gerichtet. Ratschreiber Stanislaus Heck entschuldigte sich sogar auf seiner Urlaubskarte aus Rangendingen in Hohenzollern vom 25. August 1933, dass er wegen Urlaubsvorbereitungen das letzte Versammlungsprotokoll nicht fertigstellen konnte und „Bürger“ Mayer wünschte den „lieben Mitbürgern“ am 28. Mai 1937, wohl aus der Kur in Bad Dürkheim, eine „einträgliche“ Sitzung zum 29. des Monats.

Was hat es mit der „Einträglichkeit“ der Treffen auf sich? Sie beruht darauf, dass bei den Bürgerversammlungen eine Verlosung vorgenommen wurde, zu der die Teilnehmenden reihum etwas stifteten. Bei der Sitzung vom April 1936 waren sechs Flaschen Weißwein – drei davon vom damaligen Bürgermeister –, eine Flasche Rotwein, ein Paket Kaffee, ein Kuchen und eine Hartwurst gestiftet worden, und die Verlosung hatte 26 Reichsmark eingebracht. Sicher wurden aus

den Einnahmen der Verlosung die jährlich im Frühjahr stattfindenden Ausflüge der Stammtischgesellschaft mitfinanziert. Der Gemeindeausflug vom 24. Mai 1924 war ins Renchtal unternommen worden und laut Protokoll „wirklich gelungen“. „Die Beteiligung am Ausflug läßt deutlich erkennen, daß die Bürger treu zu ihrer Gemeinde halten und so soll es sein und dauernd bleiben“, lautet das Fazit des Protokollanten und er fasst die Erlebnisse des Tages noch in einem Vierzeiler zusammen:

*„Einen Ausflug, der sehr wohl gelungen, bei dem marschiert wird, getanzt und gesungen, wo gut gegessen wird und auch noch geweint, den bringt nur in Stand die Zepplingemeinde“.*

Nicht immer ging es freundschaftlich zu bei der Zepplingemeinde. Bei Rückständigkeit der Monatsbeiträge erfolgte „Ausschluß nach bewährtem Muster nach Paragraph 10“, wie ihn Malermeister Theodor Uehlin aus der Brahmstraße 1 gemäß seinem Schreiben vom 19. März 1933 an den eingangs erwähnten Kunst- und Bauschlosser Matthäus Teufel erfahren hat. Da mit zunehmendem Alter das Interesse für Zwangszusammenkünfte mehr und mehr verloren gehe, sehe er dem Ausschluß aus der Gemeinde mit Gelassenheit entgegen, schreibt Uehlin. Ganz leicht ist ihm der Abschied von der Stammtischgesellschaft wohl nicht gefallen, denn er bringt die Hoffnung zum Ausdruck, dass ihm nach dem Ausschluß aus der Gemeinde immer noch die Möglichkeit geboten sei, einmal einen schönen Ausflug mitzumachen.

Der Wunsch des oben zitierten Protokollanten, dass es immer so bleiben möge wie beim Gemeindeausflug im Mai 1924, ist nicht in Erfüllung gegangen. Mit Bürgermeister August Fromms Postkarte vom August 1937 aus Dresden endet die Überlieferung der Stammtischgesellschaft „Zepplingemeinde“.

ANGELIKA SAUER

# Ein Blick in das verborgene Herz der Stadt

Viele Karlsruher und Besucher der Stadt sehen täglich die Pyramide auf dem Marktplatz. Sie stehen vor dem Grabmal des Stadtgründers, des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, das als Wahrzeichen Karlsruhes gilt. Als Karl Wilhelm 1738 verstorben war, wurde er in einem einfachen Holzarg in einer Gruft unter der Konkordienkirche, der ersten lutherischen Stadtkirche, beigesetzt. Die Kirche wurde im Zuge der Stadterweiterung und der Neugestaltung des Marktplatzes durch Friedrich Weinbrenner im Jahre 1808 abgebrochen. Die Totenruhe des verblichenen Markgrafen wurde aber dadurch nicht gestört, weil man die Gruft ungeöffnet ließ und über ihr eine hölzerne Pyramide als Notdach errichtete. Da man lange unentschlossen war, was man an dieser Stelle, nunmehr mitten auf dem wesentlich vergrößerten Marktplatz, anfangen sollte, wurde die Holzpyramide 1818 noch einmal erneuert. Erst sieben Jahre später kam man zu der jetzt noch vorhandenen Lösung. Weinbrenner hatte Pläne für das Grabmal gezeichnet, die nach der Vorstellung des seinerzeit regierenden Großherzogs Ludwig, die Pyramidenform in Stein umsetzen sollten. Dies war durchaus im Sinne Weinbrenners, der „diese Pyramide als eine der Vergänglichkeit am meisten entgegenstrebende Form“ ansah.

Die im Generallandesarchiv erhaltene Planzeichnung Weinbrenners vom 21. Februar 1825 zeigt die vertraute Ansicht und den Grundriss der Pyramide auf dem Marktplatz. Die Schnittzeichnung durch das Bauwerk lässt erkennen, dass die Seitenwände der Pyramide unter der Oberfläche weiter verlaufen und eine komplette Form bilden sollten. Drei unterschiedlich große Kammern gliederten das Innere. Die oberste, kleine in der Spitze des

Bauwerkes dient der Lüftung und zeigt auf jeder Seite eine kreuzförmige Öffnung. Die mittlere, größte gewölbte Kammer ist durch einen Einstieg auf der Nordseite zugänglich, der durch eine bronzene Schrifttafel verschlossen ist. Einige Stufen führen in den Raum hinab, in dessen Mitte, fast wie ein Altar, ein Sockel steht, auf dem eine geschwungen umrandete Marmorplatte liegt. Sie zeigt in sehr schöner Ausführung den Plan der Stadt, wie sie bis dahin gewachsen war.

Der untere Raum, die Grablege des Markgrafen, sollte nach Weinbrenner ein dem Mittelraum entsprechendes Gewölbe sein, nur mit etwas geringerer Höhe. Dorthin sollte es keinen Zugang geben. Dass der Planung Weinbrenners nicht in allen Stücken gefolgt wurde, zeigte sich erst jetzt.

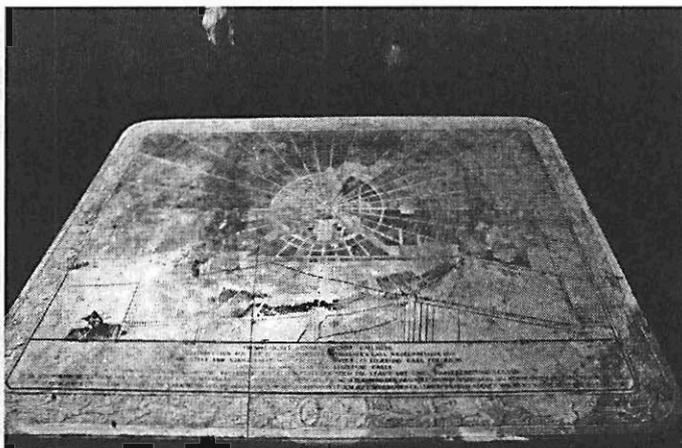
Im Zusammenhang mit der Neugestaltung der ständigen Ausstellung des Stadtmuseums im Prinz-Max-Palais sollte ein Modell der Pyramide hergestellt werden, das auch Einblick in das Innere des Bauwerkes gewähren sollte. Der Modellbauer und Stadtrat Heinz Vogel, dem bereits eine ganze Reihe historischer Modelle in den städtischen Museen zu verdanken sind, hatte diese Aufgabe übernommen. Allerdings hegte er immer Zweifel daran, dass die Zeichnung Weinbrenners mit der Wirklichkeit übereinstimmte und wollte sich gerne an Ort und Stelle kundig machen. Der stille Traum vieler Karlsruher, einmal in das Innere der Pyramide sehen zu können, war aber nicht so leicht zu erfüllen. Niemand hatte einen Schlüssel. Das markgräfliche Haus sollte auch einverstanden sein, obwohl die Pyramide im Eigentum der Stadt steht.

Am späten Abend des 17. September 1998, am Tag vor der Eröffnung des neuge-

stalteren Stadtmuseums, war es dann mit Hilfe von Oberbürgermeister Gerhard Seiler doch so weit. Außer ihm sollten nur Prinz Bernhard von Baden, Heinz Vogel und ich in die Pyramide einsteigen. Hinzu kam noch der bereits gewählte neue Oberbürgermeister Heinz Ferri- ch. Aber ohne die handwerklich tätigen Helfer wäre das natürlich nicht gegangen. So war eine Schlosserfirma nötig und eine Firma, die ihre Erfahrungen in der Kontrolle unterirdischer Leitungen und ihr entsprechendes Gerät einsetzen konnte. Leute vom städtischen Hochbauamt mussten das Ganze koordinieren. Zwei Fotografen der Landesbildstelle waren hinzugebeten worden. Infolgedessen herrschte in dieser Nacht doch einiger Betrieb auf dem Marktplatz, obwohl man jegliche Publizität vermeiden hatte. Allerdings war die Umgebung der Pyramide so geschickt abgeschirmt, dass Passanten nicht erkennen konnten, was dort vor- ging.

Im Inneren waren Arbeiter mit einer Kernbohrung beschäftigt, die zum nicht zugänglichen Grufraum geführt wurde. Durch sie sollte Aufschluss über das Aussehen des untersten Raumes gewonnen werden. Etwa drei Stunden dauerte die Bohrung durch das rund 90 cm dicke Steinpaker.

Wie oft die Pyramide seit ihrer Erbauung geöffnet und betreten worden war, lässt sich nicht feststellen. 1889 war das wohl der Fall. Nach der Jahrhundertwende soll noch einmal ein Besuch des Großherzogs stattgefunden haben. Dem Hörensagen nach hätte auch Oberbürgermeister Günther Klotz einmal die Pyramide besucht. Seitdem waren also mindestens drei Jahrzehnte vergangen.



Muschelkalkplatte aus der Pyramide mit Stadtplan 1825.

Als Prinz Bernhard eingetroffen war, stiegen wir fünf „Auserwählten“ in die Pyramide ein. Dem Stadtgründer Karl Wilhelm widmeten wir zunächst ein stilles Gedenken, denn schließlich hatten wir ja seine Grabstätte betreten. Daraufhin sahen wir uns um.

Eine Karlsruher Legende konnte nicht bestätigt werden. Der angeblich von dem Hofrat Jakob Friedrich Hemberger 1889 in der Pyramide vergessene Schirm war nicht da. Im oberen Raum lag ein Tennisball, und in einer der Luftöffnungen steckte ein Besenstiel. Beides war durch eben diese Öffnungen hereingekommen.

Der Raum, in dem wir uns befanden, entspricht in etwa der Weinbrennerschen Planzeichnung. Das gilt auch für den darüberliegenden Luftraum, der durch eine Öffnung einzusehen war. Es wurde fotografiert. Heinz Vogel nahm Messungen vor.

Die Innenräume sind teils aus Bruchstein, teils aus Backstein gemauert und verputzt. Nur ist der Verputz an vielen Stellen abgefallen. Die Muschelkalkplatte mit dem schön gearbeiteten Stadtplan lag lose auf dem Sockel. Sie wies einen glatten Bruch auf, der sie ohne Verlust in zwei ungleiche Stücke teilte. Die



Pyramidenbesuch durch Oberbürgermeister Prof. Dr. G. Seiler, Bürgermeister H. Fenrich, Prinz Bernhard v. Baden, Dr. H. Schmitt (Amtsleiter SAS) am 17. Dezember 1998.

Einfärbung einzelner Stadtteile, die deren Entstehungszeit verdeutlichen sollte, war fast ganz verloren gegangen. Die Platte wurde vorsichtig herausgenommen, um nach einer fachmännischen Restaurierung wieder an ihren Ort verbracht zu werden. Das Stadtmuseum soll eine Replik erhalten.

Als zweifellos interessantester, weil noch nie geöffneter Teil der Pyramide erschien die Gruft des Markgrafen. Diese konnte nach Vollendung der Bohrung mittels einer hinabgelassenen Videokamera erkundet werden. Die Erkundung ergab folgendes: Die Gruft stellt ein aus Bruchstein gemauertes Tonnengewölbe von schätzungsweise drei Metern Scheitelhöhe dar, das mit Ausnahme der Westseite grob verputzt ist. Das Gewölbe ist nicht in Nord-Süd-Richtung angelegt, wie es Wein-

brenners Zeichnung immer hatte vermuten lassen, sondern in Ost-West-Richtung. Außerdem ist das Gewölbe, ebenfalls entgegen bisheriger Annahmen relativ schmal, so dass auf beiden Seiten des Sarges nur noch etwa 20 bis 30 cm Platz bleiben. Die westliche Stirnwand der Gruft ist sehr grob gemauert. Im mittleren Teil der Wand wurde allem Anschein nach ein Loch nach dem Einbringen des Sarges von außen verschlossen.

Es ist eindeutig zu erkennen, dass die Gruft unter der ehemaligen Konkordienkirche beim Bau der Pyramide unverändert gelassen wurde. Von Weinbrenners Planung wurden nur die oberirdisch sichtbaren Teile ausgeführt.

Der Sarg des Stadtgründers ist sehr einfach, fast kistenartig. Gegen die Enden läuft er leicht konisch zu. Das dunkle Holz ist mit

zwei, den Rändern parallel laufenden Metallbändern beschlagen. Grundwasser scheint nie eingedrungen zu sein, was wohl den guten Erhaltungszustand erklärt. Der Sargdeckel ist an einem Ende eingebrochen. Die Ursache dafür, ein heruntergefallener Steinbrocken, könnte sich auch erst bei der Bohrung gelöst haben. Dadurch wurde der Sargdeckel etwas verschoben. Immerhin ist so ein, wenn auch sehr begrenzter, Einblick in das Innere des Sarges möglich geworden. Außer einigen Knochen wurde gut erhaltenes Brokatgewebe sichtbar.

Die bei der Öffnung der Pyramide gewonnenen Erkenntnisse ließ Heinz Vogel in das

nunmehr veränderte Modell im Stadtmuseum einfließen. Ganz sicher lassen sich durch die genauere Auswertung des Videofilmes noch weitere interessante Feststellungen machen.

Der nächtliche Besuch der Pyramide erschien den Beteiligten schon ein wenig abenteuerlich. In gewissem Sinne war er einmalig, denn er erlaubte zum ersten Mal seit ihrer Erbauung einen Einblick in die Grabkammer des Gründers der Stadt Karlsruhe, des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach.

HEINZ SCHMITT

## Jahrtausendwende und die Tücken des Kalenders

*Das „Mannheimer Journal“ (2.1.1900) machte sich über Wilhelm II. lustig, der durchgesetzt hatte, dass das neue Jahrhundert am 1.1.1900 stattzufinden habe. Die Karlsruher Presse fand sanftere Töne, obwohl man auch hier für 1901 votierte. Der „Badische Beobachter“ (30.12.1899) klärte jedenfalls auf, dass Papst Leo XIII. das Jahr 1900 deshalb zum Heiligen Jahr erklärte, weil es das Ende des 19. Jahrhunderts, nicht den Anfang des 20. Jahrhunderts bedeute. Also sollte man „nicht mehr von der Jahrhundertwende reden, sondern nur von einer amtlich angeordneten Jahrhundertfeier.“ In den Feuilletons gab es zahlreiche komplizierte Erläuterungen, was es mit dem Kalenderwechsel auf sich habe. Das Folgende für 2000 ist sicher klarer und einleuchtender.*

Leonhard Müller

Wann beginnt das 3. Jahrtausend? Diese Frage wird zur Zeit häufig gestellt und manch-

mal richtig, oft auch falsch beantwortet. Sie ist aber eindeutig zu beantworten: Unser Kalender, der auf dem Julianischen und Gregorianischen Kalender beruht, geht von einem bestimmten Zeitpunkt für die Geburt Christi aus und zählt dann die Jahre „nach Christi Geburt“, beginnend mit dem Jahr 1 n. Chr. Ein Jahr Null gab es also nicht. Somit endet das erste Jahr am 31. Dezember des Jahres 1 n. Chr. und entsprechend das 10. Jahr (also das 1. Jahrzehnt) am 31.12.10 n. Chr., das 100. Jahr (das 1. Jahrhundert) am 31.12.100 n. Chr., das 1000. Jahr (das 1. Jahrtausend) am 31.12.1000 n. Chr., das 2000. Jahr (das 2. Jahrtausend) am 31.12.2000 n. Chr. Das 3. Jahrtausend beginnt also korrekt am 1. Januar 2001.

Dass trotzdem alle Welt die bevorstehende Jahrtausendwende zu Silvester 1999 erwartet und feiert, liegt wohl an der alles überstrahlenden Faszination der „2“ vorne in der neuen

Jahreszahl und sei niemandem verwehrt. Kein Anlass also zu Streit und Rechthaberei oder gar zu „Tätlichkeiten“, wie sie das „Mannheimer Journal“ schon vor 100 Jahren befürchtete! Aber vielleicht doch ein Anlass für einen nachdenklichen Blick auf allerlei Interessantes und Merkwürdiges, was unser gar nicht so einfacher und selbstverständlicher Kalender bei genauerem Hinsehen bietet. Dafür nur zwei Beispiele:

### Kalendervariationen

Die Jahreszahl 2000 und damit die vielzitierte Jahrtausendwende ist keineswegs ein naturgegebenes, absolut gesetztes Datum, sondern hängt natürlich an unserer christlichen Kalenderrechnung. Würde heute noch nach einem früheren, aus den alten Kulturkreisen stammenden Kalender gerechnet, so fiel in unser Jahr 2000 der Beginn des Jahres 5761 nach dem jüdischen Kalender, 2752 nach dem altrömischen Kalender, 1421 nach dem mohammedanischen Kalender.

Das liegt natürlich an den unterschiedlichen Anfängen der jeweiligen Jahreszählung: jüdisch nach der Erschaffung der Welt (3761 v. Chr.), altrömisch nach Gründung der Stadt Rom (753 v. Chr.), mohammedanisch nach der Hedschra (Flucht Mohammeds 622 n. Chr.).

Übrigens hätte auch nach unserem christlichen Kalender das kommende Jahr nicht die Nummer 2000, wenn sich der römische Abt und Kalendermacher Dionysius Exiguus (um 500) bei der Datierung von Christi Geburt nicht geirrt hätte. Man weiß heute zuverlässig aus historischen und astronomischen Quellen, dass dieses Datum mehrere Jahre früher anzusetzen ist und – nach dem Wiener Astronomen Ferrari d’Occhieppo – sehr wahrscheinlich in das Jahr 7 v. Chr. fällt.

Hier noch eine andere simpel klingende Frage: Waren die letzten Jahrtausende gleich

lang? Die Antwort: Nein! Das erste vorchristliche und das erste nachchristliche Jahrtausend hatten zwar jeweils 365.250 Tage, unser 2. Jtsd. n. Chr. hat aber 13 Tage weniger, und die folgenden Jahrtausende werden abwechselnd 365.242 bzw. 365.243 Tage haben. Der Grund dafür ist in der Gregorianischen Kalenderreform von 1582 zu suchen, die 10 Tage gestrichen und die Schaltregel geändert hat.

Um solche und andere Fragen zu beantworten, müssten wir uns eingehender mit der Kalenderrechnung beschäftigen. Wir wollen aber noch einen kurzen Blick auf den Julianischen und Gregorianischen Kalender und auf die grundlegenden Zeiteinheiten des Kalenders – Tag, Woche, Monat und Jahr – werfen.

### Zeiteinheiten des christlichen Kalenders

Die „Ur-Einheit“ ist der *Tag*, gemessen etwa von Mittag bis Mittag und bestimmt durch die Rotation der Erde um ihre Achse. Weil aber die Tageslänge übers Jahr um  $\pm 15$  Minuten schwankt, muss ein rechnerischer Mittelwert, der „mittlere Sonnentag“, benutzt werden. Auch ist inzwischen die Sekunde nicht mehr als der 86.400. Teil eines Tages, sondern genauer als „Atom-Sekunde“, durch eine bestimmte Anzahl von Caesium-Licht-Schwingungen festgelegt. Die *Woche* kam schon früh im Altertum aus dem Vorderen Orient zu uns; sie lehnt sich zwar in etwa an die Dauer eines Mondviertels an, behält aber unabhängig vom Monats- und Jahresverlauf ihren 7-Tage-Rhythmus bei.

Der *Monat* war ursprünglich vom Mondumlauf um die Erde in 29,5 Tagen abgeleitet. 12 Monate mit abwechselnd 29 und 30 Tagen ergaben dann das *Mondjahr* mit 354 Tagen, wie es sich am konsequentesten im mohammedanischen Kalender findet. Es hat allerdings den Nachteil, dass es jährlich um 11 Tage vom Sonnenlauf abweicht, so dass Neujahr und

Monate alle 33 Jahre rückwärts durch die von der Sonne bestimmten Jahreszeiten wandern.

Das *Sonnenjahr*, gemessen zwischen zwei Frühlingsanfängen, entspricht dem Erdumlauf um die Sonne und hat 365,2422 Tage. Eine gute Näherung sind also  $365 \frac{1}{4}$  Tage, die schon den alten Ägyptern bekannt war und die sie auf 3 Normaljahre zu 365 Tagen und ein Schaltjahr zu 366 Tagen verteilten. Damit sind wir beim eigentlichen *Kalenderproblem*, nämlich der Entscheidung zwischen Mondjahr, Sonnenjahr oder einer Kombination beider (Lunisolarjahr). Die alten Kulturen haben dafür ihre eigenen Entscheidungen getroffen.

### Der Julianische Kalender

Im Julianischen Kalender regiert das Sonnenjahr. Julius Caesar hat ihn im Jahr 46 v. Chr. eingeführt, als er vom Ägypten-Feldzug zurückkehrte und einen unbeschreiblichen Wirrwarr des altrömischen Kalenders vorfand. Seine Reform bestand aus drei Schritten:

- Es wurde das Sonnenjahr mit drei Normaljahren und einem Schaltjahr eingeführt.
- Um die entstandene Abweichung von 90 Tagen (!) vom Sonnenjahr zu beseitigen, erhielt das laufende Jahr 46 drei zusätzliche Monate, insg. 15 Monate und 445 Tage.
- Den 12 Monaten wurden, wie noch heute, 31, 30, 28 bzw. 29 Tage zugewiesen. Der Jahresbeginn wurde auf den 1. Januar gelegt. Ein großer Wurf! Der Julianische Kalender bestimmt im Grunde bis jetzt unseren Kalender
- bis auf eine Ausnahme: Das Julianische Jahr war um  $365,25 - 365,2422 = 0,0078$  Tage = 11 Minuten zu lang. Diese geringe jährliche Differenz machte sich zwar erst im späten Mittelalter störend bemerkbar, dann aber immerhin mit rd. 10 überzähligen Tagen, so dass eine Korrektur nötig wurde.

### Die Gregorianische Kalenderreform

Die Reform von 1582 durch Papst Gregor XIII., an deren Vorarbeiten auch deutsche Astronomen maßgeblich beteiligt waren, beseitigte die aufgetretenen Unstimmigkeiten:

- Die 10 überzähligen Tage wurden gestrichen; auf den 4. Oktober folgte unmittelbar der 15. Oktober 1582.
- Durch eine verbesserte Schaltregel wurde das Julianische Jahr im Durchschnitt verkürzt: Die Jahrhundertjahre sollten nur noch Schaltjahre sein, wenn sie durch 400 teilbar sind – eine sehr genaue Regelung, bei der erst nach 3.333 Jahren wieder ein überzähliger Tag auftritt!

Der neue Kalender wurde rasch von den katholischen Ländern in Europa, auch von den katholischen Reichsständen in Deutschland eingeführt. Da Papst Gregor es leider versäumt hatte, die Reform verständlich zu machen, kam es in den protestantischen Ländern zu Widerständen, in Deutschland gar zu offenem Streit und einem Nebeneinander des alten und des neuen Kalenders. Letzterer setzte sich erst um 1700 allgemein durch. 1752 folgten England und Schweden, 1918 Russland, 1923 Griechenland und 1949 schließlich auch China. Heute ist unser Kalender global einheitlich in Gebrauch: etwas anderes wäre in unserer ständig kleiner werdenden Welt auch nicht mehr vorstellbar.

HEINZ KUNLE

# Zur Geschichte der Jahrhundertwenden

*Ausblick auf die Landesausstellung  
im Karlsruher Schloss*

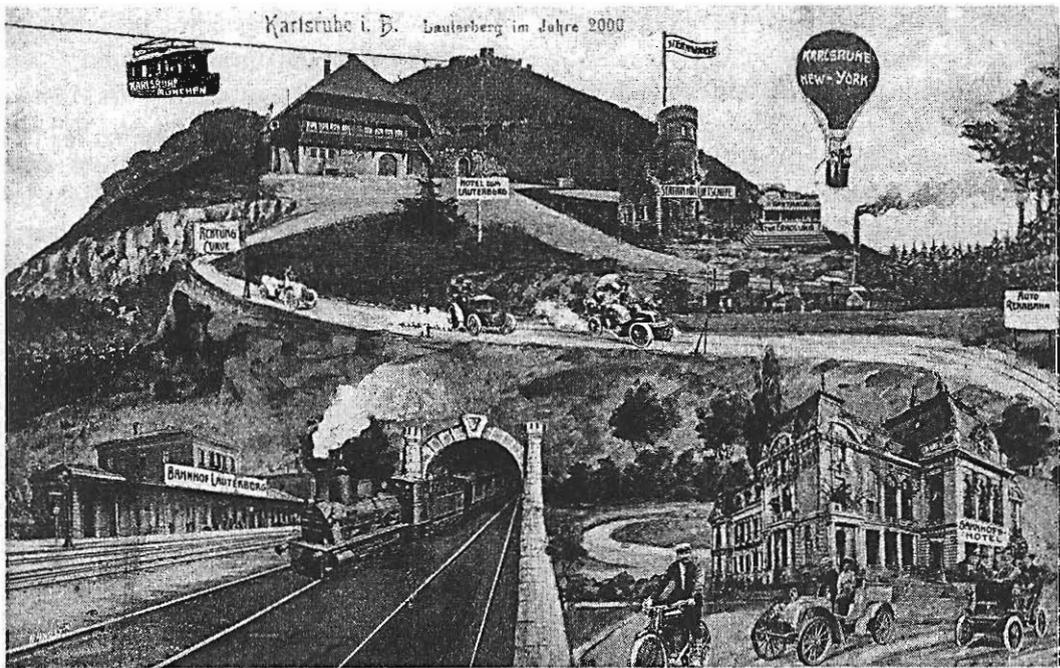
Wenn in wenigen Wochen die Jahrhundertwende, die gleichzeitig eine Jahrtausendwende ist, stattfindet, wird dies als globaler „Mega-Event“ gefeiert werden, der nur durch den von einigen prophezeiten weltweiten Zusammenbruch der Computersysteme gefährdet ist. Die Jahrtausendwende wird global gefeiert, obwohl der Wechsel zum Jahr 2000 nur nach der christlichen Zeitrechnung stattfindet. Weil aber die christlich geprägten westlichen Staaten Politik, Wirtschaft und Kultur der ganzen Welt dominieren, überlagert ihre Zeitrechnung die anderen Kalender.

## Das „Wendebewusstsein“

Die anstehende Jahrtausendwende ist der Höhepunkt einer Entwicklung, in der die Menschen nur allmählich Kenntnis von diesen „runden Daten“ erhalten haben. Die mittelalterliche Gesellschaft zählte die Jahre nach den Regierungszeiten des Landesherrn oder des Papstes. Nur in den Klöstern gab es das Bewusstsein für die Jahreszählung „nach Christi Geburt“. Trotz des allgegenwärtigen Bewusstseins vom bald bevorstehenden Jüngsten Gericht scheint deshalb der in der biblischen Apokalypse nach einem „1000-jährigen christlichen Reich“ prophezeite Weltuntergang nur von wenigen Zeitgenossen konkret mit dem Jahr 1000 in Verbindung gebracht worden zu sein. Es ist ein Mythos des 19. Jahrhunderts, dass die auf das Jahr 1000 projizierte Weltuntergangsanst aus Massenphänomen gewesen sei.

Als Papst Bonifaz VIII. das Jahr 1300 zum Heiligen Jahr erklärte, in dem Rompilger den

großen Ablass ihrer Sündenstrafen erlangen konnten, gab er erstmals einer Jahrhundertwende Bedeutung. Er bestimmte, dass ein solches Jubeljahr alle hundert Jahre stattfinden sollte. Damit definierte die Kirche das Jahrhundert als eine besondere Zeitspanne. Da man jedoch bereits 1350 wieder als Heiliges Jahr ausrief und dieses bald sogar im 25-jährigen Rhythmus stattfand, entwickelte sich die Jahrhundertwende nicht zu einem besonderen kirchlichen Datum. Die Pilgerströme der Jubeljahre waren viel zu ertragreich für die Kassen Roms, als dass man sie nur alle hundert Jahre hätte begrüßen wollen. 1500 waren es noch immer nur wenige Intellektuelle, die sich der Jahrhundertwende bewusst waren. Zu ihnen gehörten der Humanist Konrad Celtis und der Maler Albrecht Dürer. Doch im 16. Jahrhundert wurde schließlich der entscheidende Schritt zur Bewusstwerdung der Jahrhundertwende vollzogen: Zwischen 1559 und 1574 erschienen die „Magdeburger Zenturien“, eine protestantische Kirchengeschichte, die die Zeit seit Christi Geburt thematisierte und dabei erstmals die „Hundertschaft“ der Jahre als Ordnungsprinzip der Geschichtsschreibung einführte. Nun war das Jahrhundert und damit auch die Jahrhundertwende definiert. Die folgende Jahrhundertwende 1600 war ganz vom Glaubensstreit zwischen Katholiken und Protestanten geprägt. Die Beachtung der Jahrhundertwende entlud sich deshalb in polemischen Predigten protestantischer Geistlicher gegen die durch protestantische Länder ziehenden Katholiken, die im Heiligen Jahr 1600 des Ablasses wegen nach Rom pilgerten.



„Karlsruhe in der Zukunft 2000“ mit Bahnhof am Lauterberg, Autorennbahn und Ballonverkehr Karlsruhe-New York.

## Die Wende um 1700

1700 gab es dann erste wirkliche Würdigungen und auch Feierlichkeiten zur Jahrhundertwende. In zahlreichen Ländern wurden zu diesem Anlass Gedenkmedaillen geprägt. Die protestantischen Länder schlossen sich 1700 dem bereits 1582 eingeführten Gregorianischen Kalender an.

Das vergangene Jahrhundert wurde nun erstmals rückblickend betrachtet. Für die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert lässt sich der Streit um den richtigen Termin der Jahrhundertwende dokumentieren, ein Beleg, dass die Jahrhundertwende jetzt von größeren Kreisen beachtet wurde. Die Argumente glichen schon damals weitgehend denjenigen, die auch jetzt im Hinblick auf das Jahr 2000 diskutiert werden. Als mathematisch korrekt galt, dass das Jahrhundert erst mit dem Übergang zum Jahr 01 wendet. Doch hatte der

Wechsel von drei Ziffern in der Jahreszählung von 1699 auf 1700 schon in jenen Tagen eine so große emotionale Bedeutung, dass viele die Jahrhundertwende auf 1700 datierten. Die Wende zum 19. Jahrhundert wurde allerdings in den meisten Ländern, auch in Baden, auf das Jahr 1801 festgelegt.

Die Aufklärung entwickelte eine ausgeprägte Sehnsucht nach einer friedvollen Welt und auch politische Perspektiven zu ihrer Gestaltung. Dazu gehörten: republikanische Verfassung, freier Föderalismus der Staaten u. a. Zeitlich parallel dazu versuchte das revolutionäre Frankreich jedoch, seine politischen Ideen auf dem europäischen Kontinent durchzusetzen, was seit 1792 zu den beiden Koalitionskriegen führte. Doch exakt zur Jahrhundertwende zeichnete sich Frieden ab, weshalb vielfach die Verbindung zwischen Jahrhundertwende und Friedenshoffnung formuliert wurde.

## Karlsruhe um 1800

Die „Karlsruher Zeitung“ berichtete in ihrer Ausgabe vom 2. Januar 1801 auf der Titelseite von der Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens zwischen dem siegreichen Frankreich und Österreich, das dann am 9. Februar 1801 zum Frieden von Lunéville führte. Die Zeitung zog das Fazit: „Dieses ist das wohl beste Geschenk, welches wir unseren geehrtesten Lesern am Anfang dieses neuen Jahrhunderts geben können.“

Aus Anlass des Friedens von Lunéville konzipierte der Karlsruher Mechanikus Friedrich Drechsler eine „Ballonerie“, die er nach eigenen Angaben in Straßburg und Nancy veranstaltete. Als England und Frankreich am 1.10.1801 Präliminarien unterzeichneten und damit der Weg frei war für den Kongress von Amiens, der am 27. März 1802 zu einem weiteren Friedensschluss führte, wollte Drechsler die „Ballonerie“ in Karlsruhe wiederholen. Noch im Oktober 1801 annoncierte er deshalb in der „Karlsruher Zeitung“, dass er einen ca. 6 Meter hohen Heißluftballon über dem Karlsruher Schloss steigen lassen wolle. Am Ballon sollten zwei Transparente befestigt sein, eine Allegorie des Friedens und „Deutschlands Genius mit der Harfe“. Das Projekt musste jedoch vorfinanziert werden, weshalb Drechsler einen mehrfarbigen Kupferstich drucken ließ, auf dem das Karlsruher Schloss samt der „Ballonerie“ abgebildet ist. Die Bildunterschrift drückt in deutscher und in französischer Sprache noch einmal die Friedenshoffnung der Zeit um 1800 aus. Sie lautet: „Abbildung des von dem Mechanicus Drechsler auf dem Schloss Platz zu Karlsruhe in die Höhe gelassenen Denkmals des uns den Frieden bringenden Neunzehnten Seculi.“ Der Absatz der Kupferstiche scheint jedoch nicht ausreichend gewesen zu sein – womöglich deshalb, weil Drechsler nachgesagt wurde, die „Ballonerien“ in Straßburg und

Nancy wären misslungen. Jedenfalls ist von der Realisierung des Spektakels in Karlsruhe nichts überliefert.

Der Termin für den Beginn des 20. Jahrhunderts wurde in Deutschland an oberster Stelle festgelegt, nämlich von Kaiser Wilhelm II., höchstpersönlich. Am 4.12.1899 fragte Reichskanzler Hohenlohe-Schillingfürst mit einem Telegramm beim Kaiser an, wann der Beginn des neuen Jahrhunderts zu feiern sei. Eine Entscheidung war dringend erforderlich, denn der Termin musste noch mit den deutschen Ländern koordiniert werden. Die Antwort, die der Kaiser unter das Telegramm schrieb, enthielt einen Schreibfehler, der zeigt, wie schwer dem Monarchen die neue Jahreszahl von der Hand ging. Er schrieb: „Am 1. Januar 1899. Wi[[Helm]“.

## Fin de siècle oder Moderne um 1900?

In Baden reagierte man unterschiedlich auf diese Anweisung. Der „Badische Beobachter“ fürchtete den Spott der Franzosen über die deutsche Kaisertrübe. Der „Volksfreund“ vertrat die Linie des Kaisers, zumal der frühe Termin der Jahrhundertwende dem Volksgeist entspräche.

Offizielle Feierlichkeiten scheint es in Baden nicht gegeben zu haben. Wie die Großherzogliche Familie Silvester und den Neujahrstag verbrachte, ist in der Karlsruher Stadtchronik für das Jahr 1900 ausführlich geschildert. Die Jahrhundertwende wird am Ende des Berichts nur beiläufig erwähnt.

An der Jahrhundertwende 1900 kontrastierten unterschiedlichste Stile, Stimmungen und Zukunftsvorstellungen: Fin de siècle und Décadence gegen Jugendstil und Moderne. Das Elend des Proletariats in den großstädtischen Hinterhofbauten war ebenso Realität wie die Vorstellungen von unbegrenztem technischem Fortschritt, den Elektrizität, Automo-

bil und Luftschiffahrt symbolisierten. Auch die politischen Vorstellungen divergierten extrem: Nationalismus und Weltmachtgedanke standen Sozialismus, Friedensbewegung und Frauenemanzipation gegenüber.

Der Phantasie, wie die Zukunft aussehen könnte, war um 1900 keine Grenze gesetzt. Hier kam vor allem der Glaube an die umfassenden Möglichkeiten der Technik zum Tragen und führte zu den kühnsten Vorstellungen. Für Karlsruhe wurde – wie auch für mehrere andere Städte – eine Verkehrsutopie auf einer Postkarte dargestellt, die vor 1904 entstand. Unter dem Motto „Karlsruhe in der Zukunft“ wurden über einer Ansicht des Marktplatzes mit Hilfe einer Photocollage künftige Verkehrsmittel dargestellt. Übei den Dächern erscheinen die Luftschiffe – eine

Gondelbahn führt nach München, eine Ballonlinie verbindet die badische Residenz mit New York. Die Vorstellungen auf der Straße waren konkreter. Der dargestellte Autounfall, bei dem ein Fußgänger zu Schaden kommt, war um 1900 schon sehr realistisch, denn die schnellsten Automobile erreichten bereits über 100 km/h. Auch die dargestellte Straßenbahn wurde kurz nach der Jahrhundertwende Realität. Die erste Linie in Karlsruhe verkehrte um 1910.

„Rückkehr in die Zukunft“ heißt darum zu Recht im Untertitel die kommende Landesausstellung „Jahrhundertwenden 1000–2000“, die im Karlsruher Schloss vom 11. Dezember 1999 bis 5. Mai 2000 stattfindet.

JUTTA DRESCH

## 10 Jahre „Arbeitsstelle Bertolt Brecht“ in Karlsruhe

Die „Arbeitsstelle Bertolt Brecht“ (ABB) wurde im Februar 1989 eingerichtet und im Juni 1989 in Anwesenheit von Rektor und Kanzler der Universität Karlsruhe, Prof. Dr. Heinz Kunle und Dr. Gerhard Selmayr, des Kulturreferenten der Stadt Karlsruhe, Dr. Michael Heck, des Leiters des Suhrkamp Verlags, Dr. Siegfried Unseld, sowie Vertretern des Aufbau-Verlags, Berlin und Weimar, des Metzler Verlags, Stuttgart, und der Medien eröffnet. In diesem Rahmen fand ein Festkolloquium statt, auf dem die Mitherausgeber der neuen Brecht-Ausgabe Prof. Dr. Werner Mittenzwei und Dr. h. c. Werner Hecht Vorträge zu Brechts Werk hielten und anschließend eine Podiumsdiskussion der Herausgeber stattfand.

### Vor der „Wende“

Die ABB hat sich bis 1998 vor allem der Edition der Großen kommentierten Berliner und Frankfurter Ausgabe der Werke Brechts (GBA) in dreißig Bänden gewidmet und war an ihr mit der Erarbeitung von acht Bänden (fünf Bände Gedichte, drei Bände Prosa) maßgeblich beteiligt. Die Ausgabe wurde 1998 abgeschlossen und liegt – außer dem Registerband, der noch im Druck ist – in 33 Teilbänden mit über 20.000 Seiten vor.

Die Ausgabe, die 1985 erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, begann als ein Pilot-Projekt deutsch-deutscher Zusammenarbeit. Der Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.,

der die Rechte am Werk Brechts besitzt, und der Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar hatten beschlossen, eine textidentische Ausgabe der Werke Brechts gemeinsam zu veranstalten und dazu ein paritätisch besetztes Herausbergremium zu berufen: Dr. Werner Hecht (Berlin) und Prof. Werner Mittenzwei (Berlin) aus der DDR sowie Prof. Dr. Klaus-Detlef Müller (Tübingen) und mich aus der Bundesrepublik. Diese Zusammenarbeit, die für das deutsch-deutsche Kulturabkommen (1986 eine wesentliche und initiiierende Rolle gespielt hat, wurde von den Medien in der Bundesrepublik und im Ausland als „Sensation“ (FAZ) und als „Jahrhundertabkommen“ (NZZ) sowie als „Editorische Wiedervereinigung eines ungeteilten Klassikers“ (Bücherpick, Schweiz) bewertet.

In der DDR galt die Ausgabe als Prestige-Projekt, das von allen zuständigen staatlichen Institutionen – bis hin zum Ministerrat der DDR – unterstützt sowie mit großen finanziellen Investitionen und durch die Abordnung von zahlreichen Mitarbeitern gefördert wurde. „... es kommt wahrlich einer Sensation gleich, verdient Bewunderung und Respekt. Man übertreibt gewiss nicht, wenn man dieses Unternehmen das spektakulärste auf dem Feld der verlegerischen Zusammenarbeit zwischen beiden deutschen Staaten nennt“, schrieb z. B. Franz Josef Görtz in der *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am 18.9.1985. Da das Bertolt-Brecht-Archiv (BBA) in Ostberlin angesiedelt war (jetzt Berlin Mitte), mussten meine Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter und ich – um jeden Text an den Originalen zu überprüfen – uns häufig wochenlang in Berlin aufhalten. Für diese Aufenthalte erhielten wir eine Art Diplomatenstatus, der es uns ermöglichte, zu DDR-Zeiten in ostberliner Hotels zu übernachten, so dass wir nicht täglich die Grenze wechseln mussten und in der Nähe unseres Arbeitsplatzes waren. Für unsere Arbeiten erhielten wir

alle mögliche personelle und sonstige Unterstützung (z. B. durften wir – was sonst in der DDR ausgeschlossen war – alle Dokumente des BBA, die wir benötigten, kopieren und nach Karlsruhe mitnehmen).

## Arbeitsfeld Karlsruhe

Die Arbeit in Karlsruhe begann 1985 zunächst in den beschränkten und beengten Räumlichkeiten des Instituts für Literaturwissenschaft. Die Stadt Karlsruhe und ihr Kulturreferat haben dann in einer großzügigen Hilfsaktion dafür gesorgt, dass das Arbeitsteam in Sachen Brecht über geeignete Arbeitsräume verfügen konnte. Für dreieinhalb Jahre bezog die ABB die neu hergerichteten, freundlichen Räume in der Kapellenstraße 22.

Die Badische Beamtenbank Karlsruhe sorgte, auf Vermittlung des Rektors der Universität, durch ihren Vorsitzenden, Prof. Dr. Egon Kremer, mit einer großzügig bemessenen Spende für die Neueinrichtung der Räume sowie für eine neue Computerausstattung, die es ermöglichte, die in Karlsruhe entstehenden Bände der neuen Ausgabe satzfertig einzurichten sowie die umfangreichen Registerarbeiten zu erledigen.

Die Universität Karlsruhe, die sich ihrer geisteswissenschaftlichen Fächer schon immer mit besonderer Verantwortung angenommen hat, finanzierte die laufenden Betriebskosten der ABB und stellte die Mittel für die wissenschaftlichen Hilfskräfte bereit; eine halbe Stelle für eine Hilfskraft mit Examen wurde von der DFG finanziert. Die BNN bezeichneten in ihrem Bericht zur Eröffnung der ABB dieses „bislang einmalige Zusammenwirken von der Stadt, Universität und Wirtschaft“ als „Karlsruher Musterbeispiel“. Die Eröffnung der ABB fand ein breites überregionales Echo.

Inzwischen residiert die ABB in der Kronenstraße 30 in zwei großen Räumen, da die

Wohnung in der Kapellenstraße wegen Fehlbelegung geräumt werden musste. Die Universität Karlsruhe trägt nun alle Kosten.

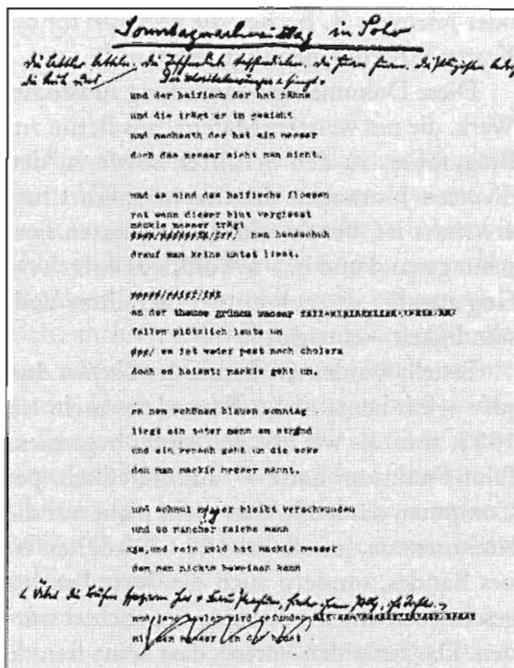
Für die Zeit vom 1.1.1994 bis zum 30.6.1997 haben das Land Baden-Württemberg und die Universität der ABB zwei BAT-IIa-Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zugewiesen, die von Brigitte Bergheim M. A. und Michael Duchardt M. A. wahrgenommen wurden.

Um die ABB zu erhalten, haben wir uns bereits während der Abschlussarbeiten an der Brecht-Ausgabe um ein Folgeprojekt bemüht.

Nachdem die DFG ein multimediales Projekt zum Dreigroschenstoff, das mit dem ZKM realisiert werden sollte, abgelehnt hatte, haben wir die Fritz Thyssen Stiftung in Köln gewonnen, die „Neukonzeption und Neubearbeitung des Brecht-Handbuchs“ zu finanzieren. Dieses Handbuch, das sich am neuen Goethe-Handbuch beim Verlag J. B. Metzler orientiert, wird wie dieses vier Bände mit jeweils 600 Seiten umfassen und von mir herausgegeben. Als wissenschaftlicher Beirat wirken 16 Wissenschaftler aus den USA, aus Irland und aus Deutschland mit. Die Redaktion übernimmt Brigitte Bergheim, die bewährte Mitarbeiterin der ABB. Das Unternehmen wurde begonnen mit einer Autorenkonferenz in Karlsruhe, die vom 14.–16. Mai 1999 stattfand. Wenn dieses Projekt erfolgreich abgeschlossen wird, hat Brecht nach und neben Goethe den Status des zweiten großen deutschen Autors inne.

## Arbeitsmittel und Ergebnisse

Die ABB verfügt über eine private Spezialbibliothek zu Brecht, die ca. 1.200 Bände umfasst. Darunter befinden sich die bisherigen Ausgaben *Gesammelter Werke* Brechts, einige, z. T. wertvolle Erstausgaben, die wesentliche Sekundärliteratur zu Brecht sowie viele Nach-



Bert Brecht, Typogramm mit handschriftlicher Korrektur.

schlagwerke von der Volkskunde über die Bibelkonkordanz bis zu Verbrecher-Lexika, Sport-Lexika oder Wörterbüchern zur Wirtschaft, Philosophie etc.

In ca. 250 Aktenordnern sind die Dokumente gesammelt, die für die Edition der Lyrik [fünf Bände] und der Kurzprosa [drei Bände] notwendig waren. Das weitaus meiste Material stammt aus dem Bertolt-Brecht-Archiv (BBA) in Berlin: Kopien der Textüberlieferungen (zum internen Gebrauch), die der ABB als Dauerleihgaben zur Verfügung gestellt worden sind. Hinzu kommen die Erstdrucke, meist in Kopien, die aus aller Welt zusammengesammelt wurden, Zeitdokumente aus der ganzen Weltgeschichte, die für den Kommentar (Entstehungsgeschichte) notwendig waren, Quellen und Vorlagen, die die bei Brecht verarbeitete Weltliteratur betreffen, vom alten China und von der klassischen Antike über Shelley, Shakespeare bis zu Sinclair oder Mao Tse-tung

oder Johannes R. Becher, die ebenfalls für die Kommentierung benötigt wurden.

Diese Dokumenten-Sammlung zu Brechts Werk, die um weiteres Material aus Berlin zur Biographie, zu den Schriften sowie zu den diversen Journalen, die Brecht geführt hat, erweitert ist, beruht auf dem neuesten Forschungsstand und ist – sowohl, was ihren Umfang angeht, als auch hinsichtlich ihrer Vollständigkeit – einzigartig.

Erstellt wurden die Bände der *Großen Ausgabe* – was heute nichts Besonderes mehr ist, 1985, aber, als wir mit der Arbeit begannen, Pilot-Funktion hatte – ausschließlich per Computer, das heißt, dass nicht nur die Kommentare, jeweils ca. 150–200 Seiten eines Bandes, sondern auch die Texte Brechts geschrieben und für den Satz eingerichtet wurden. Das hatte den Vorteil, dass keine fremde Hand mehr in die Texte eingreifen konnte und folglich auch keine späteren Satzkorrekturen mehr anfielen: Die in der ABB geschriebenen und korrigierten Dateien stellten so bereits die letzte Stufe zum endgültigen Satz dar.

Ein weiterer Vorteil ist, dass diese Texterfassung für die in Karlsruhe bearbeiteten Brechtschen Werke die Grundlage bilden kann für eine Auswertung bzw. Analyse der betreffenden Texte durch modernste Datenverarbeitungssysteme. So werden die fünf Karlsruher Lyrik-Bände zur Zeit an der Brigham Young University, Provo, Utah/USA, für eine Chronologie der Gedichte Brechts ausgewertet.

Weiterhin wurden in einer gesonderten Datenbank alle „äußeren“ Daten für jedes Gedicht einzeln abgespeichert: Textüberlieferungen, Erstdrucke, Drucknachweise in den bisherigen Ausgaben, Alternativtitel u. a.: ca. 4.600 Datensätze. Eine solche Datenbank wurde auch für die Prosa erstellt und umfasst 2.600 Datensätze.

Sieht man von der notwendigen Einarbeitungszeit ab, hat die Karlsruher ABB mit ihren

acht Bänden der Großen kommentierten Berliner und Frankfurter Ausgabe durchschnittlich anderthalb Jahre pro Band Arbeitszeit benötigt. Dabei ist zu bedenken, dass der Karlsruher Herausgeber bis Ende 1992 mit nur zwei halben wissenschaftlichen und einer studentischen Hilfskraftstelle auskommen musste. Die Kommentare allein, die enger gedruckt sind und zwischen 150 und 200 Seiten umfassen, entsprechen je einer Buchpublikation. Da zudem die vier Herausgeber der Ausgabe für alle 33 verantwortlich zeichneten, mussten sie über schriftliche Gutachten und Herausgeberkonferenzen, die abwechselnd in Frankfurt und Berlin stattfanden, zu jedem Band einzeln Stellung beziehen, die Konzeption und den Inhalt verantworten sowie den jeweiligen Bearbeitern und Bearbeiterinnen beratend zur Seite stehen.

Schließlich fielen noch umfangreichere Arbeiten für den Registerband an, der im Herbst 1999 erscheinen wird.

### **Internationale Verbindungen**

Die ABB ist inzwischen international bekannt und wird von vielen Gästen aus den USA, China, Japan, Korea, Indien u. a. aufgesucht und auch, z. T. über längere Zeit, als Arbeitsstätte genutzt. Ich erhielt u. a. Einladungen nach Korea, China, Chile, Japan, in die Ukraine, nach Italien, Griechenland und Dänemark. Besonders eng sind die Beziehungen zur Brecht-Gesellschaft in Korea. Mit dieser Gesellschaft zusammen sind bereits mehrere Buch-Publikationen realisiert worden. Drei Symposien, von denen ich zwei geleitet habe, fanden zwischen 1991 und 1998 in Seoul statt. Überdies gibt es einen Partnerschaftsvertrag zwischen der Chosun University in Kwang-ju und der ABB.

JAN KNOPF

## Zahlenwende! Zeitenwende?

Unser Verstand sagt uns, dass 2001 das neue Jahrtausend anbrechen wird. Unsere Gefühle werden aber von der Magie der Zahl 2000 gebannt. Wir brauchen solche Einschnitte, auch in unserem privaten Leben, um bilanzieren zu können. Mit einem hegelianischen Fortschritts-optimismus tun wir uns heute trotz des Wohlstandes schwerer als viele Karlsruher vor 100 Jahren, da man das neue Maschinenzeitalter feierte. Computer und Internet werden zur Zeit die Prognosen für kommende Jahrzehnte füllen, immer etwas unscharf, wie der Blick in die Zukunft es nun einmal bedingt.

Aber ein Blick in die Geschichte der letzten 100 Jahre gewährt genauere Auskünfte. In die-

ser Ausgabe dominiert der Blick zurück ohne Zorn. Über das Grausige, Menschenverachtende in der ersten Jahrhunderthälfte haben wir schon vieles berichtet und werden es weiterhin tun, denn solche Erinnerungen können vielleicht auch Grundlage für eine Zeitenwende sein und unsere Haltung bestärken: so nie wieder! Doch es gab auch anderes, und positive Entwicklungen sollten wir darüber nicht vergessen. Nicht zuletzt wird das Universitätsjubiläum im kommenden Jahr eine weitere Brücke über die Epochen schlagen, wohl nicht im Zorn gebaut.

LEONHARD MÜLLER

## Karlsruhe um 1900 – die kaisertreue Residenz

An einen Jahrhundertwechsel werden immer viele Erwartungen und zugleich Ängste wie Hoffnungen geknüpft. Wie sah die Stimmungslage in der Karlsruher Bevölkerung dazu hundert Jahre früher aus? Damals gab es zwar noch keine Meinungsumfragen, doch lassen einige Berichte von Zeitgenossen darauf schließen.

### Monarchismus

„In treuer Gesinnung, in liebevoller herzlicher Verehrung blickt der Karlsruher zu dem ehrwürdigen Großherzog Friedrich, zu der edlen Großherzogin Luise empor. ... Mit der innigsten Anhänglichkeit an die badische Heimat verbindet der Karlsruher die wärmste Hingebung

an das große deutsche Vaterland“, schreibt Stadthistoriker Friedrich von Weech 1904 und führt diese Charakterisierung noch zu einem Höhepunkt: „In nationaler Gesinnung wissen sich alle Einwohner dieser Stadt einig, mögen sie auch sonst durch Verschiedenheit der politischen und kirchlichen Anschauungen und Grundsätze getrennt sein. Sie stehen fest und treu allzeit zu Kaiser und Reich“.

Der Boom an Paraden, Festumzügen und Denkmalserrichtungen zu Ehren der Repräsentanten der Monarchie in dieser Zeit, scheint diese Worte zu belegen. Dass sich die unterschiedlichen Gesellschaftsschichten in der Verehrung des Kaisers wohl einig waren, wird an folgendem Beispiel deutlich. 1893 besuchte Kaiser Wilhelm II. Karlsruhe. Um



Standbild der Clio im Stadtmuseum.

ihn würdig zu empfangen, nahmen zahlreiche Vereine der großherzoglichen Residenz sowie die Schülerinnen und Schüler der in Karlsruhe vertretenen Bildungseinrichtungen vom Bahnhof bis zum Schloss Aufstellung. Ein damals im Druck herausgegebener Stellplan informiert uns nicht nur darüber, wo die einzelnen Vereine und Schulen Spalier zu stehen hatten, sondern gibt Aufschluss über die gesellschaftliche Zusammensetzung der Jubelparade. So finden wir hier neben den vorwiegend aus bürgerlichen Honoratioren bestehenden Gesangsvereinen auch Vertreter der Arbeitervereine, neben Krieger- und Militärvereinen, Schützen

und Turner, den Ruderclub neben dem Radfahrerclub und dem Athletenclub, höhere Töchter neben Gymnasiasten, Studenten neben Volksschülern usw. Sicher waren nicht alle der damals schon fast 200 in Karlsruhe vorhandenen Vereine vertreten, doch zumindest ein großer Querschnitt.

Dass sogar eigentlich konträr laufende politische Überzeugungen in einfachen Kreisen durchaus mit dem Patriotismus für Kaiser und Reich einhergehen konnten, erfahren wir aus dem Bericht des evangelischen Arbeitervereins über die bescheidenen Wohnverhältnisse solcher Familien: „Der Wert des Mobiliars, welches ein Arbeiter sein eigen nennt, schwankt zwischen 500 und 800 Mark. Vorhänge an den Fenstern und kleine Teppiche auf den Fußböden oder Decken auf den Tischen sind die Regel. Vielfach werden Blumen gepflegt, auch Vogelzucht betrieben. An Bildern sieht man die bekannten Öldruckbilder, irgendeine Landschaft darstellend. Außerdem findet man gewöhnlich das Bild des Mannes aus seiner Soldatenzeit, daneben oft Lassalle oder Marx, aber auch der erste deutsche Kaiser. ...“

### **Erinnerung an 1870/71**

Gerne erinnerte man sich an die „heroischen Zeiten“ des siegreichen Krieges gegen Frankreich 1870/71. So war am Festplatz ein zeltartiger Rundbau errichtet worden, das sogenannte Panoramagebäude, in dem Rundbilder von damals namhaften Historienmalern gezeigt wurden, die zumeist Gefechte des deutsch-französischen Krieges, aber auch andere Schlachten darstellten. Der Eintritt in dieses Szenario kostete 50 Pfg., „für Militär und Kinder die Hälfte“. Als nach der Jahrhundertwende mehrere Kinos in Karlsruhe eröffnet wurden, konnte diese Einrichtung dem Konkurrenzdruck des neuen Mediums allerdings nicht lange standhalten.

Natürlich war der allgemein verbreitete Patriotismus von der Obrigkeit gewollt und wurde nach Kräften unterstützt. So wurde z. B. die Errichtung des gewaltigen Kaiser-Wilhelm-Denkmal am Mühlburger Tor zur Gänze aus der Stadtkasse finanziert. 200 000 Mark waren hierfür von den Stadtverordneten bewilligt worden. Der vom Großherzog favorisierte Entwurf eines Reiterstandbildes von Bildhauer Adolf Heer wurde daraufhin in Bronze ausgeführt und das Denkmal am 18. Oktober 1897, dem Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, eingeweiht. Oberbürgermeister Schnetzler hielt eine überschwengliche Rede auf die Ruhmestaten Wilhelms I., der nun „immerdar auf eine patriotische Bürgerschaft herniederschauen“ könne, die bereit sei, „mit Gut und Blut für die Erhaltung des Vaterlandes einzustehen, das ihr der große Kaiser geschaffen hat“. Der Einweihungsfeierlichkeit wohnten neben den Vertretern des Militärs, den Mitgliedern der großherzoglichen Familie und mehreren deutschen Fürsten auch wieder fast alle Vereine und Schulen bei. Die ikonographischen Details des Denkmals sind von Manfred Großkinsky und Meinhold Lurz ausführlich gewürdigt worden. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Lurz meint, Kaiser Wilhelm sei nicht nur als siegreicher Feldherr und Reichseiniger dargestellt, sondern der Typus des Reiterstandbildes gehe auf 1849 zurück, als der damalige Prinz von Preußen an der Spitze einer Armee in die badische Residenz einritt, um die Revolution niederzuschlagen. Insofern war die Idee von 1998, zum 150-jährigen Jubiläum der Revolution in Baden das Denkmal mit fiktiven Totenschädeln der hingerichteten oder ums Leben gekommenen Demokraten zu garnieren, gar nicht einmal so abwegig. Zur Zeit der Einweihung des Denkmals, dachte man aber nicht mehr an dieses Kapitel der badischen Geschichte. Dazu boten die damals am Fuße des Sockels angebrachten Allegorien auch kei-

nen Anlass. Dem Kaiser voran schritt Viktoria, die Göttin des Sieges, mit einem Lorbeerzweig in der Hand, hinter ihm saß Klio, die Muse der Geschichtsschreibung, die die Namen der Hauptstädte der eroberten „Reichslande Elsass-Lothringen“ Straßburg und Metz in ihr Geschichtsbuch notierte. Die Wappen der ehemals französischen Territorien hatte Klio ebenfalls für sich vereinnahmt. Die Allegorien wurden im Zweiten Weltkrieg zusammen mit den seitlich des Sockels angebrachten Bronzen eines schwerhaltenden Löwen und eines badischen Greifen für Rüstungszwecke eingeschmolzen. Lediglich die beiden Seitenreliefs, die die Kaiserproklamation in Versailles und den Einmarsch badischer Truppen darstellen, sind heute noch am Sockel vorhanden. Ein Abguss des noch in Privatbesitz befindlichen Gipsmodells der Klio kann aber im Stadtmuseum im Prinz-Max-Palais besichtigt werden.

Dort befinden sich im Übrigen noch andere Exponate, die zur Darstellung des hier behandelten Themas herangezogen werden können, etwa die Fahne des Karlsruher Militärvereins, der wohl kurz nach den Kriegseignissen von 1870/71 gegründet worden ist. In ihm hatten sich zumeist ehemalige Soldaten zusammengeschlossen, die am deutsch-französischen Krieg teilgenommen hatten und nun zu geeigneten Anlässen mit Festveranstaltungen und Paraden an glorreiche Zeiten erinnern wollten. So nahm der Militärverein 1877 auch an den Einweihungsfeierlichkeiten des von der Stadt Karlsruhe ebenfalls finanzierten Kriegerdenkmals auf dem Alten Friedhof teil, mit dem der gefallenen deutschen Soldaten des 70/71er Krieges gedacht werden sollte. In der Folge sollten noch zahlreiche Kriegerdenkmäler an anderen Stellen im Stadtgebiet für badische Truppenteile oder für die gefallenen Einwohner in den Stadtteilen errichtet werden, etwa 1887 in Mühlburg ebenfalls unter Betei-

ligung des dortigen Militärvereins. Sie sollten die Erinnerung an den siegreichen Feldzug und den „Kampf um Deutschlands Einheit“ in der Bevölkerung stets wach halten. So steht auch das 1904 vor der damaligen Festhalle errichtete Bismarckdenkmal in dieser Tradition, das den „eisernen Kanzler“ als Reichsgründer darstellt, der nach der Kaiserproklamation in Versailles bereits die Landkarte mit den neuen Grenzen des Deutschen Reiches in der Hand hält. Auch hier schmückte den Sockel ein geflügelter Genius mit den Palmen des Sieges, der 1940 der Metallspende zum Opfer fiel, nach dem Krieg versetzte man das Denkmal an seine heutige Stelle vor das Bismarck-Gymnasium, so dass seine ehemals monumentale Wirkung völlig verloren ging.

### „Kolonialismus“

In der Kaiserzeit konnte jedoch auch auf einem anderen Feld der Reichspolitik der Patriotismus angeheizt werden, nämlich mit der Erwerbung der deutschen Kolonien in Afrika, im Pazifik und in Asien. So feierte der Redakteur der in Karlsruhe erscheinenden Badischen Landeszeitung am Vorabend des Jahres 1900 die inzwischen seiner Meinung nach eingetretene Großmachtstellung des Deutschen Reiches: „Deutschland will nun nicht länger im Lande der Träume verweilen, da die Welt geteilt wird. Wir mussten unser Sinnen und Trachten auf die nationale Gestaltung beschränken und uns das Weltbürgertum abgewöhnen, aber nachdem wir durch die Kraft unseres Volkes und die Staatskunst Bismarcks den nationalen Boden gewonnen haben, führt uns der Kreislauf der Dinge wieder zu einer internationalen Betrachtung zurück. ... Nur im höchsten Wettstreit der Nationen, die ihre Besonderheit aufrecht erhalten wollen, wird der Menschheit höchstes Gut errungen. Wenn vor hundert Jahren der Rhein Deutschlands

Grenze, nicht Deutschlands Strom geworden war, wenn vor 50 Jahren die bescheidenen Anfänge deutscher Flotte von dem Engländer mit der Behandlung der Seeräuberschiffe bedroht wurden und schließlich unter den Hämmer kamen, so dürfen doch heute auch die enthusiastischsten Anhänger der Flottenverstärkung und Weltmachtpolitik Deutschlands sich ungeahnten Fortschritts erfreuen, da die Ausbeute der Handelsflotte die Eifersucht des reichsten Volkes wachruft und die deutsche Flagge über Kamerun und Samoa, den Karolinen und Kiautschou weht.“ Noch deutlicher formulieren diese Ziele die goldenen „Kaiserworte“ Wilhelms II., die in das seit der Jahrhundertwende in mehreren Auflagen erschienene „Badische Realienbuch“ Eingang gefunden haben, das für den Unterricht natürlich auch an Karlsruher Schulen bestimmt war: „Das mächtige deutsche Heer gewährt einen Rückhalt dem Frieden Europas. Weithin zieht unsere Sprache ihre Kreise auch über die Meere, weithin geht der Fluss unserer Wissenschaft und Forschung. Und das ist das Weltreich, das der germanische Geist anstrebt. ... Wenn das deutsche Volk in sich gefestigt und Gott vertrauend in die Welt hinaustritt, dann wird es auch fähig sein, die großen Kulturaufgaben zu lösen, die ihm die Vorsehung in der Welt bestimmt hat, nach innen geschlossen, nach außen entschlossen ...“

Dass diese Propaganda zu Überheblichkeit und Selbstüberschätzung führen würde, Faktoren, die beim Kriegsausbruch 1914 durchaus eine Rolle gespielt haben, war den Zeitgenossen sicherlich noch nicht bewusst. Auf der anderen Seite wurde mit geeigneten Maßnahmen das Heimatgefühl gestärkt, um den inneren Zusammenhalt der Bevölkerung zu fördern. Dazu zählten die Heimat- und Trachtenfeste, die in Karlsruhe gleich mehrfach vorzugsweise zu Jubiläen der großherzoglichen Familie veranstaltet wurden.

## Trachten aller Art

„Die Trachtenpflege der monarchistischen Epoche hatte ihre wichtigste Motivation aus der Verehrung für das Fürstenhaus bezogen“, stellt Heinz Schmitt in seiner Untersuchung über „Die Volkstracht in Baden“ fest. Die in dieser Hinsicht beeindruckendste Veranstaltung fand bereits 1881 zur Silberhochzeit des Großherzogspaares und der Vermählung der badischen Prinzessin Viktoria mit dem Kronprinzen Oskar Gustav Adolf von Schweden und Norwegen statt. Ein riesiger Festzug war zusammengestellt worden, der aus „Schülern sämtlicher Karlsruher Schulen“, Vertretern der Gemeindebehörden, Staatsbeamten, dem Militärverein, der Freiwilligen Feuerwehr, den Schützengesellschaften, Gesang- und Turnvereinen, dem Ruderklub u. a. bestand. Jede Abteilung führte eine Reitertruppe und eine Musikkapelle an. Höhepunkt des Festzugs war aber der Auftritt der Landestrachten, die sich aus ganz Baden eingefunden hatten.

So wurde die Stadtbevölkerung mit der ländlichen Kultur vertraut gemacht. Diesem Trachtenauftritt folgten noch weitere, so etwa 1896 ein Umzug zum siebzigsten Geburtstag des Großherzogs. Die Förderung der Heimatkultur führte dazu, dass man alsbald auch in Karlsruher Vereinen Trachten- und Bauernfeste feierte, indem sich die Mitglieder dement-sprechend kostümierten. So organisierte beispielsweise der Gesangverein Liederkranz im Jahre 1900 ein „internationales Trachtenfest“.

Der Verein bildender Künstler sollte seit 1901 seine sich in den folgenden Jahren öfter wiederholende „Bauernkerwe“ an Fastnacht feiern. Wie sich noch am Vorabend des Ersten Weltkriegs Heimatverbundenheit und Weltmachtstreben zu einem eigentümlichen Patriotismus verbinden konnten, dafür sei ein letztes Karlsruher Beispiel angeführt.

Am 16. Februar 1914 veranstaltete die Frauenortsgruppe Karlsruhe des Vereins für das Deutschtum im Ausland in den Räumen des Museumsgebäudes „auf der Plantage Badenia in Kamerun“ einen „Deutschen Abend“. Umrahmt vom „Marsch der Schutztruppenkapelle“ und vom Sklaventanz, der „von Frau Allegri in liebenswürdiger Weise einstudiert“ worden war, begrüßte der Plantagenbesitzer und seine Gattin die als Afrikareisende kostümierten Gäste. Neben dem von Frau Mutter vorgeführten „Tanz einer Negersklavin“ wurde u. a. von Mitgliedern des Hoftheaters das Schäferspiel „Der Kuss“ zur Aufführung gebracht, der Pfadfinderbund für junge Mädchen veranstaltete einen „Flaggenreigen“. Auch die Kostümierung von Gästen in „deutschen Trachten“ war den Organisatorinnen willkommen, die damit offensichtlich den Zielen des Vereins für das Deutschtum im Ausland Rechnung tragen wollten. Nur wenige Jahre später waren die Weltmachtträume zunächst einmal ausgeträumt und auch „die gute alte Zeit“ endgültig vorbei.

PETER PRETSCH

# Aufbrüche, Niederlagen und Erfolge

## *Die Frauenbewegung in Karlsruhe*

Der 1. Januar des Jahres 1900 fiel auf einen Montag. Durch einen Beschluss des Bundesrates galt dieser Tag als Beginn eines neuen Jahrhunderts. Ganz der Symbolik eines solchen Momentes entsprechend trat an diesem Tag das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) in Kraft. Damit erhielt das deutsche Kaiserreich 29 Jahre nach seiner Gründung ein reichseinheitliches Privatrecht, das seit 1809 geltende Badische Landrecht verlor damit seine Gültigkeit.

### **Bürgerliches Gesetzbuch 1900**

Die Rückblicke auf das 19. Jahrhundert, welche in den Karlsruher Zeitungen am 30. oder 31. Dezember erschienen, klangen fast durchweg hoffnungsfroh. Stolz blickte man auf das Erreichte zurück und nannte das verflossene Jahrhundert eines des wirtschaftlichen und sozialen Fortschritts. Das BGB, das schon 1896 beschlossen worden war, sollte das kommende Jahrhundert auch in diesem Sinne erläutern. Für die Frauen konnte das nur Anlass sein, sorgenvoll in die Zukunft zu blicken, denn dieses BGB war für die Frauenbewegung der damaligen Zeit eine Niederlage. Das nun geltende Ehe- und Familienrecht sprach der unverheirateten Frau ab 25 Jahren zwar die volle Rechtsfähigkeit zu, schrieb aber die Unmündigkeit der Ehefrau, ihre rechtliche Unterordnung unter ihren Ehemann, fest. Nun wurde endgültig deutlich, was es bedeutete, kein Wahlrecht zu haben und bei Gesetzgebungsprozessen ausgeschlossen zu sein. Wie überall im Kaiserreich taten sich nun auch in Karlsruhe gebildete Frauen des Bürgertums zusammen, um 1903 eine unentgeltliche Rechts-

auskunftsstelle für Frauen und Mädchen zu gründen. 1908 hatte die Karlsruher Einrichtung 73 weibliche und 7 männliche Mitglieder. Die Vorsitzende war Marie Rebmann, die Ehefrau des Oberschulrates und Vorsitzenden der Karlsruher Nationalliberalen Edmund Rebmann. Die Karlsruher Rechtsauskunftsstelle kam in der Lindenschule, einer Mädchenschule in der Kriegsstraße 44, unter. Sprechstunde war jeden Dienstagabend von 19.00 bis 20.30 Uhr. Hier wurden Frauen über Eheverträge, Mündigkeits- und Vormundschaftsangelegenheiten sowie Fragen des Arbeitsrechts beraten, um nicht ganz ungeschützt der neuen Lage ausgesetzt zu sein.

### **Kleidung, Sport, Frauenbildung**

Solche Einrichtungen entstanden überall in Deutschland, sie entwickelten sich zu Zentren der so genannten radikalen Frauenbewegung, welche die volle politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung forderte. Die Karlsruherinnen arbeiteten eng mit dem schon seit 1897 bestehenden Verein Frauenbildung-Frauenstudium und später mit dem 1906 gegründeten Verein für Frauenstimmrecht zusammen. Gemeinsam organisierte man Vortragszyklen. An solchen Abenden gab es nach den Redebeiträgen häufig auch Vorführungen turnerischer Übungen und neuer Kleidermodelle. Das diente nicht dem Amüsement, sondern war Ausdruck eines neuen Gesundheitsbewusstseins sowie des Bemühens, die Frauen aus dem gesundheitsschädlichen Korsett zu befreien und an das Turnen zur Muskelstärkung zu gewöhnen. Dieses Anliegen fand in



Emmy Schoch 1912.

Karlsruhe auch von ärztlicher Seite Unterstützung. 1901 war auf Betreiben des Frauenarztes Hermann Paull in Karlsruhe der Verein zur Verbesserung der Frauenkleidung gegründet worden. Man trat ein für eine neue, gesündere Form, für das so genannte Reformkleid, das u. a. im Modeatelier von Emmy Schoch entworfen und gefertigt wurde. Diese Kleider waren erst in zweiter Linie Ausdruck eines besonderen Modebewusstseins, vor allem sollten Frauen dadurch eine körperliche Bewegungsfreiheit erreichen.

Nach dem Ersten Weltkrieg befreiten sich die Frauen endgültig von der einschnürenden Kleidung; unbequeme, die Bewegungsfreiheit einschränkende Kleidungsstücke wurden seitdem zunehmend nur noch zu einem Problem des jeweils persönlichen Geschmacks.

Die Teilnahme der Frauen am sportlichen Leben ist seit langem eine Selbstverständlichkeit. Schon 1927 lief die Karlsruherin Lina Betschauer bei den deutschen Meisterschaften in Breslau den Weltrekord über 800 m, im gleichen Jahr fand in Berlin das 1. Internationale Frauensportfest auf deutschem Boden

statt. Auch die politischen Ziele der Radikalen, die zu Beginn des Jahrhunderts formuliert und, in weiten Teilen von den Sozialdemokratinnen ebenfalls verfolgt wurden, sind inzwischen erreicht, obwohl es bis 1977 dauern sollte, bis im BGB die Gleichberechtigung der Ehefrau festgeschrieben wurde.

Auf anderen Gebieten konnten die Frauen früher Erfolge verzeichnen. So wurde ihnen ab 1900 in Baden das Immatrikulationsrecht für Universitäten zugestanden, reichsweit erst ab 1908. Auf die Einhaltung von Arbeitsschutzbestimmungen für Frauen und auf eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen achtete seit 1900 eine Fabrikinspektorin. 1902 übernahm mit Marie Baum eine Frau das Amt, die noch in die Schweiz nach Zürich hatte gehen müssen, um studieren zu können.

### **Stimmrecht für Frauen**

Seit 1910 waren die badischen Kommunen gesetzlich verpflichtet, Frauen in bestimmte Gemeinderatsausschüsse mit Stimmrecht aufzunehmen. Die Karlsruher Stadtverwaltung begann schon in den 1870er Jahren mit Vertreterinnen des Frauenvereins im Bereich der Armenpflege zusammenzuarbeiten. Das waren erste Schritte zur politischen Gleichberechtigung, die allerdings erst nach der Novemberrevolution 1918 erreicht wurde. Noch im Sommer 1918 hatte sich in der Zweiten Kammer des Karlsruher Ständehauses keine Mehrheit für das Frauenwahlrecht gefunden. Dass dies reichsweit wenige Monate später durchgesetzt wurde, war vor allem ein Verdienst der SPD, die als einzige Partei vor dem Ersten Weltkrieg die politische Gleichberechtigung der Frauen in ihr Programm aufgenommen hatte. Am 5. Januar 1919 durften Frauen erstmals in Baden an die Wahlurnen treten, um die badische Nationalversammlung zu



Um 1900 wurde das Radfahren zum Ausdruck der Bewegungsfreiheit.  
Hier ein Karlsruher Radfahrverein mit Radfahrerinnen um 1900.

wählen. Zwei Karlsruherinnen – Clara Siebert und Kunigunde Fischer – zogen in die badische Nationalversammlung im Karlsruher Ständehaus. Beide waren schon lange vor dem Ersten Weltkrieg in der Frauenbewegung aktiv, Fischer bei den Sozialdemokratinnen, Siebert im katholischen Frauenbund. Clara Siebert wurde gegen Ende der Weimarer Republik für kurze Zeit Reichstagsabgeordnete, Kunigunde Fischer war auch unter den ersten drei Karlsruher Stadträtinnen. Diese Entwicklung wurde 1933 von den Nationalsozialisten abrupt beendet. Der Neubeginn auf der politischen Bühne nach 1945 gestaltete sich auch in Karlsruhe schwierig und ist in der Publikation des Karlsruher Stadtarchivs, „Karlsruher Frauen 1715–1945“ sehr genau nachzulesen.

Heute, im Jahre 1999 sind unter den 48 Gemeinderäten 17 Frauen.

### Neue Wege seit 1949

Eines jedoch zeigte das 20. Jahrhundert mit seinen Einbrüchen 1933 bis 1945 sehr deutlich: Es bedurfte einer rechtlichen Festschreibung der vollen Gleichberechtigung der Frauen, um sie auch auf Dauer zu gewährleisten. Das wurde 1949 mit dem Art. 3 Abs. 2 des Grundgesetzes erreicht. Dass dies auch umgesetzt wurde, ist nicht zuletzt ein Verdienst des Bundesverfassungsgerichts, das seit 1951 in Karlsruhe residiert und seit einigen Jahren mit seiner Präsidentin Jutta Limbach eine Frau an der Spitze hat.

Erst der Art. 3 Abs. 2 des Grundgesetzes ließ es zu, das BGB von 1900 so umzuschreiben, dass den Frauen die vollen Menschenrechte auch in der Ehe zugestanden wurden. Dass sich die Politik veranlasst sah, die Gesetze dem Grundgesetzauftrag anzupassen, ist ganz wesentlich ein Erfolg der so genannten Zweiten Frauenbewegung, die seit den 1970er Jahren Themen wie das der Gewalt gegen Frauen aufgriff, die zur Jahrhundertwende noch eher als privat galten. Auch in Karlsruhe gibt es seit 1982 ein Frauenhaus, das vom Verein zum

Schutz misshandelter Frauen und deren Kinder getragen wird. Einer ähnlichen Aufgabe nimmt sich in Karlsruhe das Frauen- und Kinderschutzhaus St. Antonius an, dessen Geschichte 1908 zunächst als Zufluchtshaus für gefallene Mädchen, die damals gesellschaftlich geächtet waren, begann. Das alles sind nur einige Aspekte des langen Weges der Frauen in die zumindest gesetzliche Gleichberechtigung, dessen Ende am 1. Januar 1900 nicht abzusehen war.

SUSANNE ASCHE

## Häuser der Stadtgeschichte 1900 – 2000

Als vor 100 Jahren in den Karlsruher Tageszeitungen darüber debattiert wurde, ob nun am 1. Januar 1900 das neue Jahrhundert beginne oder erst ein Jahr später, gab es in Karlsruhe seit 15 Jahren ein Stadtarchiv, das diese Zeitungen archivierte und sie bis heute der stadthistorisch interessierten Öffentlichkeit – inzwischen allerdings über Mikrofilm – zur Verfügung stellt. Das Stadtarchiv hatte seit seiner Gründung im Jahr 1885 eine positive

Entwicklung hinter sich. Am 10. Juli 1885 war das Ortsstatut über die Verwaltung des Städtischen Archivs erlassen und die Bildung einer siebenköpfigen Archivkommission beschlossen worden. Ausgangspunkt dieser Gründung war die Erkenntnis, dass viele andere badische Städte „Geschichtsschreiber gefunden haben und die größeren und älteren unter ihnen wohlgeordnete Archive besitzen“, Karlsruhe jedoch sich „bis jetzt weder des einen noch des anderen rühmen“ könne, wie es im Ortsstatut heißt. Diese Gründung eines eigenen Stadtarchivs entsprach durchaus dem zeitgenössischen Selbstverständnis des Bürgertums, das sich auch in seinem Städtebau durch den Historismus eine Geschichte zu geben trachtete. Die noch junge Geschichtswissenschaft hatte auch die Städte erreicht.

### Erstes eigenes Haus

Seit Ende des Jahres 1896 verfügte das Stadtarchiv, das bis dahin im Rathaus sehr beengt untergebracht war, sogar in dem ehemaligen für Archivzwecke umgebauten Wasserwerkge-



Im ehemaligen Wasserwerksgebäude, Gartenstraße 53, war das Stadtarchiv von 1896 bis 1923 untergebracht.

bäude in der Gartenstraße über ein eigenes Archivgebäude, in dem es auch Räumlichkeiten für kleine Ausstellungen gab. Dort hatte das Stadtarchiv vom 21. November 1898 bis zum 23. Juli 1899 eine Ausstellung gezeigt, die man nicht so ohne weiteres in der nationalliberal geprägten badischen Haupt- und Residenzstadt erwartet hätte. Obwohl die Nationalliberale Partei in der Presse und auch im badischen Landtag im Ständehaus heftig gegen das Gedenken an die fünfzig Jahre zuvor gescheiterte Revolution von 1848/49 agitirte, präsentierte das Stadtarchiv Karlsruhe eine Ausstellung mit Bildern, Flugblättern, Aktenstücken und anderen Gedenkgegenständen aus den Revolutionsjahren 1848 und 1849. Erstaunlicherweise gab es darüber weder stadtintern noch in der Presse eine Auseinandersetzung. Es war also offensichtlich selbstverständlich, dass das Stadtarchiv eine solche Ausstellung aus seinen Beständen zeigte. Die Ausstellung wurde während 69 Öffnungstagen von 820 Personen besucht. Rechnet man diese Zahl auf die heutige Einwohnerschaft hoch, so wären dies rund 2.500 Besucher. Angesichts der nicht gerade zentralen Lage des Archivs, der sehr eingeschränkten Öffnungszeiten von zehn Wochenstunden und der geringen Werbemöglichkeiten war dies eine durchaus passable Resonanz. Der „Badische Landesbote“ hatte diese Ausstellung in einer Notiz angekündigt und hervorgehoben, dass viele von mehreren hundert „Porträts, Schlachtenbildern, Plänen, Karikaturen, Flugblättern“ und zwar gerade, die wertvollsten „ursprünglich in Privatbesitz waren und erst in den letzten Jahren durch die Liberalität der Eigenthümer in den Besitz der städtischen Sammlungen gekommen sind, wodurch sie erst der Allgemeinheit zugänglich gemacht und in vielen Fällen sicherlich auch vor dem gewissen Untergang bewahrt geblieben sind.“ Der Journalist nennt damit die auch heute noch in vollem

Umfang gültigen Argumente für eine Ablieferung historischer Unterlagen an öffentliche Archive. Die dort verwahrten Archivalien sind allgemein zugänglich und werden dauernd und sicher aufbewahrt. Wären nicht im Zweiten Weltkrieg etliche Verluste zu beklagen gewesen, so würde dies auch für zwei besonders interessante Stücke, zutreffen, die heute als verloren gelten müssen: zwei preußische Kanonenkugeln aus dem Jahr 1849.

Eine dieser preußischen Kanonenkugeln hatte das Archiv im Jahr 1891 von dem Privatier Spitzmüller erhalten. „Auf der Kugel selber befindet sich von der Hand des Schenkgebers auf einem Zettel folgende Notiz: Diese Kugel ist am 25.6.1849 von Preußischer Artillerie vom Alleehaus, Durlacher Allee, nach Karlsruhe geschossen, beschädigte links Pappelbäume, bekam Richtung nach rechts durch[s] Durlacherthor, prallte an dem 4. Pfeiler des Zeughausgebäudes ab und rollte in langsamer Bewegung der Dragonerkaserne zu, und [ich] nahm sie in laufender Bewegung in Empfang. Spitzmüller 25./7.1849 Zeughaus-Rüstmeister.“ Beide Kugeln befinden sich heute nicht mehr in städtischem Besitz, ohne dass über deren Verbleib Genaueres ermittelt werden könnte. Es bleibt nur die Vermutung, dass sie im Zuge der Auslagerung der stadthistorischen Sammlungen nach Rastatt verloren gegangen sind, als auch etliche andere Objekte und Archivalien abhanden kamen.

### „Stadtgeschichte“ um 1900

Dafür, dass die Stadtgeschichte um die Jahrhundertwende Konjunktur hatte und nicht nur über Ausstellungen präsentiert wurde, spricht auch, dass zu dieser Zeit die dreibändige Karlsruher Stadtgeschichte von Friedrich von Weech erschien und im Jahr 1900 der 16. Jahresband der Chronik der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe vorlag.



Seit 1924 residiert das Pfinzgaumuseum in der Karlsburg.

In der Begründung des Ortstatuts von 1885 war bereits angekündigt worden, dass man wegen der Herausgabe einer neuen Gesamtstadgeschichte „mit einer Persönlichkeit, von der eine gediegene Arbeit erwartet werden muß, bereits Vereinbarung getroffen“ hatte. Man war sich auch sicher, dass die Publikation, die in mehreren Teilen veröffentlicht werden sollte, auf eine positive Resonanz stoßen werde, denn: „Das Interesse, welches einzelne von hiesigen Zeitungen und auch vom Adresskalender veröffentlichte Mittheilungen aus der Vergangenheit Karlsruhes erweckt haben, berechtigt zur Hoffnung, dass auch eine zusammenhängende Geschichte der Stadt günstig aufgenommen werden wird.“ Der Direktor des badischen Generallandesarchivs Friedrich von Weech erfüllte die in ihn gesetzten Erwartungen: Das Werk, das von 1895 bis 1904 in drei Bänden erschien, war „gediegen“ und stieß auf das erhoffte Interesse.

### **Stadtmuseum – Pfinzgaumuseum**

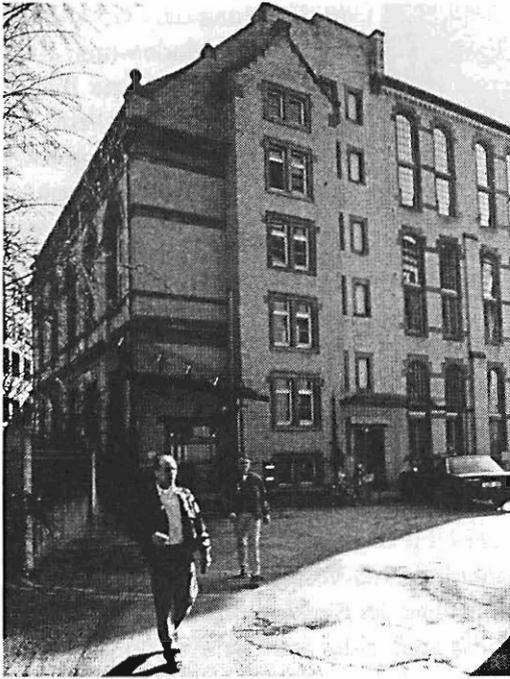
Zu dieser Zeit waren die „Stadtgeschichtlichen Sammlungen“, die nach der Gründung des Stadtarchivs zunächst unter der Rubrik „Gedenkgegenstände“ geführt wurden, eine eige-

ne Abteilung des Stadtarchivs. Im Archivgebäude wurde 1911 auch das so genannte Bilderzimmer eingerichtet, ein bescheidener erster Anfang einer stadgeschichtlichen Dauerausstellung. Die Verbindung von Stadtarchiv und Stadtgeschichtlichen Sammlungen – heute das Stadtmuseum – hat in Karlsruhe also eine mehr als einhundertjährige Tradition. 1938 kam das von Friedrich Eberle gegründete Pfinzgaumuseum mit der Eingemeindung von Durlach hinzu, das 1924 nach

einer längeren Vorbereitungszeit im Prinzensinnenbau der Karlsburg eröffnet worden war. Die Bestände des Stadtarchivs und der Stadtgeschichtlichen Sammlungen beschränkten sich in erster Linie auf das Sammlungsgut, vor allem auf die umfangreichen Plan- und Bilderbestände. Die stadgeschichtlich bedeutsamen Unterlagen aus der Stadtverwaltung wie Akten, Amtsbücher und Urkunden kamen erst später nach und nach ins Archiv und wurden lange Zeit eher stiefmütterlich behandelt.

### **Archiv als gesetzlicher Auftrag**

Dies hat sich inzwischen grundlegend geändert. Generell ist die Arbeit der öffentlichen Archive inzwischen als gesetzlicher Auftrag in den Landesarchivgesetzen vorgeschrieben und geregelt. Die als Satzung erlassene Archivordnung der Stadt Karlsruhe verankert das Stadtarchiv darüber hinaus als die für die stadgeschichtliche Arbeit zuständige Dienststelle. Außerdem regelt sie die Benutzung des Archivs durch die Öffentlichkeit. Über eine Dienstanweisung sind alle städtischen Dienststellen angewiesen, die nicht mehr benötigten Unterlagen dem Archiv zur Archivierung anzu-



Seit 1990 ist die ehemalige Pfandleihe, Markgrafenstraße 29, das Domizil des Stadtarchivs.

bieten. Diese gesetzlichen Rahmenbedingungen sichern die Arbeit des Archivs natürlich in einem weit höheren Maße als dies vor 100 Jahren das „Ortsstatut über die Verwaltung des Städtischen Archivs“ allein konnte. Dennoch ist die Stellung eines Archivs immer auch von der Qualität der angebotenen Dienstleistungen für Verwaltung und Öffentlichkeit abhängig. Der heute erreichte Stand kurz vor der Jahrtausendwende ist eine gute Ausgangsbasis dafür, dass die Stadtgeschichte auch im neuen Jahrtausend weiterhin ihren Stellenwert behält.

### **Stadtarchiv in der Pfandleihe**

Das Stadtarchiv verfügt über ein nach modernen Erkenntnissen umgebautes Gebäude, die ehemalige städtische Pfandleihe in der Markgrafenstraße. Hier wird seit 1990 die Stadtgeschichte gesichert, erforscht und die Ergebnis-

se der Forschungsarbeit auf vielfältige Weise vermittelt. Die inzwischen auf fast vier Regalkilometer angewachsenen Bestände des Stadtarchivs umfassen nun auch schwerpunktmäßig das Schriftgut der Stadtverwaltung, das über ausführliche Findmittel zugänglich ist und im modernen Lesesaal des Stadtarchivs eingesehen werden kann. Beratung und Informationsservice gehören zum selbstverständlichen und vielgenutzten Angebot für stadtinterne und externe Nutzer und Nutzerinnen. Den Wandel der archivischen Tätigkeit dokumentieren auch moderne Hilfsmittel, an die vor 100 Jahren noch keiner dachte. Teilklimatisierte Magazine mit Fahrregalanlagen, Kopiergerät, Mikrofilmlesegerät und vor allem die PCs erleichtern die Arbeit im Archiv. Dabei steht diese Technisierung der Archivarbeit erst am Beginn, da künftig in weit höherem Maße als bisher maschinenlesbare Daten mit allen damit verbundenen Problemen der dauerhaften Archivierung von den Ämtern an das Archiv geliefert werden. Neben den nach wie vor vorhandenen Problemen bei der Konservierung und Restaurierung gefährdeter Archivalien wird dies die Herausforderung der nächsten Jahre sein, der sich das Stadtarchiv wie alle anderen Archive stellen muss.

### **Neue Medien**

So wie Archive mit neuen Medien bei der Übernahme der in den Verwaltungen produzierten Informationsträger konfrontiert werden und die anstehenden neuen Aufgaben bewältigen müssen, so müssen sie sich auch mit neuen Medien bei der Vermittlung von Stadtgeschichte befassen. Internet und Multimedia sind hier nur zwei Stichworte. Eine Multimediaanwendung hat das Stadtarchiv Karlsruhe bereits vor sechs Jahren in der „Erinnerungsstätte Ständehaus“ erarbeitet, mit der die Geschichte des badischen Landtages



Das Stadtmuseum öffnet im Sommer auch den Balkon des Prinz-Max-Palais.

präsentiert wird. Im Internet ist das Stadtarchiv derzeit mit Informationen über seine Dienstleistungen und Veröffentlichungen vertreten. Angebote dieser Art, die zudem die gezielte Präsentation vor Archivalien und die Einbindung der Bestandsübersicht des Stadtarchivs umfassen sollen, werden auch künftig gefragt sein und werden deshalb zu einem festen Aufgabenfeld. Diese Stichworte stehen dafür, dass sich die stadtgeschichtliche Arbeit des Stadtarchivs insgesamt gewandelt hat und auch in weit höherem Maße als 100 Jahre zuvor fester Bestandteil des kulturellen Angebots ist, wie zahlreiche Ausstellungen, Publikationen, Vorträge und Führungen belegen.

### Neue „Stadtgeschichte“

1998 hat das Stadtarchiv eine moderne, knapp 800 Seiten starke, Gesamtstadtgeschichte ver-

öffentlicht. Die Zahl der Publikationen in den beiden Reihen des Stadtarchivs „Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs“ und „Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte“ ist inzwischen auf über 25 gewachsen. Selbstverständlich wurden auch Themen aufgegriffen, über die sich Friedrich von Weech vor 100 Jahren möglicherweise gewundert hätte, die heute auf Grund anderer, moderner Fragestellungen an die Geschichte aber zum festen Repertoire stadtgeschichtlicher Forschung gehören. Damals hätte man wohl kaum ein Buch über die Industriearchitektur in Karlsruhe oder über die Fastnacht geschrieben oder herausgegeben. Auch die Geschichte der Frauen hätte möglicherweise bei der damaligen ausschließlich männlichen Historikerkunft einige Verwunderung erregt, obwohl es bereits im 19. Jahrhundert erste Ansätze einer Frauengeschichtsschreibung gab. Viele dieser Buchprojekte waren mit Ausstellungen des Stadtmuseums im Prinz-Max-Palais verbunden. Seit dem 1. Dezember 1998 ist die vor 100 Jahren bestehende enge organisatorische Verbindung zwischen Stadtarchiv und den historischen Museen wieder hergestellt. Stadtarchiv – Pfinzgaumuseum – Stadtmuseum nehmen den Aufgabenbereich Stadtgeschichte gemeinsam wahr, das Stadtarchiv seit 1990 in der Markgrafenstraße, das Pfinzgaumuseum in der Karlsburg in Durlach mit einer 1994 neu konzipierten ständigen Ausstellung über die Geschichte Durlachs und das Stadtmuseum seit 1981 im Prinz-Max-Palais in der Karlstraße 10, mit der 1998 auf einer stark vergrößerten Ausstellungsfläche präsentierten Dauerausstellung „Eine Vision und ihre Geschichte“. In allen drei Häusern wird weiterhin die historische Überlieferung gesichert und die Geschichte der Stadt Karlsruhe und ihrer Stadtteile vermittelt und präsentiert.

ERNST OTTO BRÄUNCHE

# Landwirtschaft in und um Karlsruhe

Mit Generaldekret erklärte Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach 1783 die Bauern für leibesfrei. Bis zur endgültigen Ablösung der Abgaben, die aus der Leibeigenschaft resultierten, dauerte es jedoch: 1820 der so genannten Herrenfrohn, 1833 der Zehnte, nach 1848 die letzten grundherrlichen Rechte. Die Weichen für die Entwicklung eines bodenverbundenen und leistungsfähigen Bauerntums waren gestellt. Nur die Rahmenbedingungen in Baden und gleichermaßen im Karlsruher Raum waren denkbar ungünstig.

## Der bäuerliche Bildungsstand

Rund 70 % der Bevölkerung gingen um 1850 einer landwirtschaftlichen Tätigkeit nach. Der Bildungsstand war jedoch höchst unbefriedigend. Nur langsam wurden die Lehren der sich entwickelnden Agrikultur umgesetzt (u. a. Albrecht Thaer 1752–1828, Humustheorie, Fruchtwechsel statt 3-Felderwirtschaft; Justus von Liebig, Theorie der Mineraldüngung). Der gemeine Landwirt, der Bauer, blieb seiner altväterlichen Tradition verhaftet. Die schlechte Versorgung der Bevölkerung mit Grundnahrungsmitteln gipfelte in Missernten und in Hungersnöten um 1816/1817 und 1846/1847 (Kraut- und Knollenseuche, sog. Kartoffel-seuche).

Die Errichtung einer landwirtschaftlichen Gartenbauschule mit Angliederung einer privaten landwirtschaftlichen Winterschule durch Freiherrn August von Babo brachte 1851 den entscheidenden Schritt zur besseren Berufsausbildung des Bauern im Karlsruher Raum. Die Schule wurde inmitten eines landwirtschaftlichen Areals an der Ruppurrer Straße, etwa auf dem Gelände des früheren Arbeits-

amtes, erstellt. Am gleichen Ort wurden sodann 1860 eine Obstbauschule und 1864 die großherzogliche Winterschule eingerichtet. Wegen Flächenkonkurrenz zur Stadt wurde die Schule 1893/1894 auf den Augustenberg verlegt. Das Mustergut, den heutigen Obstbau-, Lehr- und Versuchsbetrieb, hatte unterdessen der badische Staat erworben. Durch die Verbindung von Theorie und Praxis wirkte der Augustenberg außerordentlich positiv auf die Weiterentwicklung der Landwirtschaft im gesamten nordbadischen Raum. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts besserte sich die wirtschaftliche Lage und damit auch die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln. Gerade im Karlsruher Raum brachte die aufstrebende Industrie Kaufkraft, Nachfrage und damit Absatz der durch neue Erkenntnisse produzierten größeren Mengen.

## Landschaftliche Gegebenheiten

Die natürlichen Verhältnisse bieten dem Landwirt nicht nur gute Voraussetzungen, z. B. die nur kleinen Inseln der Dorfmarkungen der heutigen Bergdörfer (Waldhufen), die sumpfigen, teilweise moorigen Gebiete des ehemaligen Kinzig-Murgbettes entlang des Gebirgsrandes. Hier konnte erst nach großzügigen Entwässerungsprojekten, z. B. dem Malscher Landgraben, der Pfingst-Saalbachkorrektur – Zeitgeist der 50er Jahre – eine geordnete Landwirtschaft betrieben werden. Die kargen Sandböden auf der Hardt, z. B. in Rheinstetten, Neureut, Eggenstein, Leopoldshafen oder die vor der Rheinkorrektur durch Hochwasser stark gefährdete Rheinniederung, bilden ebenfalls keine günstigen Voraussetzungen. Erst in jüngster Zeit wurden die uralten Formen der

Almende, d. h. des Gemeinschaftslandes abgelöst, die das Risiko z. B. von Überschwemmungen auf viele Schultern verteilen sollte.

Die fruchtbaren Lössflächen etwa nördlich der Linie Langensteinbach-Ertlingen im Kraichgaugebiet seien andererseits ebenso wenig verkannt wie die hervorragenden, klimatischen Verhältnisse, die den Anbau einer Vielzahl von Acker- und Sonderkulturen zulassen. Zu Recht spricht man vom Obst- und Gemüsegarten Baden oder vom Frischgemüseanbaugebiet Durlach-Aue für Karlsruhe.

### **Kleinstbesitz und Kleinstbetriebe**

Baden ist das Land des Kleinstbesitzes und der Zwerg- und Parzellenwirtschaften. Für den Raum Karlsruhe trifft dies, mit Ausnahme weniger Gutshöfe, ausgeprägt zu. Zersplitterter Besitz war über Jahrhunderte hinweg eine große Bürde für die Produktion. Ursache ist die Realteilung; Der landwirtschaftliche Besitz wurde über Generationen hinweg in der Erbfolge aufgeteilt, die Grundstücke wurden kleiner und kleiner, die Flurstruktur unübersichtlich, die Bewirtschaftung äußerst erschwert: 10 ar Durchschnittsgröße der Parzellen, in Neureut auf der Niederterrasse z. B. weniger als 8 ar als typisch lange „Handtücher“. Dung, Saatgut und Ernte mussten getragen werden, sofern Wege oder Überfahrtsrechte nicht vorhanden. Wenige Feldbereinigungen im letzten Jahrhundert schafften vereinzelt Abhilfe.

Nicht nur Felder, auch die Hofreiten wurden geteilt. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen in den „Gemeinschaftshöfen“ waren z. T. katastrophal: mehrere Ställe, Stroh und Heu an verschiedenen Plätzen, mit dem Wagen kaum Wendemöglichkeiten, oftmals Stockwerkseigentum wie bei einer modernen Eigentumswohnung, die Dungstätte an der Straße.

Mehr als 80 % der Betriebe bewirtschafteten weniger als 2 ha Fläche. Eine Untersu-

chung von 1904 ergibt, dass in 17 Landgemeinden bei Karlsruhe die durchschnittliche Betriebsgröße 67 ar beträgt. Zwischen 1882 und 1907 hat sich die Zahl der landwirtschaftlichen Klein- und Kleinstbetriebe bis 1 ha in Baden sogar um 30.000 erhöht. Ursache war das Wachstum der Kommunen, deren Flächenbedarf und der zunehmende Nebenerwerb der Landwirte als Industriearbeiter. Die Nebenerwerbslandwirtschaft hatte Blütezeit: Die Männer gingen in die Industrie oder verrichteten Lohnarbeiten wie z. B. Transporte. Frauen, Kinder und Alte bewirtschafteten mühevoll den Landbesitz, um den kargen Lohn aufzustocken. Die Kleinstbetriebe dominierten auch noch 1950 im alten Stadt- und Landkreis Karlsruhe: In rund 10.000 Betrieben mit Milchviehhaltung werden 15.000 Kühe versorgt, d. h., im Durchschnitt 1,5 Milchkühe je Betrieb. 16.400 Schweinehalter hielten zur gleichen Zeit im Durchschnitt gar nur 1,43 Tiere. Landwirtschaftliche Produktion zur Selbstversorgung! Dieses Arbeiterbauerntum gab aber der Sozialstruktur ein stabiles Fundament, der weitgestreute Grundbesitz befindet sich ganz überwiegend in Bauernhand.

Deshalb sind in unserem Raum auch nur wenige Hofgüter vorhanden, z. B. Hohenwettersbach, das 1706 auf der Markung des damals nicht mehr lebensfähigen Dorfes entstand. Ebenfalls im 18. Jahrhundert wurden der Batzenhof und der Lamprechtshof auf Ödgelände gegründet. Werabronn zwischen Durlach und Weingarten war eine alte Mühle und Kurpfälzer Grenzstation. Der Thomashof ist aus einer privaten Rodung hervorgegangen, Hofgut Scheibhardt ist eine Klostergründung. Der Rittnerthof, Stutensee und Maxau sind fürstliche Gründungen. Das Stadtgut Durlach im Bogen der Umgehungsstraße B10 entstand erst 1917 mit der Maßgabe, während des Krieges Milch für Kinder zu produzieren.

## **Nachkriegszeit: Wandel der Betriebsstruktur**

Der Wandel der Betriebsstruktur nahm im Raum Karlsruhe eine nicht vorstellbare Entwicklung, einmalig im Deutschland der Nachkriegszeit. Von den 1950 im alten Stadt- und Landkreis vorhandenen rd. 15.000 Betrieben über 0,5 ha existieren heute kaum noch 5%. In der Stadt Karlsruhe mit seinen Ortsteilen ging diese Zahl von ca. 2.700 auf etwa 130 zurück. Dafür steigt die bewirtschaftete Fläche je Betrieb enorm; die Konkurrenz um das immer knapper werdende Land im Verdichtungsraum Karlsruhe ist erheblich, der Bedarf der Stadt nach wie vor groß. In den engen, verbauten Hofreiten war der Betrieb einer modernen Landwirtschaft mit Großtierhaltung praktisch unmöglich. Die Aussiedlung zahlreicher Betriebe, also die Verlegung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude in die Flur, war deshalb ein öffentliches Anliegen. Für Betriebsleiter mit Mut und unternehmerischer Leistung bedeutete dies meist die einzige Chance, den Beruf als Landwirt oder Gärtner weiterzuführen. Allein 45 Betriebe beschritten diesen Weg seit 1952 auf Karlsruher Gemarkung. Sie stellen heute den Kern der Bewirtschafteter dar.

Durch die Aussiedlungstätigkeit profitierten auch die engen Ortslagen: Landwirtschaftlicher Verkehr wurde in die Flur verlegt, Emissionen vermieden, und für den Gemeinbedarf konnte Platz geschaffen werden. Aber auch manche Aussiedlung blieb von dem wirtschaftlichen Zwang, aufhören zu müssen, nicht verschont. In der Kernstadt und in jedem zweiten Ortsteil sind heute keine hauptberuflichen Landwirte mehr tätig.

Nur wenige Betriebe halten noch Milchvieh, in vielen Ortsteilen und Landgemeinden ist die Milchkuh nicht mehr vorhanden; ähnlich war die Entwicklung bei Schweinen und

Hühnern. Anders die Pferdehaltung: Hier wurde der Bestand der Nachkriegszeit – das Pferd war vor allem Arbeitstier – nach einem Tiefstand in den 60er Jahren wieder erreicht. Heute dient der Reitsport zur Freizeitgestaltung!

Mit dem Strukturwandel ging eine nie erwartete Leistungssteigerung auf der Fläche und bei den Nutztieren einher. Gab eine Milchkuh um 1840 gerade 1.000 l Milch, um 1940 2.500 l, so liegt der Leistungsdurchschnitt in guten Ställen heute bei 7.000 bis 8.000 l Milch je Milchkuh. Die Getreideerträge lagen Mitte des letzten Jahrhunderts um 7 bis 10 dz/ha, das 2- bis 3-fache der Aussaat. Um 1950 wurden 28 dz, heute rd. 70 dz, mit Spitzenwerten über 100 dz geerntet, und der biologisch/technische Fortschritt geht weiter.

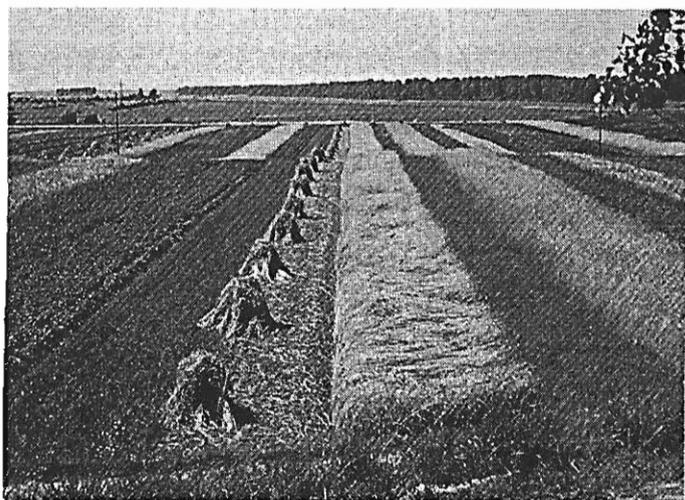
Ursache für den gewaltigen Strukturwandel nach 1950 war vor allem die Preiskostensituation und die gleichzeitige Chance, Arbeitsplätze außerhalb der Landwirtschaft zu erhalten. Die Kleinststruktur als Folge der Realteilung gab der Entwicklung darüber hinaus Vorschub. Nach recht guten Preisen in der Mangelwirtschaft der Nachkriegszeit kam es immer mehr zum Überangebot landwirtschaftlicher Produkte.

Die Marktordnungen der EU garantierten 1958 bis 1990 wohl Festpreise, aber zu niedrig, um mit kleinen Einheiten existieren zu können. Mit der Reform der Agrarpolitik um 1990 wurden die Preise heruntergefahren, der Betrieb erhält zwar Ausgleichsleistungen, das Gesamteinkommen bleibt jedoch niedrig. Der Verbraucher hat dagegen von den niedrigen landwirtschaftlichen Erzeugerpreisen in hohem Maße profitiert. Ein Ei kostet heute z. B. gerade so viel wie 1950, der Anteil der Landwirtschaft an einem Brötchen beträgt 2 bis 3 Pfennige.

## Ausblick

Auch in unserem Raum wird sich der Strukturwandel fortsetzen. Viele Betriebe haben keinen Hofnachfolger, die wirtschaftliche Situation ist oft kritisch, die hohe Arbeitsbelastung bei einem Zuerwerb außerhalb der Landwirtschaft ist sozial kaum noch haltbar. Auch die viel gepriesene Direktvermarktung – Einkauf auf dem Bauernhof – bietet nur wenigen Betrieben eine Chance. Dem Verbraucher sei freilich empfohlen, kontrolliert erzeugte Lebensmittel frisch vom Bauernhof zu kaufen.

Die Betriebe werden in der Fläche weiter wachsen und/oder den Gemüse- und Sonderkulturanbau ausbauen. Die Tierhaltung geht weiter zurück. Das ausgeprägte Bewusstsein unserer Landwirte, umweltgerecht zu produzieren, wird dabei von der Bevölkerung zunehmend erkannt. Vor allem an der Erhaltung un-



Parzellierung der Flur als Folge der Realteilung.

serer schönen Landschaft mit dem Wechsel zwischen Flur und Wald, der Vielfalt der Ackerkulturen und den prägenden Wiesenlandschaften bei einem hohen Freizeit und Erholungswert, wird unsere Landwirtschaft weiterhin maßgeblich beteiligt sein.

ARNULF BEEG

## Vom Sport an der Fridericiana

„2000 feiert die Fridericiana – so seit 1902 benannt – ihr 175-jähriges Bestehen. 1825 als Polytechnikum gegründet, wurde sie 1885 zur Technischen Hochschule erweitert, 1967 zur Universität deklariert. Naturwissenschaft und Technik standen von jeher im Mittelpunkt ihrer Entwicklung. In den folgenden Ausgaben des „Blick in die Geschichte“ sollen aber auch andere Fächer beleuchtet werden, nicht zuletzt der Sport, dem hier die Zusammenfassung einer aufschlussreichen Examensarbeit gewidmet ist.“

„Für jeden Leiter eines großen industriellen Unternehmens sind bei einem Manne erhöhte Garantien für weitgehende und besonders geartete Verwendbarkeit gegeben. Da ein solcher Mann, der neben dem Nachweis guter wissenschaftlicher und technischer Kenntnisse auch körperliche Frische und Gewandtheit aufweist, gelernt hat, seinen Körper sachgemäß gesund zu erhalten, wird er nicht so leicht wie ein anderer unter der Last großer Anforderungen zusammenbrechen; er wird z. B. auch in Großbetrieben unvorhergesehenen Ereign-

nissen gegenüber (Naturereignisse, Unfälle, Streiks usw.) leichter und besser seinen Mann stellen als die fleißige Nur-Arbeitsbiene und der unbeholfene Bücherwurm.“ Mit etwas anderen Worten und unter Einbeziehung von Frauen könnte heute auch ein Trainee-Ausbilder so formulieren, was der ehemalige Rektor Dr. Wilhelm Paulcke 1930 im Hochschulführer der TH Karlsruhe schrieb. Der Sport und die Sportwissenschaft an der Fridericiana mussten aber einen langen Weg zurücklegen, bis sie im heutigen Institut ihren Platz gefunden haben.

### Die Anfänge

Vor 1914 überließen es die Hochschulleitungen den Studenten, wie sie Sport treiben sollten. Immerhin veranstaltete man schon 1906 an der Universität Leipzig ein „deutsch-akademisches Turn- und Rasensportfest“. Der 1911 gegründete „Akademische Bund für Leibesübungen“ sollte sich für den Bau von Übungsstätten an deutschen Hochschulen einsetzen. Nach 1918 erhielt diese Entwicklung neue Impulse, denn neben die hygienische Zielsetzung trat eine nationale Komponente. Die körperliche Erziehung sollte eine Ersatzfunktion für die nach dem verlorenen Weltkrieg verbotene allgemeine Wehrpflicht übernehmen. Beim Ersten und Zweiten Studententag 1919/20 wurde die Einführung von *pflichtgemäßen* Leibesübungen für alle Studenten beschlossen, was freilich auf Widerstand stieß. An der TH Karlsruhe bestand schon 1890 ein Turnplatz im Fasanengarten, und das zuständige Ministerium erklärte sich 1900 einverstanden, „dass der Turnunterricht wie bisher so auch künftig ... honorarfrei erteilt wird.“ 1913 wurde Professor Paulcke, einem Pionier des Skilaufs, erlaubt, an den „akademischen Ausschüssen für Leibesübungen“ in Leipzig teilzunehmen. Seit 1919 Rektor, setzte er sich

intensiv für drei geplante Sportplätze und die Anstellung zweier Sportlehrer für einen regelmäßigen Sportbetrieb ein.

### Die Ägide Twele

Als Sportlehrer war ab 1921 August Twele tätig, geboren 1896, einer der ersten Absolventen der 1920 gegründeten Deutschen Hochschule für Leibesübungen in Berlin, mit dem Rektor Paulcke einen tatkräftigen Initiator fand. Wenn auch ein pflichtgemäßer Sport für alle Studenten nicht durchführbar war, versuchte man doch insofern einen moralischen Druck auszuüben, als man 1922 einen Erlass des Kultusministeriums erreichte, wonach in jedes Zeugnis ein Eintrag über Beteiligung oder Nichtbeteiligung an den Leibesübungen erfolgen müsse. Dieses „Karlsruher Modell“ galt damals für viele Hochschulen als beispielhaft.

Paulcke konnte bei der Finanznot am Anfang der Weimarer Republik erst 1927 ein Hochschulstadion realisieren nicht zuletzt mit Jubiläumsspenden zum hundertjährigen Bestehen der TH 1925. Obwohl am Stadion noch vieles fehlte, wurde jetzt ein großes Leichtathletik-Sportfest samt Tennisturnier organisiert. 1930 wurden die baulichen Maßnahmen, vor allem das freitragende Tribürendach, fertiggestellt. In diesen Jahren arbeitete Twele mit Unterstützung seines Rektors an der Errichtung eines „Instituts für Leibesübungen“ (IfL), das schließlich im Mai 1931 eröffnet wurde und zu dessen Direktor man ihn ernannte. Während das IfL fachlich dem „Deutschen Akademischen Ausschuss für Leibesübungen“ zugeordnet war, unterstand es dienstlich dem Rektor. Im Hochschulführer 1930/31 schrieb Twele über die Anlagen: „Den Kern bildet der Kampfplatz in den Ausmaßen von 100 x 65 m, umgeben von der 400 m langen und 7,50 m breiten Laufbahn. Der

umgebende Wall bietet 8.000 Zuschauern Sichtmöglichkeiten ... Der Hauptbau im Süden (80 x 13 m) enthält eine Turn- und Gymnastikhalle, Umkleideräume, Duschen und Planschbad, Massage- und Boxraum, ferner Räume für die Verwaltung und die ärztliche Untersuchung. Dieser Bau ist gleichzeitig ausgerüstet mit einer Zuschauertribüne mit 1.200 Sitzplätzen, überdeckt von einem 12 m weit freitragenden stützlosen Dach.“

## Die NS-Zeit

Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 übernahmen die SA-Hochschulämter alle sportlichen Funktionen, wobei an vielen Hochschulen die reine wehrsportliche Ausbildung dominierte. Nicht so in Karlsruhe, wo 1934 dem Institut seine ursprüngliche Aufgabe wieder zurückgegeben wurde. Dennoch war die Einflußnahme des NS-Regimes erheblich, vor allem wurde das Stadiongelände für politische Großveranstaltungen genutzt. Ein riesiger Thingplatz war, vom Hochschulstadion ausgehend, geplant, „der sich nach Norden öffnete, um in die gewaltige sich ausdehnende Aufmarschbahn einbezogen zu werden“, ein Unternehmen, das erfreulicherweise nicht zustande kam. Dazu erinnerte sich August Twele später: im Frühjahr 1935 habe ihm der badische Gauleiter Wagner eröffnet, dass das Institutsgelände vorläufig für den Bau eines Zeltes mit 60.000 Sitzplätzen beschlagnahmt sei. Hitler würde in Karlsruhe sprechen und ein anderes geeignetes Gebäude sei nicht vorhanden. Jeder Protest war selbstverständlich sinnlos. „... Hitler saß also in meinem Arbeitszimmer und im Lorbeer geschmückten Schreibtischsessel. Ich hatte es abgelehnt, mich in eine SA- oder SS-Uniform stecken zu lassen und blieb in meinem Trainingsanzug als der mir gemäßen Uniform. Aber ich hatte Gelegenheit, dem „Führer“ klarzumachen, dass die

Gebäude schnellstens wieder für ihre eigentliche Funktion hergerichtet werden müssen, da sofort die Vorbereitungsarbeiten für die Olympischen Spiele in Berlin in Trainingskursen aller Art beginnen müssen, für deren Durchführung Karlsruhe bestimmt sei. Hitler reagierte auf das Zauberwort „Olympiade 1936“, so dass bis 1937 das Stadion mit Großveranstaltungen verschont blieb und die Ausbildung als eine der wenigen Hochschulen den sportlichen Schwerpunkt bis 1942 bewahren konnte.

## Neubeginn nach dem Kriegsende

Bei Kriegsende war die Hochschule in vielen Teilen ein Trümmerhaufen. Erst 1947 wurden die sportlichen Anlagen wieder genutzt, und 1948 übernahm der ehemalige Direktor Twele wieder die Leitung des Instituts, nachdem ihm bescheinigt worden war, „dass er ein entschiedener Gegner des Wehrsportunterrichts“ gewesen sei. Ab 1949 konnten Sportlehrer für Gymnasien ausgebildet werden, und der amerikanischen Besatzung wurde die Benutzung des Hochschulstadions unter der Versicherung abgerungen, dass Sportanlagen bei den Kasernen neu errichtet würden, ein Prozess, der sich bis 1953 hinzog.

Nach Beseitigung der letzten Kriegsschäden und Errichtung neuer Hallen erhöhte sich die Beteiligung der Studierenden an den Leibesübungen sprunghaft. 1957/58 nahmen ca. 1.000 Studenten an Wettkämpfen teil, ein Erfolg für Twele, der 1962 nach 40-jähriger Tätigkeit vom neuen Institutsdirektor Dr. Bayer abgelöst wurde.

Bayers Tätigkeit war zunächst durch ein fast fünfzehnjähriges Ringen um neue geeignete Sportanlagen gekennzeichnet. So erfreulich die Errichtung der Chemie-Türme für die Universität war, so forderte dies jedoch eine drastische Einschränkung für den Sport. Die alte Turnhalle im Tribünengebäude entsprach



Protestturnen der Karlsruher Sportstudenten am 11. Dezember 1971 in Stuttgart.

nicht mehr den Anforderungen, Schwimmen musste im Tulla-Bad stattfinden, die Sportgeräte litten unter unsachgemäßer Lagerung, die Bibliothek hatte keinen Leseraum, der Seminarraum war ungeeignet. Rektor Rumpf drängte immer wieder das – finanziell – zögerliche Kultusministerium zum Handeln, zumal die Zahl der Sportstudierenden um 300 % gestiegen und eine wissenschaftliche Forschung kaum möglich war. In einem Schreiben Juli 1968 hieß es: „Vier Jahre vor den Olympischen Spielen 1972 in München sieht sich das Institut für Leibesübungen der Universität Karlsruhe einer Situation gegenüber, die, bedingt durch die völlige Zersplitterung der Sporteinrichtungen und Gebäude, einem funktionsgerechten Betrieb des Instituts ... auf die Dauer unmöglich macht. Eine so präkäre Situation ... kann für eine gewisse Übergangszeit ertragen und verkräftet werden. Auf längere Sicht gesehen, insbesondere im Hinblick

auf die in den letzten Semestern sprunghaft angestiegene Zahl der Sportstudenten und Studentinnen ist dieser Zustand untragbar.“ 1971 demonstrierte die Studentenschaft in Karlsruhe und in Stuttgart, doch ohne beim Ministerium und Landtag eine Resonanz zu finden.

Der Durchbruch erfolgte erst 1975 mit dem Richtfest eines neuen Instituts, das 1977 fertig sein sollte. Der Umzug aus dem denkmalgeschützten alten Tribünenbau, der erst in den 90er Jahren renoviert wurde, war nun möglich. Der neue Institutsleiter, Professor Dr. Kenntner, konnte allein schon auf eine Schwimmhalle hinweisen mit einem 12,5 x 25 m Becken, einem hydraulisch verstellbaren Hubboden, einer elektronischen Zeitnahmeverrichtung für jede Bahn sowie zweier Sprungbretter. Durch zwei Beobachtungsfenster unter der Wasserlinie können zu Lehr- und Forschungszwecken Videoaufnahmen gemacht werden.

## **Das Institut für Sport und Sportwissenschaft**

Seit 1974 in die Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften aufgenommen, erfolgte 1975 die Umbenennung des IfL zum „Institut für Sport und Sportwissenschaft (IfSS)“ das sich in die Sparten Hochschulsport, Lehramtsausbildung und Forschung gliedert. Mit der wachsenden Studentenzahl wuchs auch die Zahl der Teilnehmer am wöchentlichen Hochschulsport. In den 60er Jahren waren es noch ca. 2.000, jetzt 4.000 in ca. 40 Sportarten. Neben zahlreichen Erfolgen in Wettkämpfen wird auch der gesundheitsfördernde Aspekt unter dem Motto „Impulse bewegt studieren“ gewichtet. Die Zahl der Studierenden für das Lehramt an Gymnasien stieg in den letzten 50 Jahren von 7 auf 327 an, wozu auch noch die Magisterabschlüsse mit Sport und zwei Nebenfächern zu zählen sind. Forschungsprojek-

te am IfSS können sich u. a. auf diese Gebiete beziehen: Konstitutionstypologie (z. B. Talentsuche), Sportbiologie (z. B. Wachstumsprobleme beim Menschen, physische Leistungsfähigkeit Jugendlicher unter bestimmten Trainingsbedingungen), Sportökologie (z. B. Sport und Umwelt), Sportpsychologie und -pädagogik (z. B. Entwicklung eines psychologischen Trainingsprogramms im Spitzensport), Sport und Gesundheit (z. B. Schwerpunkte: Rückenprobleme, Herz- und Kreislaufprävention, Sport für ältere Menschen) sowie Sportsoziologie (z. B. Sport in der Dritten Welt). Mit einem der Forschungsschwerpunkte der Professoren Dr. Bös und Dr. Steiner zur betrieblichen Gesundheitsförderung, vom ergonomischen Arbeitsplatz bis zu Bewegungsaufgaben, wird deutlich, welche praxisbezogene Wissenschaft heute in diesem Institut an Bedeutung gewinnt.

OLIVER POTTIEZ / LEONHARD MÜLLER

## **Karlsruhe – Residenz des Rechts (Teil I)**

„Den respektablen Beinamen empfing unsere Stadt erst nach dem Kriege, als zum Ausgleich für Zentralitätsverlust neue Bundesgerichte ihren Sitz nahmen. Heute aber darf man, auf die Residenz des Rechts blickend, die gesamte hier wirkende Justiz ins Auge fassen mit allen Gerichten, mit Bundes- und Staatsanwaltschaft, mit den Notariaten, die Rechtsanwälte als Organ der Rechtspflege einbeziehend. Ein umfassendes Bild dieser Justizzweige kann aus Raumgründen nicht gezeichnet werden, statt dessen werden die ansässigen höchsten Gerichte des Bundes und des Landes vorgestellt.“

### **Das Oberlandesgericht 1803 – 1871**

Recht sprachen in der Markgrafschaft Baden noch zu Ende des 18. Jahrhunderts die Bezirksämter und Oberämter. Über ihnen stand das Hofgericht, angelehnt an den Hofrat als den verlängerten Arm des Landesherrn. In bestimmten Fällen war es möglich, obendrein das Reichskammergericht in Wetzlar anzurufen. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts vergrößerte sich Baden um beträchtliche Gebietsteile, der Markgraf stieg zum Kurfürsten auf. Als bald erließ er, um einheitliche Strukturen zu schaffen, dreizehn Organisationsedikte.

Das 1. Edikt vom 4. Februar 1803 betraf die Justiz, es ordnete die Einrichtung eines Oberhofgerichts an. In erster Instanz entschieden fortan die Bezirksamter – ab 1857 aus diesen ausgegliederte unabhängige Amtsgerichte –, in zweiter Instanz die drei, später vier Hofgerichte. An deren Stelle traten ab 1862 fünf Kreis- und Hofgerichte sowie sechs einfache Kreisgerichte. Und in letzter Instanz urteilte das Oberhofgericht, Vorläufer des späteren Oberlandesgerichts. Eine Anrufung des Reichskammergerichts war von nun an als Folge des Reichsdeputationshauptschlusses weggefallen, das Appellationsprivileg stand jetzt allein dem Landesfürsten zu. Besetzt war das badische Obergericht mit Oberhofrichtern, Kanzler und Vizekanzler sowie fünf Räten; ihre Zahl wurde später auf zehn erhöht. Erster Oberhofrichter war Felix Rüdert von Collenberg, sein Nachfolger wurde Carl Drais von Sauerbrunn, der Vater des berühmten Erfinders des Laufwagens. Der Dienstsitz des Oberhofgerichts befand sich bis 1810 im Bruchsaler Schloss, sodann bis 1879 in einem Teil des Schlosses von Mannheim.

Man kann sich heute kaum vorstellen, mit welcher Vielfalt der Rechtsquellen die Richter jener Zeit sich auseinandersetzen mussten: Da galten die Landrechte Baden-Badens von 1588 und Durlachs von 1654, da galt in neu hinzugekommenen Landesteilen kurpfälzisches, österreichisches, Solmsers, speyerisches und württembergisches Recht, in einzelnen Städten und Herrschaften waren Statuten und Partikularrechte maßgeblich. Die dringend erforderliche Vereinheitlichung des Zivilrechts brachte die Einführung des Code Napoléon, der mit „hierländischer Landesart und Sitte“ entsprechenden Zusätzen ab 1. Januar 1810 im Großherzogtum als badisches Landrecht in Kraft gesetzt wurde. Das Oberhofgericht hat in jahrzehntelanger Rechtsprechung das rezipierte französische Recht

fortgebildet. Der Code civil wirkte in Baden als volkstümliche Rechtsordnung bis zum Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches am 1. Januar 1900. Auf dem Strafrechtssektor war die Rechtssituation ebenfalls unübersichtlich. Man urteilte in den beiden vereinigten Markgrafschaften noch nach der Peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. von 1532, allerdings in Verbindung mit den jeweils geltenden Malefiz- und Landesordnungen. In den später hinzugekommenen Gebieten Badens wurden teilweise andere Polizei- oder Stadtordnungen „über Frevel und Bußen“ zu Grunde gelegt, bis 1845 ein selbstständiges Strafgesetzbuch für das Großherzogtum erlassen und 1851 wirksam wurde, das späterhin durch das Reichsstrafgesetzbuch von 1871 abgelöst worden ist.

### 1871 – 1933

Die Reichsgründung hatte eine einheitliche Gerichtsverfassung im Gefolge. Im Badischen trat im Jahre 1879 an die Stelle des Oberhofgerichts ein Oberlandesgericht, zu dessen Bezirk die Landgerichte Freiburg, Karlsruhe, Konstanz, Mannheim, Mosbach, Offenburg und Waldshut, ab 1899 zusätzlich Heidelberg, sowie 57 Amtsgerichte zählten. Aus justizgeographischen Erwägungen hatte man als Sitz des neuen Obergerichts die zentral gelegene Landeshauptstadt gewählt. Die räumliche Unterbringung erfolgte im Justizgebäude in der Linkenheimer Straße 7 gemeinsam mit Land- und Amtsgericht. Dieser Bau war von 1874-78 nach Plänen des Oberbaurats Heinrich Leonhard unter Verwendung von Elementen des Neorenaissancestils fertiggestellt worden. Organisatorisch entstanden am Oberlandesgericht zwei Zivilsenate und ein Strafsenat, denen jeweils fünf Richter anzugehören hatten. Besetzt wurde das Gericht mit einem Präsidenten, zwei Senatspräsidenten und 18



Oberlandesgericht um 1900.

Räten. Diese Richter rekrutierten sich mit einer Ausnahme aus dem Oberhofgericht und aus verschiedenen Kreisgerichten. Am 1. Oktober 1879, Tag der feierlichen Eröffnung, übersandte der Karlsruher Stadtrat eine freudig gestimmte Adresse und begrüßte, „... dass dieses Ereignis die weittragendste und glücklichste Bedeutung für die Entwicklung unserer Stadt in sich schließt, insofern dieselbe nunmehr zu dem Mittelpunkt auch der Rechtsprechung des Landes geworden ist.“ Ein eigenes Gerichtsgebäude, errichtet nach Entwürfen des Oberbaudirektors Josef Durm, konnten die Richter im Jahre 1902 in der Hoffstraße 10 beziehen.

In der Weimarer Zeit hat sich die Rechtsprechung auf dem Kriminalitätssektor den aufkommenden sozialen Straftheorien und dem mehr und mehr in die Praxis umgesetzten Resozialisierungsgedanken nicht verschlossen.

Die Zivilrechtsprechung jener Epoche trug liberale Züge. Indessen war es nach Inflation und Weltwirtschaftskrise gegen Ende der zwanziger Jahre zu einer sprunghaften Zunahme des Geschäftsanfalls gekommen. Die beantragte Vermehrung der inzwischen 20 Richterstellen wurde wegen der ungünstigen Haushaltslage abgelehnt. Die Folge war eine verzögerliche Erledigung namentlich von Zivilverfahren, was wiederum Protestaktionen der Anwälte auslöste. Überschattet wurde all dies bald durch die Machtergreifung des NS-Regimes.

Schon im März 1933 begannen diskriminierende Maßnahmen mit dem Ziel der Entfernung jüdischer Richter aus ihren Ämtern. Vier Richter des Oberlandesgerichts wurden vorläufig beurlaubt, drei von ihnen während der folgenden Monate in den Ruhestand versetzt oder entlassen. Das Prinzip richterlicher

Unabhängigkeit war damit abgeschafft. Zeitgleich begann eine massive Einflussnahme der Parteizentrale auf die Rechtsprechung. Sie reichte von Weisungen an die Richter bis zur Vereitelung von Vollstreckungsmaßnahmen gegen Günstlinge der NS-Partei, in Strafverfahren bis hin zu willkürlicher „Schutzhaft“ seitens der Gestapo und der Verschleppung Freigesprochener oder Strafentlassener in die Konzentrationslager. Von 1933 bis 1937 war das Oberlandesgericht Karlsruhe auch erstinstanzliches Gericht für Hoch- und Landesverratsachen. Die gesamte Epoche ist sorgfältig und ausführlich dokumentiert in einer 1997 erschienenen Schrift von Christof Schiller: „Das Oberlandesgericht Karlsruhe im Dritten Reich“. Zu erwähnen bleibt, dass mit der so genannten „Verreichlichung“ der Justiz im Jahre 1935 die Justizverwaltungsgeschäfte teils auf die Verwaltungsabteilung des Oberlandesgerichtspräsidenten – sie befand sich in der Herrenstraße 1 – und teils auf die Dienststelle des Generalstaatsanwalts übertragen worden waren. Angesichts der fortdauernden Luftangriffe auf die Stadt und der heranrückenden Kampfhandlungen im Elsass wurde das Gericht mitsamt einem Teil seiner Akten und seines Inventars im Dezember 1944 per Eisenbahntransport nach Sinsheim verlegt, wo man im Amtsgerichtsgebäude ein Unterkommen fand. Im April 1945 wurde Sinsheim von alliierten Truppen besetzt, das Zwischenspiel war zu Ende.

### **1945 bis heute**

Mit dem Kriegsende war es zu einem Stillstand der Rechtspflege gekommen. Als im Laufe des Herbstes 1945 die einzelnen Gerichte wieder eröffnet wurden, hatte sich die Gebietsstruktur verändert: Der südliche Teil Badens unterstand nunmehr der französischen Besatzungsverwaltung.

Diese bewirkte einen getrennten Aufbau der Justiz in ihrer Zone. Als Folge wurde in Freiburg ein eigenes Oberlandesgericht errichtet, das zuständig war für die Landgerichtsbezirke Freiburg, Konstanz, Offenburg und Waldshut sowie für den Baden-Badener Bereich, der dann 1950 ein eigenes Landgericht erhielt. Nordbaden gehörte zur amerikanischen Besatzungszone, wo bald das Land Württemberg-Baden entstand. Im Zuge dieser Entwicklung wurde das bisherige Karlsruher Oberlandesgericht lediglich Nebensitz des Oberlandesgerichts in Stuttgart. Nach Bildung des Landes Baden-Württemberg hat man im Jahre 1953 das Oberlandesgericht Freiburg aufgelöst, Karlsruhe erneut zum selbstständigen Oberlandesgericht erhoben und die früheren Bezirksgrenzen wieder hergestellt.

In der Folgezeit ist es wegen der wirtschaftlichen und demographischen Evolution auch beim Oberlandesgericht in Karlsruhe zu einer starken Zunahme der Verfahren gekommen. Zeitgleich haben verfassungsrechtliche Postulate, technischer Fortschritt und gesellschaftliche Veränderungen eine ständige Weiterbildung der Rechtsprechung bewirkt. Diese Entwicklung wird sichtbar in der zunehmenden Spezialisierung der Spruchkörper. Heute entscheiden drei Strafsenate in allen anfallenden Strafverfahren, ein Teil der 13 Zivilsenate in Karlsruhe ist für Spezialgebiete wie Familien-, Kartell- oder Landwirtschaftssachen zuständig, daneben gibt es besondere Senate für Bauland- oder Steuerberatersachen, ferner das (Rhein-)Schiffahrtsobergericht. Sieben der Spruchkörper für Zivilsachen sind als Außenenate in Freiburg ansässig, ihnen sind Verfahren aus den südbadischen Gerichtsbezirken zugewiesen. Insgesamt sind am Oberlandesgericht unter Einbeziehung der Freiburger Senate 88 Richter – davon acht teilzeitbeschäftigt – und 120 weitere Mitarbeiter – davon 45 teilzeitbeschäftigt – tätig (Stand 31.12.1998).

## Max Silberstein

Seit 1803 bis heute standen dem Gericht (ohne OLG Freiburg) insgesamt 25 Präsidenten vor. Eine herausragende Gestalt der Nachkriegszeit war Dr. Max Silberstein. Er kam aus einer Kaufmannsfamilie in Mannheim; dort war er am 3. März 1897 geboren worden. Nach dem Zweiten Staatsexamen trat er 1922 in den badischen Justizdienst. Im Jahre 1927 wurde er zum Staatsanwalt, anschließend zum Landgerichtsrat in Offenburg und danach in Mannheim ernannt. Nach der NS-Machtergreifung sah Dr. Silberstein sich wegen seiner jüdischen Abstammung zwangsweise in den Ruhestand versetzt. Er musste sich als Vermögensverwalter durchschlagen, späterhin wurde

er ins Konzentrationslager Buchenwald verschleppt. Im Jahre 1939 vermochte er nach Frankreich auszuwandern. Während des Zweiten Weltkrieges in Nizza von der Gestapo verhaftet, gelang ihm die Flucht. Nach Kriegsende zurückgekehrt, wurde er Präsident des Landgerichts Mannheim, von 1955–63 amtierte er als Oberlandesgerichtspräsident in Karlsruhe. Er war eine eindrucksvolle Persönlichkeit, von hoher Geistesbildung und überragendem Rechtswissen, wegen seiner verständnisvollen, aufgeschlossenen Wesensart von allen geschätzt und geachtet. Am 4. September 1966 ist Dr. Silberstein in seiner Heimatstadt Mannheim verstorben.

REINER HAEHLING VON LANZENAUER

## Karlsruhe – Residenz des Rechts (Teil II)

### Der Bundesgerichtshof

Schon bald nach Ende des Zweiten Weltkrieges suchte die ehemalige Landeshauptstadt den erlittenen Zentralitätsverlust auszugleichen. Bei Gründung der Bundesrepublik bewarb sie sich daher als Sitz für Einrichtungen des Bundes, namentlich eines Gerichtshofes. Das soeben beschlossene Grundgesetz hatte nämlich in Art. 95 Abs. 1 unter anderem bestimmt, dass für das Gebiet der ordentlichen Gerichtsbarkeit ein Bundesgerichtshof als oberstes Gericht zu errichten sei. Ein Dutzend Bewerber für den Dienort hatte sich eingefunden, aus ihrem Kreise favorisierte Bundeskanzler Adenauer die Stadt Köln. Doch der Bundestagsausschuss für Rechtswesen und Verfassungsfragen entschied nach längeren Auseinandersetzungen zugunsten von Karlsruhe,

wo man das ehemalige Erbgroßherzogliche Palais in der Herrenstraße als Dienstgebäude angeboten, zugleich Wohnungen für Richter und Justizbedienstete zugesagt hatte. Am 8. Oktober 1950 fand die feierliche Eröffnung des Bundesgerichtshofs statt. Hier forderte Bundespräsident Theodor Heuß die Befreiung des Rechtsdenkens von propagandistischer Überspitztheit und politischer Machtzweckmäßigkeit. Bundesjustizminister Thomas Dehler begrüßte in seiner Ansprache die Wahl des Standorts Karlsruhe, denn dadurch werde das Gefühl der inneren Verbundenheit zwischen dem Süden und dem Bund gestärkt.

Historisch betrachtet steht der Bundesgerichtshof in der Nachfolge des 1495 gegründeten, zuletzt in Wetzlar wirkenden Reichskammergerichts, des 1869 in Leipzig errichteten Bundesoberhandelsgerichts – ab 1871 Reichs-

oberhandelsgericht – und des 1879 eröffneten Reichsgerichts in Leipzig. Hauptaufgabe des Reichsgerichts war die Entscheidung über Revisionen in Zivil- und Strafsachen, später wurden der Staatsgerichtshof und das Reichsarbeitsgericht eingegliedert. Die Rechtsprechung des Reichsgerichts erlangte in Wissenschaft und Praxis internationales Ansehen, bis nach 1933 parteiliche Ideologie eine Anzahl von Urteilen bestimmte.

Der Bundesgerichtshof ist heute im wesentlichen das oberste Instanzgericht in Zivil- und Strafsachen, ferner befindet er in einer Reihe von Beschwerdefällen. Sinn der Revision ist in erster Linie die rechtliche, nicht auch die tatsächliche Überprüfung des konkreten Falles, weshalb in der Regel keine Beweise zu erheben sind. In der Nachkriegszeit gewann die Wahrung der Rechtseinheit angesichts der Zerteilung in Besatzungszonen steigende Bedeutung und mit der Wiedervereinigung ist sie erneut zur juristischen Herausforderung geworden. Schließlich obliegt dem Revisionsgericht wegen des steten Wandels der Lebensverhältnisse eine begleitende Fortbildung des Rechts. Von all dem zeugt die amtliche Sammlung der Entscheidungen des Bundesgerichtshofs, die inzwischen für Zivilsachen auf 140 und für Strafsachen auf 44 Bände angewachsen ist.

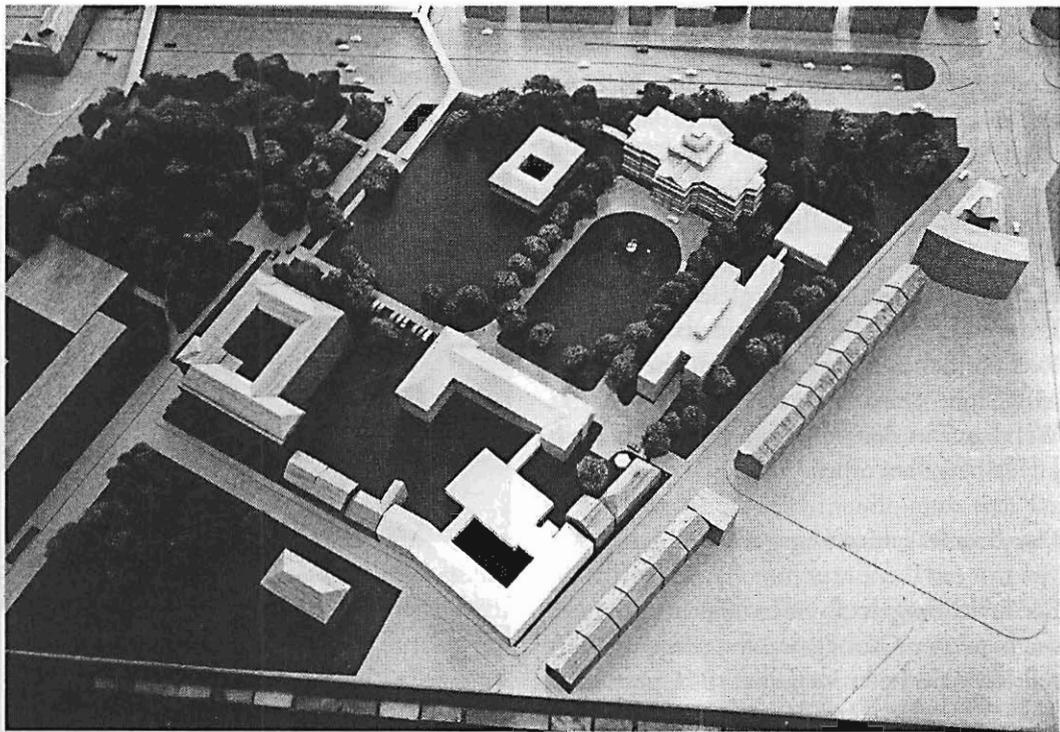
Die Aufgaben der Rechtsprechung erfüllen im wesentlichen zwölf Zivilsenate mit jeweils zugewiesenen Sachgebieten, weiterhin fünf Strafsenate und acht Senate, die spezialisiert sind auf Anwaltssachen, Patentanwaltssachen, Notarsachen, Kartellsachen, Landwirtschaftssachen, Steuerberater- und Steuerbevollmächtigensachen, Wirtschaftsprüfersachen und Dienstgericht des Bundes. Alle Senate sind grundsätzlich mit fünf Richtern besetzt, teilweise wirken in den Spezialsenaten ehrenamtliche Richter mit. Der 5. Strafsenat hat seit Juli 1997 seinen Sitz in Leipzig. Sollten ver-

schiedene Senate in einer Rechtsfrage einmal unterschiedliche Meinungen vertreten, dann entscheidet ein Großer Senat für Zivilsachen oder ein Großer Senat für Strafsachen, bei Kompetenz übergreifenden Streitfragen treten die Vereinigten Großen Senate zusammen.

Am Bundesgerichtshof arbeiten gegenwärtig 123 Richterinnen und Richter, insgesamt sind dort etwa 450 Bedienstete tätig. Die Bundesrichter werden von einem Richterwahlausschuss, dem die Justizminister der Länder sowie 16 weitere vom Bundestag zu wählende Mitglieder angehören, gewählt und berufen, sodann vom Bundespräsidenten ernannt. Gewählt werden können Deutsche, die 35 Jahre alt sind und die Befähigung zum Richteramt besitzen. Die anfallenden staatsanwaltschaftlichen Angelegenheiten nimmt die Bundesanwaltschaft wahr, die kürzlich in der Brauerstraße ein modernes Dienstgebäude beziehen konnte. Sie führt auch das Bundeszentralregister, das seinen Sitz fortan in Bonn hat. In Zivilsachen können vor dem Bundesgerichtshof nur eigens zugelassene Rechtsanwälte auftreten.



Dr. Hermann Weinkauff, erster Präsident des BGH (1950–1960).



Das vorläufige Planungskonzept für den BGH 1975. Rechts oben das chem. Großherzogliche Palais. Auf dem bisherigen Rot-Kreuz-Gelände rechts unten an der Herrenstraße das „Haus auf Stelzen“ für den fünfgeschossigen Richter-Bau, links unten der Bau für die Bundesanwaltschaft, geplant vom Karlsruher Architekten Erich Schelling.

Einblick in die laufende Geschäftsbelastung mögen die im Jahre 1998 eingegangenen Revisionen geben: In Zivilsachen wurde dieses Rechtsmittel in 4.255 Fällen eingelegt, im Verlaufe der letzten 20 Jahre hat sich somit diese Fallzahl mehr als verdoppelt. In Strafsachen wurde 3.443 Mal Revision eingelegt, die Zahl der Neueingänge hat sich mithin auf hohem Niveau stabilisiert. Eine Vielzahl von durch Beschlüsse oder auf andere Art erledigten Verfahren kommt hinzu. Die zukünftige Tätigkeit des Gerichts wird in immer stärkerem Maße geprägt sein von der geplanten Angleichung der europäischen Rechtssysteme. Damit werden nämlich neuartige Interpretations- und Abgrenzungsprobleme auf die Senate zukommen. Erschwerend wirkt sich aus, dass der

Bundesgerichtshof als letzte Instanz über die Auslegung von Gemeinschaftsrecht nicht selbst entscheiden darf, sondern die Rechtsfrage dem Gerichtshof der Europäischen Gemeinschaft in Luxemburg zur Entscheidung vorzulegen hat. Ein Beispiel, wie der europäische Einigungsprozess auch die Justiz erfasst. Erster Präsident des neu gegründeten Gerichtshofs war damals Hermann Weinkauff. Im Jahre 1894 in Trippstadt in der Pfalz geboren, besuchte er in Speyer das Gymnasium, studierte sodann in München, Heidelberg, Würzburg und Paris. Nach den beiden juristischen Staatsexamen war er im bayerischen Justizdienst als Staatsanwalt und Richter tätig. Über das Justizministerium in München kam er 1926 zur Reichsanwaltschaft, 1937 wurde er zum Reichsge-

richtsrat ernannt. Der NS-Partei hat er nicht angehört. Nach Kriegsende wurde er zum Landgerichtspräsidenten in Bamberg, 1949 dort zum Oberlandesgerichtspräsidenten ernannt.

Im Oktober 1950 berief ihn Bundespräsident Heuß auf die Karlsruher Chefstelle. Hier hat er nicht nur organisatorische Aufbauleistungen erbracht, sondern gleichermaßen in Wort und Schrift für allgemein verständliches Recht und Sicherung der richterlichen Unabhängigkeit geworben. Im Jahre 1960 trat Weinkauff in den Ruhestand, 1981 ist er in Heidelberg verstorben.

### Das Bundesverfassungsgericht

Die Errichtung des Bundesverfassungsgerichts war bereits im Grundgesetz festgelegt, die Einzelheiten sind erst im Jahre 1951 gesetzlich geregelt worden. Nach kurzem Wettstreit zwischen Berlin und Karlsruhe wurde die ehemalige badische Landeshauptstadt zum Sitz bestimmt. Für diese Wahl hatte sich namentlich Bundesjustizminister Dehler stark gemacht. Hierbei bedachte man, dass schon zu Zeiten der Weimarer Republik der damalige Staatsgerichtshof sich an demselben Orte wie das Reichsgericht befunden hatte, nämlich in Leipzig. Für die Wahl Karlsruhes war weiter ausschlaggebend, dass ein Teil der Richter zugleich an anderen obersten Bundesgerichten, mithin auch am Bundesgerichtshof, amtieren würde. Ursprünglich ging man auch davon aus, dass die Verfassungsrichter auf die bereits vorhandene Bibliothek des Bundesgerichtshofes zurückgreifen könnten. Feierlich eröffnet wurde das Bundesverfassungsgericht am 28. September 1951 im Karlsruher Schauspielhaus. Hier erklärte Bundeskanzler Dr. Adenauer, nunmehr habe der organische Aufbau des deutschen Staatswesens seinen Abschluss erreicht. Die Tätigkeit des neuen Gerichts be-



Nach Abriss des alten Staatstheaters Gespräch des ersten Präsidenten des BVG, Dr. Müller, mit dem in Karlsruhe geborenen Architekten Prof. Baumgarten, Berlin.

gann im Prinz-Max-Palais in der Karlstraße 10. Im Jahre 1969 konnten die zu eng gewordenen Räumlichkeiten aufgegeben und ein moderner Neubau bezogen werden, der an Stelle des ehemaligen Staatstheaters auf dem Schlossplatz errichtet worden war.

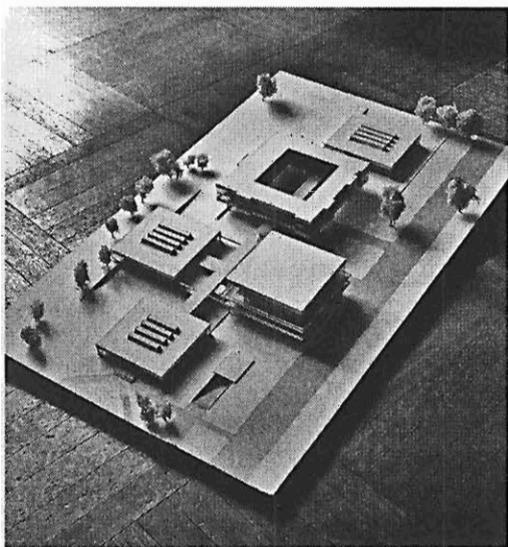
Laut Grundgesetz stellt das Bundesverfassungsgericht einen allen übrigen Verfassungsorganen gegenüber selbstständigen und unabhängigen Gerichtshof dar, es ist zugleich oberstes Verfassungsorgan. Demnach ist es keinem Ministerium zugeordnet, sondern besitzt Selbstverwaltung, auch in haushaltsrechtlicher Hinsicht. Die gerichtlichen Aufgaben sind in § 13 des Gesetzes über das Bundesverfassungsgericht katalogmäßig aufgezählt. Wesentlich gehören dazu die Kontrolle, ob die erlassenen Gesetze mit dem Grundgesetz vereinbar sind, auch ob eine Regel des Völkerrechts Bestandteil von Bundesrecht ist. Zuständigkeit besteht namentlich für die Überprüfung, ob Gerichte und Behörden bei ihren Entscheidungen das Grundgesetz beachten, für die

Entscheidung von Verfassungsstreitigkeiten zwischen staatlichen Organen, für die Wahlprüfung bei Bundestagswahlen, für die etwaige Verwirkung von Grundrechten, für das Parteiverbot sowie für verfassungsrechtliche Anklagen gegen den Bundespräsidenten oder gegen Richter. Inhaltlich spannt sich der Bogen vom ersten Urteil, das die Gültigkeit der Wahl zum Südweststaat überprüfte, bis hin zum Urteil vom November 1999 über die Regelung des Finanzausgleichs zwischen den Bundesländern. Eine Sonderstellung nimmt die Verfassungsbeschwerde ein. Jedermann kann sich nämlich an das Gericht wenden mit der Behauptung, in seinen Grundrechten oder bestimmten grundrechtsähnlichen Rechten verletzt worden zu sein. Der Rechtsbehelf hat große praktische Bedeutung erlangt, zugleich zu beträchtlicher Belastung des Gerichts geführt. Seit 1993 stieg die Zahl der Verfassungsbeschwerden auf ungefähr 5.000 jährlich, über deren Annahme besondere Kammern befinden, die aus drei Richtern bestehen. Mag nur ein geringer Teil dieser Verfahren für den Beschwerdeführer erfolgreich verlaufen, so kön-

nen sie gleichwohl zu grundlegenden Entscheidungen führen wie etwa das Apothekenurteil von 1958, das Beschränkungen der Niederlassungsfreiheit allgemein für nichtig erklärte. Die nahezu allumfassende Letztentscheidungskompetenz des Verfassungsgerichts, die weit in den politischen Raum hinein reicht, bleibt nicht vor gelegentlicher Kritik verschont.

Zwei Spruchkörper sprechen Recht. Jedem der Senate gehören seit 1963 je acht Richter an. Die beiden Senate entscheiden eigenständig. Lediglich in Fällen, wo ein Senat in einer Verfassungsfrage von der Entscheidung des anderen Senats abweichen will, muss sich das aus beiden Senaten bestehende Plenum vereinigen und gemeinsam urteilen. Dies war seit Bestehen des Gericht erst zweimal der Fall. Alle Richterinnen und Richter werden gewählt, und zwar hälftig durch einen Wahlausschuss des Bundestages und hälftig durch den Bundesrat. Voraussetzung ist Erreichung des 40. Lebensjahres und Befähigung zum Richteramt. Drei der Mitglieder eines jeden Senats müssen zugleich einem der fünf obersten Gerichtshöfe des Bundes angehören, um entsprechende richterliche Erfahrung einbringen zu können. Die Richteramtszeit beträgt zwölf Jahre, währt längstens bis zur Altersgrenze von 68 Lebensjahren, eine Wiederwahl ist ausgeschlossen. Aus Bundes- oder Landesdienst können wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter abgeordnet werden, die bei der Vorbereitung von Entscheidungen mithelfen sollen.

REINER HAEHLING VON LANZENAUER



Das Modell für den Neubau des Bundesverfassungsgerichts.

# Von den schwierigen Anfängen der Schülermitverantwortung in Karlsruhe

## *Das Beispiel Humboldtschule*

Die Wochen und Monate nach dem Sturz der Monarchie im November 1918 waren gekennzeichnet durch eine breite Diskussion über die Ausdehnung demokratischer Mitbestimmungsrechte und -formen auf Gesellschaft und Wirtschaft. Nicht alles, was hier an Vorstellungen geäußert wurde, konnte schließlich verwirklicht werden. Anderes setzte sich durch und wurde nach einer Unterbrechung während der NS-Diktatur beim Neuaufbau nach 1945 wieder aufgegriffen. Hierzu gehört auch die Schülermitverwaltung oder -mitverantwortung.

### **Neugestaltung des Jugendlebens**

Die Schule als Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit, war selbstverständlich Gegenstand der Diskussion, die von Lehrern wie Schülern in der gegebenen Situation geführt wurde. So veröffentlichte der sozialdemokratische Karlsruher „Volksfreund“ vom 29. November 1918 „Die Forderungen der Lehrerschaft an den neuen Volksstaat“. Die mit „R ... r“ unterzeichneten „Forderungen“ verlangten, dass „der Gedanke der Selbstverwaltung in weitestgehender Weise“ verwirklicht werden müsse und daher der Schulverwaltung „beratende und beschließende Körperschaften“ zur Seite zu stellen seien. Davon könnten alle „Maßnahmen auf dem Gebiete des Schulwesens“ in einem höheren Grad profitieren, „als dies je unter dem bürokratischen Absolutismus des Obrigkeitsstaates möglich gewesen wäre“.

Wenige Tage zuvor, am 23. November, hatte bereits Dr. Knud Ahlborn, Mitglied des

Karlsruher Volksrates, im Auftrag des „Rates geistiger Arbeiter“ im Karlsruher Rathaussaal über die Gründung von Schulgemeinden an den Schulen referiert. Der Mediziner, der vor dem Ersten Weltkrieg zu den Führungsfiguren der deutschen Jugendbewegung gezählt hatte, entwickelte gemäß einem Bericht im „Volksfreund“ vom 16. Dezember 1918 in seinem Vortrag den „Plan einer Neugestaltung des Jugendlebens an den höheren Schulen“ und gab dabei „der Schülerschaft die Anregung, mit entsprechenden Wünschen an das Unterrichtsministerium und die Leitung der Schulen heranzutreten“.

### **Resolution der Humboldtschule**

Ahlborns Aufforderung blieb nicht ohne Wirkung. Dies geht aus den Ausführungen hervor, die der damalige Direktor der Karlsruher Humboldtschule – Realgymnasium – Dr. Karl Ott am 15. Januar 1919 vor seinem Kollegium machte. Seinen Worten zufolge war die Karlsruher Schülerschaft im November 1918 durch einen von auswärts gekommenen Dr. Knud Ahlborn veranlasst worden, beim Ministerium Forderungen betr. Schüler selbstverwaltung einzureichen, und zwar in „drei, unter dem Einfluss Ahlborns immer schärfer werdenden Fassungen“. Die Oberstufenschüler der Humboldtschule freilich hatten sich in dieser Situation eher distanziert gezeigt. Sie verfassten eine „Resolution“, die ihrem Direktor Dr. Ott am 3. Dezember 1918 vorlag. Sie sei hier wiedergegeben:

„Resolution der Humboldtschule anlässlich der Gründung einer sog. ‚Schülervereinigung‘. Die Flut neudeutscher Freiheitsbestrebungen ist auch an der Humboldtschule nicht wirkungslos vorbeigegangen. Ein ganz dem neuen Zeitgeist entsprechender Wunsch nach freier, von vernünftigen Grundsätzen geleiteter Ausgestaltung des Schülerlebens in körperlicher u. geistiger Hinsicht drängt zur Auswirkung. Dieses an sich sehr natürliche u. begreifliche Verlangen hat an anderen Karlsruher Lehranstalten zur Bildung einer sog. ‚Schülervereinigung‘ oder ‚Schulgemeinde‘ geführt.

Die Humboldtschule betont nichtsdestoweniger, einer derartigen Einrichtung fremd gegenüber zu stehen. Wir wollen uns nicht zu lächerlichen Nachäffern eines Arbeiter- und Soldatenrats erniedrigen! Wir wollen auch nicht, wie es das Bestreben der Schüलगemeinde zu sein scheint, mit mehr oder weniger Gewalt die Durchsetzung unserer Wünsche erzwingen, geschweige denn, durch die dummfreche Anmaßung, bei einer etwaigen Neugestaltung des Lehrplans mitzureden, unsere ei-

gene Unreife bekunden. Die Humboldtschule kann nicht scharf genug die Grenze ziehen, die sie von allen derartigen Bestrebungen trennt. Vielmehr sind wir fest entschlossen, unsere inneren Angelegenheiten selbst zu regeln und dem neuen Geist Rechnung zu tragen auf dem Wege offener, vernünftiger Beratung mit unserer Lehrerschaft, der wir in allem unser vollstes Vertrauen entgegenbringen. Nur aus einem engen Zusammenschluss und gegenseitigem Wohlwollen, nicht aus Unfrieden und Entfremdung kann für unsere Sache Nützliches ersprießen. Zu näheren Angaben erklären wir uns gerne bereit. Die 01 und U1 der Humboldtschule.“

### Sozialstruktur der Schüler

Ein Blick in die Schülerlisten der Humboldtschule mag helfen, die in der Resolution zutretende Zurückhaltung gegenüber der revolutionären Umgestaltung Deutschlands samt ihrem Charakteristikum, den Arbeiter- und Soldatenräten, zu verstehen. Abgesehen etwa von einem Abkömmling der Karlsruher Fabrikantendynastie Wolff – „Wolff & Sohn“ –, stammten die Schüler der Unter- und Oberprima des Schuljahres 1918/19 in ihrer überwiegenden Mehrheit aus eher kleinbürgerlichen Verhältnissen, sie waren Söhne von Handwerkern, Kaufleuten und Beamten wie Post- oder Eisenbahnsekretären, einige kamen aus Volksschullehrerfamilien. Akademische Berufe waren äußerst gering vertreten; so kommen unter den Vätern nur je ein Arzt, Apotheker und Diplom-Ingenieur vor. Zu den akademisch gebildeten Vätern gehörten ferner ein Architekt der badischen Staatsbahn sowie der Physiker Otto Lehmann, Professor an der Technischen Hochschule, schließlich der Rechtsanwalt und Zentrumspolitiker Gustav Trunk, der in der seit dem 10. Oktober 1918 amtierenden „Vorläufigen Volksregierung“ das zeit-



Dr. Karl Ott (1873–1952), Direktor der Humboldtschule 1912–1919, Direktor der Goetheschule 1919–1933, Leiter des Pädagogischen Seminars Karlsruhe 1928–1933, Honorarprofessor an der TH Karlsruhe, 1947 Ministerialdirektor im Unterrichtsministerium des Landes Baden.

bedingt schwierige und undankbare Amt eines Ernährungsministers bekleidete und vom April 1919–29 als badischer Justizminister amtierte.

Einige der Oberprimaner waren zum Schulunterricht beurlaubte oder entlassene Kriegsteilnehmer. Unter ihnen befand sich beispielsweise auch ein Leutnant der Reserve, der nach einer schweren Verwundung an die Schule zurückgekehrt war, im Dezember 1918 ein vorgezogenes Abitur ablegte und mit dem Berufsziel „Offizier“ von der Schule abging! Auch die von den anderen Abiturienten genannten Berufs- und Studienwünsche zeigen das Bestreben, sich in die bestehende bürgerliche Ordnung einzufügen. Allzu viel Revolution konnte da nur hinderlich sein.

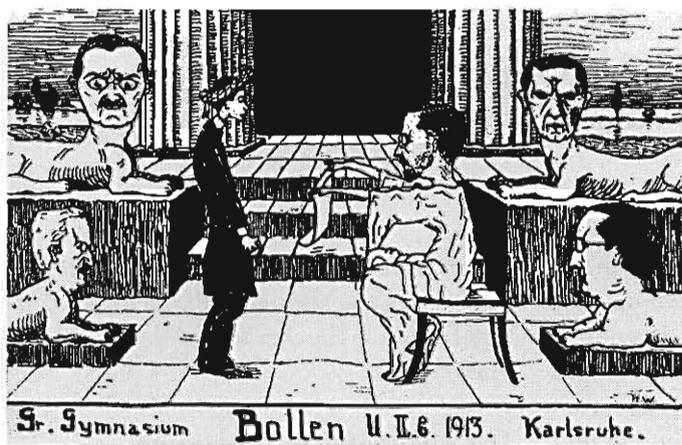
### **Stellungnahme der Lehrer**

Hatten die Primaner mit ihrer „Resolution“ bereits ein Meinungsbild geliefert, so standen die Lehrer ihrer Schule im Januar 1919 vor der Notwendigkeit, sich ebenfalls zu äußern. In der oben erwähnten Konferenz vom 15. Januar stand ein Entwurf des Ministeriums unter dem Titel „Grundzüge eines Programms für Schülerselbstverwaltung“ zur Diskussion. Die dabei protokollierten Äußerungen lassen deutliche Differenzen innerhalb des Kollegiums erkennen. Die Extreme werden einerseits markiert durch die Aufforderung „die Frage der Schülerselbstverwaltung im ganzen abzulehnen als dem Geist der Revolution entsprechend und die Autorität des Lehrers untergrabend“, auch beruhe die Schule „auf dem Prinzip der Arbeit und des Gehorsams“. Die Schüler dürften schließlich „nicht zu Richtern über das Werk der Schule gesetzt werden“.

Einer der Diskutanten verwarf die Bestrebungen zur Einführung der Schülerselbstverwaltung als zur „Politik gehörend“; die Politik aber sei von der Schule fernzuhalten. An Argumenten für die Schülerselbstverwaltung wur-

de angeführt, dass man „neuzeitlichen Verhältnissen entsprechend“ den Schülern ein „gewisses Mitbestimmungsrecht in den Schulverhältnissen“ nicht vorenthalten könne. Knud Ahlborn habe „die Karlsruher Schuljugend nur angespornt, das als Forderung auszusprechen, was schon längst in ihnen (!) vorhanden gewesen sei“. Entschiedener noch klang ein weiterer Diskussionsbeitrag: die Bewegung sei im Zusammenhang mit der Revolution entstanden, „die überall den Geist der Autorität, der Unterordnung“ beseitigt habe. Die Schule sei nicht mehr bestimmt durch die „Autorität des Beamten im Lehrer“ – verankert in der Autorität der Obrigkeit –, sondern durch die „Autorität der breiten Schichten des Volkes, des Parlaments“. Eine völlige Parlamentarisierung der Schule sei freilich nicht erstrebenswert; die Einführung der so genannten Schulgemeinde, eine periodisch tagende Schülerversammlung der oberen Klassen, entspreche nicht den deutschen Verhältnissen.

Nur den gereiften Schülern, den Primanern, seien einige Rechte der Selbstverwaltung einzuräumen. Dr. Ott fasste die Diskussion dahin gehend zusammen, dass wohl überall ein neuer Geist wehe, der durch die Revolution zur Äußerung gekommen sei, die Revolution selbst stelle lediglich den Abschluss „einer schon lange vorher wirkenden historischen Entwicklung“ dar. Deshalb könne man all das annehmen, was historisch und organisch ins Schulleben hineinwachse. Abzulehnen sei dagegen alles, was von außen in die Schule eingetragen werde, was z. B. den englischen Verhältnissen entlehnt sei oder „von der Politik“ stamme. Alle organisatorischen Änderungen fielen allein in die Zuständigkeit des Lehrerkollegiums oder der Stadtgemeinde. Die Schüler könnten innerhalb der Schule zur Organisation verschiedener Veranstaltungen herangezogen werden, wie etwa zu Turnspielen, Festen und dergleichen.



Die „Bollenzeitung“ von 1913 zeigt karikierend das Verhältnis vom Schüler zu seinen Lehrern, das in der Weimarer Republik andere Akzente erhalten sollte.

## Die erste Schülervertretung

Die Abstimmung brachte folgende Ergebnisse: einstimmig abgelehnt wurde die Einführung der so genannten Schulgemeinde als Einrichtung, „die bezweckt, das äußere und innere Schulleben unter die Kontrolle einer periodisch tagenden Schülerversammlung der oberen Klassen zu bringen“. Ebenso einstimmig der Ablehnung verfiel eine ständige, von den Oberklassen zu wählende Schülervertretung, die unter dem Vorsitz eines von den Schülern gewählten Lehrers „den Verkehr zwischen Schülern und Lehrern“ vermitteln sollte. Mit einer Stimme Mehrheit abgelehnt wurde eine dritte Variante, die eine Schülervertretung „ohne den gewählten Lehrer“ vorsah.

In ihrem ablehnenden Verhalten wurde die Lehrerschaft der Humboldtschule freilich bald von der Entwicklung überholt. Am 13. März 1919 eröffnete Direktor Dr. Ott seinem Kollegium anlässlich einer Lehrerkonferenz einen Beschluss der Direktorenkonferenz, der vorsah, dass in den drei oberen Klassen je zwei Vertreter zu wählen seien, die als „Sprecher der

Klassen“ galten. Der Beschluss sei an den anderen Schulen bereits umgesetzt, weshalb er vorschläge, auch an der Humboldtschule je zwei Vertreter der zwei oder drei oberen Klassen zu bestellen.

Ein Teil des Kollegiums versuchte, auch diesen bescheidenen Fortschritt mit dem formalen Argument zu verhindern, dass eine Behandlung der Angelegenheit auf der Tagesordnung nicht vorgesehen gewesen sei. Überdies liege der Beschluss vom 15. Januar vor, der die Einführung einer Schülerver-

tretung an der Humboldtschule abgelehnt habe. Nach einer Diskussion, in der betont wurde, dass durch die Haltung der anderen Schulen eine neue Lage entstanden sei, fiel schließlich der Beschluss, dass in Obersekunda [Klasse 11], Unter- und Oberprima [Klassen 12 und 13] je zwei Klassensprecher zu wählen seien.

Damit wurde auch an der Humboldtschule dem Prinzip Schüler selbstverwaltung wenigstens ein schmaler Pfad eröffnet. Im November 1919 wurde der Pfad ein klein wenig verbreitert. Unter der Leitung des neuen Direktors Robert Burger beschloss die Lehrerkonferenz, dass künftig bereits ab Untertertia [Klasse 8] Klassensprecher zu wählen seien, während in den Klassenstufen darunter, die Sprecher vom Klassenlehrer zu ernennen waren. „Die Befugnisse der Gewählten“ sollten „nach einiger Zeit der Erfahrung streng umgrenzt werden.“ Anzumerken bliebe, dass dieser Konferenzbeschluss lediglich einer entsprechenden Verordnung des Kultusministeriums vorauseilte.

RAINER GUTJAHN

## Durlach als Universitätsstadt

### *Aufstiegspläne eines wirtschaftlich darniederliegenden Landstädtchens*

„Hat jemals eine Stadt über die Unbeständigkeit des wandelbaren Glücks seufzen müssen, liegen Exempel vor Augen, dass Inwohner, vormals glückliche Inwohner ihrem völligen Ruin entgegen andere Städte aber theils entstehen theils immer mehr beglückter und in blühendem Flor sehen müssen, hat aber auch jemals eine Stadt ein widriges Schicksal gegen ihr Verschulden betroffen, so ist es leyder! Die hiesige Stadt.“

Mit dieser Klage begannen der Durlacher Bürgermeister und die Herren von Gericht und Rat am 30. April 1779 eine Bittschrift an den „durchlauchtigsten Markgrafen“, die wenige Tage später mit einem befürwortenden Begleitschreiben des Durlacher Oberamtes und Spezialats an den Kirchenrat als die zuständige Regierungsbehörde weitergeleitet wurde. Zwei Mal hatte die Stadt in den zurückliegenden 90 Jahren unter der Unbeständigkeit des Glücks seufzen müssen: Im August 1689 brannten die Truppen des französischen Königs Ludwig XIV. die damalige Residenzstadt Durlach bis auf die Grundmauern nieder.

Knapp 30 Jahre später verlegte Markgraf Karl Wilhelm seine Residenz von Durlach in die neu gegründete Stadt Karlsruhe. Ihm folgten alle Hofbediensteten und fast alle Beamte. Die Bevölkerungszahl sank zunächst von knapp 3.300 auf rund 2.800 Menschen, um erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts langsam wieder zu steigen.

Auch das 1586 eröffnete Gymnasium illustre, das zeitweise fast Universitätsniveau erreicht hatte, wurde 1724 in die neue Stadt

verlegt. Mit der Schule verließen Schüler und Professoren die ehemalige Residenz. In Durlach blieb nur ein eher bescheidenes Pädagogium.

### **Der wirtschaftliche Niedergang**

Die Durlacher erlebten einen wirtschaftlichen Niedergang, den sie in ihrer Bittschrift ausführlich schilderten. Geschickt verwiesen sie auf die Folgen der Gründung Karlsruhes für ihre eigene wirtschaftliche und soziale Lage: „Der Hauptgrund dieses nicht genug zu beschreibenden Zerfalls ruht also in dem nicht zu schätzenden und vielleicht ewig nimmer ersetzt werdenden Verlust der fürstlichen Residenz.“ Es folgen Beschreibungen des niederliegenden Gewerbes, das durch die Konkurrenz der Karlsruher und auch Pforzheimer Handelsleute leide, so dass die Durlacher gezwungen seien, vom Ertrag ihrer Äcker oder Gärten zu leben und auf die Weinlese zu hoffen. Dabei hatten nicht wenige nur „etliche Viertel Ackerland und einen Weinberg“. Allein die große Allmende verhindere, dass viele an den Bettelstab gerieten. Zahlreiche Grundstücke in der Stadt waren unbebaut, überall fanden sich noch Ruinen oder Ruinenreste von dem großen Brand von 1689 und einem Stadtbrand im Jahr 1743. Im Schlossbereich wurden die Mauerreste erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgetragen. Der Magistrat schrieb im April 1779 von „schlechten Lotterfallen“ und Baulücken, „welche bisher traurige Zeugen der Unvermögenheit der Inwohner sind.“



Das wiederaufgebaute Durlach nach Verlegung der Residenz.

## Universitätspläne

Doch sollte es bei den allgemeinen Klagen nicht bleiben. Die Durlacher hatten eine Idee, wie ihrem darniederliegenden Wirtschaftsleben wieder aufgeholfen werden könnte. „Es möchte Ew. Durchlaucht gnädigst gefällig sein, in unserer Stadt eine Universität zu etablieren.“ Der Zeitpunkt für eine solche Bitte schien günstig. Die nächstgelegene protestantische Universität lag in Tübingen, nachdem Straßburg 1681 von den katholischen Franzosen übernommen worden war. Dass in der badischen Markgrafschaft ein Bedarf an einer evangelischen Landesuniversität bestand, zeigte sich auch daran, dass gerade das Karlsruher Gymnasium so ausgebaut werden sollte, dass Theologiestudenten dort fertig ausgebildet werden konnten. Zudem regierte mit Mark-

graf Karl Friedrich ein Vertreter des aufgeklärten Absolutismus das Land, der den allgemeinen Wohlstand auch durch eine Verbesserung der Bildung heben wollte.

Die Durlacher hatten zudem für eine Universität einiges zu bieten. So wiesen sie auf die seit dem Tod von Markgräfin Magdalena Wilhelmina 1743 leerstehende Karlsburg hin, die sich als Universitätsgebäude gut eigne. Zudem könne der markgräfliche Bauhofgarten in einen medizinisch-botanischen Garten umgewandelt werden. Vor allem aber war die Stadt bereit, sich mit 15.000 Gulden an den Kosten zu beteiligen. Hinzukommen sollten Beiträge von einzelnen Durlacher Bürgern und aus den umliegenden Oberamtschaften, so dass insgesamt ein Betrag von 25.000 Gulden zur Verfügung stünde. Auch wollte sich die Stadt an der Bezahlung der Lehrkräfte durch die

Beisteuerung von Holz und die Überlassung von Wiesen-, Acker- und Gartenland beteiligen. Die Vorteile für die Stadt und damit auch für das ganze Land sah man darin, dass aus den umliegenden Ländern Studenten und Lehrkräfte kämen. Da in Tübingen die einzige protestantische Universität der weiteren Umgebung war, rechnete man mit jungen Männern aus den evangelischen Ländern dies- und jenseits des Rheins, aus Speyer, Worms und Frankfurt. Auch die evangelischen Elsässer, Straßburger und Pfälzer sowie die Bewohner der evangelischen Reichsstädte in Schwaben würden kommen, zumal ihnen in Durlach Klima, Speisen und Getränke vertraut seien. Vor allem versprach man sich von der Ansiedlung einer Universität ein Wiederaufleben der Bautätigkeit in der Stadt.

### **Ablehnung trotz Bürgerspenden**

Die Werbetätigkeit für den Plan wurde bald begonnen, schnell hatten 52 Bürger und Beamte beträchtliche Summen gezeichnet. Einen großen Betrag übernahm mit 300 Gulden Hofrat und Oberamtmann Posselt. Auf seine Initiative ging das Durlacher Vorgehen wahrscheinlich zurück. Natürlich zeichneten die Ratsherren und der Bürgermeister Waag. Auch auffallend viele Gastwirte spendeten jeweils 100 bis 150 Gulden. Sie versprachen sich von Studenten und Professoren natürlich große Gewinne. Das erhofften sicherlich auch die beiden Spender Buchbinder Korn und Apotheker Bleidorn. Die Fayence-Fabrik, zu diesem Zeitpunkt die bedeutendste Manufaktur in dem kleinen Landstädtchen, beteiligte sich ebenfalls.

Monatelang mussten die Durlacher warten, bis der endgültige Ablehnungsbescheid kam „mit dem Bemerkten, dass man ungeachtet des wohlgemeinten Anerbietens der Stadt Durlach zu einem Beitrag dennoch dahier kei-

ne Mittel zu einem hinlänglichen Fond ausfindig machen könne, diesem nach die Sache ruhen lassen müsse.“

Im 19. Jahrhundert musste Durlach dann beobachten, wie sich aus dem 1825 in Karlsruhe gegründeten Polytechnikum eine weltweit hochangesehene Technische Hochschule entwickelte.

Inzwischen hatte aber auch in dem kleinen Landstädtchen im Schatten der Residenz neuer Wohlstand Einzug gehalten. Mit der industriellen Produktion vor allem der Firmen Sebold und Gritzner entwickelte sich Durlach zu einem Industriestandort.

Die Bevölkerungszahl wuchs auf 14.000 kurz vor dem Ersten Weltkrieg. 1878 wurde das Pädagogium samt höherer Bürgerschule zu einem Pro- und Realgymnasium erhoben. Mit dem Umzug in den prächtigen Neubau 1907 wurde die Schule endlich wieder zu einem Vollgymnasium.

Die als Universitätsgebäude vorgeschlagene Karlsburg erlebte gleichzeitig einen sozialen Abstieg, bis sie in den 1980er Jahren als Kulturzentrum für Museum, Bibliothek und Vereinsleben wieder zu neuem Leben erweckt wurde.

SUSANNE ASCHE

# Geschichtswissenschaft an einer Technischen Hochschule

Wer vermutet schon das Fach Geschichte unter den vielen ingenieur- und naturwissenschaftlichen Disziplinen? So unglaublich es klingt – als die Urform unserer Universität, als die Polytechnische Schule 1825 gegründet wurde, stand das Fach bereits im Lehrprogramm. Und es erschien nahezu ununterbrochen bis heute in allen Vorlesungsverzeichnissen.

## Warum Geschichtsunterricht?

Es hatte einen schlichten Grund, dem Polytechnikum das Fach gleichsam in die Wiege zu legen: Zu den Bestandteilen, aus denen die Anstalt zusammengefügt wurde, gehörten die beiden Oberklassen der Karlsruher Realschule. Neben der polytechnischen Fachausbildung musste folglich noch normaler Schulunterricht fortgeführt werden. Mindestens die jüngeren unter den polytechnischen Eleven kamen nicht darum herum, sich mit Deutsch, Geographie, Religion, mit Zoologie, einer modernen Fremdsprache und eben mit Geschichte plagen zu müssen. Offenbar erwies sich darüber hinaus auch das Schulwissen älterer Polytechniker als verbesserungsbedürftig. In solchen Fällen riet man dringend zur Teilnahme an solcherart Fundamentalunterricht. Auf diesem Wege wuchsen die Fächer (deutsche) Literatur und Geschichte langsam in den Rang von allgemeinbildenden „Ergänzungsfächern“, deren Belegung man jedem Studenten nahelegte.

Leider fehlt uns die Kenntnis, wovon die Geschichtsstunden im einzelnen handelten. Fest steht allein, dass der Unterricht nichts Geringeres als die „Allgemeine Weltgeschichte“ zum Gegenstand hatte. Einsetzend im klas-

sischen Altertum und in der Gegenwart endend, besaß das einen Zeitumfang von gut 2.500 Jahren. Zwar sollte der Geschichtskurs über zwei Studienjahre gehen und vier Wochenstunden ausfüllen. Doch selbst wenn wir uns den Stoff vorwiegend auf die politische Geschichte Europas begrenzt denken, sind Zweifel am Nutzeffekt des Unternehmens angebracht. Es wurden seinerzeit denn auch Einwände gegen ein so hochgestecktes Vorhaben laut. Dem ersten Geschichtslehrer des Polytechnikums, Realschuldirektor Professor Kühnenthal, war unwohl zumute. Allerdings missfiel ihm nicht etwa der breite Zeitrahmen; ihm bereitete vielmehr die zu geringe Stundenzahl Sorgen.

## Neubewertung des Fachs

An dem Konzept hielt man gleichwohl bis in die 1870er Jahre fest. Inzwischen hatte jedoch eine Neubewertung des Fachs eingesetzt. Es löste sich im Zeichen vielfältiger Verwissenschaftlichung von seiner bisherigen Funktion, Schulwissen zu vermitteln oder zu erweitern und rückte auf zum grundlegenden Element jeglicher akademischer Bildung. Von den Universitäten ausgehend, überschritt sich die Neubewertung mit ähnlichen Veränderungen, die das Wesen und das Selbstverständnis der Polytechnischen Schulen erfuhren: Solide Geschichtskennntnis sollte unabdingbares Statusmerkmal des Technikers und Ingenieurs werden.

Allein, die Errichtung und Besetzung eines Geschichtslehrstuhls erfolgte in Karlsruhe auf bemerkenswerte Art. Antreibend ins Spiel kam nämlich die badische hohe Politik, kam die maßgebende Einwirkung Großherzog



Hermann Baumgarten 1825–1893

Im Herzogtum Braunschweig geboren, votierte er nach dem Studium der Geschichte als Journalist entschieden für ein von Preußen geführtes liberales Kleindeutschland. Der Heidelberger Historiker G. G. Gervinus, dem er als Assistent diente, empfahl ihn, der weder promoviert noch habilitiert war, für die Karlsruher Professur. Mit seinem Aufsatz „Der Liberalismus – eine Selbstkritik“ lenkte der politische Historiker 1866 auf Bismarcks Realpolitik ein und wurde zu einem wichtigen Weichensteller für die sich neu formierenden Nationalliberalen, die für die folgenden Jahrzehnte meinungsbildend sein sollten. Dem Ruf an die Universität Straßburg folgte er gern, da er sich fragte: „Was hilft mir ein volles Auditorium, in dem nicht ein einziger Mensch sitzt, der mir folgt.“

Friedrichs I. Nicht nur, weil er sich während seines Studiums insbesondere der Geschichtsdisziplin gewidmet hatte, nicht bloß, weil er seither engste Beziehungen zu herausragenden deutschen Historikern pflegte. Friedrich legte Wert darauf, dass an den drei Landeshochschulen Historiker lehrten, die seine eigenen politischen Leitlinien mindestens nicht störten: Den liberal sowie den kleindeutsch und propreußisch ausgerichteten Kurs. 1860 wurde nun die Aufwertung des Geschichtsunter-



Franz Schnabel 1887–1966

In Mannheim geboren, studierte er Geschichte in Heidelberg, wo er sich als Schüler von Hermann Oncken verstand und bald als Gymnasiallehrer sehr erfolgreich wirkte, bis er mit 34 Jahren Ordinarius an der TH Karlsruhe wurde. 1945–1947 war er als Leiter der Abteilung Kultus und Unterricht in der Landesbezirksdirektion Karlsruhe maßgeblich am Wiederaufbau des Bildungswesens beteiligt.

richts am Polytechnikum spruchreif. Zur selben Zeit erreichte die Frage der nationalen Einigung Deutschlands ein Stadium, das in absehbarer Nähe eine Lösung verhielt.

### Politische Akzente

Vor diesem Hintergrund erhielt die Auswahl des Karlsruher Historikers ihre außergewöhnliche Note. Der berufene Hermann Baumgarten, ein studierter Historiker, hatte sich als li-

beraler Publizist einen Namen gemacht. Seine politischen Ansichten und Erwartungen dürften denen Friedrichs mindestens geähnelt haben. Persönliche Verbindungen zum liberalen Hoflager kamen empfehlend hinzu. Im Herbst 1861 trat Baumgarten die Karlsruher Professur an. Hier entstand sein umfängliches Werk zur jüngsten Geschichte Spaniens. Vor allem aber bewährte er sich als akademischer Lehrer. Und er gewann den Eindruck, als hätten seine dem exakten Messbaren zugewandten, zahlreichen Hörer bei ihm gelernt, die unwägbareren „Moralischen Mächte“ wahrzunehmen, die am Gang der Weltgeschichte mitwirkten.

1872 verließ Baumgarten die Anstalt und ging an die Universität Straßburg. Erwähnenswertes ist erst wieder für Adam Pfaff überliefert, der hier von 1878 bis 1885 lehrte. Er straffte den Lehrstoff in zweierlei Hinsicht. Seine Überblicke setzten erst im Mittelalter ein, und er konzentrierte sie auf deutsche Geschichte. Pfaffs zahlreiche Veröffentlichungen erlauben allerdings anzunehmen, dass er spielend fähig gewesen wäre, ein ungleich breiter gefächertes Spektrum vorzustellen.

Interesse verdient das politische Motiv, das bei Pfaffs Berufung abermals zu Tage tritt. Nach der 1848er Revolution war der Hesse in die Schweiz geflüchtet, wo er die besondere Wertschätzung der Liberalen gewann. Mittlerweile zog es ihn nach Deutschland zurück. Zu den positiven Seiten, die die Berufungskommission an Pfaff rühmte, gehörte auch, dass er „auf politischem und religiösem Gebiete einer durchaus freien Richtung huldigt“. Seine Berufung belegt, dass die politische Grundierung einer Geschichtsprüfung für den Großherzog, unabhängig von der Reichsgründung, immer noch gewichtig war.

Weniger deutlich drückte dieser Zug sich auch gegenüber dem Pfaff-Nachfolger Arthur Boehlingk aus. Doch zunächst noch dies: Bisher hatten die Geschichtsprüfer zumeist

auch das Literaturfach inne. Da die Germanistik ebenfalls zu einer anspruchsvollen Wissenschaft gereift war, wurde die Fächerverbindung von Geschichte und Literatur je länger desto mehr problematisch. Unter den Kandidaten, die zur Wahl standen, gab es nurmehr einen, dem man die sachkundige Behandlung beider Gebiete zutraute – den Jenenser Extraordinarius Boehlingk. Trotz mancher Vorbehalte, die der eine oder andere Gutachter ansonsten äußerte, gab ihm die Berufungskommission den 1. Listenplatz – aus Rücksicht auf die leidige Fächerkombination.

Innerhalb der Historikerkunft brachte Boehlingk es nie zu Ansehen; seine Beliebtheit bei den Studenten soll groß gewesen sein. Stärker als die Wissenschaft scheint ihm das Politisieren gelegen zu haben – sei es, dass er dank seiner rhetorischen Begabung oft die patriotischen Feiern von Hochschule und Stadt zierte, sei es dass er Badens Nationalliberale auf den Kriegspfad gegen Katholiken und Sozialdemokraten mitzureißen trachtete. Der Kontrast zwischen seiner agitatorischen und seiner wissenschaftlichen Hingabe verstimmte den Großherzog. Seinem langwährenden Wunsch, Boehlingk durch einen würdigeren Fachvertreter ersetzt zu sehen, stand indes das Beamtenrecht entgegen.

Im Sommer 1914 klagte dann das Kultusministerium über verschiedene Mängel an Boehlingks Darbietungen. Namentlich vermisse es das Bemühen, den Studierenden „die notwendige Verbindung der Technik mit der Gesamtkultur unserer Zeit zu vermitteln“. Der akademische Senat solle daher überlegen, ob nicht eine jüngere, anregendere Parallelkraft gewonnen werden könne. Gern ging der Senat darauf ein, aber aufgrund der eingetretenen Kriegsumstände kamen nur kurzlebige Historiker-Zwischenspiele zustande. Die Hochschule musste mit Boehlingk bis zu dessen Emeritierung im Frühjahr 1919 auskommen.

## Die Ära Franz Schnabel

Nun gelang es endlich, die überlebte Fächer-  
verbindung zu trennen, und auf das erste  
reine Geschichtsordinariat gelangte der Hei-  
delberger Extraordinarius Herrmann Wätjen.  
Er entnahm seine Vorlesungsthemen Gebie-  
ten, die angesichts der deutschen Kriegsnie-  
derlage eines hohen Interesses sicher sein  
mochten. Allemal dürfte dies für die Vorle-  
sung „Deutschlands Außenpolitik in den letz-  
ten Vorkriegsjahren und während des Welt-  
krieges“ zutreffen. – Da Wätjens kurze Ver-  
weildauer absehbar war, hatte die Hochschule  
vorsorglich den Gymnasiallehrer Dr. Franz  
Schnabel habilitiert. Der trat 1922 denn auch  
die unmittelbare Nachfolge an. Sein Vorle-  
sungsprogramm bewegte sich kaum einmal  
hinter das 19. Jahrhundert zurück. Dafür ten-  
dierte es in die 1914 angemahnte zeitgemäße  
Richtung: Schnabel kündigte erstmals auch  
sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Themen  
an. Ob und in welchem Umfang Technikge-  
schichtliches einfluss, ist unbekannt.

In Schnabel erkennen wir den Vertreter  
einer Forschungsrichtung, die den Haupt-  
und Staatsaktionen der Großen Politik weni-  
ger aufgeschlossen begegnete, als es in der aka-  
demischen Zunft üblich war. Das mochte  
wiederum einiges mit Schnabels politischem  
Standort zu tun haben: Der gebürtige Mann-  
heimer verhehlte nicht seine Loyalität gegen-  
über der Weimarer Verfassung und rechnete  
sich dem „liberalen“ linken Flügel des politi-  
schen Katholizismus zu. In dieser geistigen  
Umgebung gehörten kritische Auseinandersetz-  
ungen mit der Wirtschafts- und Sozialord-  
nung seit langem zu den auffälligsten Diskus-  
sionsstoffen. Dieselbe Problematik bewegte  
nachhaltig auch die Studentenjahrgänge im  
Weimarer Deutschland.

Ihren Niederschlag fanden Schnabels poli-  
tische Maßstäbe nicht zum wenigsten in dem

großen Werk, das er in Angriff nahm – in der  
auf mehrere Bände angelegten „Deutschen  
Geschichte im 19. Jahrhundert“. Eines seiner  
Anliegen war es, endlich den rühmlichen An-  
teil zu beleuchten, den der Liberalismus neben  
dem vielbeschworenen Bismarckschen an der  
Reichseinigung hatte. Ferner legte er gewis-  
sermaßen die erste Schneise, auf der die Ge-  
schichtsmächtigkeit der technischen Entwick-  
lung sichtbar wurde.

Von der nationalsozialistischen Machtüber-  
nahme hatten Leute in seiner Stellung und  
von seinem geistig-politischen Zuschnitt kaum  
Gutes zu gewärtigen. Schnabel lavierte, ent-  
ging der „Säuberungs“-Welle, die 1933/34  
über die Hochschulen hinwegtobte, lavierte  
weiterhin. Bald bereute es die Führung, dass  
Gelehrte seines Schlags fürs erste ihrem Zu-  
griff entkommen waren. 1935 verschaffte sie  
sich die gesetzliche Handhabe, um missliebige  
personelle Altbestände los zu werden. Zu dieser  
Gruppe zählte an der Karlsruher Hochschule  
u. a. auch Schnabel. Ihn zu entfernen, mach-  
ten sich Rektor und Prorektor dem Ministerium  
auf unwürdige Art dienstbar, und Schnabel  
wurde zum September 1936 zwangsweise  
emeritiert. In Karlsruhe war es ein offenes Ge-  
heimnis, dass er nicht einer angeblich erforder-  
lichen Fächerverlagerung, sondern einer politi-  
schen Flurbereinigung zum Opfer gefallen war.

Die Hochschulführung merkte schon bald,  
dass ohne entsprechende Geschichtsunterwei-  
sung die „weltanschauliche Festigung“ der  
Studentenschaft schwerlich zu erzielen war.  
Trotz eifrigen Bemühens um eine nationalso-  
zialistisch bewährte Lehrkraft kamen nur ein  
paar flüchtige Aushilfen zustande. Das Fach  
hatte selbst dem Buchstaben nach im Grunde  
aufgehört zu existieren.

Nach dem Zusammenbruch des „Dritten  
Reichs“ kehrte Schnabel sogleich zu seiner Lehr-  
tätigkeit zurück. Im SS 1946 las er einstündig  
über „Ursachen und Folgen des Jahres 1933“.

Der Hochschule stand er allerdings nur eingeschränkt zur Verfügung, weil ihn die US-Militärregierung als quasi „Kultusminister“ für Nordbaden eingesetzt hatte. 1947 gar nahm er einen Ruf an die Münchner Universität an. Erneut riss eine Lücke auf, und erst 1951 erhielt die Hochschule wenigstens ein Extraordinariat bewilligt, in das der Heidelberger Extraordinarius Walther Peter Fuchs einrückte.

Seine Betriebsamkeit verhalf dem Fach zu ansehnlicher Statur. Am augenfälligsten wurde sein Wirken im Aufbau des Studium generale. Seine Lehrveranstaltungen – Vorlesungen, Seminare und Kolloquien – umspannten einen weiten Zeitraum der politischen und der Geistesgeschichte. Schwerpunkte bildeten die Geschichte des Zweiten Weltkriegs, des „Dritten Reichs“ und der Weimarer Republik, also Abschnitte, für die sich ein unabweisbarer Informationsbedarf der studentischen Nachkriegsjahrgänge aufgestaut hatte. Darüber hinaus wirkte der aktuelle Ost-West-Konflikt auf die Veranstaltungen ein: Einerseits, indem Fuchs Seminare über Marx, Lenin oder den Marxismus sowie über das Berlin-Problem

abhielt, andererseits durch Vorlesungen des Orientalisten Klingmüller (über das arabische Szenarium) oder des deutsch-amerikanischen Historikers Felix Hirsch über die Abfolge der amerikanisch-sowjetischen Beziehungen.

Die zeitgeschichtlich-weltpolitischen Gratwanderungen, die Fuchs aufgenommen hatte, setzte Thomas Nipperdey seit 1962 in gewissem Umfang fort. Fruchtbare Ansätze ergaben sich sodann aus Seminaren, die er gemeinsam mit dem Kunsthistoriker Lankheit und dem Soziologen Linde bestritt.

Mit Nipperdey endet die Reihe der Historiker, die an der alten Technischen Hochschule lehrten. 1967, als die Hochschule zur „Universität Karlsruhe (TH)“ wurde, nahm dieser vielversprechende junge Wissenschaftler einen Ruf an das angesehene Historische Seminar der Freien Universität Berlin an. Unter seinen Nachfolgern Walter Bußmann und Rudolf Lill gedieh der betagte Lehrstuhl zu einem Institut, das neben der Lehre auch der Forschung breiteren Raum verschaffte.

KLAUS-PETER HOEPKE

## Geschichte des Instituts für Literaturwissenschaft an der Universität Karlsruhe

Das heutige Institut für Literaturwissenschaft geht auf die Errichtung eines Lehrstuhls für Geschichte und Literatur im Jahr 1861 zurück, der eine – dem humanistischen Bildungsbegriff des 19. Jahrhunderts verpflichtete – ergänzende geisteswissenschaftliche Ausbildung für die Studierenden der technischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer gewährleisten sollte. Charakteristisch für diese frühe Form der Literaturwissenschaft

an der Fridericiana war eine enge fachwissenschaftliche, didaktische und personale Verflechtung von Hochschule und oberen Gymnasialklassen. In seiner weiteren Entwicklung emanzipiert sich das Institut für Literaturwissenschaft von dieser rein supplementären Funktion, indem es – analog zur Geschichte des Fachs im 19. Jahrhundert insgesamt – eine eigenständige Disziplin allererst ausbildet, diese institutionell etabliert und entsprechend der

zunehmenden Komplexität des Gegenstands ausdifferenziert. Freilich geschieht auch dies in Karlsruhe nicht ohne Rücksicht auf den spezifischen Kontext, den Standort an einer Technischen Hochschule.

Vor der Installierung des genannten Lehrstuhls im Jahr 1861 existierten die Fächer Geschichte und Literatur als reine Unterrichtsfächer, die jeweils beide Disziplinen berücksichtigten. Zu erwähnen ist hier die Folge einschlägiger Professuren, beginnend mit Karl Christoph Kühenthal, 1825–1854, der zudem Französisch, Josef Beck, 1850–1852, der zudem Philosophie, Wilhelm Gerstner, 1852–1858, der ebenfalls noch Französisch, und Theodor Löhlein, 1859–1865, der neben Deutsch und Literatur auch Geographie unterrichtete. Den dann so genannten „Lehrstuhl für Geschichte und Literatur“ hatten die Professoren Hermann Baumgarten von 1861–1872, David Müller von 1872–1877 und Adam Pfaff von 1878–1885 inne. Die allgemein auf gymnasiale Abschlussklassen und ein zwar fachfremdes, aber interessiertes akademisches Publikum bezogene Ausrichtung in For-

schung und Lehre lässt sich an den Publikationsschwerpunkten dieser Jahre ablesen, für die Theodor Löhleins gemeinsam mit Karl Holdermann verfasstes Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Kunst- und Kulturgeschichte für die Oberklassen höherer Lehranstalten von 1887 ein repräsentatives Beispiel darstellt oder David Müllers Geschichte des deutschen Volkes, eine, wie es im Untertitel heißt, „kurzgefaßte übersichtliche Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung“, die 1872 bereits in der vierten (verbesserten und bis 1871 vervollständigten) Auflage erschienen war. Von 1886 bis 1919 lehrte Prof. Dr. phil. Arthur Boehlingk am Institut für Geschichte und Literatur, das sein Augenmerk in dieser Zeit auch auf regionalgeschichtliche Themen von lokalpolitischer Relevanz richtete – hier ist z. B. die ‘kulturhistorische Studie’ zu Carl Friedrich Nebenius. Der deutsche Zollverein, das Karlsruher Polytechnikum und die erste Staatsbahn in Deutschland von 1899 zu erwähnen; einer breiteren fachwissenschaftlich orientierten Öffentlich-



Franz-Schnabel-Haus.

keit ist Boehdtingk u. a. mit seinen Shakespeare-Studien bekannt geworden.

Im Jahr 1919 beginnt die neuere Geschichte der Literaturwissenschaft an der Fridericiana: Mit der Einrichtung eines Extraordinariats für Literaturwissenschaft kam es erstmals zu einer Trennung der Fächer 'Literatur' und 'Geschichte'; 1922 folgte das Ordinariat für Geschichte, 1924 das Ordinariat für Literaturwissenschaft. Diese neuere Geschichte ist zunächst mit dem Namen Karl Holls verbunden. Karl Holl lehrte das Fach Deutsche Literaturgeschichte insgesamt von 1917 bis 1936 an der Universität Karlsruhe; zunächst von 1917 bis 1919 als Lehrbeauftragter, dann 1919/20 als Privatdozent von 1920 bis 1924 als außerordentlicher Professor, von 1924 bis 1936 schließlich als ordentlicher Professor. Sein Hauptwerk ist die auch heute noch einschlägige Geschichte des deutschen Lustspiels, die 1923 erstmals erschienen ist und 1964 noch einmal (und zwar als Nachdruck) aufgelegt wurde. Andere Arbeiten beziehen sich auf Lessing, Goethe, Schiller, Tolstoi und Hauptmann. 1936 wurde Holl – wie auch der Ordinarius für Geschichte, Franz Schnabel – zwangsemertiert. Der Lehrstuhl für Literaturwissenschaft wurde aufgelöst und erst 1957 wieder eingerichtet. In der Zwischenzeit blieb die Literaturwissenschaft in Karlsruhe damit ein Desiderat. Erster Lehrstuhlinhaber wurde 1958 Prof. Dr. Rudolf Fahrner, der 1925 mit einer Arbeit über Hölderlins Begegnung mit Goethe und Schiller in Marburg promoviert worden war und sich 1929 dort auch habilitiert hatte (Thema: Wortsinn und Wortschöpfung bei Meister Eckehart); Beiträge zur Romantik, zu Moritz, Hofmannsthal und Goethe folgten; darüber hinaus hat sich Fahrner mit Übersetzungen aus dem (Alt-)Griechischen und Mittelhochdeutschen hervorgetan. Nach seiner Emeritierung im Jahr 1970 wurde Prof. Dr. Jacob Steiner, Spezialist u. a. für Hofmannsthal

und Rilke sowie (zusammen mit Wolf Dietrich Rasch) Herausgeber der Münsterschen Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, auf den Lehrstuhl für Literaturwissenschaft berufen (1972). Er lehrte bis 1992. Seit 1993 leitet Prof. Dr. Uwe Japp das Institut für Literaturwissenschaft an der Universität Karlsruhe. Uwe Japp hat u. a. Bücher zur Hermeneutik, zur Literaturgeschichtsschreibung, zur Theorie der Ironie und zur Modernitätsforschung veröffentlicht.

### **Erweiterung durch Mediävistik**

Die zunehmende Spezialisierung des Faches Germanistik und die Erfordernisse einer adäquaten und umfassenden Gymnasiallehrerbildung machte 1969 die Einrichtung eines Lehrstuhls für Deutsche Literatur des Mittelalters notwendig, den Prof. Dr. Peter Wapnewski von 1969–1979 inne hatte. Forschungs- und Lehrschwerpunkte Peter Wapnewskis sind der Minnesang, u. a. perspektiviert auf die Frage der Mittelalter-Rezeption, der Parzival Wolframs von Eschenbach und Hartmann von Aue. Beachtung finden auch seine die Grenzen der Fachwissenschaft zur Musikkritik hin überschreitenden Studien zu Richard Wagner. Heute wird die Mediävistik von Prof. Dr. Bernd Thum und Hochschuldozent Dr. Burkhardt Krause vertreten.

### **Heutiges Lehrangebot**

Derzeit umfasst das Lehrangebot des Instituts die Neuere deutsche Literaturwissenschaft (mit Linguistik, Geschichte und Theorie der Medien), einschließlich der Studienkomponente Mediävistik (mit historischer Sprachwissenschaft, Interkultureller Germanistik und Deutsch als Fremdsprache). Die Studiengänge gliedern sich in die B.A., M.A.-Studiengänge Germanistik und den Lehramtsstudien-

gang Deutsch (Gymnasium), an die sich Promotionsstudiengänge in Germanistik und Mediävistik anschließen. Im Rahmen der seit WS 1999/2000 eingerichteten B.A., M.A.-Studiengänge im Haupt- und Nebenfach können zudem die dem Institut in sowohl personeller als auch fachlicher Kooperation verbundenen Nebenfächer Multimedia und Journalismus studiert werden. Das Institut für Literaturwissenschaft unterhält mehrere internationale Partnerschaften und Austauschabkommen, so mit den Universitäten Bergamo (Italien), Kingston (Kanada) oder mit der Monash University (Australien). Zur Zeit studieren am Institut für Literaturwissenschaft insgesamt 780 Studierende in den jeweiligen Studiengängen (Stand WS 1999/2000). Das Institut verfügt über eine Präsenzbibliothek mit derzeit 35.000 Bänden in den Schwerpunkten ältere und neuere deutsche Literatur und Literaturwissenschaft, allgemeine Literaturwissenschaft und Literaturtheorie. Am Institut für Literaturwissenschaft wird die Geschichte der deutschen Literatur in ihrer ganzen Breite gelehrt, das heißt vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart. Weitere Schwerpunkte sind die Theorie der Literatur und der Literaturwissenschaft, die Geschichte der Ger-

manistik, die Theorie und Geschichte des Dramas u. a. Eine spezielle und über die Grenzen Karlsruhes bekannte Forschungseinrichtung ist die Arbeitsstelle Bertolt Brecht.

Das Institut für Literaturwissenschaft ist im Franz-Schnabel-Haus untergebracht, einem 1850 als Fasanenmeisterhaus der großherzoglichen Domäne Staatliche Forsten errichteten Gebäude, das die Universität 1920 erhielt. Nach einem 1925 erfolgten Umbau wurde sein Untergeschoss für die Bibliothek des Sportinstituts eingerichtet; im Obergeschoss befand sich ein Fechtraum. 1934 wurde das Haus zu einem Schulungsheim der NS-Studentenschaft umfunktioniert und diente – nach dem Wiederaufbau 1949 – von 1951 bis 1990 dem Engler-Bunte-Institut, Abteilung Petrochemie. Seit 1990 beherbergt es das Institut für Geschichte (Untergeschoss) und das Institut für Literaturwissenschaft (Obergeschoss). 1991 wurde das Gebäude nach Franz Schnabel (1887–1966) benannt, der von 1919 bis zu seiner Vertreibung durch die Nationalsozialisten im Jahr 1937 an der Universität Karlsruhe Geschichte lehrte.

UWE JAPP, CLAUDIA STOCKINGER

## „Geschichtliches Wissen und ästhetische Bildung“

### *Das Fach Kunstgeschichte an der Universität Karlsruhe*

Bereits 1967 stellte Reinhard Rürup fest: „Die Geschichte der Karlsruher Kunstgeschichte ist bisher nicht geschrieben worden.“ Daran hat sich bis heute nichts geändert. Die folgenden Ausführungen stellen einen ersten Versuch dazu dar, indem sie sich auf das wenige, zum Thema vorliegende gedruckte Material stützen. Ergänzend ist eine Sammlung von Ab-

schriften aus den reichhaltigen Akten des Lehrstuhls für Kunstgeschichte (Badisches Generallandesarchiv) hinzugezogen worden, die Joachim Hotz 1965 zusammenstellte (Bibliothek des Instituts für Kunstgeschichte). Diese Dokumente verdeutlichen, dass die Kunstgeschichte an der Universität Karlsruhe – weit über die lokale Bedeutung hinaus – eine

tragende Rolle bei der Etablierung des Fachs an den deutschen Hochschulen spielte. Ihre Geschichte einer intensiven Erforschung zu unterziehen, stellt in der Tat ein Desiderat dar.

### **Kunstgeschichte am Polytechnikum**

Auch wenn die Kunstgeschichte noch nicht als eigenständiges Fach existierte, so war sie doch von Anfang an fester Bestandteil der Architekturausbildung am 1825 gegründeten Karlsruher Polytechnikum. Denn zur umfassenden Bildung eines Architekten gehörte nicht nur die Kenntnis der alten, insbesondere der antiken Baukunst, sondern auch die Geschichte der Bildenden Künste. Ihre Aneignung erfolgte überwiegend durch zeichnerische Erfassung nach Vorlagenwerken oder Gipsabgüssen. Als allgemein bildendes Fach dienten einige Vorlesungen auch den Eleven der angegliederten Realschule, darüber hinaus standen sie den angehenden Ingenieuren zur persönlichen Weiterbildung offen. Die Kunstgeschichte hatte also von Anfang an eine doppelte Aufgabe zu erfüllen.

### **Etablierung an der Hochschule**

Mit der Erhebung des Karlsruher Polytechnikums in den Rang einer Hochschule im Jahr 1865 präzisierten die Statuten das Aufgabefeld der Anstalt als „die wissenschaftliche Ausbildung für diejenigen technischen Berufsfächer, welche Mathematik, die Naturwissenschaft und die zeichnenden Künste zur Grundlage haben“. Aber auch die Fächer der aus der Realschule hervorgegangenen Allgemeinen Abteilung erfuhren im Zuge der Reorganisation eine beträchtliche Aufwertung: So erhielt 1860 bereits die Geschichte, 1863 die Nationalökonomie und 1868 die der Architektur zugeordnete Kunstgeschichte ein eigenes Ordinariat. Hierbei handelte es sich übrigens um

eine der ersten ordentlichen Professuren in Kunstgeschichte an einer deutschen technischen Hochschule und sie ging außerdem zeitlich der Etablierung des Fachs an den badi-schen und württembergischen Universitäten Heidelberg (1894/96), Tübingen (1895) oder Freiburg (1909/10) weit voraus; nur in Stuttgart (1865) war man in der Einrichtung eines Lehrstuhls für Kunstgeschichte etwas schneller.

Ihrer Pionierrolle bewusst legte die Karlsruher Hochschule größten Wert auf die Besetzung der Stelle mit einer maßgeblichen Persönlichkeit. Bereits 1865 knüpfte man Kontakt mit dem in Basel Geschichte lehrenden Jacob Burckhardt sowie dem Göttinger Ordinarius für klassische Archäologie Ernst Curtius und dem in Zürich als Professor für Ästhetik und Literaturgeschichte tätigen Friedrich Theodor Vischer. Als diese hoch angesehenen Herren absagten, änderte die Findungskommission ihr Vorgehen und berief den erst 30 Jahre alten Alfred Woltmann aus Berlin. Seine Karlsruher Erfolge in Lehre und Forschung sprachen sich in Fachkreisen schnell herum, sodass die ungleich besser ausgestattete Universität Prag ihn schon 1873 mit einem verlockenden Angebot abzuwerben vermochte. Auch Woltmanns Nachfolge gestaltete sich schwierig, da – wie er selbst in einem Gutachten zur Situation formulierte – „die Zahl tüchtiger Kräfte im Fache der Kunstgeschichte nicht groß ist, weil viele Befähigte durch Mangel einer Vertretung dieser Wissenschaft an den Universitäten an der consequenten wissenschaftlichen Ausbildung gehindert, andere durch die unsicheren Aussichten für die Zukunft abgehalten worden sind, der streng wissenschaftlichen Beschäftigung treu zu bleiben.“ Auf Anraten Woltmanns entschied man sich für den 33-jährigen Bruno Meyer aus Berlin, auf dessen Wirken ein beträchtlicher Ausbau der Sammlung und die Einführung eines Bildprojektionsapparates (Skioptron)

im Unterricht zurück gehen. Auf das eigenhändige Zeichnen an der Tafel oder die im Hörsaal nur bedingt zweckdienliche Vorlage von Reproduktionsgraphik konnte fortan verzichtet werden. Bis heute bildet das Glasbild (Diapositiv) das maßgebliche Arbeitsmittel im Unterricht. Auf Meyer folgte 1884 mit Wilhelm Lübke der erste große Kunsthistoriker auf das Karlsruher Ordinariat. Zürich und Stuttgart stellten die vorangegangenen Stationen seiner überaus fruchtbaren Tätigkeit als Professor der Kunstgeschichte dar, in denen er eine bemerkenswerte Anzahl handbuchartiger Überblickswerke verfasste. Einige seiner Bücher erschienen in hohen, nach seinem Tod 1893 mehrfach aktualisierten Auflagen bis weit in das 20. Jahrhundert hinein. Hierzu zählt auch die gänzlich mit Holzschnitten illustrierte „Geschichte der Architektur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ von 1855, die unlängst als Reprint wieder aufgelegt wurde. Heute erinnert an der Ostseite des Architekturgebäudes ein 1894 durch den Bildhauer Heinrich Weltring geschaffenes Denkmal an Wilhelm Lübke. Ursprünglich für sein Grab auf dem Karlsruher Hauptfriedhof bestimmt, fand es 1895 in der Hoffstraße Aufstellung und gelangte schließlich 1965 auf den Campus.

## **Kunstgeschichte und Baugeschichte**

Nicht nur Lübke, sondern auch seine Karlsruher Kollegen, die weit über die Landesgrenzen hinaus bekannten Architekten Josef Durm und Carl Schäfer, traten als Verfasser maßgeblicher Bücher zur Geschichte der Architektur hervor. Während Durm auch als Architekt sich der Antike und der Renaissance verschrieb, widmete sich Schäfer dagegen bevorzugt dem Mittelalter. Als historistische Baukünstler bildete die Baugeschichte das Fundament ihres Selbstverständnisses und sie war selbstver-

ständig integrativer Bestandteil ihres Unterrichts. Hier manifestiert sich noch zwischen Kunstgeschichte und Architektur eine gemeinsame, von einem positivistischen Geschichtsbild getragene Basis, die in der Abfolge und der Darstellung von Stilen und Epochen zwar Grundlegendes erarbeitete, sich darin aber auch erschöpfte.

Um die Jahrhundertwende gehen in der Kunstgeschichte dann von den Universitäten neue Impulse aus, die zu einer Methodenbildung modernen Zuschnitts führen und auch die langsam vom Historismus sich abwendenden Architekten der Avantgarde in der Theoriebildung beeinflussen werden. An den technischen Hochschulen setzt sich dagegen die von Architekten getragene Baugeschichte als eine von Konstruktion, Material und technischen Bedingungen ausgehende Wissenschaft durch, die von der Archäologie über die Hausforschung und die Denkmalpflege ein eigenes Profil ausbildet. Diese Divergenz manifestiert sich im Übergang von Lübke, dem vorerst letzten Kunsthistoriker auf dem Lehrstuhl, zum ausgebildeten Architekten Adolf Oechelhäuser, der das Ordinariat bis 1919 bekleidete. Das Bestreben der Kommission lag darin, eine Persönlichkeit zu finden, die noch beide Richtungen vertrat, was sich ab der Weimarer Republik dann auch in der Bezeichnung „Institut für Kunst- und Baugeschichte“ manifestierte. Zugunsten von Integration und Kontinuität blieben die in den eingeholten Gutachten positiv bewerteten jungen Talente, wie z. B. Henry Thode oder Heinrich Wölfflin, daher unberücksichtigt.

## **Nach 1945**

Wie weit die Polarisierung zwischen Kunst- und Baugeschichte vorangeschritten war, belegen die Vorgänge um die Nachfolge von Oechelhäuser. Auf den ersten Platz der Beru-

fungsliste setzte man den Architekten Karl Wulzinger, der dann auch den Lehrstuhl von 1921 bis 1949 bekleiden sollte, und vollzog damit die Wende. Auf Platz zwei stand Wilhelm Worringer, ein Kunsthistoriker, der vor allem durch seine Promotionsschrift „Abstraktion und Einfühlung“ über die Kunstgeschichte hinaus die Architekten der Vorkriegs-Avantgarde, wie z. B. Peter Behrens, nachhaltig beeinflusste. Bereits im Vorfeld der Berufung stellte die Architektur-Abteilung 1919 fest, dass „der Nachweis kunstgeschichtlicher Kenntnisse auf das wirklich notwendige Maß beschränkt und dem Fach zugleich innerhalb des ganzen Unterrichtsplanes der ihm gebührende Platz zugewiesen“ werden solle. Das Fach Kunstgeschichte wurde nun stellvertretend für

den Eklektizismus der historistischen Architektur verantwortlich gemacht, da es durch Gelehrte und nicht durch bautechnisch ausgebildete Fachleute unterrichtet werde. Obwohl die Architektur-Abteilung mit Wulzinger die von ihr gewünschte Orientierung zur Baugeschichte hin bestimmte, trat sie zugleich den Lehrstuhl an die Allgemeine Abteilung ab – eine widersprüchliche Entscheidung, die nach 1945 revidiert werden sollte.

In der Nachkriegszeit erfolgte nicht nur die Rückführung des Instituts für Kunst- und Baugeschichte an die Fakultät für Architektur, sondern auch die Trennung der beiden ganz eigenständige Methoden und Ziele verfolgenden Fächer in separate Institute. Aus der zuerst noch der Fakultät für Naturwissenschaften zugeordneten Allgemeinen Abteilung entwickelte sich die Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften, der die Kunstgeschichte in der Form einer Zweitmitgliedschaft angehört. Nun eröffnete sich an der Universität Karlsruhe – erstmals seit dem mehr als hundertjährigen Bestehen des Lehrstuhls für Kunstgeschichte – die dritte und ureigenste Aufgabe, nämlich Schüler des eigenen Faches auszubilden. Mit Klaus Lankheit, der dem Institut bis 1983 vorstehen sollte, fand man für Karlsruhe den sicher bedeutendsten Vertreter der Disziplin nach Lübke.

### Situation heute

Unter den Bedingungen der modernen Massenuniversität einerseits und einem durch die Postmoderne ausgelösten starken Interesse an der Geschichte und Theorie der Architektur andererseits vollbringt das personell chronisch unterbesetzte Institut für Kunstgeschichte heute einen „Spagat“: es unterrichtet sowohl die jährlich zwischen 180 und 200 zugelassenen Studenten der Architektur als auch die rund 250 Studierenden der Kunstgeschichte



Denkmal für Wilhelm Lübke, originale Aufstellung in der Hoffstraße.

im Haupt- und Nebenfach. Hinzu kommt das traditionsgemäß lebhaftes Interesse der interessierten Öffentlichkeit, das sich in den Gasthörerzahlen ausdrückt.

Mit der Einführung des Bachelor-Studiengangs ab Wintersemester 2000/2001 wird die Kunstgeschichte im Rahmen fächerübergreifender Module (MOD) ihre Lehrveranstaltungen außerdem Studierenden anderer Fachrichtungen öffnen und damit einen zusätzlichen Beitrag – sozusagen die vierte Aufgabe

innerhalb der Universität – leisten. Von der ursprünglichen Mission eines Nebenfachs, das am Polytechnikum „geschichtliches Wissen und ästhetische Bildung“ vermitteln sollte, zu einem zuerst tragenden, dann zunehmend vernachlässigten Bestandteil der Architekturausbildung hat sich das Karlsruher Institut heute zu einem eigenständigen, aber dennoch integralen Fach zweier Fakultäten entwickelt.

ANNEMARIE JAEGGI

## Studienkolleg der Universität Karlsruhe

*Zentrum der Vorbereitung junger Ausländer auf ihr Studium*

Die Universität Karlsruhe blickt auf eine lange Tradition im Ausländerstudium zurück. Zur Zeit studieren an ihr 2.312 Ausländer, das sind 17,69 % aller Studierenden. Sie kommen heute aus allen Teilen der Welt, besonders aus China, Afrika, aus den arabischen Ländern, allen voran Marokko, und aus Osteuropa. Es waren schon bis zu 65 Nationen, darunter sogar eine Studierende von den Osterinseln, Studierende aus Nepal und Madagaskar, vertreten. Auf die oft gestellte Frage, warum sie ausgerechnet unsere Universität wählten, verwiesen einige auf ihren guten Ruf, andere nannten Familienmitglieder als Absolventen der Universität. Letztlich wollen alle gezielt in unserem Land studieren, in dem sie auf Grund seines hohen technischen Standards eine gute und moderne Ausbildung erwarten.

Die jungen Menschen, vor allem aus den fernerer Ländern, treffen bei uns auf völlig andere und zum Teil gegensätzliche Lebensgewohnheiten und sind hier ohne die gewohnte

familiäre Sicherheit in einer fremden Welt auf sich selbst gestellt. Die deutsche Sprache ist für sie, zumindest am Anfang, eine zusätzliche Hürde.

Durch die Einrichtung von Studienkollegs an Hochschulen ist es möglich, ausländischen Studierenden den schwierigen Übergang in das deutsche Universitäts-, aber auch Alltagsleben zu erleichtern.

Das Studienkolleg ist eine zentrale Einrichtung der Universität Karlsruhe. An ihm lernen oder verbessern die jungen Ausländer die deutsche Sprache, wobei ein Ziel die Wissenschaftssprache ist, die ihnen das Studium erleichtert. Besondere Schwerpunkte bilden zunächst landeskundliche Themen, die eine möglichst schnelle Eingliederung in unseren Alltag ermöglichen sollen. Aber auch Mathematik, Physik, Informatik und Chemie stehen für einen Teil von ihnen auf dem Stundenplan; Schwerpunkte dieser Fächer sind vor allem die Fachsprache und studienbezogene Lern- und Arbeitstechniken, die ihnen, geprägt durch ein



Sprachlabor im Studienkolleg.

völlig anderes Schulsystem, sehr oft fremd sind. In der Regel haben alle eine Hochschulzugangsberechtigung, vergleichbar mit dem deutschen Abitur in ihrer Heimat erworben. Aber so unterschiedlich die Bildungssysteme sind, so verschieden sind die schulischen Vorkenntnisse. Um den jungen Ausländern einen erfolgreichen Einstieg in das Studium zu ermöglichen, orientiert sich die Stoffwahl in den genannten Sachfächern an den Erfordernissen eines ingenieurwissenschaftlichen Grundstudiums.

Das Studienkolleg wurde 1963 eingerichtet. 40 Studierende, überwiegend aus Iran, einige aus verschiedenen arabischen Ländern und zwei Brasilianer, begannen in zwei Kursen ihr zweisemestriges Propädeutikum. Heute sind es über 300, die sich hier auf ihr Studium vorbereiten oder studienbegleitend ihre Sprachkenntnisse vertiefen wollen.

Ende der achtziger Jahre stieg die Studierendenzahl sprunghaft an. Zuerst studierten sehr viele junge Griechen am Studienkolleg, dann folgten nach Öffnung des „Reiches der Mitte“ die Chinesen, nach der politischen Wende auch Studierende aus Osteuropa und den Ländern der ehemaligen Sowjetunion und inzwischen viele aus Marokko und Zentralafrika.

Hieraus ist aber auf keine stetige Entwicklung der Studierendenzahl nach oben zu schließen. Politische Entwicklungen und Krisen auf unserer Welt wirken sich immer wieder auf die Zahl unserer Studierenden und die Zusammensetzung der Nationalitäten aus.

So ist das Studienkolleg heute mehr denn je ein Zentrum, an dem sich Studierende aus aller Welt begegnen und sich auf ihr Fachstudium vorbereiten.

KLAUS DIETER JUSTEN

# Karlsruher Straßenbahn – Bindeglied zwischen Stadt und Region

*Die Universität und die Entwicklung des Karlsruher Nahverkehrs*

Neben der Universität feiert dieses Jahr auch die Karlsruher „Elektrische“ ein rundes Jubiläum. Auch wenn es eher wenig bekannt ist, so hat doch die TH/Uni für die Karlsruher Straßenbahn und die Entwicklung des erfolgreichen Karlsruher ÖPNV eine nicht geringe Bedeutung. Wenn im Juli fast zeitgleich die Publikationen zu den Jubiläen erscheinen, werden die Verbindungen zwischen beiden Institutionen deutlicher hervortreten. Auf sie sei hier im Vorgriff in aller Kürze verwiesen.

## **Einspruch und Zuspruch von der Hochschule**

Das Polytechnikum hatte schon seit 1877 direkten Anschluss an den öffentlichen Nahverkehr, da die Pferdebahn unmittelbar vor ihrem Hauptgebäude verkehrte. Man darf davon ausgehen, dass die kurz vor der Jahrhundertwende etwa 1.100 Studenten diese und die Dampfbahn (seit 1881) ab dem nahen Durlacher Tor nach Durlach sowohl zu ihrer Freizeitgestaltung nutzten, als auch um zu ihrem Studienplatz zu kommen. Beim Schritt des Nahverkehrsunternehmens in die Moderne, bei der Elektrifizierung im Jahre 1900, ergaben sich jedoch aus der bisher problemlosen Nachbarschaft Konflikte. Neben ästhetischen Einwänden der Bürger und des großherzoglichen Hauses gegen die Oberleitungen in der Stadt verhinderte die Furcht von Vertretern der Institute für Physik und Elektrotechnik vor Störungen ihrer Versuchsanordnungen durch die Stromstärke der Oberleitungen deren Bau. Aus diesem Grund musste die „Elek-

trische“ bis 1905 in der Kaiserstraße ohne Oberleitung mit zusätzlichen Akkumulatoren betrieben werden. Dies war zwar eine Form, aber nicht gerade eine fortschrittliche und ökonomische der Zweisystemtechnik. Sie hatte denn auch nach fünf Jahren ausgedient.

Aus einer anderen Disziplin der Hochschule erfuhr die Karlsruher Straßenbahn dagegen Unterstützung. Reinhard Baumeister, Professor für Wasser- und Straßenbau, plädierte 1898 in einem Gutachten für die Verlegung des Karlsruher Hauptbahnhofs von der Kriegsstraße nach Süden. Dieser verhindere mit seinen Gleisanlagen und den langen Schließungen der Bahnschranken die für eine zeitgemäße Stadtentwicklung notwendige Straßenbahnverbindung der Südstadt mit der Stadtmitte. Baumeister war kein geringerer als der Begründer der modernen Stadtplanung, der im ersten Lehrbuch der neuen Disziplin 1876 geschrieben hatte: „Zwei Aufgaben liegen bei einer Stadterweiterung vor: Neue Wohnungen zu schaffen und den Verkehr zu erleichtern.“

## **Städtische Nahverkehrspolitik bis 1914**

Die Stadtverwaltung, der Baumeister über viele Jahre als Stadtverordneter mit seiner Fachkompetenz diente, hatte die Notwendigkeit der Mobilität für alle früh erkannt und den Ausbau der Landeshauptstadt zum Eisenbahnknoten energisch gefördert, indem sie zwei Strecken – die Maxaubahn zum Rhein und die Kraichgaubahn – selbst erbaute und dem Land zum Betrieb überließ. Damit waren Voraussetzungen für den Industrialisierungs- und Urba-



Kaiserstraße Ecke Herrenstraße vor 1905 mit Akkumulatorwagen.

nisierungsprozess wie für Zentralitätsgewinne geschaffen, die seit der Reichsgründung bis 1901 die Bevölkerung der Stadt von 36.000 auf 100.000 ansteigen ließ. Die Oberbürgermeister förderten zudem den Bau von Vorortbahnen durch private Unternehmer, so die Pferde- und Dampfstraßenbahn, die Durlach im Osten und Mühlburg im Westen mitten durch die Stadt miteinander verband. Sie trug seitdem zur Entwicklung der Kaiserstraße als Geschäftszentrum für Stadt und Region bei. Weitere von der Stadt geförderte Bahnen waren die Lokalbahn, die seit 1890/91 zwischen Spöck im Norden und Durmersheim im Süden durch die Stadt verkehrte, und die Albtalbahn, die seit 1897 ab dem Festplatz über Rüppurr und Erdlingen in das Albtal fuhr. Zur Begründung dieser Nahverkehrspolitik führte

Oberbürgermeister Karl Schnetzler 1896 aus, sie ermögliche den in der Stadt beschäftigten Arbeitern einen gesünderen Weg zum Arbeitsplatz und zugleich das preiswertere Leben auf dem Land, während in der Stadt dadurch die Steigerungen der Bauland- und Mietpreise gering blieben. Außerdem kämen so landwirtschaftliche Erzeugnisse leichter in die Stadt und die Städter am Wochenende leichter in die Naherholungsgebiete.

1903 übernahm die Stadt die Straßenbahn in eigene Regie und setzte sie nun im Sinne Baumeisters verstärkt als Mittel der Stadtentwicklung ein. Das Netz wurde ausgebaut, mit der Verlegung des Hauptbahnhofs 1913 fielen zahlreiche Behinderungen durch die früheren Kreuzungen der Straßen- mit den Eisenbahngleisen, die sich wie ein Ring von der Kriegs-

straße über die Beiertheimer Allee, Mathy-, Hans-Sachs-, Riefstahl- und heutige Erzbergerstraße um die Stadt gelegt hatten. Die Differenzierung der Stadt in Viertel unterschiedlicher sozialer Prägung sowie in Industriegebiete wie in gemischte Gewerbe- und Wohngebiete schritt dank der Vernetzung durch die Straßenbahn voran. Eine aus heutiger Sicht erstaunlich realistische Vision der nahverkehrspolitischen Entwicklung in die Region trug 1912/13 Oberbürgermeister Karl Siegrist vor. Er wollte die Straßen-, Lokal- und Altbahn in einer von der Stadt dominierten Gesellschaft vereinen und zugleich das Nahverkehrsnetz in die Region – in das Pfintztal, in die Pfalz, nach Rußheim – durch neue Strecken erweitern. Trotz des Scheiterns dieser Vision an der Mehrheit der Stadtverordneten behielt auch in der Nachkriegszeit die Straßenbahn ihre Bedeutung als beherrschendes Massenverkehrsmittel, das 1929 durch den Ausbau der Strecken nach Daxlanden, Rappenhäuser und Knielingen seine bis dahin größte Ausdehnung erfuhr.

### **TH/Uni-Professoren als Nahverkehrsplaner**

Die Pläne Siegrists lebten fort in den noch weitergehenden Überlegungen (Vorortbahnen bis Bruchsal, Rastatt und Waghäusel) des Generalbebauungsplans von 1926, der als Ziel des Ausbaus des Ortsstraßenbahnnetzes die Verbindung der Vororte mit dem Stadttinnern auf möglichst kurzem Wege formulierte. Neu an den Planüberlegungen ist die Prognose, dass der Straßenraum künftig für Straßenbahn und Auto nicht ausreichen werde. U-Bahnen, wie sie in den Metropolen bereits entstanden seien, kämen für Karlsruhe allerdings nicht in Frage.

Damit war ein Thema angeschnitten, das die Stadt- und Nahverkehrsplanung bis heute in unterschiedlicher Intensität beschäftigt. Dabei kommt nun auch die Hochschule, bzw.

deren Vertreter einschlägiger Fächer wieder ins Blickfeld der Karlsruher Nahverkehrsentwicklung. Unter den Beratern und Gutachtern der Stadtverwaltung in Verkehrsfragen sind mindestens drei Professoren der Hochschule zu nennen. Friedrich Raab, Wilhelm Leutzbach und Rolf Funck. Raab schlug in den frühen 1940er Jahren im Zusammenhang mit einer Neustrukturierung des Eisenbahnnetzes eine Erweiterung des Straßenbahnnetzes samt einer besseren Abstimmung beider Verkehrsträger im Regionalverkehr vor. Leutzbach gutachtete zur Frage der Wirtschaftlichkeit des Baus einer Nordbahn im Jahr 1970, wobei er eine abgespeckte Version ohne den östlichen Ast nach Friedrichstal empfahl und auch den Weiterbau ab Leopoldshafen von einer entsprechenden Bevölkerungsentwicklung in Linkenheim-Hochstetten abhängig machte. Rolf Funck, wie Baumeister zugleich langjähriges Gemeinderatsmitglied, war 1976 und 1980 an der Ausarbeitung zweier Gutachten beteiligt, die mittelfristig für den Ausbau des ebenerdigen Straßenbahn-/Bus-Systems plädierten, das in die Region auszuweiten sei. Langfristig sollte an den Bau unterirdischer Kompaktbahnen gedacht werden. Aufgrund eines ablehnenden Bürgerentscheids 1996 fährt die Straßenbahn immer noch überirdisch durch die Kaiserstraße, deren starke Belastung ein noch zu lösendes Problem der Kommunalpolitik bleibt.

### **Entscheidung für die Straßenbahn in den 1950er Jahren**

Diese Gutachten stehen vor dem Hintergrund einer grundsätzlichen Entscheidung der Stadt Karlsruhe für die Straßenbahn. Als in anderen Städten nach jahrzehntelang ausgebliebenen Investitionen die heruntergewirtschafteten Betriebe ganz oder große Streckenteile stillgelegt wurden, verhielt sich die Stadt Karlsruhe antizyklisch und verfügte 1980 als eine von vier

deutschen Großstädten über ein längeres Streckennetz als 1929. In den 1950er Jahren traf sie grundlegende Entscheidungen dafür: Die Albtalbahn wurde erworben, umgespurt und mit dem Straßenbahnnetz verknüpft. 1960 erhielt die im Hardtwald neu angelegte Waldstadt Straßenbahnanschluss. In beiden Fällen fiel die Entscheidung bewusst gegen den Einsatz von Bussen zur Bewältigung des Nahverkehrs. Dies hatte seinen Grund auch darin, dass die Karlsruher Innenstadt mit der Hauptverkehrsader Kaiserstraße nicht für den autogerechten Ausbau geeignet war. Auch die Beschaffung neuer, moderner Großraumwagen seit 1954 belegt die Entscheidung für die Zukunft der Straßenbahn.

### Uni-Absolvent als VBK-Chef

Die künftige Bedeutung der Straßenbahn erschien seit den 1970er Jahren in neuem Licht. Die wachsende Zahl der Kfz und damit auch der Berufs- und Ausbildungspendler, die nun mit dem Auto in die Stadt kamen, führte immer häufiger zum Verkehrsinfarkt und zu erhöhten Umweltbelastungen. Um den Trend der sinkenden Fahrgastzahlen umzukehren, starteten die Verkehrsbetriebe eine langfristig angelegte und – wie die Fakten heute beweisen – äußerst erfolgreiche Offensive zur Attraktivitätssteigerung des ÖPNV. Das Streckennetz wurde weiter ausgebaut u. a.: Nordweststadt (1975), Neureut (1979), Oberreut (1986), in den Wagenpark investiert, ein Beschleunigungsprogramm durch Vorfahrtsberechtigung an den Ampeln seit 1987 realisiert und attraktive Tarifangebote, darunter auch eine „Studienkarte“, mit Erfolg entwickelt. Seit 1977 zeich-



Zweissystem-Stadtbahnwagen auf der Kraichgaubahn kurz nach seiner Fahrt durch den Bauerbacher Tunnel im Juli 1997.

net dafür Dieter Ludwig verantwortlich. Wie eine ganze Reihe von Studenten der Friderici-ana hat er sich als Aushilfsschaffner und Fahrer bei der Straßenbahn sein Bauingenieur-Studium mitfinanziert. Er initiierte auch die wegweisende Entwicklung der Zweissystem-technik, die in Zusammenarbeit mit der Universität zwischen 1983 und 1989 entstand. Seine Fakultät verlieh ihm dafür 1998 ihren ersten Ehrendokortitel. Ausgangspunkt der Überlegungen Ludwigs war die Erkenntnis, dass die auf das Auto umgestiegenen Pendler nur zurückzugewinnen seien, wenn sie aus der Region ohne umzusteigen direkt in die City gelangen könnten. Dazu mussten die Bundesbahngleise für die Stadtbahn mitbenutzbar sein, was Fahrzeuge erforderte, die unterschiedliche Betriebsspannungen „verarbeiten“ konnten. Erst damit war es möglich, in den 1990er Jahren äußerst rasch das Nahverkehrsnetz zu realisieren, das Stadt- und Verkehrsplaner seit Jahrzehnten entworfen haben. Weit in das Umland mit einer Streckenlänge von etwa 400 km ausgreifend, verbindet die Stadtbahn – zum Vorteil beider – Karlsruhe mit der Region.

MANFRED KOCH

# Gymnasien und Hochschulen in Baden und anderswo

## *Zwischen Vorbehalten und Zusammenarbeit*

1862 beauftragte Großherzog Friedrich I. den Historiker an der Universität Heidelberg Georg Gottfried Gervinus, ein Gutachten für „die Neugestaltung des Gesamtunterrichtswesens im Großherzogtum Baden“ zu erstellen. Unter anderem findet man dort die Klage, dass unter den Erstsemestern viele den Anforderungen der Hochschulen nicht genügen. Der Übergang von Gymnasien zur Universität sei in Deutschland „durchgehend ein ganz unvermittelter; man geht von der Hauszucht zur Ungebundenheit, von der allgemein menschlichen Ausbildung zum besonderen Fachstudium in plötzlichen Sprüngen über, zur Wahl des Berufs meist durch zufällige Einflüsse getrieben, am wenigsten durch eigene Einsichten in die verschiedenen Berufs- und Wissenszweige orientiert“, wobei dem Gutachter Gervinus angelsächsische Strukturen in vielem vorbildlich erschienen.

Darüber hinaus gäbe es Spannungen zwischen dem bürgerlichen Bildungsideal des Humanismus und den „Utilitaristen“, die „dem technischen Fortschritt und finanziellen Gewinn anhängen“. Darum müsse man mit einer realistischen Abteilung an Gymnasien „dem staunenswerten Aufschwung der Naturwissenschaften“ Rechnung tragen. Diese Denkschrift, für Friedrichs Cabinetts-Chef ein „wahrer Hochgenuss“, berührte demnach Probleme, die über Jahrzehnte hinweg bis heute aktuell sind: mangelnde wissenschaftliche Vorbereitung der Abiturienten und unzureichender Umfang der Naturwissenschaften im Lehrplan.

### **„Das ganze Land war schulkrank“**

Bei der badischen Schulreform der 60er Jahre im 19. Jahrhundert, für die man Pädagogen aus Preußen geworben hatte, z. B. Gustav Wendt als Schulleiter für Karlsruhe, zog man gegen den „Philologismus“ zu Felde, wie er vor allem an der Universität Heidelberg zelebriert wurde: für wissenschaftliche Forschung zwar nützlich, für das Klassenzimmer lähmend. „Pedantismus und Drängen nach prunkhaftem Vielwissen“ (Gervinus) sei die Folge, und Wendt forderte als Mitglied des Oberschulrats „eine geistige Durchdringung“ der Lektüre, eine „Einführung in das Geistesleben“, wir würden sagen: fächerübergreifendes Verständnis für Zusammenhänge. Und so wurden Stundentafeln und Lehrpläne entsprechend geändert.

Vorher und nachher wurde das Schulwesen aber von den Klagen der Eltern begleitet, denn man überfordere die badischen Kinder, die „so viel lernen sollten, wie die preußischen Jungen“, ja Mediziner lieferten schon früh Gutachten zur Überforderung der Gymnasiasten, und die „Schulkrankheit“ war Thema des badischen Landtags.

### **Wende um 1900**

Noch hatte das humanistische Gymnasium das Monopol für den Hochschulzugang für staatstragende Berufe wie Verwaltung, Justiz, Bildungswesen. Aber Wirtschaft, Industrie, Handel fragten auch in Baden ungestümer nach einer dem Zeitgeist aufgeschlossenen

Bildung. Zusammen mit Professoren des Polytechnikums sah man diese in der Realschule, die, zur Oberrealschule mit Oberstufe aufgestockt, die Naturwissenschaften neben modernen Fremdsprachen besonders betonten. Da zollte freilich nicht jeder Beifall, z. B. Professor Carl Engler, der das Latein bei seinen Studenten in Karlsruhe nicht missen wollte, wohl um gegenüber den alteingessenen Universitäten Heidelberg und Freiburg den Rang des Polytechnikums nicht gemindert zu sehen. So diente diesem Ziel das Reformrealgymnasium mit Latein, z. B. die Karlsruher Goetheschule, und bereicherte den wachsenden Variantenreichtum der höheren Schulen.

Den allgemeinen Zugang zur Hochschule dieser verschiedenen Bildungswege schuf die Reichsschulkonferenz 1900, auf der in gewohnt zackiger Manier Wilhelm II. dröhnte, er wolle nicht junge Griechen und Römer erziehen, sondern junge Deutsche.

Das Monopol des humanistischen Gymnasiums war endgültig gebrochen. Wenn man Protokolle dieser Konferenz liest, in denen viele Universitätsprofessoren leidenschaftlich klagten, dass nicht nur der „aufbrechende Materialismus“ das humanistische Menschenbild verstümmeln werde, sondern auch die geistige Zucht, den logischen Sinn, die Erkenntnisbereitschaft und somit die formale Bildung künftiger Studenten zerbreche, findet man einen weiteren Beleg für die harsche Kritik der Universitäten an den höheren Schulen, in Baden wie anderswo. Der bedeutende Philologe Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff formulierte: „Die Antike als Einheit und Ideal ist dahin, die Wissenschaft selbst hat diesen Glauben zerstört.“

Nun darf man daran erinnern: der Aufbruch in Naturwissenschaft und Technik, die Glanzpunkte neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse in der Medizin im Deutschland des 19. Jahrhunderts – er wurde weitgehend von

Forschern mit humanistischem Bildungsgang bei sparsamster Bestückung der nichtsprachlichen Fächer im Lehrplan getragen.

Aber der Zug der Zeit fuhr in eine neue Richtung. Während neun Gymnasial-Schuljahre bis zum Abitur auch in der Weimarer Zeit unabdingbar erschienen – damals schon länger als im Ausland –, kürzte Hitler die „Oberschulen“ um ein Jahr, um Platz für den Wehrdienst zu schaffen. Dem durfte nicht widersprochen werden, auch nicht von den Hochschulen, die Abiturienten mit ideologiegesättigtem Lehrstoff aufzunehmen hatten, und sie „dem deutschen Geist“ zuführen sollten, wie die Inschrift an der Neuen Universität Heidelberg umfunktioniert wurde.

Wenn je eine Studentengeneration von den Universitäten freudig begrüßt, ja später idealisiert wurde, so war es die Kriegsgeneration nach 1945. Mit Abiturvermerk, langem Wehrdienst und Gefangenschaft, mit großen Bildungslücken und Unsicherheiten, aber mit außerordentlichem Wissensdurst und Ernst begegneten ihnen die z. T. frisch entnazifizierten Professoren, die sich nicht an Rechtschreibung und Zeichensetzung in Seminararbeiten störten, sondern glücklich waren, nicht nur wieder lehren zu dürfen, sondern gerade auf eine so aufgeschlossene Studentenschaft zu stoßen.

### **Die immerwährende „Bildungskatastrophe“**

Doch in den 50er Jahren begann schon die erneute Kritik am Gymnasium, und in Baden-Württemberg wurde der Begriff „Bildungskatastrophe“ kreiert, der offenbar seitdem in der öffentlichen Diskussion zur allgemeinen Münze wurde. So galt die Unzufriedenheit am bisherigen Abitur des „multum non multa“, des Vielerlei statt des Wesentlichen. Von immer mehr immer weniger wissen, bis man von allem nichts weiß, so ironisierte man die breiten

Stundentafeln, in die in der Tat, nicht zuletzt auf Drängen der Öffentlichkeit, immer neue Stoffe aufgenommen wurden. Ob Wirtschaft, Recht, Staat, ob Umwelt, Gesundheit, Sexualität und anders mehr, die Forderungen zielten auf neue Fächer, und in der „-kunden-Inflation“ nimmt es nicht wunder, dass der Verband der Möbelindustrie eine „Wohnraumkunde“ forderte, damit die Jugend in der Schule lernen solle, wie man sich später einzurichten habe. Mancher Einfall konnte abgewehrt oder in der Erlassflut versteckt werden, wie z. B. die Beachtung und Bewahrung von Ameisenhaufen bei Schulausflügen, so auf Antrag aus dem Landtag.

Das war das eine, der Geist durchgreifen der Reformen das andere, die Auflehnung gegen den „Muff unter den Talaren“, die Wahl von allem und jedem als Kriterium demokratischen Selbstverständnisses. So fragte man stringent, wieso ein 18-jähriger Primaner als Soldat unter Umständen sein Leben opfern dürfe, zwar den Bundestag, Landtag und Gemeinderat wählen könne, ihm aber die Wahl zwischen Musik und Bildender Kunst im Stundenplan versagt bleibe.

## Die Oberstufenreform 1972

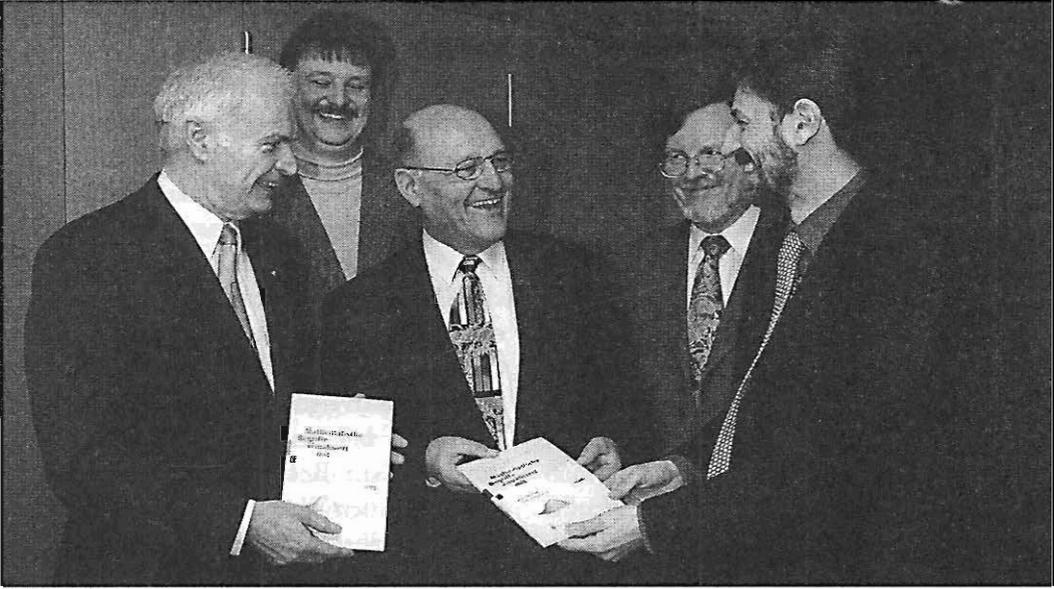
Die Oberstufenreform, die weitgehend Fächerwahlen ermöglichte, wurde nicht zuletzt auf Drängen der Universitäten ins Rollen gebracht, um den künftigen Studierenden an Wenigem das Grundsätzliche von Methodik, die „wissenschaftspropädeutische Kompetenz“, so hieß die gängige Formel, zu vermitteln. Und da drang auch Ideologie durch. Im professoralen Schulausschuss der Westdeutschen Rektorenkonferenz, den gab es damals, erwog man sogar den Verzicht auf eine zweite Fremdsprache, um die „postfaschistische Elitenstruktur des traditionellen Gymnasiums gegenüber Edukanden mit restringiertem Sprachcode aus

unterprivilegierten Sozialschichten nicht perpetuieren zu lassen“, wie man so volksnah formulierte. Und die Gleichwertigkeit aller Fächer hatte für die Schule genauso zu gelten wie an der Universität. Und „demokratisch“ war auch, Mathematik in der 13. Jahrgangsstufe abwählen zu lassen, um die Zahl der Abiturientinnen zu steigern als Prinzip der Frauenemanzipation. Wer als Vertreter für Baden-Württemberg damals im Bildungsrat mit bestimmten Hochschulvertretern zu diskutieren hatte, weiß ein Lied davon zu singen.

Kaum war die Oberstufenreform realisiert, 1978 in unserem Land verspätet und mit strengen Auflagen versehen, erfolgte erneute Kritik, obwohl hier z. B. kein Baukastensystem wie in Norddeutschland bei Naturwissenschaften eingerichtet wurde – ein „Semester“ Physik, eines in Chemie, von jedem etwas und nichts Konsequentes. Die Fächerwahl war eingeschränkt, so dass schon andere zu Beginn im Landtag und in der Presse an der südwestdeutschen Realisierung aufgrund unzureichender Fächerwahl heftige Kritik übten. Vor allem sollte auch das schriftliche Zentralabitur erhalten bleiben, keine einfache Sache, z. B. Musik und Bildende Kunst „abituriabel“ zu machen.

## Neue Ziele

Mit der neuen Oberstufenreform ab 2004 soll der Pflichtbereich verstärkt, die Wahlmöglichkeit eingeschränkt werden. Dies wird u. a. in vierstündigen Fächern Deutsch, Mathematik und Fremdsprache neben eingeschränkter Profilkurswahl geschehen, wobei auch die Naturwissenschaften stärker als bisher berücksichtigt werden, eine Reform, von den einen im Landtag als Gymnasium des 21. Jahrhunderts gelobt, von anderen als „Rückschritt und Flickschusterei“ gescholten. Wie werden sich die Hochschulen dazu verhalten? Wird man dem ehemaligen stärker spezialisierten Leis-



Der Präsident des Oberschulamts Karlsruhe Dr. Hirsch und der Rektor der Fachhochschule Professor Fischer stellen im Frühjahr 2000 mit Mitarbeitern das gemeinsame Projekt „Anwendungsorientierte Mathematik“ vor, mit dem in Schule und Hochschule komplexe Vorgänge anschaulich dargestellt werden können.

tungskursschüler nachtrauern, oder wird man die breitere Allgemeinbildung schätzen? Einige gymnasiale Fachverbände, gedeckt von den zuständigen Hochschulfakultäten, stimmen jetzt schon Jeremiaden an, wenn ihr Fach nicht mehr schriftlich abiturierbar wäre, weil die Kernfachhierarchien wieder hergestellt sind und z. B. – bis auf wenige Gymnasien mit Musikzügen – der Schulmusiker sein Prestige allein als Schulabschlussmusikant festigen kann. Die Oberstufe 1972 hatte ja auch die Lehrersozio­logie tangiert mit dem Grundsatz: alle Fächer haben gleichen Notenwert.

Nun sind ca. 30 Jahre für die bisherige Oberstufenreform eine lange Zeit gewesen. Viele tüchtige Schülerinnen und Schüler haben auch hier ordentliche Leistungen erbracht und haben ein erfolgreiches Studium abgeschlossen. In weiteren 30 Jahren steht sicher die nächste Reform zur Diskussion, und die Hochschulen werden auch dann sicher neue Forderungen stellen. Der Wandel ist das Konstante.

Soweit die Diskussion auf Spitzenebenen und im medialen Bereich. Im Einzelfall funktioniert die Zusammenarbeit von Hochschule und Gymnasium viel konstruktiver, als dies in dem üblichen Bildungskatastrophengerede spürbar ist. So sind sich die meisten Hochschullehrer bewusst, dass sie für Berufe und nicht nur für Habilitationen ausbilden. Außerdem erkennen viele, dass eine stetig wachsende Zahl einerseits von Abiturienten, andererseits von Diplominhabern seit den 60er Jahren unumkehrbar ist. Zwar will man im Gymnasium wie vorgesehen mit einem fächerübergreifenden Lehrplan den Sinn für Zusammenhänge über einzelnes Faktenwissen stärker fördern, die Technik des wissenschaftlichen Arbeitens in Seminarkursen besser einüben, wie einst in den Leistungskursen geplant, um einen neuen Brückenschlag zu erkunden; gerade im Seminarkurs sollen komplexe Themenstellungen selbstständiges Arbeiten samt schriftlicher und mündlicher Präsentation praktiziert

werden, im Schulalltag nicht immer einfach zu verwirklichen. Auch müsste Durchhaltevermögen, Kreativität, Methodenkompetenz, Ausdrucksvermögen und manche andere Studienbedingung bei gleichzeitiger Anerkennung besonderer Lernleistungen neue Akzente erhalten. Doch es bleibt eben abzuwarten, auf welches Echo nun diese Bemühungen bei den Hochschulen stoßen werden.

### **Lehrerfortbildung – ein Dialog**

Es gibt aber noch andere Konstanten, auf die man bauen kann, und das ist die Lehrerfortbildung, schon seit Gervinus' und Wendts Zeiten gefordert und damals partiell praktiziert. Lehrerfortbildung ist mehr als nur eine Einbahnstraße mit der Weitergabe von neuestem Faktenwissen; sie ist ein Dialog zwischen Schule und Hochschule, bei dem auch letztere Empfangende sein kann. Zudem hat universitäre Fortbildung der Lehrerschaft auch eine mentale Funktion. Man tritt z. B. Lehrerinnen und Lehrern der Mathematik und Naturwissenschaften nicht zu nahe, wenn „das Gros seine fachliche Entwicklung nach Abschluss des Studiums beendet hat und selbst besonders Qualifizierte die Fachentwicklung eher unter didaktischen denn unter fachinhaltlichen Aspekten sehen“, so sei einer ihrer Vertreter in leitender Position zitiert. Und man kann hinzufügen: Kein Wunder, wenn die Schule heute mehr denn je zur Reparaturanstalt der Gesellschaft verurteilt wird. „Die Folge scheint mir“, weiter im Zitat, „eine Erstarrung im Unterricht zu sein. Im Vordergrund steht das formale Lernen, das zum Ziel hat, Inhalte abzuarbeiten. Nicht im Vordergrund steht dagegen ein lebendiges Lernen, das zum Ziel hat zu fragen, wozu eine Fachmethode eingeführt wird, Überblicke über Fachmethoden zu schaffen mit dem Ziel, die Fähigkeit bei Schülern zu entwickeln, für ein-

zelne Problemstellungen geeignete Fachmethoden zur Problemlösung auszuwählen, den Schüler zu veranlassen, über eine Fragestellung unterrichtsunabhängig nachzudenken und seine Fähigkeiten an den Problemen seiner Welt zu erproben, letztlich: eigenverantwortlich weiterzudenken.“

Wer als Schulverwaltungsbeamter mit solchen Forderungen werbend in Lehrerkollegien spricht, stößt oft auf Skepsis, weil da „von oben“ wieder einmal eine aparte bildungspolitische Selbstverständlichkeit verbreitet wird.

Anders bei einer Fortbildungsveranstaltung, bei der z. B. der Dekan der Fakultät für Physik mit den Worten einleitet: „Wir möchten Ihnen, Ihren Schülerinnen und Schülern die Freude und Faszination vermitteln, die die Karlsruher Physiker an ihrem Fachgebiet haben.“ Wissenschaft als Faszinosum, das schafft Gehör. Freilich sollte dies beiderseits geschehen. Denn wer als Kommissar in vielen Staatsexamina tätig war und ist, muss fragen, ob das auch für Hochschullehrer immer gilt, nicht nur abprüfbares Wissen, formales Lernen, Priorität von hochspezialisierten Einzelaspekten in Prüfungen zu werten. Es sollte auch Problembewusstsein und Kritikfähigkeit, Fähigkeit zum Überblick, auch fächerübergreifend, Mut zur Auseinandersetzung mit Kernfragen und anderes mehr erwartet werden, dass bei dem zunehmendem Tempo des Veraltens von Faktenwissen vor allem die intellektuelle Persönlichkeitsstruktur auf der Universität geprägt werden sollte und das spätere Alumni mit Dankbarkeit erfüllen kann. Derzeitige Diskussionen innerhalb der Hochschulen zeigen, dass man hier wie im Schulwesen solche Fragen zu stellen vermag.

### **Fortbildung in der Region**

Erörterungen allein helfen nicht weiter; wichtig sind Aktionen, wie sie z. B. in der Region

des Oberschulamts Karlsruhe vollzogen werden, weil sie manche falsche Vorstellungen vom „computerscheuen fünfzigjährigen Pädagogengreis“ korrigieren können. So finden seit fünf Jahren Forumsgespräche „Informatik“ der Universität Karlsruhe mit Fachleitern und -beratern, Beamten der Schulverwaltung einschließlich des Kultusministeriums statt. Zu einer Vortragsreihe „Aktuelle Themen der Informatik für Informatiklehrer“ wird zweimal im Jahr eingeladen, neben den didaktischen Kolloquien, auf denen Professoren aus ganz Deutschland sprechen. Für 15 Lehrer wurde ein viersemestriges Informatikstudium eingerichtet, um eine Ergänzungsprüfung ablegen zu können. Zum „Pilotprojekt mobiles Klassenzimmer“ konnte das Oberschulamt Lehrkräfte aus ganz Baden-Württemberg in die Universität Karlsruhe einladen, dem ca. 300 Teilnehmer folgten. Und auch an den Universitäten Mannheim und Heidelberg finden entsprechende mathematische Kolloquien statt.

Erfolgreich war der Arbeitskreis „Anwendungsorientierte Mathematik – Simulation dynamischer Vorgänge“, beginnend 1993. Mit der Publikation „Mathematische Begriffe visualisiert“ nebst einer CD-Rom werden 39 Unterrichts- und Vorlesungsthemen dargestellt. Die elektronischen Arbeitsblätter liefern ein Medium, mit dessen Hilfe sowohl durch Schaubilder und dreidimensionale Darstellungen als auch durch Animationen in Form von kleinen Filmen abstrakte mathematische Begriffe greifbarer und damit begreifbarer gemacht werden, für Schule wie für Hochschule gleich geeignet.

Unmittelbar an die Schülerschaft hat sich die Universität Karlsruhe in Wochenend- und Ferienkursen gewandt und ihnen 1998/99 ermöglicht, an den ersten beiden Semestern des Studiums „Praktische Informatik“ teilzunehmen, einschließlich eines später verwertbaren Scheins, falls die hierfür benötigten Klausuren mit Erfolg abgelegt werden.

Ähnliche Aktivitäten finden auch in Mannheim und Heidelberg statt, und eindrucksvoll ist die Zeitschrift „Future“, die vom Oberschulamt und der Universität Mannheim seit dem Frühjahr 2000 herausgegeben wird, z. Zt. von der Universität finanziert, bald wohl von Sponsoren gestützt und vielleicht von der Universität Karlsruhe mitgetragen. Die ca. 5.000 Exemplare werden zu je 40 an die allgemein- und berufsbildenden Gymnasien, an motivierte Mitglieder des Lehrerkollegiums und der Schülerschaft verteilt. „Wir wollen“, so Kanzler Dr. Dieter Erdmann im Vorwort, „Ihnen die Faszination der Wissenschaft unmittelbar nahe bringen und Ihnen Ergebnisse direkt aus der Werkstatt präsentieren“. Regierungsschuldirektor Wolfgang Buhmann fährt fort: „Schreiben Sie uns ganz einfach: erste Kontakte zur Uni und den Autoren sind sehr erwünscht.“

Von dieser Form einer fruchtbaren Zusammenarbeit liest und hört man in Berichten über Schule und Hochschule wenig, weil Missstände leichter zu kolportieren sind. Freilich darf man sich auch keine Illusionen machen. Man wünschte sich, die Zahl der Träger und Teilnehmer der Veranstaltungen könnte größer und die Beteiligung engagierter sein. Dennoch verselbständigen sich schon jene Kontaktveranstaltungen, werden für viele zur regelmäßigen Fortbildungseinrichtung, verbessern zudem auch die Kontakte zwischen den Teilnehmern. Als hervorstechend kann der hohe Anteil von Empfehlungen für neue Lehrpläne und der Ansporn für die Fach- und Schulbuchliteratur gelten. Gleichzeitig wächst bei Universitätsdozenten das Interesse an didaktischen Problemen und die Auseinandersetzung mit gymnasialen Lehrplänen. „Auch in den Wissenschaften kann man eigentlich nichts wissen, es will immer getan sein.“ Recht hat Goethe in seinen „Maximen“.

LEONHARD MÜLLER

## „Nous sommes les beaux enfants de Camp de Gurs ...“

*Aus dem Nachlass der Landesfürsorgerin beim Evangelischen Oberkirchenrat, Gertrud Hammann, im Stadtarchiv Karlsruhe.*

„Wir haben ein wenig Französisch gelernt. Jetzt pass' einmal auf, was wir können: nous sommes les beaux enfants de Camp de Gurs. Wir können auch das Lied: En passant par la Lorraine ...

In unserer Baracke haben wir kleine Fenster bekommen. Alle Tanten haben blaue Blumen bekommen. Hoffentlich bist Du noch gesund. Schreibe uns bald wieder. Viele, viele Grüße von allen aus der Baracke Sonnenschein.“

„Liebes Fräulein Hammann! Viele, viele Grüße auch von mir. Wie Sie sehen, bin ich noch hier. Die Arbeit macht mir wohl Freude, aber es ist auch sehr viel Schweres dabei. Die Kinder denken und sprechen oft und viel von Ihnen – sie werden Sie sicherlich nicht vergessen. Sonst ist hier alles beim Alten. In der Kinderbaracke haben wir kleine Fenster bekommen, so dass es nicht gar zu finster mehr ist. Leben Sie nun wohl – liebes Fräulein Hammannchen und alles, alles Gute, Ihre Rita Chantoff.“

### Konzentrationslager Gurs

Dies sind Auszüge aus Briefen jüdischer Kinder und ihrer Betreuerin vom 31. Januar 1941 im Deportationslager Gurs an Gertrud Hammann, die von Mai bis Dezember 1940 selbst in Gurs interniert gewesen war und deren Nachlass seit 1998 im Stadtarchiv Karlsruhe archiviert ist.

In einem Gespräch mit Kirchenrat Hans Maaß und dem Autor Jörg Thierfelder erzählte Gertrud Hammann Ende der 80er Jahre

von ihren Erlebnissen im Konzentrationslager Gurs. Mit Bewunderung sprach sie von den jüdischen Frauen, die in dem wenigen Gepäck, das sie bei ihrer Deportation hatten mitnehmen dürfen, eine Sabbatkerze mit sich führten, um auch in Gurs den Sabbat feiern zu können. Freitag abends empfand Gertrud Hammann als Christin jüdischer Herkunft unter den anderen Frauen tiefe Einsamkeit. „Damals waren wir noch weit davon entfernt, gemeinsam Psalmen in deutscher Sprache zu beten. So war ich auch hier als evangelischer Christ nicht auf- und angenommen.“

### Bedrängnisse einer Halbjüdin

Gertrud Hammann wurde am 28. Februar 1910 als Tochter einer evangelischen Christin und eines aus streng orthodoxer Familie stammenden Juden geboren. Die Bedrängnis ihres Vaters Hugo Friedmann durch die Nationalsozialisten kommt in dessen Briefen an seine Tochter deutlich zum Ausdruck.

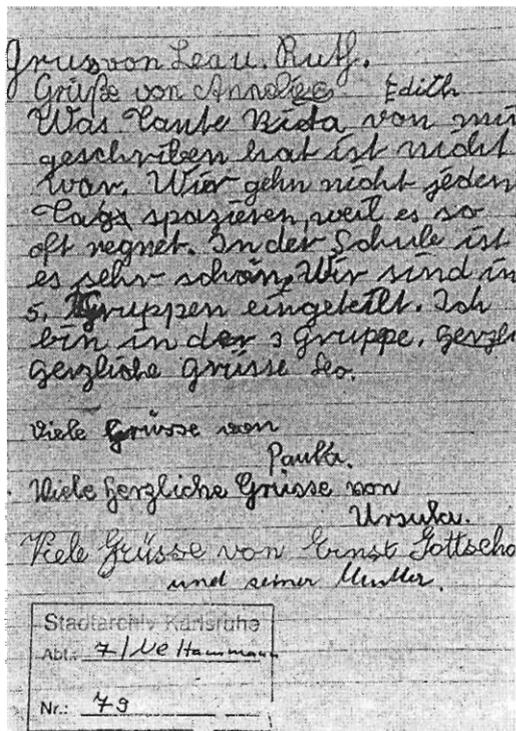
„Ich habe nach wie vor die größten Sorgen und weiß nicht, was die Zukunft für mich ist. Mein Geschäft ist erledigt“, schreibt der Inhaber einer Heizungs- und Installationsfirma in Mannheim am 19. März 1937 an seine Tochter. „Mein Geschäft weiter zu betreiben wird mir zur Unmöglichkeit gemacht und ich beabsichtige entweder zu verkaufen oder auszuwandern“, berichtet Hugo Friedmann in einem Brief vom 26. Januar 1938 über seine berufliche Situation.

Auch Gertrud Hammann war in dieser Zeit als Halbjüdin in großer Bedrängnis, und sie befasste sich ebenfalls mit Auswanderungsplänen. Seit 1932 war die gelernte Kindergärtnerin als Leiterin des Evangelischen Kinder-

gartens in Neumühl bei Kehl tätig. Von „5 Jahren ungetrübter Gemeindegarbeit“ spricht Gertrud Hammann in einem handschriftlichen Bericht über ihre Entlassung aus dem Dienst der Gemeinde Neumühl, einer damit einhergehenden Vorladung bei der Gestapo und einem Hetzartikel der Zeitung „Stürmer“, der gegen sie und die zu ihr haltenden Frauen des Neumühler Frauenvereins gerichtet war. „Ein sonderbarer Frauenverein“ ist der in Form eines Leserbriefes verfasste Artikel des „Stürmer“ aus dem Jahr 1937 überschrieben.

In verächtlichem Tonfall wird darin die Treue der Neumühler Frauen zu Gertrud Hammann angeprangert. Die Vereinsfrauen, meist Mütter von Gertrud Hammanns Kindergartenkindern, hatten Gertrud Hammann sechs Wochen nach ihrer Entlassung in Mannheim besucht und zur Erinnerung ein Gruppenfoto aufgenommen. Mit der Unterschrift „Artvergessene deutsche Weiber besuchen eine Jüdin und lassen sich von ihr photographieren“ ist dieses Foto im „Stürmer“ abgebildet. Gertrud Hammann schreibt hierzu in ihrem handschriftlichen Bericht: „Ein gemeinsames Bild auf dem Heidelberger Schloss geknipst ... kam in die Hände – durch wen weiss ich nicht – in die Redaktion des ‘Stürmer’ u. wurde mit einem Text versehen veröffentlicht“. Die große Beliebtheit Gertrud Hammanns in der Gemeinde Neumühl kommt auch im Brief des Neumühler Bürgermeisters Jakob Gilg vom 7. Juli 1937 an Gertrud Hammann zum Ausdruck. „Die gesammte Einwohnerschaft bedauert Ihren Wegzug recht schmerzlich. Ich möchte Ihnen nochmals vielen Dank sagen für das viele Gute u. die reiche Arbeit, die Sie zum Wohle unserer Gemeinde, und hauptsächlich zur Erziehung unserer kleinen Jugend getan haben.“

Bald nach ihrer Entlassung aus Neumühl erfuhr Gertrud Hammann erneut die mit dem nationalsozialistischen Menschenbild einher-



Brief jüdischer Kinder aus dem Deportationslager Gurs an Gertrud Hammann.

gehende Diskriminierung. In einem ärztlichen Gutachten des Staatlichen Gesundheitsamts Mannheim „zur evtl. Aufnahme in den Hessischen Diakonieverein e.V., Darmstadt“ wird die Frage, ob die Untersuchte gesundheitlich zum Beruf der Schwester oder Fürsorgerin geeignet sei, so beantwortet: „gesundheitlich ja, doch sieht sie sehr jüdisch aus“.

### Exil in Südfrankreich

Gertrud Hammanns Jahre im Exil in Südfrankreich sind in Briefen dokumentiert, die sie an ihre Pflegefamilie in Heidelberg geschrieben hat, in ihrem Schriftverkehr mit französischen Behörden und in Zeugnissen der Universität Montpellier, wo sie neben ih-



Gertrud Hammann an ihrem Schreibisch arbeitend.

rer Tätigkeit als Haushaltshilfe in einer französischen Familie Gesang, Literatur und Pädagogik studierte. Eine Aufenthaltsgenehmigung für Frankreich hatte Gertrud Hammann nur durch den Nachweis erhalten, keiner bezahlten Arbeit, sondern Studien nachzugehen. Anlässlich des am 10. Mai 1940 beginnenden deutschen Frankreichfeldzuges wurden seitens der französischen Behörden die in Frankreich lebenden Deutschen, darunter viele emigrierte Juden, interniert. Gertrud Hammann kam zunächst in das Lager Lodève und wurde von hier aus nach einigen Wochen in das Lager Gurs verlegt. Diese Epoche in Gertrud Hammanns Leben ist in den eingangs zitierten Briefen jüdischer Kinder und ihrer Betreuerin Rita Chantoff an die ehemalige Mitgefangene dokumentiert.

### **Im badischen Kirchendienst**

Im Jahre 1947 kehrte Gertrud Hammann nach Deutschland zurück. Vom 1. Mai 1948 bis zu ihrer Pensionierung am 30. September 1971 arbeitete sie im Dienst der Evangelischen Kirche Badens. Aus der frühesten Zeit dieser Berufsjahre ist ihr Ausweis erhalten, der sie als

Flüchtlingsfürsorgerin des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Offenburg ausgezeichnet. Im Kirchenbezirk Lahr organisierte Gertrud Hammann in dieser Funktion die Flüchtlingsfürsorge von Grund auf, erfasste und betreute die eingewiesenen Flüchtlinge und leistete beim Empfang und der Weiterleitung der Heimatvertriebenen im Hauptdurchgangslager in Offenburg wertvolle Dienste, wie in ihrem Zeugnis bestätigt wird. Im März 1949 wurde Gertrud Hammann Landesfürsorgerin beim Evangelischen Oberkirchenrat in der Blumenstraße 1 in Karlsruhe und war in dieser Funktion beim Aufbau und in der Leitung der kirchlichen Sozialarbeit in den ländlichen Kirchenbezirken tätig. In Doris Eck's Nachruf „Was war das Besondere an Gertrud Hammann“ wird berichtet, dass Gertrud Hammann sich in dieser Zeit außerdem der Jugendarbeit an der Lutherkirche annahm. In diesem Zusammenhang organisierte und leitete sie Sommer- und Winterfreizeiten für Kinder und Jugendliche auf der Aschenhütte.

Von 1955 bis 1971 war Gertrud Hammann Geschäftsführerin des Frauenwerks der Evangelischen Kirche Badens. Aus dem Rechenschaftsbericht „40 Jahre evangelische Frauenarbeit in Baden 1916–1956“ und aus Doris Eck's Erinnerungen werden ihre Leistungen in dieser Funktion deutlich. Unter ihrer Leitung wurden das Müttergenesungsheim in Baden-Baden, das Marie-von-Marschall-Haus in Hinterzarten und das Müttergenesungsheim „Haus Belchenblick“ errichtet. Sie initiierte staatsbürgerliche Tagungen mit Fürsorgerinnen und Tagungen für weibliche Kirchenälteste und führte Freizeiten für Berufstätige mit dem Schwerpunkt kunstgeschichtlicher Freizeiten in Frankreich durch.

Nach Doris Eck's Beschreibung prägte und gestaltete Gertrud Hammann in der Frauenarbeit vor allem die sozialen und gesellschaftsorientierten Arbeitszweige.

Eine sehr persönliche Seite Gertrud Hammanns kommt in der Trauerrede für sie von Oberkirchenrat Baschang zum Ausdruck: dass Gertrud Hammann groß und klein mit „Herzele“ anreden konnte, was ihr dann im Evangelischen Oberkirchenrat die Anrede „Tante Herzele“ eingebracht habe. Gertrud Hammann starb am 12. Juni 1990 in Karlsruhe. Sie wurde am 15. Juni 1990 auf dem Hauptfried-

hof beigesetzt. Ihr Nachlass im Stadtarchiv Karlsruhe dokumentiert aus mehreren Blickwinkeln die Karlsruher Stadtgeschichte: das Schicksal der jüdischen Bevölkerung im Nationalsozialismus, Frauenerwerbstätigkeit und die Frauenarbeit der Evangelischen Landeskirche Badens.

ANGELIKA SAUER

Karlsruher Partnerstädte

## Krasnodar – Geschenk einer Zarin

### Gründung und Entwicklung

Die Übereignung von Land zur Anlage von Befestigungen an besonders streitbare Fürsten, die Markgrafen, ist uns seit König Heinrich I. (919–936) im Osten Deutschlands überliefert. Auch die russische Zarin Jekaterina bediente sich dieses Mittels zur Erweiterung und Sicherung ihres Machtbereichs. Diese aus dem deutschen Fürstenhaus Anhalt-Zerbst stammende, 1745 mit Zar Peter III. vermählte Fürstin ist besser bekannt unter dem Namen Katharina die Große. Sie ließ 1762 ihren Mann, den Zaren, stürzen und ermorden und sich zur Kaiserin ausrufen. Wenige Jahre vor ihrem Tod 1796 schenkte sie im Herbst 1793 den Saporosher Kosaken am rechten Ufer des Kuban-Flusses unweit der Ausläufer des Kaukasus zur Gründung eines Militärlagers bewaldetes Land. Zudem warb sie deutsche Bauern zur Besiedelung und Urbarmachung des Landes an. Die Kosaken-Hetmane dankten ihrer Zarin, indem sie den neuen Ort „Jekaterinodar“, zu deutsch „Geschenk Katharinas“ nannten.

Dank der Tüchtigkeit der Schwarzmeerkosaken und der deutschen Bauern blühte der Ort bald auf und wurde zur „Perle Rußlands“, wie es der russische Dichter Michail Lermontow ausdrückte. Was immer dies bedeutet haben mag, die Wertschätzung der Stadt blieb bis heute erhalten. Ab 1860 galt die zur Stadt ausgebaute Festung als Verwaltungszentrum der Kosakenregion „Kuban“ und erhielt 1867 den Status einer „zivilen Stadt“. Nach dem Sieg der „Roten Armee“ in der Oktoberrevolution erhielt sie 1920 den Namen „Krasnodar“, was „Rotes Geschenk“ bedeutet. Bestrebungen nach dem Ende des Sowjetsystems, der Stadt den alten Namen wiederzugeben, wurden am 24. November 1992 in einer Volksabstimmung abgelehnt.

### Im Zweiten Weltkrieg

Trotz der engen Verbindungen Badens mit dem russischen Zarenreich, die durch die Vermählung der badischen Prinzessin Elisabeth mit dem Zaren Alexander I. seit 1793 bestand, dürfte der Name Krasnodar den Karlsruhern



Neubaukomplex an der „uliza krasnaya“, in dem das Haus des Buches untergebracht ist.



Blick auf das Rathaus mit dem Vorplatz. Die „uliza krasnaya“ verläuft von links unten nach rechts oben.

wohl erstmals im Sommer 1942 begegnet sein, als die 17. Armee auf dem Vorstoß zu den kaukasischen Ölfeldern am 8. August die Stadt besetzte. Auf ihrem Rückzug im darauffolgenden Winter musste die 101. Jägerdivision mit ihren Karlsruher Soldaten ab dem 15. Januar 1943 die Kubanbrücke bei Krasnodar verteidigen, bis diese am 11. Februar gesprengt wurde. Den Rückzug der 101. Jägerdivision vom Kaukasus in den Kubanbrückenkopf hat einer der Teilnehmer, der zeitweise in Karlsruhe lebende Autor Willi Heinrich, in seinem Roman „Das geduldige Fleisch“ in dichterischer Freiheit nachgezeichnet.

### **Anfänge der Beziehungen**

Es waren junge Karlsruher um Jan-Dirk Rausch, die den Weg zur Völkerverständigung bereiteten und die zugleich den Grundstein unserer Beziehungen zu Krasnodar legten. Der Stadtrjugendausschuss Karlsruhe hatte sich für 1979 mit Erfolg für ein „14-Städte-Programm“ beworben, das von der Bundesregierung für den deutsch-sowjetischen Jugendaustausch initiiert und gefördert wurde. So verbrachten 30 junge Erwachsene aus der UdSSR im Februar 1979 zehn Tage in Karlsruhe. Sie kamen aus Krasnodar, was ein reiner Zufall war. Im September 1980 reiste dann im Zuge eines vom Stadtrjugendausschuss entwickelten Bildungs- und Begegnungsprogramms eine Delegation von 30 Karlsruher Jugendgruppenleitern zum Gegenbesuch nach Krasnodar. Es war nicht einfach, damals das Programm im so genannten „valutafreien Austausch“ aufrecht zu erhalten, denn das bedeutete, dass die jeweils reisende Gruppe ihre Flugkosten und die Aufenthaltskosten ihrer Freunde beim Gegenbesuch zu tragen hatte. Die Kürzung der öffentlichen Zuschüsse 1982 erschwerte die Kontakte. Zusätzliche organisatorische Probleme bereiteten die Kommunikationsmöglich-

keiten ohne Faxgeräte und mit stundenlangem Warten auf telefonische Verbindungen.

Den Karlsruhern, die nach Krasnodar immer über Moskau reisen mussten, fiel schnell der immense Unterschied zwischen den beiden Städten auf. Während in Moskau kaum Plätze in Restaurants zu finden waren, verströmten die Eisdielen, die Cafés und Bars und die Parks in der Kubanmetropole südländisches Flair. Die Nähe zum Schwarzen Meer ließ alle Vorurteile, in Rußland sei es immer kalt und grau, schnell vergessen. In Karlsruhe versuchte man den jungen russischen Gästen im Gegenzug die badische Lebensart nahe zu bringen. Dazu lud man sie, wie es auch in Krasnodar geschehen war, für die Dauer des Aufenthalts in die eigene Familie ein. Dies war die Grundlage lang anhaltender Freundschaften, in russisch „Druschba“, und vielleicht das wichtigste Element des Austausches. Auf diese Weise konnte auch die anfängliche Scheu der Gäste vor dem Fremdartigen, dem sie zumeist ohne besondere Sprachkenntnisse begegneten, rasch überwunden werden. Entgegen den anfänglichen Befürchtungen waren die Gäste aus Krasnodar keine „linientreuen Funktionäre“, sondern zumeist unpolitische Menschen, mit großem Interesse an deutscher Kultur, Lebensweise und Architektur. Für manche war die Reise in den Westen auch Belohnung für gute Arbeit im Betrieb, im Jugendverband oder in der Gewerkschaft.

Der Gedanke einer Städtepartnerschaft mit Krasnodar wurde erstmals öffentlich 1981 in den „Badischen Neuesten Nachrichten“ erörtert, worauf die Stadtverwaltung zunächst noch zurückhaltend reagierte. Mit der sich nach Westen öffnenden Politik Michail Gorbatschows gab es neue Möglichkeiten der Begegnung: Die badische Sportjugend organisierte ein Austauschprogramm, und zu Gastspielen reisten das Sinfonieorchester an der Universität, das Kabarett „Herr Bär“ und das

Amateurtheater „Die Spur“ nach Krasnodar. Dieser Ausdehnung der Aktivitäten folgte 1989 die Gründung des „deutsch-sowjetischen Freundeskreises“, eines lockeren Zusammenschlusses junger Leute, der den Gedanken der Städtepartnerschaft weiterverfolgte und den Gemeinderat zu interessieren versuchte. Für den Austausch ergab sich eine charakteristische Änderung durch den Zusammenbruch des Sowjetimperiums. Mussten bis dahin die Sowjetbürger bangen, ob sie eine Ausreisegenehmigung erhalten würden, um „raus“ zu kommen, so kontrolliert heute die Bundesrepublik, ob die eingeladenen Gäste „rein“ dürfen.

### **Unterzeichnung des Freundschaftsvertrages**

Die staatlichen Veränderungen ermöglichten es zu Beginn der 90er Jahre auch, dringend benötigte Hilfe aus Karlsruhe für Krasnodar zu organisieren. Im Februar 1991 machten sich sieben junge Karlsruher auf den 3.240 km langen Landweg, um Medikamente, medizinische Geräte, Kleidung und Lebensmittel nach Krasnodar zu bringen. Im Gepäck hatten sie auch ein Schreiben verschiedener Mitglieder des Gemeinderats, das sie im Rathaus in Krasnodar überreichten. Oberbürgermeister Valerij Samojlenko reagierte mit einer Einladung einer Delegation des Karlsruher Gemeinderats für den Herbst 1991 nach Krasnodar. Dieser Einladung folgten im Oktober unter Leitung des SPD-Fraktionsvorsitzenden Heinrich Maul sechs Gemeinderatsmitglieder, ein Vertreter des Hauptamtes der Stadt und ein Dolmetscher. In einem ausführlichen Gespräch mit OB Samojlenko wurden die Ziele des Besuches erörtert. Es sollten Grundlagen für Beziehungen auf breiter Ebene geschaffen werden, vor allem sollten die Bürger und der Bereich aller Bildungsinstitutionen und die Vereine einbezogen werden. Dieser Besuch be-

wirkte auch im Karlsruher Rathaus eine Änderung der bisherigen Zurückhaltung gegenüber einer Städtefreundschaft. Im Dezember dankte OB Gerhard Seiler seinem Kollegen Samojlenko für die gastfreundliche Aufnahme der Karlsruher Delegation und lud eine Delegation aus Krasnodar zum Gegenbesuch ein. Nach einigen Unstimmigkeiten wegen der Visaerteilung konnte die Delegation aus Krasnodar im April 1992 Karlsruhe besuchen. Dabei stellte OB Samojlenko seine Stadt vor. Danach leben in Krasnodar auf einer Fläche von 840 Quadratkilometern etwa 780.000 Menschen. Die Stadt ist umgeben von großen landwirtschaftlichen Flächen, auf denen u. a. auch Reis und Tee angebaut werden, und sie beherbergt viele Versuchs- und Forschungseinrichtungen. Krasnodar ist in fünf Verwaltungsbezirke eingeteilt und die „Duma“ hat 200 Abgeordnete. Die Stadtverwaltung beschäftigt einschließlich der Lehrer und Ärzte 20.000 Mitarbeiter. Samojlenko erinnerte auch an den Zweiten Weltkrieg, die Besetzung und teilweise Zerstörung der Stadt durch deutsche Truppen. Er führte weiter aus, dass durch den Zerfall der Sowjetunion viele wirtschaftliche Beziehungen abgebrochen und einst gesunde Betriebe zahlungsunfähig geworden seien. Deswegen erhoffe er sich von der Städtefreundschaft neben dem Informationsaustausch vor allem erfolgreiche wirtschaftliche Beziehungen. Es gelte nun, die von jungen Menschen beider Städte geschaffene Grundlage für eine Städtefreundschaft zu nutzen. Mit dem Besuch paraphierten die Stadtoberhäupter eine gemeinsame Erklärung zur Begründung der Städtefreundschaft. Aus den leidvollen Erfahrungen zweier Weltkriege und ihrer Folgen sowie in dem Streben nach dauerhaftem Frieden in Europa wollten beide Städte den Erfahrungsaustausch und die kommunale Zusammenarbeit besonders auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft, der



Die „uliza krasnaya“ wird am Wochenende durch Sperrung für den Kfz-Verkehr zur Fußgängerzone.

Stadtplanung, der Wirtschaft und Bildung sowie der Gesundheit und des Sports pflegen. Vor allem aber sollten ohne bürokratische Hemmnisse die Begegnungen von Bürgern und Bürgerinnen beider Städte insbesondere der Jugend gefördert werden.

Nach einer Wirtschafts-Delegation im Mai besuchte Anfang August 1992 eine 30-köpfige städtische Delegation unter Leitung von OB Seiler die Stadt am Kuban und wurde mit überwältigender Gastfreundschaft aufgenommen. Im Gedenken an den 8. August 1942 an dem die deutsche Wehrmacht gegen Krasnodar vorrückte, bedauerte der Karlsruher Oberbürgermeister, dass vor allem die Zivilbevölkerung „als Ergebnis einer menschenverachtenden Ideologie hart getroffen wurde.“ Dabei gedachte er auch der vielen tausend deutschen Soldaten, die in Gefangenennagern in und um Krasnodar gestorben waren. Die mit der

Freundschaft und Partnerschaft zu Krasnodar angebahnten Beziehungen ermöglichten es den Veteranen des „Traditionsverbands Soziales Hilfswerk 101. Jägerdivision e. V.“ im Sommer 2000 im ehemaligen Kampfgebiet ein Mahnmal zur Erinnerung an diese schwere Zeit zu erstellen und ihrer 700 Toten zu gedenken, die auf dem Friedhof der Stadt Chadyshensk beerdigt sind. Im Perwomajskij-Park pflanzten die beiden Oberbürgermeister einen Freundschaftsbaum.

### Die „Freundschaftsgesellschaft Karlsruhe-Krasnodar“

Die Städtepartnerschafts-Initiative Karlsruhe wurde zu dieser Zeit umgegründet in „Freundschaftsgesellschaft Karlsruhe-Krasnodar e. V.“. Sie ist bis heute die treibende und verbindende Kraft der zahlreichen Begegnungen zwi-

schen Bürgern und Organisationen unserer beiden Städte. Dies ist auch dokumentiert in der 1997 erschienenen deutsch/russischen Publikation von Jan-Dirk Rausch und Swetlana Nikiforowa: „3.240 Kilometer sind keine Entfernung“, im Buchhandel erhältlich. Die Vermittlung von Ferien- oder Praktikumsplätzen, von Folkloreauftritten, Ausstellungen, Schulpartnerschaften, die Durchführung von Bürgerreisen oder die Organisation von Hilfstansporten, nichts ist den Mitarbeitern der Freundschaftsgesellschaft fremd. Im Januar 1993 wirkte sie sogar mit bei der Organisation eines Fluges von 42 Tonnen Hilfsgütern nach Krasnodar mit einer „Antonov“ der russischen Luftwaffe.

### **Impressionen aus Krasnodar**

Als Dank der Stadt Krasnodar wurden einige Mitwirkende an dieser Aktion zur 200-Jahrfeier der Stadt im Oktober 1993 eingeladen, um die Stadt noch besser kennen zu lernen. Krasnodar liegt wie Venedig auf dem 45. Breitengrad und ist eine auffallend grüne Stadt mit vielen Parks und Bäumen entlang der großen Straßen. Die Hauptstraße ist die „uliza krasnaya“, die „Rote Straße“, wobei „krasnyi“ auch „schön“ bedeutet. Sie beginnt am Platz der Arbeit mit dem monumentalen Gebäude des ehemaligen Bezirkskomitees der KPdSU und endet nach etwa 2,5 km beim Hotel Intourist am Platz der Oktoberrevolution gegenüber dem Rathaus. Auf halber Strecke findet man das „Haus des Buchs“, die Puschkin-Bibliothek, das auffällige Operntentheater, die Philharmonie und das originelle Puppentheater sowie das Bezirksmuseum und einige Galerien. Abwechslung bieten auch die bunten Auslagen der Geschäfte und Kioske sowie der „Arbat“, der Kunstmarkt, wo am Wochenende Gemälde und Kunstgegenstände unter freiem Himmel angeboten werden. Zahlreiche

Clubs, Cafés, Kinos und Parks sowie verschiedene Sporthallen und eine Pferderennbahn vervollständigen das vielseitige Freizeitangebot der südlichsten Metropole Rußlands. An der „uliza Starropolskaja“ zieht das Gebäude der Kuban-Universität mit seiner Hauptfassade aus Marmor und Mosaikbildern die Blicke an. Bei einem Spaziergang durch den Park auf der Kuban-Insel lädt das Restaurant „Kuren“ mit Motiven aus dem Alltagsleben der Kosaken zum Verweilen ein. Moderne Architektur mit zehnstöckigen Wohnblocks findet man an den Stadträndern, vor allem im jüngsten Stadtteil „Jubilejnyi“, aber auch im Wohngebiet „Komsomolsky“, wo auf 240 ha etwa 70.000 Menschen leben. Die Umgebung Krasnodars bietet mit den Vorbergen des Kaukasus, der Nähe zum Schwarzen und zum Asowschen Meer oder Ausflugsfahrten auf dem Kuban gute Naherholungsmöglichkeiten.

### **Vom Freundschafts- zum Partnerschaftsvertrag**

Die Kontakte zwischen Krasnodar und Karlsruhe gewannen zunehmend an Intensität und Qualität. Dabei sind die zahlreichen Transporte mit humanitären Gütern hervorzuheben und der große Einsatz beider Freundeskreise anzuerkennen. Diese Beurteilung führte nach einer fünfjährigen Beobachtungsphase dazu, dass OB Seiler dem Gemeinderat 1997 vorschlug, den Freundschafts- in einen Partnerschaftsvertrag umzuwandeln. Dieser Anregung folgten die Gremien beider Städte. Vergessen war die Zeit des Zögerns. Unerwartet viele Austausch und Besuche von Schülern, Studenten, Lehrern, Dozenten, Vereinen und Bürgern hatten die anfänglichen Bedenken der Verwaltung zerstreut und die Städtepartnerschaft „von unten“ mit Leben erfüllt.

FRITHJOF KESSEL

# 100 Jahre Christuskirche Karlsruhe

In hervorragender städtebaulicher Situation am Mühlburger Tor in Karlsruhe erhebt sich seit genau einem Jahrhundert der eindrucksvolle Bau der evangelischen Christuskirche.

Mit einem festlichen Gottesdienst, dem durch die Uraufführung des „Christushymnus“ von Oskar Gottlieb Blarr besonderer Glanz zuteil wurde, mit einem Festakt im Albert-Schweitzer Saal und einem abendlichen Bachkonzert gedachten die beiden Christusgemeinden am 15. Oktober 2000 des Tages der feierlichen Einweihung ihres Gotteshauses, die in Anwesenheit des Großherzogs am 14. Oktober 1900 stattfand.

Der damalige Pfarrer der seinerzeit noch ungeteilten „Weststadtgemeinde“, Franz Rhode – der „rote Rohde“, wie er wegen seiner liberalen Haltung und seines sozialen Engagements von vielen genannt wurde – hatte seine Festpredigt unter das Leitwort „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“ (Hebräer 13,8) gestellt, und dieses Wort ist nun auch vom Landesbischof Dr. Ulrich Fischer zum Thema seiner Predigt im Jubiläumsgottesdienst gewählt worden.

## Die Anfänge

Die Geschichte der Gemeinde, die 1900 die Einweihung ihrer neuen Kirche feierte, begann jedoch nicht mit jenem Jahr. Ihre Ursprünge gehen vielmehr bis auf das Jahr 1857 zurück, als die evangelische Kirchengemeinde Karlsruhe in mehrere „Untergemeinden“ aufgeteilt wurde, die sich allmählich verselbstständigten. Eine dieser Untergemeinden umfasste die Innenstadt westlich der Waldstraße und nannte sich zunächst „Neustadtgemeinde“. Sie

wurde zur Keimzelle der heutigen Christusgemeinden. Ihr erster Gemeindepfarrer war der Literat und spätere Oberhofprediger Kaiser Wilhelms I., Emil Frommel.

Schon vor der Jahrhundertwende war die heutige Reinhold-Frank-Straße hinaus gewachsen und schloss nun die Neubauviertel im Westen und Südwesten der Stadt mit ein. Bislang hatten die Gottesdienste der Gemeinde, die sich nun „Weststadtgemeinde“ nannte, in den Kirchen der Innenstadt oder in Behelfsräumen, wie z. B. im Saal des Pfründnerhauses am Mühlburger Tor, stattgefunden, aber nun war der Bau eines eigenen Gotteshauses unumgänglich geworden.

Erste Planungen für einen Neubau gab es bereits im Jahre 1888. Die Frage eines geeigneten Grundstücks wurde durch eine großzügige Spende des Großherzogs glücklich gelöst: Er stellte den Bauplatz aus seinem Domänenbesitz kostenlos zur Verfügung. Die Lage des Grundstücks war fast ideal zu nennen, nachdem nun das Mühlburger Tor quasi ins Zentrum des Gemeindegebiets gerückt war. Allerdings wurde der Baugrund im Westen von der damaligen Bahnlinie nach Mannheim begrenzt, die im Zuge der heutigen Riefstahlstraße verlief, so dass in den Anfangsjahren die Gottesdienste bisweilen durch das Rattern und Pfeifen der Züge gestört wurden.

## Neuer Plan – neuer Baustil

Zur Gewinnung eines geeigneten Bauplans für das neue Gotteshaus wurde eigens ein Architekten-Wettbewerb durchgeführt, und nach einer Überarbeitung wurde schließlich der Entwurf des damals sehr renommierten Büros



Christuskirche vor 1913. Links Riefstahlstraße mit Eisenbahnlinie nach Mannheim, im Hintergrund das Oberlandesgericht, rechts Westendstraße, heute Reinhold-Frank-Straße, im Vordergrund die Kaiserallee.

der Architekten Curjel und Moser, von denen pikanterweise der eine Jude und der andere Katholik war, zur Ausführung bestimmt.

Der Bau wurde innerhalb von vier Jahren hochgezogen. Er entsprach in seiner Grundidee dem so genannten „Wiesbadener Programm“ für den evangelischen Kirchenbau, das danach strebte, dem „allgemeinen Priestertum aller Gläubigen“ zu dienen. Man wollte die Trennung in Hauptschiff, Seitenschiffe und Chor vermeiden und nicht nur den Altar, sondern auch die Kanzel als Ort der Predigt,

die im Mittelpunkt des Gottesdienstes steht, auch räumlich in eine zentrale Position bringen. Die Sitzreihen und Emporen wurden nach Art eines antiken Theaters auf Altar und Kanzel hin ausgerichtet, und folgerichtig wurde auch die Orgel auf die Empore hinter dem Altar gestellt, so dass sich auch die Kirchenmusik im Angesicht der Gemeinde abspielen konnte.

Der Grundriss des Baus ist der Form eines griechischen Kreuzes nachempfunden, der Hauptturm sitzt auf der zentralen Vierung. Es ist von vier Ecktürmen, die den vier Evangelisten zugeordnet sind, umgeben. Im Aufriss ist die Kirche, die in rotem Bundsandstein errichtet wurde, neugotisch gestaltet. Allerdings macht sich der künstlerische Zeitgeist in vielen prachtvollen Jugendstil-Schmuckelementen in Stein, Holz und Schmiedeeisen bemerkbar, die sich harmonisch in das Gesamtbild einfügen und die Kirche zu einer architektonischen Besonderheit werden lassen.

Auch die großen farbigen Fenster, die in gotischem Maßwerk Motive aus dem Alten und dem Neuen Testament darstellen, waren vom Jugendstil geprägt. Einige von ihnen wurden im Zweiten Weltkrieg zerstört, sie wurden teils restauriert, teils durch neue Entwürfe einfühlsam ersetzt. Besonders eindrucksvoll ist die große Rosette über dem Haupteingang, die Christus gewidmet ist. Auch sie musste nach dem Krieg neu erstellt werden.

### Kriegschäden

Damit ist schon angedeutet, dass die Kirche die Zeitläufe nicht unbeschadet überstanden hat. Während sie im Ersten Weltkrieg nur ihre Glocken verlor, die sie für Kanonen hingeben musste, wurde sie im Zweiten Weltkrieg durch zwei Luftangriffe schwer in Mitleidenschaft gezogen.

Im September 1942 vernichtete ein durch Brandbomben verursachtes Feuer die Dächer und alle Turmhelme. Die Trümmer durchbrachen die Gewölbe, so dass auch das Innere schwer geschädigt wurde. Der große Kronleuchter zerschellte am Boden, und die Orgel war durch Ruß und Löschwasser unbespielbar geworden. Im Inneren, einigermaßen wieder hergestellt und mit Notdächern versehen, erlitt die Kirche im Dezember 1944 bei einem weiteren Großangriff auf Karlsruhe noch einmal erhebliche Schäden, diesmal durch Sprengbomben. Die Gewölbe rissen erneut, und die Fenster der Ost- und Südseite zerbarsten im Druck der Luftminen.

### Wiederaufbau

Nach dem Ende des Krieges machten sich die beiden Gemeinden – 1932 war die Weststadtgemeinde in die zwei heutigen Christus-Gemeinden aufgeteilt worden – mit bewunderungswürdiger Tatkraft an den Wiederaufbau ihres Gotteshauses. Bereits 1948 konnte es feierlich wieder eröffnet werden. Dies machte es möglich, der ebenfalls „ausgebombten“ katholischen St. Stephanus-Pfarrei zeitweilig Gastrecht zu gewähren.

Zum 50-jährigen Jubiläum der Christuskirche war die Rosette in alter Farbenpracht wieder entstanden, 1953 konnten zum dritten Mal neue Glocken geweiht werden, und 1966 war auch eine neue Orgel aus dem Hause Klais spielbereit. Mit der Installation eines neuen großen Kronleuchters im Jahre 1981 war der Innenausbau endlich wieder vollendet.

Die Wiederherstellung des Äußeren nahm naturgemäß längere Zeit in Anspruch. Fast vierzig Jahre nach Kriegsende waren die Turmstümpfe der Kirche immer noch durch Notdächer abgedeckt, und Verwitterungsschäden gaben immer mehr Anlass zu großer Sorge. Es musste bald etwas geschehen.

Nun gab es aber Stimmen, die die Wiederherstellung der Türme ablehnten und den derzeitigen Zustand als „Mahnmal gegen den Krieg“ erhalten wissen wollten. Die Ältestenkreise der Christuskirchen teilten in ihrer Mehrheit diese Meinung jedoch nicht. Es wurde sogar eigens ein „Turmbauverein“ gegründet, der sich den Wiederaufbau zum Ziel setzte und Gelder dafür sammelte. Mittel dieses Vereins, der Kirchenbehörden und des Denkmalamtes trugen endlich dazu bei, die Finanzierung sicher zu stellen und den Wiederaufbau in Gang zu setzen. Im September 1985 wurde in einer spektakulären Aktion unter großer Anteilnahme der Bevölkerung der am Boden zusammengesetzte Helm des Hauptturmes aufgesetzt, und drei Jahre später wurden auch die Spitzen der vier Ecktürme wieder errichtet.

Zum Erntedankfest 1988 konnten die beiden Christuskirchen die Wiederherstellung auch des äußeren Bildes ihrer Kirche mit großer Dankbarkeit feiern. Seitdem erstrahlt die Christuskirche wieder im alten Glanz von 1900, zur Freude ihrer Gläubigen und zur Zierde der ganzen Stadt.

RICHARD KOHLMANN

# Die Universitätsbibliothek Karlsruhe

*Ein wichtiger Knoten im deutschen Bibliotheksnetz*

Gegründet wurde die Universitätsbibliothek Karlsruhe im Jahre 1840 durch einen Erlass des Badischen Ministeriums des Innern, in dem angeordnet wurde: „alle der Anstalt gehörenden Bücher und Karten zu sammeln und einen Katalog darüber zu fertigen, sowie dafür zu sorgen, dass Bücher künftighin nur gegen Empfangsbescheinigung ausgeliehen werden, dass überhaupt die Bibliothek in Ordnung verbleibe“.

Was waren die Hintergründe für diese Anordnung und warum erst 15 Jahre nach Errichtung des Polytechnikums?

Der Universitätsarchivar Dr. Klaus-Peter Höpke ging 1990 in seinem Festvortrag zum 150-jährigen Bestehen der Universitätsbibliothek „Streiflichter aus der Geschichte der Universitätsbibliothek“ dieser Frage nach. In den ersten 15 Jahren des Polytechnikums gab es durchaus einen „Bücherfundus“, der jährlich erweitert wurde. Der „Bibliotheksetat“ erlaubte jedoch keine großen Sprünge. Überwiegend floss er in die Abonnements von Zeitschriften und Fortsetzungswerken, was auch vernünftig war – nur kam die Beschaffung nicht minder wichtiger Monografien notgedrungen zu kurz. Geldmangel begleitete ja sowieso den Alltag des Polytechnikums, und ob die Professoren-schaft gerade in dem mageren Bücherfonds eine folgenschwere Unterlassung sah, ist fraglich. Zwar setzten sogar geringfügige Anschaffungswünsche ein schwerfälliges, mehrstufiges Genehmigungsverfahren in Bewegung, was einige Professoren nicht hinderte, auf eigene Faust Bücher anzuschaffen. War das ordnungsgemäß Bestellte dann geliefert, verschwand es häufig in der Verborgenheit irgendwelcher Professoren- und Schulzimmer. Diesem Missstand trat als erster Professor Philipp Stiefel

1840 entgegen. Unter Umgehung des Dienstwegs schrieb er dem Innenministerium: Wohl besitze die Anstalt eigene Bücher, „aber keine der Benutzung offenstehende Bibliothek“. Der Schuldirektor war peinlich überrascht, als ihn das Ministerium unversehens um eine Stellungnahme ersuchte. Nach zweiwöchiger Bedenkzeit berichtete er, dass „nun aber das Bibliothekszimmer, welches bisher als Karzer gedient hatte, eingerichtet“ sei. Mit Eile, schon zwei Wochen später, verfügte das Ministerium den oben zitierten Erlass, der als die „Geburtsurkunde“ der Universitätsbibliothek gilt.

Neben dem schwierigen Aufbau einer Bibliothek enthielt der Wissenschaftsbetrieb noch ein weiteres Manko: Den Schülern waren die Bibliotheksbestände nur ausnahmsweise, d. h. aufgrund einer Genehmigung ihrer Lehrer zugänglich. Dieser Missstand zählte bereits zu den Beschwerden, derentwegen während der 1848er Revolution 197 Polytechniker die badische II. Kammer angerufen hatten. Bis 1867 änderte sich jedoch kaum etwas.

Es kam sogar das Entstehen von „Spezialbibliotheken der einzelnen Fachschulen“ dazu, wodurch eine zentrale Handhabung des Bibliothekswesens unterlaufen wurde. Erst Professor Wilhelm Schell organisierte 1868 die Bibliothek neu und führte eine Bibliotheksordnung ein. Diese Anfänge einer Bibliothek sind nicht untypisch. Wer das Universitätsleben kennt, weiß, dass es Parallelen und Auswirkungen bis in die heutige Zeit gibt. Deshalb auch in diesem Rahmen die etwas ausführliche Darstellung der Anfänge.

In der Folgezeit nahm die Bibliothek eine den Zeitläufen angemessene, teilweise aber

auch stürmische Entwicklung. Als Wilhelm Schell 1901 sein Amt abgab, zählte der Bestand schätzungsweise 60.000 Bände. Nach der Leitung durch einige Ordinarien, übernahm im Jahre 1906 Karl Grothmann, Bibliothekar der Königlichen Bibliothek Berlin, der nachmaligen Preußischen Staatsbibliothek, die Leitung der Bibliothek. Bis 1915 verdoppelte er den Bestand, den sein Nachfolger Karl-Theodor Schmidt bis zum Kriegsende 1918 auf 200.000 Bände steigern konnte. Zwischenzeitlich waren wegen der Weltwirtschaftskrise zahlreiche Zeitschriftenabonnements gekündigt worden, von 1.000 Abonnements waren Ende 1932 nur noch 336 übrig geblieben. Der Preismechanismus tat ein Übriges: Die wissenschaftlichen Verlage reagierten auf den Absatzrückgang mit Preissteigerungen, die Schmidt als „rücksichtslos“ qualifizierte. Ein Vorgang, der uns auch im Jahr 2001 nicht fremd ist. Schwere Verluste erlitt die Bibliothek bei dem Bombenangriff im September 1944: Der für Lehre und Forschung unerlässliche wichtigste Teil der Bibliothek, der nicht ausgelagert war, ging fast vollständig in Rauch auf. Die bescheidenen Reste der Bibliothek wurden ausgelagert in die Westhochschule. Die wichtigste Aufgabe des neuen Direktors der Bibliothek Ruthard Oehme bestand darin, der Bibliothek ein neues Domizil zu verschaffen. Es dauerte aber noch 20 Jahre, bis im Mai 1965 die Pforten des Bibliotheksturms, der noch heute die Bibliothek beherbergt, sich öffneten. Seit 1966 bemühte sich Dietrich Poggendorf und ab 1988 der Verfasser als sein Nachfolger, die räumlichen Verhältnisse der stark angewachsenen Hochschule anzupassen.

Nach Einführung der automatisierten Ausleihverbuchung im Jahre 1984 werden seit 1994 auch die wesentlichen Literaturbestände der Universitätsbibliothek nur noch über Online Kataloge angeboten. Über 900.000 Bän-

de wissenschaftlicher Literatur umfassen die Bestände der Universitätsbibliothek, vor allem aus den technisch-naturwissenschaftlichen Fachgebieten: Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Ingenieurwissenschaften und Architektur sowie Wirtschaftswissenschaften. Auf den anderen Gebieten findet man Literatur zur ersten Information und Nachschlagewerke aus allen Wissenschaftsgebieten. Die Universitätsbibliothek hält etwa 3.000 Abonnements wissenschaftlicher Zeitschriften. Hervorzuheben ist die vollständige Sammlung der gültigen DIN-Normen und anderer technischer Vorschriften im Lesesaal der Universitätsbibliothek. Knapp 20 % der Bestände der Universitätsbibliothek sind freihand aufgestellt, so dass der Nutzer direkt zugreifen kann. Über 80 % stehen im geschlossenen Magazin.

## **Aufgaben**

Die Hauptaufgabe der Universitätsbibliothek ist die Literatur- und Informationsversorgung der Universität. Sie ist daher eine wissenschaftliche Universalbibliothek mit Schwerpunkten in den an der Universität gelehrteten Fachgebieten sowie Ausleihbibliothek für 16.000 Studenten. Außerdem ist sie die Zentralbibliothek des Bibliothekssystems der Universität und deren Archivbibliothek. Sie steht als öffentlich zugängliche wissenschaftliche Ausleihbibliothek nicht nur Universitätsangehörigen, sondern allen Bewohnern der Bundesrepublik Deutschland zur Verfügung. Für die Entleihung und die Nutzung von Internet-Arbeitsplätzen ist eine Anmeldung erforderlich. Die Benutzung der Literatur durch Ausleihe und in den Lesesälen ist kostenlos. Nur für Mahnungen und Sonderleistungen werden Gebühren erhoben (Fernleihe im deutschen und internationalen Leihverkehr, OnlineLiteraturrecherchen und Datenbanken).

## Das Bibliothekssystem der Universität

Das Bibliothekssystem der Universität Karlsruhe besteht aus der zentralen Universitätsbibliothek mit Lehrbuchsammlung, Monographien- und Zeitschriftenlesesaal sowie mit ihren beiden Fachlesesälen für Chemie im Institutsgebäude Anorganische Chemie und für Physik im Physik-Flachbau. Ebenso gehören zu dem Bibliothekssystem die mehr oder weniger großen oder kleinen 150 Fakultäts-, Instituts- und Lehrstuhlbibliotheken. 109 dieser Bibliotheken haben weniger als 5.000 Bände, 19 5.000 bis 10.000 Bände, 18 10.000 bis 30.000 Bände und die vier Fakultätsbibliotheken zwischen 10.000 und 60.000 Bände. Der Literaturbestand umfasst ca. 1,7 Mio. Bände und ca. 7.000 laufend gehaltene Zeitschriftentitel. Etwa die Hälfte dieses Bestandes und der Zeitschriftenabonnements befinden sich im Bereich der Universitätsbibliothek mit ihren Fachlesesälen, die knappe andere Hälfte ist dezentral auf die weiteren Bibliotheken verteilt. Für die Fakultäten Architektur, Informatik, Mathematik und Wirtschaftswissenschaften gibt es Fakultätsbibliotheken. In den übrigen 6 Fakultäten wird bisher mangels zentraler Bibliotheken die Literatur von Instituts- bzw. Lehrstuhlbibliotheken erworben und dort aufgestellt. Die Institute dieser Fakultäten sind meist über den ganzen Universitätscampus verteilt oder befinden sich außerhalb auf dem Gelände des Forschungszentrums Karlsruhe in Leopoldshafen oder in der 7 km entfernten Westhochschule.

### EDV und Online-Katalog

Auf der Grundlage einer engeren Kooperation mit der Fakultät für Informatik mit mehreren Firmen, sowie zahlreicher Projekte, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, dem Land Baden-Württemberg und der Universi-

tät Karlsruhe gefördert wurden, hat die Universitätsbibliothek ein umfangreiches Angebot an lokalen, nationalen und internationalen EDV-Internetdienstleistungen aufgebaut (<http://www.ubka.uni-karlsruhe.de>).

Im Online-Katalog sind die Bücher und Zeitschriften der letzten 40 Jahre recherchierbar. Die Universitätsbibliothek führt aber auch den Online-Institutskatalog, der die in den übrigen Universitätseinrichtungen vorhandenen Bücher und Zeitschriften nachweist.

### Karlsruher Gesamtkatalog

Im Karlsruher Gesamtkatalog können mit einer Suchanfrage mehrere oder alle Bibliotheken der Region Karlsruhe durchsucht werden. Dazu gehören die Universitätsbibliothek, der Institutskatalog der Universität Karlsruhe, das Volltextarchiv der Universität Karlsruhe, die Badische Landesbibliothek, die Hochschulbibliothek (FH/PH), die Stadtbibliothek, das Forschungszentrum Karlsruhe, der Bundesgerichtshof, die Landesbildstelle Baden, das Bundesverfassungsgericht und das Zentrum für Kunst- und Medientechnologie. Der erste Virtuelle Katalog, den die Universitätsbibliothek in Betrieb nahm, ist allerdings der KVK.

### Karlsruher Virtuelle Katalog (KVK).

Mit dem Karlsruher Virtuellen Katalog nahm die Universitätsbibliothek Karlsruhe 1996 den weltweit ersten Virtuellen Katalog in Betrieb. Der KVK basiert darauf, dass er selbst keine Daten vorhält, sondern andere Datenbanken wie folgt nutzt:

Die im KVK-Suchformular eingegebene Suchanfrage wird über mehrere Zielkataloge formuliert, die Anfrage wird parallel an alle ausgewählten Kataloge geschickt, die einzelnen Trefferlisten werden gesammelt und analysiert. Zuletzt wird eine Gesamttrefferliste in

einem einheitlichen Format erstellt. Der Benutzer des KVK hat den Vorteil, sich nicht mehr um die Technik der einzelnen Zielkataloge kümmern zu müssen.

Der Karlsruher Virtuelle Katalog enthält alle wichtigen deutschen Bibliothekskataloge und stellt somit einen virtuellen deutschen Gesamtkatalog dar. Darüber hinaus sind auch die wichtigsten Bibliotheken im deutschsprachigen Ausland und die weltweit größten Bibliotheken British Library und Library of Congress enthalten sowie mehrere Buchhandelsverzeichnisse. So weist der Karlsruher Virtuelle Katalog über 60 Mio. Bücher und Zeitschriftentitel nach. Der KVK ist ein kostenloser Dienst der Universitätsbibliothek Karlsruhe für die wissenschaftliche Gemeinschaft und kann über das Internet von jedermann abgerufen werden. Die Nutzung ist sehr hoch, jährlich werden über 10 Mio. Anfragen im In- und Ausland vom KVK bearbeitet.

Die KVK-Technik stellt eine ideale Möglichkeit dar, räumlich verteilte Bibliotheksbestände den Bibliotheksbenutzern in virtuellen Katalogen zu vereinigen. Die Universitätsbibliothek hat bereits mehrere solcher Projekte im Auftrag realisiert:

Der Online-Katalog der Konföderation der Oberrhein-Universitäten umfasst die Kataloge der Bibliotheken in Basel, Freiburg, Karlsruhe, Mulhouse und Straßburg. Im Virtuellen Katalog Rheinland-Pfalz sind mehr als 4 Mio. Bände aus rheinland-pfälzischen Bibliotheken nachgewiesen. Der Karlsruher Virtuelle Volltextkatalog (KVVK) enthält den Nachweis von elektronischen Volltexten baden-württembergischer und weiterer Universitäten. Zu den fachlich orientierten Virtuellen Katalogen gehört der Bereich „Vorderer Orient/Nordafrika“ aus der Universitätsbibliothek Tübingen sowie aus Halle/Merseburg und der Virtuelle Katalog „Kunstgeschichte“, der die Bestände der am System der überregio-

onalen Literaturversorgung teilnehmenden Kunstbibliotheken in Rom, Florenz und Köln enthält und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wird.

### **Zeitschrifteninhaltsdienst (ZID)**

Der Zeitschrifteninhaltsdienst ZID ist eine Datenbank mit den kompletten Inhaltsangaben von ca. 14.000 wissenschaftlichen Zeitschriften seit 1994 und aus lizenzrechtlichen Gründen nur innerhalb der Universität Karlsruhe zugänglich. Inhalt der Datenbank ist multidisziplinär, d. h. man findet neben Naturwissenschaft und Technik auch Zeitschriften aus der Medizin, den Geistes- und Sozialwissenschaften. Über ZID kann man Stichworte aus Artikeln zu einem bestimmten Thema, einen Autor oder Zeitschriftenartikel recherchieren und Inhalte der neuen Hefte anschauen. Zu jeder Zeitschrift werden die Standorte der Universität Karlsruhe ausgegeben. Zusätzlich können sich Benutzer persönliche Listen der für sie relevanten Zeitschriften anlegen.

### **Lokales, elektronisches Aufsatzliefersystem**

Mit dem Lokalen Elektronischen Aufsatzliefersystem (LEA) können Wissenschaftler der Universität Karlsruhe Artikel aus dem gesamten Zeitschriftenbestand der Universitätsbibliothek bestellen. Die Lieferung ist kostenlos und erfolgt über Internet oder per Fax an den Arbeitsplatz. Mittels LEA erhält jeder der 2.000 Mitarbeiter der Universität von seinem Schreibtisch aus Zugriff auf die gesamten Zeitschriftenbestände der Universitätsbibliothek. Die Bestellung und die Lieferung geschieht voll elektronisch, die bestellten Aufsätze werden in der Universitätsbibliothek eingescannt und innerhalb maximal 72 Stunden ausgelie-

fert. Damit hat jeder Wissenschaftler von seinem PC aus Zugriff auf alle in der Universitätsbibliothek vorhandenen 3.000 Zeitschriften. Grundlage für die Bestellung in LEA sind die bibliografischen Daten aus ZID und Online-Katalog der UB. LEA liefert elektronische Dokumente als TIFF- und als GIF-Dateien. Die GIF-Dateien sind in Bildschirmauflösung und mit Hilfe des WWW-Browsers am Bildschirm zu sehen. Wenn die Dokumente auf dem FTP-Server liegen, werden die Benutzer per E-Mail informiert. Nach einer Woche werden die Dateien gelöscht. Pro Tag werden 100 bis 150 LEA-Aufträge erledigt.

### **Volltextarchiv und Subito**

Das Volltextarchiv (EVA) ist der elektronische Speicher von Publikationen aus der Universität Karlsruhe. Hierzu zählen Dissertationen, Diplomarbeiten, Aufsätze und Forschungsberichte. Die Dokumente werden einheitlich und einfach präsentiert, die Inhalte sind umfassend recherchierbar und werden langfristig archiviert. Der Zugriff auf die Dokumente erfolgt entweder vom Katalog aus, mit Recherchemöglichkeiten nach Autor, Titelstichworten usw. oder über den Volltextindex aller Dokumente. Neben der Suche im Katalog ist eine Recherche im Volltext einzelner Dokumente oder der Zugriff über einen hierarchischen Dateibau möglich. Das Volltextarchiv enthält über 1.000 Dokumente, darunter zahlreiche Dissertationen. Der Dienst SUBITO ist ein Dokumentlieferdienst von leistungsfähigen Bibliotheken in Deutschland. Die Universitätsbibliothek Karlsruhe liefert als eine von bisher ca. 20 SUBITO-Lieferbibliotheken gegen Entgelt Zeitschriftenaufsätze an registrierte Benutzer. Die interne Bestellverwaltung und die Dokumentbearbeitung erfolgen aus Wirtschaftlichkeitsgründen über LEA.

### **Automatisierte Fernleihe**

Über ein WWW-Formular können Benutzer Fernleihen aufgeben, dabei besteht die Möglichkeit, die bibliografischen Angaben aus ZID und KVK zu übernehmen. Die Fernleihverwaltung ermöglicht die integrierte Bearbeitung von Fernleihbestellungen und ersetzt die Bearbeitung des Leihscheins des Deutschen Leihverkehrs (als roter Fernleihschein bekannt) sowohl für den Benutzer als auch in der Bibliothek.

Sämtliche Funktionen des Ausleihsystems der Universitätsbibliothek Karlsruhe sind über WWW zugänglich, z.B.: Kontoauszug, eigene Vormerkungen, offene Bestellungen, Gesamtüberblick über das eigene Ausleihkonto, Pauschalverlängerungen, Passwortändern, Postwegändern (z. B. als E-Mail). Der Bibliotheksbenuer kann also viele Verwaltungsvorgänge im Ausleihsystem von seinem häuslichen PC aus erledigen, ohne dass er selbst in die Bibliothek kommen muss.

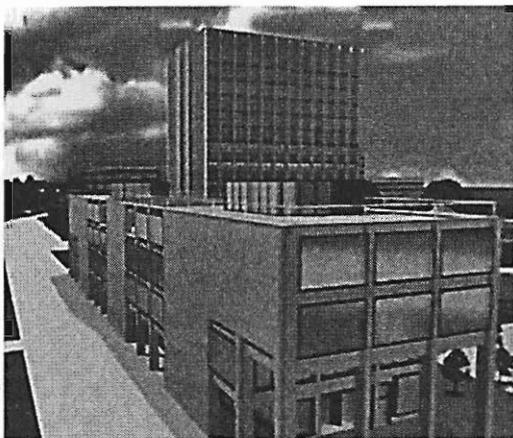
### **Sonstige Dienstleistungen**

Die Universitätsbibliothek unterhält zudem eine Informations- und Vermittlungsstelle für Online-Literaturrecherchen in in- und ausländischen Datenbanken. Sie stellt Internet-PCs und freizugängliche PCs mit Möglichkeiten der Textverarbeitung und auch Ausdruckmöglichkeiten im Lesesaal zur Verfügung, ebenso Lese- und Rückvergrößerungsgeräte für Mikroformen. Für Hilfe bei der Literatursuche und Literaturbeschaffung steht das Personal der Bibliothek von 9.00 Uhr bis 19.00 Uhr zur Verfügung. Regelmäßige Einführungen in die Benutzung der Universitätsbibliothek werden zu Semesterbeginn, sowie am ersten Dienstag im Monat um 17.00 Uhr angeboten. Sonderführungen für Gruppen sind jederzeit nach Vereinbarung möglich. Einführung in die In-

ternetdienste der Universitätsbibliothek werden jeden ersten Montag im Monat um 16.00 Uhr bei vorheriger Anmeldung angeboten. Einführungskurse in die Online-Literaturrecherche und weitere Veranstaltungen werden regelmäßig bekannt gegeben.

### Ausblick

Die Universität Karlsruhe verbindet als eine der führenden technischen Universitäten in der Bundesrepublik Deutschland mathematisch-theoretische Grundlagen mit praktischen Anwendungen. Dabei werden Forschung und Lehre zunehmend internationaler und weltweiter. Die Universitätsbibliothek wird als zentrale Serviceeinrichtung der Universität diesem Anspruch gerecht und unterstützt diese Entwicklung auch mit ihrem Erweiterungsbau, der in den nächsten Jahren entstehen wird. Mit einer 24-Stunden-Bibliothek verfolgt die Universitätsbibliothek ein neues Nutzungskonzept als Folge einer konsequenten Weiterentwicklung ihrer bereits in vielen Punkten verwirklichten virtuellen Internetbibliothek. Die Dienstleistungen werden dann auch vor Ort rund um die Uhr zur Verfügung stehen. In den geräumigen Lesesälen wird die gesamte neuere Literatur der einzelnen Fachgebiete frei zugänglich aufgestellt sein. Studierende und Forscher können ohne hinderliche Beschränkungen von Öffnungszeiten jederzeit



Der geplante Erweiterungsbau.

auf die von ihnen gewünschte Literatur zugreifen.

Die neuen elektronischen Medien werden die herkömmlichen Printmedien nicht vollständig ersetzen, vielmehr werden die Aufgaben der Bibliotheken weiter wachsen, weil sie den Anforderungen vieler Medientypen gerecht werden müssen. Auch das E-Book wird das gedruckte Buch mittelfristig nicht ersetzen. Die Universitätsbibliothek hat mit ihrem sich permanent erweiternden elektronischen Dienstleistungsangebot und ihren neuen Nutzungsmöglichkeiten vor Ort die richtigen Grundsteine für ihre Zukunft im Informationszeitalter gelegt.

CHRISTOPH-HUBERT SCHÜTTE

# 100 Jahre Stadtverwaltung im Wandel

*Rückblick auf das 20. Jahrhundert*

„Hochgeehrtester Herr Oberbürgermeister! Am heutigen Tage sind 25 Jahre verflossen, seit Sie die segensreiche Arbeit im Dienste der Stadtverwaltung der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe begonnen haben. Die städtischen Beamten gestatten sich, an diesem Ehrentage die aufrichtigsten Glückwünsche darzubringen und für das dauernde Wohlwollen herzlich und ehrerbietig zu danken ...“

Diese Urkunde überreichte Stadtbaurat Friedrich Reichard, der Direktor der Gas- und Wasserwerke und dienstältester städtischer Beamter, seinem obersten Chef, Oberbürgermeister Karl Schnetzler, am 1. Juni 1900. Unterscriben war sie von 262 Beamten. Die Stadt, die damals auf die 100.000-Einwohnermarke und damit auf den Großstadtstatus zustrebte, beschäftigte natürlich nicht nur diese 262 Personen, sondern darüber hinaus noch knapp 700 Arbeiter.

## **Neue Ämter – wachsende Verwaltung**

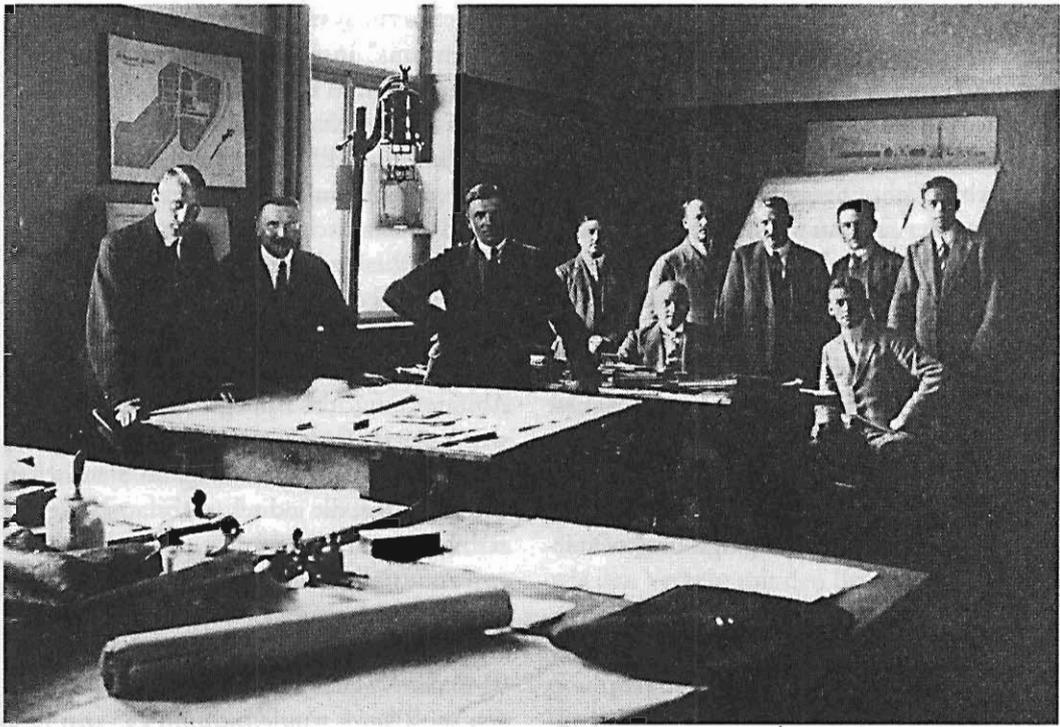
Wer nun aber angesichts der heutigen Beschäftigtenzahl von knapp 6.000 im Kämmerbereich darin eine überproportionale Zunahme sieht, wird durch einen Blick in das „Adreßbuch für die Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe“ des Jahres 1900 aufgeklärt, dass es zur Jahrhundertwende natürlich wesentlich weniger Ämter und damit auch weniger Dienstleistungen für die Karlsruher und Karlsruherinnen gab. Im Rathaus selbst waren neben dem Bürgermeisteramt das Friedhofsbureau, das Gewerbegericht, das Grundbuchamt, das Hochbauamt, die ambulatorische Klinik, die Pfandleihkasse, die Sparkasse, das

Standesamt und das Tiefbauamt ansässig. Die Schlacht- und Viehhofdirektion hatte ihren Sitz in der Durlacher Allee, die Gas- und Wasserwerke in der Kaiserallee 11. Es war also eine nicht eben beeindruckende Zahl von Ämtern.

Der damalige Oberbürgermeister Karl Schnetzler wurde von den Bürgermeistern Johann Krämer und Karl Siegrist unterstützt. Wenige Jahre später, am 6. März 1909, beantragte der Stadtrat eine weitere Bürgermeisterstelle. Zur Begründung dieser Stellenvermehrung führte man die enorme Belastung des Oberbürgermeisters und der zwei Bürgermeister an. Die Zahl der Beamten habe sich inzwischen auf ca. 760 erhöht, die der Arbeiter auf 1.100.

Wie in anderen deutschen Großstädten hatte in Karlsruhe der Urbanisierungsprozeß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkt eingesetzt. Die wachsende Bevölkerung führte zu einer deutlichen Zunahme der Verwaltungstätigkeiten, die im Ehrenamt nicht mehr zu bewältigen waren. Es bildete sich die so genannte Leistungsverwaltung heraus, die als Daseinsvorsorge in Bereichen wie der Wasserversorgung, der Bereitstellung von Energie, dem Verkehr oder der Entsorgung tätig war. Mit dem Übergang zur Leistungsverwaltung einher ging eine Professionalisierung der Beamten und Bürgermeister. Auch in Karlsruhe dominierten bei der Besetzung der Beamten- und Bürgermeisterstellen die Juristen.

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts entstanden mit der Verbesserung der städtischen Infrastruktur einige neue Ämter wie das Maschinenbauamt, das Straßenbahnamt, die



Blick in ein Dienstzimmer des Hochbauamts um 1925.

Gartendirektion, die Baukontrolle, das Hafenamts, die Badverwaltung und die Krankenhausverwaltung. 1901 war der städtische Rheinhafen in Betrieb gegangen, 1903 hatte die Stadt die Straßenbahn gekauft, die seit 1900 als „Elektrische“ fuhr, von 1903 bis 1907 wurde das Städtische Krankenhaus an der Moltkestraße gebaut.

### Erster Weltkrieg

Einen Einschnitt in die Entwicklung der Stadt und damit auch der Stadtverwaltung brachte der Erste Weltkrieg. Fast die Hälfte der Beamten und über ein Drittel der städtischen Arbeiter wurden zum Kriegsdienst eingezogen und mussten zunehmend durch weibliche Arbeitskräfte ersetzt werden. Die Stadt beschäftigte Frauen zunächst außer mit Gartenarbeiten

nur im Schreibdienst. Im Jahr 1915 stellte aber auch das Tiefbauamt bei der Straßenunterhaltung 40 und bei der Straßenreinigung 20 Frauen ein. In den Straßenbahnen übernahmen seit Mai 1915 in verstärktem Umfang Frauen den Schaffnerdienst. Seit Ende 1915 durften sie auch als Wagenführerinnen eingesetzt werden, bei allerdings niedrigerer Entlohnung als ihre Kollegen.

Außerdem kamen neue kriegsbedingte Aufgaben vor allem im Bereich der Lebensmittelversorgung hinzu. Zu Beginn des Jahres 1915, als die großen Versorgungsengpässe bereits nicht mehr zu übersehen waren, beschloss man den Beginn der Zwangswirtschaft im Deutschen Reich, deren Umsetzung die so genannten Kommunalverbände übernehmen. In Karlsruhe wurden die ersten Lebensmittelmarken für Brot und Mehl am 15. März 1915

ausgegeben. Ende des Jahres 1916 entstanden ein Nahrungsmittelamt und ein Milchamt, das die ausreichende Versorgung mit Milch organisieren sollte. Unmittelbar nach Kriegsende wurde am 11. November 1918 auch ein städtisches Wohnungsamt eingerichtet. Damit trug man der extremen Wohnungsnot Rechnung, die u. a. durch die fast völlige Einstellung aller Wohnungsbauprojekte während des Krieges verursacht war. Die Versorgung mit ausreichendem Wohnraum blieb auch in der Weimarer Republik lange ein Problem. Erst im Jahr 1929 konnte das städtische Wohnungsamt aufgelöst und nur noch als ein mit einem Beamten besetztes und der Stadtkanzlei untergeordnetes „Wohnungsbüro“ weitergeführt werden.

### Herrschaft der NSDAP

Zu diesem Zeitpunkt begann auch in Karlsruhe der Aufstieg der Nationalsozialisten, der zur so genannten Machtergreifung im Jahr 1933 führte. Die Gleichschaltung der Kommunen in den Wochen nach der letzten nur noch mit Einschränkungen demokratischen Reichstagswahl am 5. März führte zu einem kompletten Wechsel in der Rathauspitze. Die demokratisch gewählten Bürgermeister und der Oberbürgermeister ersetzten die neuen Machthaber durch Nationalsozialisten.

Am 18. Mai wurden der neue Oberbürgermeister Jäger und Bürgermeister Hermann Fribolin – beide Nationalsozialisten – gewählt. Um Sparsamkeit zu demonstrieren, waren zunächst zwei Bürgermeisterstellen gestrichen worden, später kam allerdings wieder ein hauptamtlicher Stadtrat hinzu. Aus den bislang vier Hauptabteilungen und einer Nebenabteilung wurden zwei Hauptabteilungen mit 7 Nebenabteilungen der Verwaltung.

Schon im ersten Jahr ihrer Herrschaft entließen die Nationalsozialisten aufgrund des

„Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ insgesamt 23 Beamte, – zwölf Angestellte und 88 Arbeiter aus dem städtischen Dienst – in der Regel wegen ihrer Zugehörigkeit zur SPD, aber auch zur KPD oder einer anderen linksgerichteten Organisation. Einen „nichtarischen“ Beamten versetzte man in den Ruhestand. Außerdem entzog man zwei Ruhestandsbeamten wegen „nationaler Unzuverlässigkeit“ und der ehemaligen Verwaltungsassistentin Else Salomon wegen „nichtarischer Abstammung“ das Ruhegehalt. Else Salomon wurde 1940 nach Gurs deportiert, wo sich ihre Spur verliert. Drei Ärzte im Städtischen Krankenhaus, die jüdischer Abstammung waren, beurlaubte man sofort und kündigte ihnen zum nächstmöglichen Termin.

Von den bis zum Oktober 1935 statt dessen eingestellten 493 Personen gehörten rund 91 % der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen an. Rigoros wurden schon 1933 „zur Freimachung von Arbeitsplätzen für jüngere männliche Arbeitskräfte“ 15 weibliche und 16 männliche Beamte in den Vorruhestand geschickt. Davon war auch Elisabeth Großwendt, Mitglied der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei, betroffen, die bis dahin einzige, seit 1920 für das Jugendamt zuständige, Karlsruher Amtsleiterin. Ansonsten blieben die Führungspositionen in der Verwaltung unterhalb der Bürgermeisterebene weitgehend unangetastet.

Noch im Jahre 1933 traten fast 200 städtische Mitarbeiter in die NSDAP ein. Von den leitenden Beamten entzogen sich nur wenige wie Stadtbaudirektor Friedrich Beichel dem Druck und blieben der Partei fern. Insgesamt funktionierte die Stadtverwaltung im „Dritten Reich“, die im letzten Vorkriegsjahr 1938 knapp 3.900 Personen beschäftigte, davon 1.949 Beamte und Angestellte, im Sinne der nationalsozialistischen Machthaber reibungslos.

## Nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs nahm die Stadtverwaltung rasch wieder ihre Tätigkeit auf und wurde so zu einem wesentlichen Faktor bei der Bewältigung der drängenden Alltagsprobleme in der stark zerstörten Stadt. Ein Teil der aktiven Nationalsozialisten wurde gleich entlassen. Da man den Zusammenbruch der deutschen Verwaltungen erwartete, ließen die Franzosen, die die Stadt zunächst besetzt hatten, aber etliche Fachleute trotz Mitgliedschaft in der NSDAP im Amt. Die Stadtverwaltung beschäftigte im April 1945 4.362 Mitarbeiter, davon mussten bis zum April 1946 1.390 (31,8 %) entlassen werden. An der Spitze stand zunächst der noch von dem NS-Oberbürgermeister Hüßy vor seiner Flucht zum Nachfolger bestimmte Josef Heinrich. Nur wenige der führenden Verwaltungsbeamten der unmittelbaren Nachkriegszeit waren Regimegegner und somit „unbelastet“, zu ihnen gehörten die späteren Oberbürgermeister Friedrich Töpfer (SPD) und Bürgermeister Fridolin Heurich (CDU).

Bereits am 9. April war eine neue, an die alte angelehnte, Organisationsstruktur erarbeitet worden, mit der 28 Ämter und Abteilungen auf das vorhandene Führungspersonal verteilt wurden. Als wesentliche Neuerung war die Stadt in 16 Bezirke mit jeweils einem Bezirksverwaltungsamt eingeteilt. Das Personal dieser dezentralen Verwaltungseinheiten rekrutierte sich im wesentlichen aus ehemaligen Hitlergegnern. Pro Bezirk gab es zunächst bis zu sechs, später bis zu zwanzig Mitarbeiter, aber nur wenige Mitarbeiterinnen.

Zu den Aufgaben gehörten die von den Besatzungsmächten angeordneten Beschlagnahmen von Wohnungen, Hausrat und Bekleidung. Im eigentlichen Verwaltungsbereich übernahmen die Bezirksverwaltungsämter, die bis 1948 bestanden, die Ausgabe von

Lebensmittelkarten und Bezugsscheinen, die Führung einer Bevölkerungsstatistik, die Betreuung der Evakuierten, Kriegsheimkehrer und Flüchtlinge sowie der KZ-Opfer, die Erfassung ehemaliger Nazis und die Mitwirkung bei der Entnazifizierung. Organisatorisch gehörten die Bezirksverwaltungsämter zur Allgemeinen Verwaltung neben der weitere acht Referate bestanden, die Wirtschafts- und Versorgungsverwaltung, die Arbeits- und Sozialverwaltung, die Finanzverwaltung, das Hochbauamt, das Tiefbauamt, die Städtischen Betriebe, die Städtischen Rheinhäfen und die Polizei.

Der kommissarische Bürgermeister war für die Gesamtleitung und die Dienstaufsicht sowie den Verkehr mit den Besatzungsbehörden zuständig. Diese Organisation blieb nicht ohne Widerspruch, so intervenierte der für die Stadtplanung zuständige Oberbaurat Pflästerer, dass „eine der unentbehrlichsten Abteilungen der Stadtverwaltungen ‘Die Stadtplanung’ nicht einmal angedeutet, viel weniger ihrer Bedeutung gemäß genannt wird.“

Diesem Einwand wurde insofern Rechnung getragen, als die neue Organisationsstruktur vom August 1945, die neben dem von der amerikanischen Besatzungsmacht eingesetzten Oberbürgermeister Hermann Veit zwei Bürgermeister, Fridolin Heurich und Berthold Riedinger, vorsah, die Stadtplanung als ein dem Ersten Bürgermeister Heurich nachgeordnetes Amt ausführte. Nach der ersten Stadtratswahl am 26. Mai 1946 ergänzte ab Oktober Dr. Hermann Ball von der DVP die Bürgermeisterbank, da nach einer Einigung zwischen allen Fraktionen jede der Parteien einen Bürgermeister stellen sollte.

## Neue Profile in fünf Jahrzehnten

Eine Änderung trat 1951 ein, als Oberbürgermeister Friedrich Töpfer „einen bereits beste-

henden Zustand organisatorisch und auch nach außen hin dadurch“ regelte, dass „die Arbeitsgebiete meines persönlichen Referenten, Herrn Oberrechtsrats Dr. Keidel, zusammengefasst und als Abteilung Ic – Schul- und Kulturpflege, Arbeitsrecht – in den Geschäftsverteilungsplan der Stadtverwaltung eingebaut wird.“ Dies war die Geburtsstunde des Kulturreferats, das zunächst noch als Abteilung Ic innerhalb der dem Oberbürgermeister unterstehenden Hauptabteilung geführt wurde.

Mit der Neubesetzung zweier Bürgermeisterstellen Ende 1952 nach der Wahl des neuen Oberbürgermeisters Günther Klotz, wurde dann die in den Grundzügen bis heute gültige Organisationsstruktur geschaffen. Dem Dezernat I ordnete man drei Referate nach, außer dem Schul- und Kulturreferat, das Finanz- und das Rechtsreferat. Die anderen drei Dezernate wurden von einem Bürgermeister und zwei Beigeordneten geleitet.

Wer heute im Wegweiser durch Karlsruhe, der Beilage zum Adressbuch der Stadt, blättert, wird unter dem Stichwort Stadtverwaltung neben dem aus sechs Dezernaten und drei Stabsstellen bestehenden Bürgermeisteramt 66 weitere Dienststellen finden, die für die Bürgerinnen und Bürger der Stadt Dienstleistungen erbringen. Der eingangs erwähnte Oberbürgermeister Schnetzler wäre von dieser rein zahlenmäßigen Entwicklung vielleicht gar nicht einmal so überrascht, da viele der Aufgaben einer modernen als Dienstleistungsbetrieb organisierten Stadtverwaltung, wenn auch in geringerem Umfang, bereits um die Jahrhundertwende vorhanden waren.

Überrascht könnte er darüber sein, dass etliche der in seiner Amtszeit vorhandenen bzw. gegründeten städtischen Unternehmen als GmbH geführt werden. Schwierigkeiten dürften er und die damals bei der Stadt Beschäftigten aber sicher mit den technischen Neuerungen haben, die inzwischen in der

Stadtverwaltung vorhanden sind. Zu seiner Zeit hatte z. B. die Schreibmaschine gerade erst ihren Triumphzug in die Stadtverwaltung begonnen, heute gehören Computer, E-Mail oder Internet fast zur Standardausstattung.

Auch in den technischen Ämtern gibt es nun eine Vielzahl von Hilfsmitteln und Arbeitsgeräten, an die vor 100 Jahren noch keiner dachte. Konzentrierte sich damals die Verwaltung räumlich auf das Rathaus, gibt es heute neben dem Technischen Rathaus und der Rathäuserweiterung an der Lammstraße viele weitere, auf die Stadt verteilte Dienststellen, darunter die sechs Ortsverwaltungen der in den 70er Jahren eingemeindeten heutigen Stadtteile. Natürlich haben sich auch Zahl, Ausbildung und Struktur der Beschäftigten geändert.

Eine von allen Beamten und Beamtinnen der Stadt unterschriebene Gratulationsurkunde ist ebenso schwierig wie ein gegen Null tendierender Frauenanteil unter den Beschäftigten undenkbar ist. Dass man darüber hinaus heute „im Kopf des Kunden denkt“, über Buchungskreise einer neu einzuführenden Software diskutiert oder von der Stadt angebotene Produkte definiert und diese mit Kennzahlen versieht, hätte Schnetzler und seine Mitarbeiter möglicherweise zunächst einmal bedenklich den Kopf wiegen lassen.

Wenn man ihn dann aber über den Sinn dieser Aktionen aufgeklärt hätte, dann würde ihm vielleicht eingeleuchtet haben, dass es sich um einen Modernisierungsschub handelt, dem die Verwaltung auch vor 100 Jahren und im 20. Jahrhundert immer wieder einmal unterworfen war.

ERNST OTTO BRÄUNCHE

# Rappenwört – ein Projekt der Karlsruher Planungs- und Baupolitik der 1920er Jahre

Am 20. Juli 1929 fand die Eröffnung des Rheinstrandbades Rappenwört statt. Die Würdigung dieser Einrichtung allein wäre unzureichend, denn sie ist nur ein Teil eines beachtenswerten Gesamtprojektes. Bevor die Planungs- und Baugeschichte näher erläutert wird, soll ein Blick auf die Stadtgeschichte im Eröffnungsjahr die kommunalpolitischen Rahmenbedingungen deutlich machen.

Die Einwohnerzahl Karlsruhes lag 1929 bei ca. 152.000, die Fläche der Gemarkung betrug zum Jahresbeginn 4.532 ha; am 1. April kamen durch die Eingemeindung Bulachs 530 ha dazu; heute beträgt die Gesamtfläche über 17.000 ha. Nach der Kommunalwahl 1926 kamen die 84 Stadtverordneten aus folgenden politischen Lagern: KPD: 6, SPD: 24, Zentrum: 19, DDP (die Linksliberalen): 5, DVP (die Rechtsliberalen): 12, DNVP (ein Sammelbecken rechts der DVP): 9, Wirtschaftliche Bürgervereinigung: 3, Reichspartei für Volksrecht und Aufwertung: 5 und Unpolitische Wirtschaftsgruppe: ein. Die von den Wählern direkt gewählten Stadtverordneten bildeten mit dem Stadtrat den Bürgerausschuss. Der Stadtrat, von den Stadtverordneten gewählt, bestand aus 24 Stadträten und vier Bürgermeistern. Das Quellenstudium vermittelt den Eindruck grundsätzlicher Einigkeit bei der Planungs- und Baupolitik zwischen OB Dr. Julius Finter, Baubürgermeister Hermann Schneider und Stadtparlament. Ein solcher Konsens zwischen diesen Akteuren der Kommune ist eine Voraussetzung für eine erfolgreiche städtebauliche Entwicklung, die auch noch späteren Generationen zu Gute kommt.

## Vorarbeiten für Rappenwört

Bereits 1924 hatte Hermann Schneider dem Tiefbauamt den Auftrag erteilt, einen Entwurf für ein Strandbad auf dem Rappenwört zu erstellen. Das Tiefbauamt war damals neben dem Straßen- und Kanalwesen auch für die Stadtplanung zuständig. Ab 1926 stand diesem Amt Emil Bronner vor, ein der Stadtplanung kundiger Mann, unter dessen Leitung der Entwurf des Generalbebauungsplans 1926 entstand.

Stadtplanungsaufgaben wurden vom Stadterweiterungsbüro unter Karl Pflästerer – er war dem Amtsleiter direkt unterstellt, wahrgenommen, so auch die Planung für den gesamten Rappenwört. Ende Januar 1925 lag die Grundkonzeption bereits vor, die wie folgt kommentiert wurde: „Anlage eines Strandbades mit Erholungspark auf dem Rappenwört – Das Bedürfnis der Bevölkerung nach Badegelegenheit in freier Natur nimmt ständig zu, vor allem geht der Wunsch dahin, in unmittelbarer Nähe des Rheins eine großzügige Badeanlage zu schaffen, die die Möglichkeit, im Wasser des Rheinstroms sich zu tummeln und zu schwimmen, mit Sonnen- und Luftbädern vereinigt. Diese Entwicklung der Anschauungen und Neigungen hat das so genannte 'wilde Baden' im freien Rhein und in dem Altrhein außerordentlich begünstigt und dabei Mißstände hervorgerufen, deren Beseitigung aus den verschiedensten Gründen mit allen Mitteln angestrebt werden muß. Die Stadt beabsichtigt deshalb, an der Rheinseite der vom Altrhein umflossenen Insel Rappenwört, die zu zwei Drittel ihr Eigentum ist, ein Strand-

bad zu errichten und die anschließenden Waldanlagen zu einem Erholungspark im großen Stile auszubauen. Der Hauptbestandteil der Anlage bildet ein 400 m langes, 98 m bzw. 120 m breites und in der Mitte 6,5 m tiefes Becken, das in das Gelände eingeschnitten und durch Rheinwasser gespeist wird.“

### **Wildes Baden am Rhein**

Alle Begründungen für das neue Freibad sind Hinweisen auf die Probleme des „wildes Badens“ zu entnehmen. Es gab zwar damals am Rhein und an der Alb bereits einige Freibäder wie zum Beispiel das 1915 errichtete Rheinhafenbad, die Badeanstalt im Rhein bei Maxau, das Sonnen-, Luft- und Schwimmbad des Naturheilvereins am Dammerstock an der Alb und die ehemalige Militärschwimmschule beim „Kühlen Krug“. 1928 war aber der Badebetrieb am Rhein anscheinend so stark wie nie zuvor gewesen, dass für die letzte politische Entscheidung der Weg für ein neues Bad geebnet war. „Für Bilder jedenfalls, wie sie bisher beim wilden Baden am Rhein und an der Alb an der Tagesordnung sind, ist auf dem Rappenwört kein Platz. Hier sollen Eltern ihre heranwachsenden Söhne und Töchter ruhigen Herzens hinführen dürfen, anstatt ihnen das Baden im Freien zu verbieten und doch befürchten zu müssen, dass heimlich erst recht geschieht, was durch das Verbot verhütet werden soll. ... Ordnung an die Stelle von Unordnung zu setzen, gegen das Unvollkommene das Vollkommene einzutauschen, das ist das große Ziel von Rappenwört,“ ein Zitat aus der städtischen Broschüre von 1927.

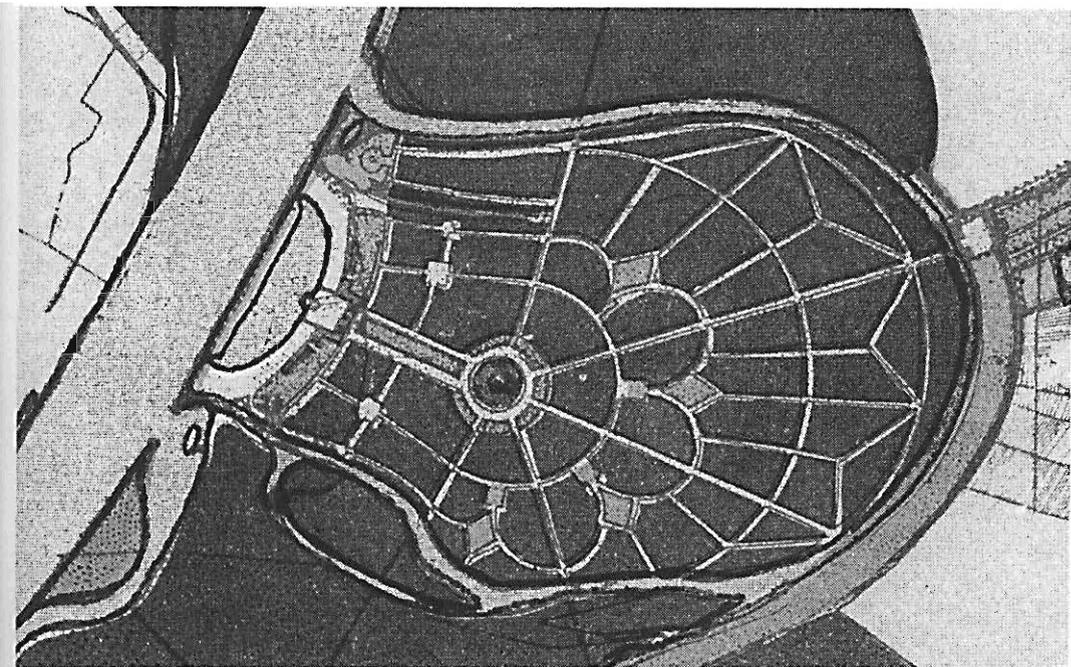
### **Der erste Schritt zu einem Landschaftspark**

Der Entwurf des Generalbebauungsplanes 1926 enthält die Konzeption für den gesam-

ten Rappenwört, aber ornamental überzeichnet. Die von Daxlanden zu bauende Erschließungsstraße mit Straßenbahn wird in einem Rondell aufgefangen und in zwei Richtungsfahrbahnen geteilt durch eine langgestreckte rechteckige Grünfläche. Dem Rondell gegenüber, im Westen liegen die Hochbauten für das Freibad. Die strenge Symmetrie des zentralen Baukörpers mit weiteren Flügelbauten – eine konsequente Einordnung in die ebenfalls symmetrisch ausgerichtete Gesamtanlage – ist eine formale Übertragung des Prinzips absolutistischer Stadtplanung und des damaligen Schlossbaues französischer Herkunft. Dazu gehören vorgelagerte und rückwärtige, wiederum symmetrisch angelegte Parklandschaften. Hier ist es die so genannte „Eiswiese“, gedacht als Eislauffläche im Winter.

Im Herbst 1927 veröffentlichte die Stadtverwaltung die Broschüre „Die Grünpolitik im Karlsruher Generalbebauungsplan: Der Rheinpark Rappenwört“, aus der das folgende Zitat stammt: „Die Rheininsel Rappenwört, im Westen vom Rhein, im Süden, Osten und Norden in Hufeisenform vom Altrhein bespült, hat bei einem Flächenausmaß von rund 130 ha eine größte Ausdehnung von 1,6 km in der Ostwestrichtung und von Nord nach Süd eine solche von 1,0 km. Sie liegt mit ihrem Mittelpunkt rund 2 km südlich vom Rheinhafen-Stichkanal und ebenso weit westlich von Daxlanden inmitten der herrlichsten Natur des Rheinwaldes, die Schönheiten der Rheinlandschaft in sich selbst aufs höchste steigernd ... alle nur denkbare Vorzüge einer schönen Natur finden sich hier zu einer seltenen Gelegenheit vereinigt, eine Volkserholungsstätte größten Ausmaßes und stärkster Wirkung zu schaffen, wie sie rheinauf, rheinab schöner und besser kaum mehr erdacht werden können.“

Bürgermeister Hermann Schneider wollte den bis dahin teilweise unzugänglichen Teil



Rappenwört im Entwurf des Generalbebauungsplanes 1926.

der Rheinaue zum Zwecke der Erholung der Karlsruher erschließen. „Der Rappenwört soll nicht nur den vielen Tausenden, die heute an schönen Sommertagen von Neuburgweier bis Maxau das Rheinufer bevölkern, eine passendere und bessere Gelegenheit bieten, im fließenden Rheinwasser zu baden und in frischer, sonniger Luft sich zu bewegen, ... ganz sicher ebenso viele werden überhaupt erst durch den Rappenwört sich in die Möglichkeiten versetzt sehen, die Wohltat eines nervenstärkenden Rhein-Bades in Verbindung mit heiterem Spiel auf grünem Rasen in froher Geselligkeit und unter der Wirkung der herrlichsten, von reinsten Luft und Sonne durchtränkten Landschaft sich und ihren Kindern zukommen zu lassen. Tausende von Familien des verarmten Mittelstandes, der Arbeiter und kleinen Beamten, die das Geld zu einer noch so bescheidenen Sommererholung in einem auswärtigen Kurort nicht aufzubringen vermögen, werden

auf dem Rappenwört ohne besondere Kosten alles haben, was von einer Gelegenheit zur Erfrischung der Gesundheit billigerweise erwartet werden kann.“ Das Verlangen nach Luft und Sonne ist hier das wichtige Thema, wie es auch im Siedlungsbau durch die Umsetzung der Ziele, einer guten Belüftung und Belichtung im Nord-Süd ausgerichteten Zeilenbau zum Ausdruck kam.

Am 13. 9.1927 bewilligte der Stadtrat das Projekt „Rheinstrandbad“, dessen Kosten mit 1,08 Mio Mark angegeben wurden, den Bau der Verlängerung der 1928 fertiggestellten Straßenbahnstrecke nach Daxlanden (Kosten von 293.000 M) und die Errichtung einer Vogelwarte in Höhe von 90.000 M. Am 28.9. debattierten die Mitglieder des Bürgerausschusses insbesondere das Strandbadprojekt. Die Fraktion der Kommunisten hatte die Absetzung des Tagesordnungspunktes und die Beauftragung des Stadtrates für die Erarbei-

tung eines Projektes „Sanierung der Altstadt“ beantragt. Die für das Gesamtprojekt Rappenwört erforderlichen 1,5 Mio M sollten dafür eingesetzt werden. Zwei weitere Gruppen lehnten den Bau des Bades ebenfalls ab, da andere Projekte wie das fünfte Hafenbecken oder das Ettlinger Tor wichtiger seien; auch wurde da die Höhe der erwarteten Einnahmen bezweifelt. Die Mehrheit des Bürgerausschusses stimmte aber für Rappenwört. In der selben Sitzung ging es noch um die Verlängerung der Straßenbahn nach Rappenwört und den Bau der Vogelwarte.

Für den früher propagierten „Naturschutzpark“ gab es keine eigene Vorlage. Ein Teil des finanziellen Aufwandes steuerte die Reichsregierung als Mittel der „wertschöpfenden Arbeitslosenfürsorge“, eine Form eines Arbeitsbeschaffungsprogramms, bei. Dieser gesamte Entscheidungsvorgang mutet eigenartig an, wenn man bedenkt, dass die Vorarbeiten für das Projekt schon einige Zeit im Gange war. Ab Ende 1925 baute die Stadt mit Unterstützung des Programmes für „Notstandsarbeiten“ einen Fahrweg von Daxlanden bis Rappenwört einschließlich der Brücke über den Altrhein. Diese wurde Anfang Februar 1927 dem Verkehr übergeben. Im November 1926 begannen die Arbeiten für den Aushub des künftigen Badebeckens. Ende März 1927 war die Hälfte der 27.000 cbm Erdmassen ausgehoben. Alle diese Vorbereitungsarbeiten waren im Sinne der „Bekämpfung der Erwerbslosigkeit“ von Stadtrat und Bürgerausschuss 1926 beschlossen worden. Wie wir wissen, gelang bis 1929 alles, wie von der Stadtverwaltung beabsichtigt: die Eröffnung des Rheinstrandbades am 20.7., die in der örtlichen Presse große Aufmerksamkeit fand, der Straßenbahnverbindung – es war wie heute die Linie 2 – und die Eröffnung der Vogelwarte am 12.10.

Das ca. 16 ha große Badegelände sollte Platz für 15.000 Besuchern bieten. Die Kapa-

zität der so genannten „Auskleideräume“ betrug im Eröffnungsjahr bis 5.300 und wurde später erhöht. Schwimmen war im großen sichelförmigen Becken wie auch im Rhein durch die Anlage von vier Schwimmstegen möglich. Die Ostseite des über 450 m langen Beckens gestaltete sich als flacher, über 500 m langer Badestrand (Böschungswinkel 1:18), die dem Rhein nähere Westseite bot Stufenreihen, auch als Zuschauertribüne für Wettkämpfe. Das Freigelände bot von Anfang an vielfältige Möglichkeiten für die Besucher: eine große Anzahl von Ringtennisplätzen – Schneider hatte diese Sportart nach einer Amerika-Reise in Karlsruhe eingeführt –, Turngeräte in den Turnhöfen, den Innenhöfen der Garderobebauten, einen Leichtathletik- und Rasenspielfeldplatz und eine Schießhalle. Einkaufsmöglichkeiten für Sportartikel, Fotoartikel, Wäscheverleih, Herren- und Damenfriseur und das Strandrestaurant mit Tanzdiele boten den Besuchern eine für die damalige Zeit geradezu luxuriöse Versorgung. Das Angebot von Trinkkuren, Diätfrühstück und vielfältigen Milchprodukten weist auf die beabsichtigte Gesundheitsförderung hin. Neben dem Mittelbau sollten Gymnastikhallen stehen, auf welche wahrscheinlich aus Geldmangel verzichtet worden ist.

Als Erinnerung an die frühere Nutzung des Geländes als Dampfziegelei blieb ein Ziegelei-Brennofen mit dem 22 m hohen Kamin stehen. Der Kamin bot Fledermäusen eine Heimstätte, die Spitze zierte ein Storchennest. Die Dampfziegelei war bereits 1917 stillgelegt und das Anwesen Anfang der 20er Jahre von der Stadt gekauft worden. Bei der Erwähnung dieser Vorgeschichte muss auch an die 1915 beschlossenen Absichten der Stadt erinnert werden, auf mehr als der Hälfte der Fläche des Rappenwört Kies zu gewinnen. Dabei wären jährlich 1,5 ha Wald abgeholzt worden. Diese Absichten sind wahrscheinlich wegen der ge-



Strandbad Rappenwört 1929.

ringen Bautätigkeit während des Ersten Weltkriegs buchstäblich im Sand verlaufen.

Noch heute fasziniert die Freiraumgestaltung durch ihre Einfachheit, strenge Symmetrie, die aber nicht konstruiert wirkt. Die Pappelreihen umfassen das eigentliche Badegelände mit dem großen Becken wie schützende Arme. Zugleich öffnet sich der Freiraum zum Rhein hin. Im Gegensatz zu den sonstigen Freibadeanlagen bietet Rappenwört außerhalb der Freibadesaison einen wunderbar gestalteten Landschaftsteil innerhalb der Rheinaue. Eigentlich ist es ohne Badebetrieb dort am schönsten.

### Das Restaurantgebäude

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Baderestaurant. Wer heute auf das etwas traurig wirkende Gebäude vom Parkplatz oder der Endstation der Straßenbahn zugeht, ahnt vielleicht doch, dass hier ein besonderes Haus auf

einem bewusst ausgewählten Standort steht und nach Erneuerung, besser gesagt nach Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes ruft. Es ist ein zwiespältiges Produkt der Architektur, das sowohl die damalige Bautradition als auch das „neue Bauen“ am Ende der 30er Jahre widerspiegelt. Die symmetrische Ausrichtung der Baukörper steht noch für das „Alte“, auch für Karlsruhes Rationalität in der Grundrissgestaltung in der Fortführung im 19. Jahrhundert. Das „Neue“ wird durch die Ausformung des Gebäudes in der Sprache des „neuen Bauens“ erzeugt: kubische Bauteile – hier wie eine kleinere auf eine größere Schachtel gesetzt –, Flachdach, horizontale Fensterbänder, Auflösung der nach Westen orientierten Saalwände in Glas, weißer Anstrich auf Putz. Die Verzierungen an den Fenstern sind wiederum „Reste“ der Tradition. Der Rohbau ist in Backsteinmauerwerk und Stahlbeton ausgeführt. Architekt war der städtische Ober-

baurat im Hochbauamt, Robert Amann. Es ist zu hoffen, dass bald die „Modernisierung“ dieses Architekturdenkmals im Sinne des ursprünglichen Zustandes in Angriff genommen wird.

### Die ehemalige Vogelwarte

Nicht weit von hier steht ein Gebäude, das in seiner architektonischen Gestaltung wesentlich radikaler ist als die Hochbauten im Freibad. Die Vogelwarte ist ein Werk des Stadtbaurats im Hochbauamt Walter Merz. Er hatte die Aufgabe, „Räume zur Unterbringung und Beobachtung von Vögeln wie auch zu Unterrichts- und Versuchszwecken zu schaffen und daneben für den Leiter der Warte und einen Gehilfen Wohnungen zu bauen.“ Ende 1925 gab es in der Stadtverwaltung Reaktionen auf einen am 10.9. im „Tagblatt“ erschienenen Artikel zur Schnakenplage. Dabei rückte der Schutz der Singvögel auf Rappenwört als natürliche Feinde der Stechmücken in den Blickpunkt. Die Bekämpfung der Schnaken auf Rappenwört war nicht unumstritten, wie die Meinung des damaligen Leiters der Landesnaturschutzstelle Prof. Auerbach zeigt. Er hatte sich dieses Gebiet als Naturschutzpark gedacht, „zu dessen besten Schutz gerade die Schnaken dienen sollten.“ Zu der damals bereits diskutierten Ausweisung eines Landschaftsschutzgebietes kam es erst 1962.

1927 konkretisierte sich ein von Prof. Fehring, dem Verantwortlichen für die „Staatlich empfohlene Vogelschutzstelle für Baden“ in Heidelberg, die Idee einer staatlichen Vogelschutzstelle in Karlsruhe-Rappenwört. Der Standort wurde wegen des Vogelschutzes und der Schnakenplage auf der Altrhein-Insel als sehr günstig angesehen. Eigentlich war es eine staatliche Aufgabe. Da die Angelegenheit zu versanden drohte, übernahm die Stadt Karlsruhe die Realisierung. Der Auftrag sah den

Vogelschutz, die Bekämpfung der Schnakenplage auf biologischer Grundlage und die Ergänzung des naturkundlichen Unterrichts vor. Leider war der Einrichtung kein Glück beschieden. Das Verhältnis zwischen dem Leiter Prof. Fehring und der Stadtverwaltung entwickelte sich spannungsreich. Anlässe wie die Anbringung von Blumenkästen, Erstattung von Auslagen, Klagen über Nachlässigkeiten usw. führten schließlich zur Niederlegung der Leitung Anfang 1931. Bereits anlässlich dieses Vorfalles zeigte sich, dass die Vogelwarte im Bewusstsein der Karlsruher nicht verankert war. So ist einem Presseorgan am 19.2.1931 folgendes zu entnehmen: „Man hätte ruhig die Vogelwarte gleich aufheben können. In Karlsruhe hätte ihr kein Mensch eine Träne nachgeweint und die Stadt könnte viel Geld sparen.“ Ein Kommentar, der auch heute noch traurig stimmt, denn damit wurde eine Besonderheit in dieser Stadt als Belastung und nicht als Bereicherung gesehen. Am 31.3.1934 endete die Existenz der Vogelschutzwarte durch deren Aufhebung aus finanziellen Erwägungen. 1996 erlebte dieses Haus eine verdiente Renaissance als Naturschutzzentrum.

Der anfangs vorgesehene Standort lag näher zum Altrhein. Er rückte dann in die Hauptachse des Strandbades, was durch die vorgesehene geradlinige Wegeverbindung zu einer guten Einbindung der Vogelwarte in das Planungskonzept wegen der landschaftsplanerischen Qualität und der besseren Auffindbarkeit geführt hätte. Aber der junge Architekt Merz setzte sich anscheinend gegen den traditionsbewussten Stadtplaner Pflästerer durch. Symmetrie, axial aufgebaute Strukturen in der Stadtlandschaft, Repräsentation und Blickbeziehungen waren nicht mehr gefragt und wurden von der damaligen Avantgarde der Architektur abgelehnt. So ist heute die gedachte Beziehung zum Freibad nicht mehr nachvollziehbar, und wenn, nur mehr mit dem Lineal

auf dem Plan. Der Vergleich der Architektur des Baderrestaurants mit der der Vogelwarte zeigt die unterschiedliche Auffassung der beiden Architekten deutlich. Merz übernimmt konsequent die Formensprache, wie sie von der Kunstbewegung „De Stijl“ in den Niederlanden und von Walter Gropius in seinen Dessauer Bauten für das Bauhaus vorgegeben war: Asymmetrie bei der Anordnung der kubischen Baukörper und im Fassadenaufbau, Flachdach, in die Außenhülle eingeschnittene Fenster unterschiedlicher Formate, weißer Anstrich, kein Fassadenschmuck. Die vier Funktionseinheiten der Einrichtung, nämlich die Wohnung des Leiters, die Unterrichts- und Versuchsräume, das Vogelhaus und die Gehilfenwohnung, sind in ihren Formen voneinander unterschieden. Die Geschossigkeit ist nach diesen Funktionsteilen unterschiedlich: eingeschossig die Gehilfenwohnung und der Vogeltrakt als Verbindung zum Haupthaus mit dem wiederum eingeschossigen Unterrichtstrakt und dem zweigeschossigen Wohnteil, der von einem Turm mit drittem Geschoss und Beobachtungsplattform gekrönt ist. Damit wird auch der gemeinsame Eingang markiert. Die Gesamtanlage ist streng Ost-West orientiert, was bei einer axialen Beziehung zum Strandbad nicht möglich gewesen wäre. Merz erklärte das vorhin angesprochene Abweichen vom übergeordneten Konzept selbst: „Die Vereinigung zu einem einzigen symmetrischen Baukörper, der etwa mit dem Strandbad zusammen in eine Achsenbeziehung hätte gebracht werden können, konnte nicht in Frage kommen: denn die Wahrheit als letztes Ziel alles Gestaltens läßt es nicht zu, daß ein differenzierter Organismus durch eine äußere Form verkleidet wird, die seinem inneren Wesen nicht entspricht.“

Dieser Bau zeigt zeitgleich mit dem Dammerstock den in Karlsruhe etwas verspätet aufgetretenen Bruch mit der Städtebau-

und Architekturtradition. Ganz deutlich wird dies bei der Betrachtung der ersten Entwürfe des Hochbauamtes aus dem Jahre 1927, die nicht von Merz stammen. Nicht realisiert wurde übrigens eine von Anfang an konzipierte Wasserfläche vor dem Anwesen.

Die Veröffentlichung über Rappenwört, insbesondere über die Hochbauten in der „Bauzeitung“ in Form zweier aufeinander folgenden Sonderbeilagen mit der Überschrift „Das neue Karlsruhe“, zeigt das damalige überregionale Interesse. Die wöchentlich erscheinende Fachzeitschrift stellt Ende der 30er Jahre in unregelmäßiger Folge große Projekte des „Neuen Bauens“ in Form von Sonderbeilagen für einzelne Städte. Mitte 1928 fand in Karlsruhe eine Hinwendung zum so genannten „Neuen Bauen“ statt, freilich nur für kurze Zeit und in Gang gesetzt von der Stadtverwaltung, besser gesagt von Bürgermeister Schneider.

### Die Akteure des Projektes

Das „Unternehmen Rappenwört“ wurde von Personen der Stadtverwaltung geprägt. Leider hat die Literatur diese Phase der Karlsruher Kommunalpolitik bisher unzureichend wahrgenommen. Bislang wurden nur Namen wie Ernst May, Stadtbaurat in Frankfurt/M., Gustav Oelsner, Bausenator in Altona, Fritz Schumacher, Oberbaudirektor in Hamburg, und Martin Wagner, Stadtbaurat in Berlin, gewürdigt. Sie standen für einen neuen Typ von leitenden Kommunalbeamten. Fachliche Kompetenz und die Suche nach neuen Wegen in der Verwaltung kennzeichneten diese Persönlichkeiten. Hermann Schneider, der Karlsruher Baubürgermeister, kann ohne Einschränkungen in die Reihe dieser Personen eingeordnet werden. Ein Grund für die nur regionale Bekanntheit von Schneider und für die ungenügende Rezeption seiner Person und Tätigkeit kann seine berufliche Herkunft gewesen

sein: er war kein Architekt, sondern Bauingenieur und war mehr Initiator und Umsetzer als Planer. Auch seine politische Herkunft als Konservativer – er war Mitglied der Zentrumsparterie – und fehlende programmatisch ausgerichtete Publikationen haben vielleicht dazu beigetragen.

Karl Pflästerer, Urheber des Gesamtkonzeptes für Rappenhörs, ist ein Beispiel der Kontinuität in der Karlsruher Stadtplanung von der Zeit der Weimarer Republik, über die des Dritten Reiches bis hin zu den Anfängen der Bundesrepublik. Seine Persönlichkeit bestimmte seit Mitte der 30er Jahre bis nach dem Zweiten Weltkrieg die fachliche Arbeit, beginnend von den gestalterischen Beiträgen im Entwurf zum Generalbebauungsplan 1926, über die unzähligen Baufluchtenpläne, Entwürfe zum Ausbau der Stadt Karlsruhe bis zur Wiederaufbauplanung Ende der 50er Jahre. Mit dem 1919 erfolgten Eintritt in das städtische Hochbauamt beginnt seine bis 1954 dauernde Berufslaufbahn bei der Stadtverwaltung Karlsruhe. Ab 1924 nahm das Tiefbauamt seine Dienste für die Erarbeitung des Generalbebauungsplans in Anspruch, was dort zum systematischen Aufbau des „Stadterweiterungsbüros“ unter seiner Leitung führte.

1947 wurde ihm die Leitung des Stadtplanungsamtes übertragen.

Walter Merz, Architekt der Vogelwarte, wurde Anfang 1928 beim städtischen Hochbauamt in Karlsruhe eingestellt, um am Dammstock-Projekt mitzuarbeiten. Nach dem Zweiten Weltkrieg leitete er das Hochbauamt und von 1955 an bis zu seinem Ruhestand 1961 hatte er die neugeschaffene Position eines dem Oberbürgermeister zugeordneten Referenten inne. Dabei unterstand ihm das Stadtplanungsamt, das Hochbauamt und das Bauordnungsamt.

Über Robert Amann, den Architekten für die Hochbauten im Rheinstrandbad, ist wenig bekannt. Er trat 1911 ins städtische Hochbauamt ein, wurde 1913 Stellvertreter des Amtsleiters Beichel, nach dessen Pensionierung 1938 er die Amtsleitung bis 1948 übernahm.

Rappenhörs wird in den nächsten Jahrzehnten wahrscheinlich wieder in den Mittelpunkt der Planungspolitik der Stadt Karlsruhe rücken. Sollte wieder einmal eine Bundesgartenschau stattfinden, so kann der „Rheinpark Rappenhörs“ ein reizvoller, weiter entwickelter Bestandteil dieser Unternehmung werden.

HARALD RINGLER

## Landesbildstelle Baden

### *Neues Gebäude – neue Aufgaben*

Die im Januar 2001 in ein Gebäude des ehemaligen Grenadierkasernenblocks umgezogene Landesbildstelle Baden gehört zu den ältesten Einrichtungen ihrer Art in Deutschland. Schon 1918 waren Freiburg, Karlsruhe und Mannheim Mitglieder des in Stettin lokalisiert

ten Bilderbühnenbundes. Das vorwiegend privatrechtlich organisierte Bildstellenwesen bekam 1934 im Zuge der Vereinheitlichung und Zentralisierung des Schulwesens unter dem Nationalsozialismus eine völlig neue und für das Deutsche Reich flächendeckend orga-

nisierte Struktur von Landesbildstellen und Stadt- bzw. Kreisbildstellen. Dieses Verbundsystem prägt heute noch das Bildstellenwesen.

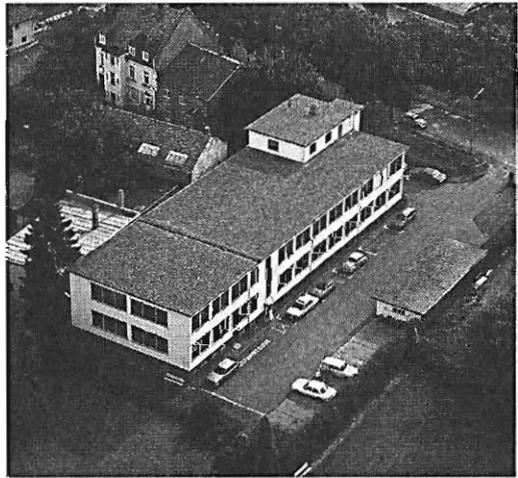
Im Unterschied zu den anderen Bundesländern, die ihre Landesbildstellen in nachgeordnete Ämter überführten, blieben in Baden und Württemberg die Rechtsformen der selbstständigen Körperschaft erhalten. Beide Landesbildstellen, die badische und die württembergische, blieben auch nach der Gründung Baden-Württembergs jeweils für ihre angestammten Landesteile zuständig.

1957 erlässt der Landtag das „Gesetz über die Versorgung der Schulen mit Filmen, Lichtbildern und Tonträgern“. Dieses Gesetz, seinem Inhalt entsprechend das erste Bildstellen-gesetz, weist den beiden Landesbildstellen Versorgungsfunktionen zu. Erst die Gesetzesnovellierung von 1991 berücksichtigt in ihrem Aufgabenkatalog pädagogische Dienstleistungen wie Fort- und Weiterbildung von Pädagogen und außerschulischen Bildungsmultiplikatoren im Medienbereich, Aufgaben der Medienbegutachtung in Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Kultus, Jugend und Sport und – was für die damalige Zeit weit vorausschauend war – Aufgaben der Erprobung und Innovation neuer Informations- und Kommunikationstechnologien sowie deren Transfer an Schulen und Bildungseinrichtungen. Des weiteren wurden auch traditionelle Aufgaben des Verleihs, der technischen Beratung von Schulen und Bildungseinrichtungen, Kopierdienste von schulrelevanten Fernseh- und Rundfunksendungen und schließlich fotografische Dienste zur Führung von landeskundlichen Bildarchiven wahrgenommen.

Von 1934 bis 1974, 40 Jahre lang, war die Landesbildstelle Baden in Karlsruhe im ehemaligen Prinzessin-Wilhelm-Stift in der Sophienstraße 39/41 untergebracht, wo sie auch die Fliegerangriffe heil überstanden hat. Für den Verlust des Verwaltungsarchivs und des



Landesbildstelle Baden, Sophienstraße 39/41, 1955



Dienstgebäude der Landesbildstelle Baden, Rastatter Straße 25, 1978

Altbestands des Bildarchivs gibt es die Vermutung, dass diese Teile während des Krieges nach Straßburg gekommen seien, wo man, wie die dortigen Aktennachrichten belegen, eine oberrheinische Landesbildstelle aufbauen wollte.

Der Umzug 1974 nach Rüppurr in die Rastatter Straße 25, in die ehemalige Hemdenfabrik Stecher, wurde notwendig, weil die Aufgaben der Landesbildstelle kontinuierlich



Neues Gebäude der Landesbildstelle Baden,  
Moltkestraße 64, März 2001

wuchsen und somit der Raumbedarf. Der Medienbestand vergrößerte sich und mit ihm der Zulauf von Benutzern. Vor allem die pädagogischen Aufgaben, wie sie 1991 ins Gesetz aufgenommen wurden, entwickelten sich mit der Medien- und Kommunikationstechnik. Das war das Aufkommen der Ton- und Videokassetten – später auch der Disketten und CD's.

Seit 1991 wird zunehmend die Zulassung von außerschulischen Benutzern diskutiert. Heute ist die Landesbildstelle Baden längst eine öffentliche Einrichtung, die jedem offen steht, der einen gültigen Personalausweis von Baden-Württemberg vorweisen kann.

Medien waren lange Zeit mehr oder weniger die Stiefkinder der Schulpädagogik. Dies änderte sich bei der Diskussion über die Gewalt in Medien, die zum öffentlichen Thema wurde. Erstmals bekam die Arbeit der Bildstellen eine politische Dimension. In diesem Themenfeld wurde die heute noch bestehende Kinder- und Jugendvideothek eingerichtet. Dieses Angebot mit pädagogisch ausgewählten Medien wurde bundesweit zum Modell. Mehr als 5.000 eingeschriebene Kinder und Jugendliche benutzen die Videothek, die in Kooperation mit der Karlsruher Jugendbibliothek ge-

führt wird. Damit zählt sie zu den größten in Deutschland.

Der zweite Anstoß für die Fortentwicklung des Bildstellenwesens kam durch die neuen interaktiven Medien. Die digitale Revolution wurde zur Herausforderung für das gesamte Schulwesen. Mit Medienoffensiven der Landesregierung soll Anschluss an die sich atemberaubend entwickelnde Informations- und Kommunikationstechnologie gefunden werden. Die Landesbildstelle Baden hat schon seit 1996 sich dieser Entwicklung geöffnet und die Partnerschaft mit dem Universitätsrechenzentrum erreicht. Seitdem gehört die Karlsruher Medienanstalt zu den führenden in Deutschland. Ohne die traditionellen Aufgaben zu vernachlässigen, konnte in der Landesbildstelle Baden ein „Bildungsdienst“ aufgebaut werden, der Lehrer, Schüler und bildungsinteressierte Bürger in die Informationsflut des Internets lehrplankonform und bildungsrelevant einführt.

Die Ausleihe und Distribution von Medien wird mehr und mehr zur Moderation von Information aus dem Internet. Diese Entwicklung wird sich noch weiter verstärken.

Die technischen Möglichkeiten der Informationsbeschaffung sowie deren Strukturierung sind nur in Kooperation mit bildungsverwandten Einrichtungen zu nutzen. Die ins Netz gestellten Bildungsinhalte sind letztlich entscheidend – nicht allein die Technik. Kooperationspartner sind Universitäten, Hochschulen, Bibliotheken, Museen und Theater. Bei dieser Entwicklung wurde auch das Haus in Rüppurr zu klein.

Mit dem Umbau der Grenadierkaserne, Moltkestraße 64, wurde der bisherige Nutzraum von 2.000 m<sup>2</sup> mehr als verdoppelt. In fünf vernetzten Übungsräumen können dort Lehrerinnen und Lehrer mit neuester Kommunikations- und Informationstechnik vertraut gemacht werden. Weitere Übungsräume

und ein Internet-Raum, den jedermann benutzen kann, stehen neben den traditionellen Einrichtungen, wie Ausleihe und Medienmagazine, Bildarchiv und Schulfunktechnik der Nutzung offen. Die Ausleihe wird durch ein elektronisch gesichertes Freihandmagazin erleichtert. Mittelpunkt des Hauses ist ein großer Veranstaltungssaal: ein Raum der Begegnung mit dem medialen Kulturwirken wie Musik, Malerei, Theater und Literatur. Auf der großen Bühne steht auch ein Konzertflügel. Seit Dezember 2000 ist die Landesbild-

stelle Zentrum und Archiv der Jugend- und Schulkunst. Dort sollen künstlerische Produkte aus dem Kunstunterricht und auch aus den außerschulischen Kunstschulen archiviert und für Ausstellungen bereitgehalten werden.

Die neue Landesbildstelle versteht sich als ein Haus der Begegnung im Bildungs- und Kunstbereich im weiten Sinne. Durch den Anschluss im World-Wide-Web ist die Landesbildstelle ein Haus ohne Grenzen.

GÜNTER STEGMAIER

## Entnazifizierung in Karlsruhe 1946 bis 1951

### Ein Aktivist vor der Spruchkammer

Am 19. Januar 1948 verhandelte die Karlsruher Spruchkammer VI unter Vorsitz von Wirtschaftsprüfer Heinrich Weill gegen einen 1903 geborenen arbeitslosen Hilfsarbeiter, NSDAP-Mitglied seit 1925 und 1934 Träger der „Blutfahne“ beim Nürnberger Parteitag. Der Betroffene, so die Bezeichnung für all jene, die sich nach dem Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus einem Spruchkammerverfahren stellen mussten, war also ein „alter Kämpfer“. Sein Vorstrafenregister, dazu etliche teils illustrierte Zeitungsberichte, schließlich die Zeugenaussagen seiner politischen Gegner wiesen ihn zudem als berüchtigten Schläger aus, der keinen Propagandamarsch und kaum eine Saalschlacht ausließ. Dass er hierbei auch Prügel bezog, zeigte ein dem badischen NS-Organ „Der Führer“ entnommenes Foto. Der Aktivist war hier mit Bandagen um Kopf und Arm sowie Blessuren im Gesicht zu sehen. 1933 hatte Gauleiter

Robert Wagner den bislang beschäftigungslosen Schläger zum Hilfspolizisten ernannt. Von nun an war er an Verhaftungen jener beteiligt, mit denen er sich bisher Saalschlachten geliefert hatte, begleitete gar Visiten Wagners ins nahe Konzentrationslager Kislau. Nicht nur den politisch Verfolgten, sondern auch seinem privaten Umfeld gegenüber benahm sich der Betroffene fortan wie ein „kleiner Führer“, terrorisierte die Nachbarschaft und machte hierbei selbst vor Parteigenossen nicht Halt. Damit wurde er selbst seinen Förderern in der Parteileitung untragbar. 1937 schloss ihn Wagner auf massive Intervention des Stadtrats Peter Riedner wegen schädigenden Verhaltens aus Partei und SA aus. Diesen Hinauswurf stellte der Betroffene nun im Spruchkammerverfahren als Resultat seines Widerstands gegen die Parteihierarchie dar, eine Strategie, die beim Kammervorsitzenden Weill um so weniger verfiel, als es dem öffentlichen Kläger gelungen war, immerhin zwölf Belastungszeugen aufzubieten. Entsprechend eindeutig gestaltete

sich die Beweislage. Und so konnten Heinrich Weill und seine vier Beisitzer den frühen NS-Aktivisten in die Gruppe 11 der Belasteten einstufen und eine fünfjährige Lagerhaftstrafe, den Einzug von 80 Prozent des Vermögens sowie ein Betätigungsverbot für die nächsten acht Jahre verhängen. Das mit Hilfe eines Anwalts angestrengte Revisionsverfahren bestätigte diese Entscheidung, doch erreichte der Betroffene im Dezember 1949 seine Entlassung aus dem Ludwigsburger Lager auf dem Gnadenweg.

### **Entnazifizierungspläne der Alliierten**

Der geschilderte Fall war in mehrfacher Hinsicht ein Ausnahmefall. Weit seltener als 1946 konnte in der Spätphase der Entnazifizierung 1948 eine Einstufung als Belasteter oder gar Hauptschuldiger durchgesetzt werden, die noch dazu nicht nur auf den ohnehin im Meldebogen eingeräumten Belastungsmomenten beruhte. Dazu war dieses mündlich verhandelte eines von insgesamt 263 Verfahren gegen Haupttäter, während die Masse der insgesamt über 54.000 Karlsruher Entnazifizierungsprozesse schriftlich entschieden wurden. Doch was genau bedeutete Entnazifizierung? Welche „Nazis“ galt es zu ent-nazi-fizieren und, dies die erste Konsequenz, aus ihren Ämtern zu entfernen? Wer entnazifizierte? Und wie vollzog sich diese politische Säuberung im Spannungsfeld von amerikanischer Direktive, öffentlicher Meinung und lokalpolitischem Neubeginn? Schließlich: wie ist die Entnazifizierung rückblickend zu beurteilen – als möglichst schnell zu vergessender Fehlschlag oder doch wenigstens als Teilerfolg?

Die Entnazifizierung, englisch denazification, war eines jener alliierten Kriegsziele, die sich neben Demilitarisierung, Dekartellisierung und Demokratisierung hinter der bekannten Formel der „4 D“ verbargen. Aller-

dings war dieser Minimalkonsens der Konferenz von Jalta (Februar 1945) wenig mehr als eine Absichtserklärung, denn eine konkrete, gar einheitliche Planung der Umsetzung sollte daraus nicht entstehen. Entsprechend entnazifizierte vom Frühjahr 1945 jede Besatzungsmacht nach ihren eigenen Interessen und Vorgaben: rigide und mit einem gewissen missionarischen Eifer die Amerikaner; bis zur Anpassung an deren System 1947 eher pragmatisch Franzosen und Briten, die angesichts der prekären Situation im eigenen Land auch andere Prioritäten setzten; schließlich im Sinne der politischen Umgestaltung ihrer Zone die sowjetische Besatzungsmacht. Sollte hier unter dem Deckmantel der Entnazifizierung ein Austausch der politischen wie der Funktionseliten vollzogen werden, so beabsichtigten die westlichen Alliierten die Ausschaltung führender Nationalsozialisten, hingegen die Wiedereingliederung der weniger kompromittierten Mitläufer in die entstehende demokratische Gesellschaft.

### **Erste Säuberungen in Karlsruhe**

Karlsruhe wie insgesamt das nördliche Baden war vom 4. April bis 7. Juli 1945 Teil der französischen Besatzungszone und erlebte zunächst wenig systematische Entlassungen. Dies sollte sich mit dem Einzug der Amerikaner grundlegend ändern. Ihre Position unterstrich die neue Besatzungsmacht mit einem allgemeinen Fraternalisierungsverbot und einer weit konsequenteren Säuberungspolitik. Dieser Kurs musste sogar noch verschärft werden, als die bisherige Praxis in der US-Presse in die Kritik geriet. Die in Reaktion auf diese Vorwürfe am 26. September 1945 beschlossene Direktive Nr. 8 war dann jedoch zugleich der Wendepunkt in der amerikanischen Säuberungspolitik. Ende November 1945 entschloss man sich, die erwachsene Bevölkerung insge-



Gautag der NSDAP in Karlsruhe 1937. Parade vor dem Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, in der Kaiserstraße am Marktplatz.

samt einem gesetzlich geregelten Verfahren zu unterwerfen, um sodann all jene gleich oder nach Ablauf einer Bewährungsfrist in ihre Ämter und Positionen zurückkehren zu lassen, die nicht gänzlich kompromittiert schienen. Politisch unbelastete Deutsche sollten an der Entnazifizierung mitwirken, zudem Anfang 1946 an der Formulierung eines eigenen Säuberungsgesetzes. Badischer Vertreter in diesem Gremium des Länderrats war der von Landesbezirkspräsident Heinrich Köhler entsandte frühere Mannheimer Rechtsanwalt August Neuburger, der mit seinem Vorschlag der Einführung einer Kategorie V („Vom Gesetz nicht betroffen“) wesentlich zur Verfahrensvereinfachung beitrug. Am 5. März 1946 unterzeichneten die Ministerpräsidenten der Länder Bayern, Württemberg-Baden und Hessen so-

wie der amerikanische stellvertretende Militärgouverneur Lucius D. Clay in München das in zähem Ringen erarbeitete Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus.

### **Der Aufbau der Spruchkammern**

War damit eine innerzonal einheitliche Regelung getroffen, so standen die Regierungen der Länder nun vor der Aufgabe, neben dem dazugehörigen Apparat jene Laiengremien einzurichten, denen die Entnazifizierung nun oblag: die Spruchkammern. Von Mitte März an bereiste der genannte August Neuburger auf der Suche nach Personal, Räumlichkeiten und Büroausstattung jene insgesamt 16 Städte Nordbadens, in denen solche Kammern

eingrichtet werden sollten. Die feierliche Verteidigung der künftigen Kammervorsitzenden, öffentlichen Kläger und Beisitzer konnte bereits am 18. April im Karlsruher Konzerthaus stattfinden, und dies obwohl die Anforderungen hinsichtlich der politischen Vergangenheit dieses Personals die Suche kaum leicht gemacht hatten. Vorzugsweise sollten NS-Opfer und Angehörige des politischen Widerstands geworben werden. Tatsächlich leitete in Karlsruhe ein 1933 nach Frankreich emigrierter und als Sozialdemokrat und Spanienkämpfer 1940 bis 1945 in Gurs und schließlich im KZ Dachau inhaftierter Anwalt die Lagerspruchkammer, vier seiner Vorsitzendenkollegen sowie ein öffentlicher Kläger galten der NS-Rassedoktrin nach als Juden. In der Praxis wurden jedoch in erster Linie die sehr viel zahlreicheren Personen verpflichtet, die als Nichtparteiengenossen für unbelastet galten. Die Kammervorsitzenden und Kläger waren faktisch Laienrichter oder -staatsanwälte, die jedoch über keine juristische Vorbildung verfügen mussten. August Neuburger war es allerdings gelungen, nahezu alle nordbadischen Kammern mit Juristen zu besetzen, wie dies laut Gesetz vom 5. März lediglich für die Berufungsinstanz vorgeschrieben war. Er fand diese unbelasteten Juristen im Kreise seiner einstigen Anwaltskollegen, der ihm bekannten Richter und Staatsanwälte, die sich aber nicht in jedem Fall freiwillig verpflichten ließen. Immerhin mussten sie ihre Anwaltskanzlei vernachlässigen oder die Doppelbelastung einer gleichzeitigen Tätigkeit im Justizdienst auf sich nehmen.

### **Der Spruch der Kammer lautet ...**

Wie vollzog sich nun die Entnazifizierung in einer Stadt wie Karlsruhe? In der Osterwoche 1946 hatten zunächst sämtliche Erwachsenen einen 14 Fragepunkte umfassenden Meldebo-

gen auszufüllen und in doppelter Fertigung bei Polizei oder Bürgermeisteramt abzugeben. Da künftig nur Lebensmittelkarten erhielt, wem die Einreichung des Meldebogens quittiert worden war, konnte ein hoher Grad an Mitwirkung, nicht zwingend jedoch an Ehrlichkeit vorausgesetzt werden.

Immerhin wurden in der Folgezeit mehr als 3.000 Karlsruher wegen Meldebogenfälschung angezeigt, weil sie entweder unvollständige oder unzutreffende Angaben gemacht hatten. Mitunter entging jedoch auch mancher – selbst plumpe – Fälscher der Aufmerksamkeit der Auswerter. Jeder eingereichte Meldebogen, nicht zu verwechseln mit dem seit Ernst von Salomons gleichnamigen Roman weit bekannteren Fragebogen, wurde eigens gesichtet und überprüft. Die anfänglich nur vier Auswerter der Karlsruher Spruchkammer hatten binnen weniger Monate immerhin fast 200.000 Formulare zu bearbeiten.

Nach Abschluss der Prüfung erhielten knapp  $\frac{1}{4}$ , insgesamt 142.000 Personen einen Postkartenbescheid mit dem Vermerk: „Vom Gesetz nicht betroffen“, der für sie die Entnazifizierung beendete. Die übrigen gut 54.000 wurden, je nach formaler Belastung, in eine der folgenden Kategorien eingereiht: Hauptschuldige (I), Belastete (II), Minderbelastete (III), Mitläufer (IV) und, dies allerdings erst nach Abschluss eines Verfahrens, Entlastete (V). Die in Gruppe I-III sortierten Betroffenen, Parteimitglieder lange vor dem 30. Januar 1933, Funktionsträger, Nutznießer, erst recht Verbrecher gegen die Menschlichkeit, wurden im mündlichen Verfahren verhandelt, die übrigen, per schriftlichem Sühnebescheid erledigt. In Karlsruhe erhielten gut 30.000 eine entsprechende Mitteilung, faktisch eine Verfahrenseinstellung gegen eine zumeist geringe Geldbuße, die einem Wiedergutmachungsfonds zufließen sollte. 24.000, etwa ein Achtel aller Meldepflichtigen und zu weit über 80

# Die Vereidigung der nordbadischen Spruchkammern

Ansprache des Landespräsidenten Dr. H. Köhler — Ministerialrat Neuburger über die Durchführung des Denazifizierungs-Gesetzes

## Was erwartet die Welt?

Vor kurzem befanden sich Vertreter des internationalen Gewerkschaftsbundes auf einer Informationsreise in Deutschland. Der Führer der Delegation, der Amerikaner Hillman, erklärte bei diesem Anlaß, solange die Reinränge Deutschlands von nationalsozialistischem Einfluß und Geist nicht vollständig durchgeführt sei, sei der Krieg der Alliierten gegen Deutschland nicht zu Ende. Das ist es, was die Welt von uns erwartet und verlangt. Das ist der wichtigste Beitrag Deutschlands zum eigenen Frieden, ebenso zum allgemeinen Frieden der Welt.

Die Welt erwartet den Beweis von uns, daß der Sinn für Gerechtigkeit auch in Deutschland nicht erloschen ist, sondern sich in der Ausführung des Gesetzes auswirkt. Wir müssen ein neues Deutschland schaffen, dessen Repräsentanten mit ruhigem Gewissen vor die Welt treten und sagen können, daß unser Volk mit dem Nazismus nichts mehr zu tun hat. Nur ein Bekenntnis der tätigen Reue und einer vollständigen inneren Abkehr von der nationalsozialistischen und militaristischen Vergangenheit verspricht uns Aussicht auf ein neues Leben und auf wiedergewinnende Anerkennung durch die miträumlich gewordenen Umwelt.

Sie erwartet, daß die drachenhutende Hand des Vertrauens ertönen. Wir ertönen sie, obwohl, was bei der zeitlichen Nähe des überstandenen fürchterlichen Krieges nicht zu verwundern ist, diese Hand sich teilweise noch recht hart anfühlt.

Natürlich darf die Welt nicht annehmen, daß die Denazifizierung das einzige und Allheilmitel für den Wiederaufbau des deutschen Volkes darstelle. Durch diese Bereinigung wird nur das unerlöschliche politische Fundament gelegt. Kommen dazu nicht eine geordnete und sicherstellte Ernährung und eine Gesamtwirtschaft im Rahmen der politischen

Einheit, die dem Volk eine Lebensmöglichkeit überhaupt garantiert, dann wäre ein großer Aufwand wirklich nutzlos verthan.

## Was erwartet unser Volk?

Die führenden Kriegsverbrecher hat man nicht nur zur Aburteilung überlassen; über sie urteilt in Nürnberg ein internationaler Gerichtshof. Ob sein Urteil strenger sein wird als die Entscheidung, die das deutsche Volk über diese Verbrechen gefällt haben würde, bleibt abzuwarten. Viele andere, an deren Händen Blut klebt, sind den alliierten Militärgerichten überantwortet. Alle übrigen aber, die sich durch Unterstützung des Nationalsozialismus in irgendeiner Form schuldig gemacht haben, werden dem deutschen Volke jetzt selbst zur Aburteilung übergeben, und zwar durch ein Volksgericht, das in seiner Ausdehnung und in seinen Reaktionsarten ohne Beispiel ist in der politischen Geschichte der zivilisierten Völker. Wie schnell und unter welcher Art dieses Verfahren von den sog. Gerichtshöfen Adolf Hitlers, von Tribunaleten, bei denen in vielen Fällen selbst die Verteidiger zu Anklägern wurden.

Unser Volk hofft auf schnelle Arbeit, um die allgemeine Unruhe zu beseitigen und Wirtschaft und Verwaltung wieder flott zu machen zur Bewältigung der ungehorenen ihm zewillten Aufgaben. Das Volk erwartet ferner eine gleichmäßige Rechtsprechung im ganzen Gebiete durch Bildung einer einheitlichen Rechtspraxis und insbesondere auch durch absolute Klärung aller Generalklauseln, die verschiedenartiger Auslegung fähig sind. Es erwartet weiter die Ausdehnung dieses Gesetzes auf alle Zonen, damit nicht in der amerikanischen Zone ein Sonderrecht entstehe. Und es erhofft endlich die Mitwirkung aller Volksteile, einschließlich der Presse bei der Wahrheitsfindung, so wie es im Gesetz auch vor-

gesehen ist, das alle Organisationen und zugelassenen Parteien zur verantwortlichen Mitarbeit aufruft, weil nur auf diesem Wege ein gerechtes Durchfahren möglich sein wird.

Und nun wende ich mich an Sie, die öffentlichen Kläger, und an die Vorsitzenden und Beisitzer der Spruchkammern. In einer Schicksalsstunde des deutschen Volkes sind Sie zum Sachwalter dieses Volkes berufen worden. Sie sind in Ihrer Urteilsfindung und in Ihrem Urteilspruch vollständig geschützt durch die richterliche Unabhängigkeit, die Ihnen zusteht. Ihre Entscheidungen erfolgen aus dem Inbegriff der Verhandlung nach freiem richterlichem Ermessen. Sie werden die Persönlichkeit indes einzelnen würdigen — nicht durch eine Formalistik in der Rechtsanwendung, der Beweiswürdigung und im Rechtspruch, sondern in einem blutvollen Sichhineinleben in die Menschen und die Verhältnisse im Rahmen des vom Gesetz vorgeschriebenen und Gewollten. Wer versuchen wollte, Ihre Arbeit herabzuwürdigen, Sie unerlaubt zu beeinflussen, sei es durch Drohungen oder Versprechungen oder durch den Versuch von Korruption in jeder Form, wird den festen Arm der Staatsgewalt unerbittlich zu süßen bekommen; ebenso wie der, der ein Mitglied in Beziehung auf seine Tätigkeit verleumdete oder beleidigt. In Ihrer Arbeit muß sich das Vertrauen auswirken, das die amerikanische Regierung in uns gesetzt hat, als sie uns diese Bereinigungsaufgabe überließ. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte: Deutschlands Zukunft ist in weltweitem Umfange in Ihre Hand gegeben. Ihr Schaffen und Wirken soll aus dem Gesetz das machen, was der amerikanische General Clay bei dem Staatsakt in München erklärte, daß es nämlich werde ein wichtiger Schritt zu einer Wiederaufgestaltung Deutschlands.

Badische Neueste Nachrichten,

Donnerstag 18. April 1946.

Abschnitte aus der Rede von Dr. H. Köhler

Abschnitte aus der Rede von Dr. H. Köhler, Badische Neueste Nachrichten vom 18. April 1946.

Prozent Männer, standen vom Juli 1946 bis Juni 1948 vor einer der zuletzt 16 Karlsruher Spruchkammern, die in Räumen der Hauptpost, der Oberpostdirektion, des Landgerichts, aber auch in Klassenräumen etwa der Hans-Thoma-Schule tagten. Von den Kammervorsitzenden, den öffentlichen Klägern sowie zwei bis maximal sechs Beisitzern verhandelt wurden anfänglich primär geringer Belastete. Schließlich forderte die amerikanische Militärbehörde einen allwöchentlichen Erfolgsbericht, und der musste vor allem ein hohes Quantum erledigter Fälle aufweisen. Die eigentlichen „Führer der Provinz“: Kreisleiter Willi Worch, Ministerpräsident Walter Köhler, Innenminister Karl Pflaumer, posthum sogar Gauleiter Robert Wagner, dazu hohe Beamte der badischen Ministerialbürokratie und der Justiz, sie alle blieben erst einmal aufgespart, um dann 1948 in einer

vom beginnenden Kalten Krieg geprägten Schlussstrichstimmung von Verfahrensvereinfachungen zu profitieren. Zwar suchte mancher Kammervorsitzende dieser Ungleichbehandlung gegenzusteuern; in quitierten nicht wenige Beisitzer aus Protest ihren Dienst. Eine Verwässerung der einst strengen Praxis konnten sie indes kaum verhindern. Nicht zuletzt aus diesem Grund war der eingangs geschilderte Fall eine bemerkenswerte Ausnahme.

ANGELA BORGSTEDT

# „Mit dem Gesicht nach Deutschland“

*Das Schicksal der Karlsruher Familie Marum im Exil*

Geboren 1914, 1928 Mitglied der SPD, 1932 Jurastudium, 1933 nach Frankreich emigriert, 1939 KPD-Mitglied, seit Kriegsausbruch u. a. in den Lagern Le Vernet und Les Milles interniert, 1942 Auswanderung nach Mexiko, 1947 Rückkehr nach Deutschland in die sowjetisch besetzte Zone, Arbeit als Journalist und Abteilungsleiter im DDR-Außenministerium. Stationen einer Biographie, wie sie die Gewaltherrschaft der Nazis in Deutschland vielfach zur Folge hatte. Nachlesen kann man sie im Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, wo Tausende zerstörter Lebensplanungen und Zukunftshoffnungen versammelt sind. Die genannten Daten markieren das Leben eines in Karlsruhe geborenen Mannes: Hans Marum, ältester Sohn von Ludwig Marum. Sie sagen aber wenig über das Leid aus, das ihm und der ganzen Familie dieses von den Nazis 1934 in Kislau ermordeten vormaligen badischen Sozialdemokraten, Landtagsabgeordneten, Landesministers, Staatsrats und Mitglieds des Reichstags zugefügt wurde. Noch während der Haftzeit Marums wurde der Familie durch ungerechtfertigte Steuernachforderungen die Fortführung ihres bürgerlichen Lebens unmöglich gemacht, es musste eine deutlich kleinere Wohnung bezogen und zahlreicher Hausrat versteigert werden. Die Suche nach einer neuen Unterkunft erschwerte die Weigerung vieler Wohnungseigentümer, an Juden zu vermieten. Nach der Ermordung Marums erhielt die Ehefrau vom Staat eine Rechnung für Schutzhaftkosten. Da sie sich weigerte zu bezahlen, ließ der Karlsruher Gestapochof die Auszahlung einer Lebensversicherung blockieren, so dass sie nachgeben musste. Da sich so für die Fami-

lie die Sicherheit des täglichen Lebens auflöste, blieb der Ehefrau Marums und ihren drei Kindern zur Bewahrung ihrer Selbstachtung vor weiteren Demütigungen durch das NS-System und als Juden zur Rettung ihres Lebens nur der Weg aus Deutschland in ein ungewisses Schicksal im Exil.

## **Emigration mit dem Gesicht nach Deutschland**

Flucht und Vertreibung gehören unabdingbar zu den Begleiterscheinungen diktatorischer Regime und gewaltsamer Konfliktaustragung, so auch zum Nationalsozialismus. Annähernd eine halbe Million Menschen emigrierten aus Deutschland während des Dritten Reiches, darunter etwa 280.000 Juden. Alle antisemitischen Maßnahmen der Nazis zielten letztlich auf die Vertreibung der Juden. Aber der anti-jüdische Feldzug, der Kampf gegen den Kulturbolschewismus, gegen „Pazifismus“ und „Internationalismus“ meinte zugleich alle Erscheinungen der künstlerischen Avantgarde und der linken politischen Kultur. Da aber unter den Intellektuellen und Künstlern die Juden zahlreich vertreten waren, fielen bei einem kleineren Teil der Emigranten rassische und politische Motive für die erzwungene Flucht aus der Heimat zusammen. Die Mitglieder der Familie Ludwig Marums zählen gewiss ebenso zu den Emigranten aus rassischen wie zu den etwa 30.000 Emigranten aus politischen Gründen. Vor allem die politischen Emigranten lebten „Mit dem Gesicht nach Deutschland“. So hat es Otto Wels ausgedrückt, der Fraktionsvorsitzende der SPD, der 1933 im Reichstag in einer mutigen Rede

für die SPD als einziger Partei das Ermächtigungsgesetz Hitlers abgelehnt hatte. Die Hoffnung, wieder nach Deutschland zurückkehren zu können, erlosch zuletzt, auch wenn etwa Thomas Mann schon 1938 erkennen musste, „dass die Deutschen sich mit Hitler und Hitler sich mit Deutschland identifiziert hatten“. Zahlreiche, vor allem politische Emigranten sahen sich denn auch nicht als Ausgestoßene und passive Opfer des NS-Regimes, sondern als aktive deutsche Hitlergegner, für die das Exil nicht nur ein persönliches Schicksal, sondern auch eine politische Aufgabe bedeutete. Den nach 1945 zurückgekehrten Emigranten vorzuwerfen, sie seien „vaterlandslose Gesellen“, war daher ungerechtfertigt. Der genaue Blick auf Einzelschicksale und sinnlose menschliche Tragödien wie sie die Familienmitglieder Marum trafen, erweisen den Vorwurf als schamlose Verunglimpfung des politischen Gegners in der deutschen Nachkriegsgesellschaft.

### **Exil der Marums in Paris**

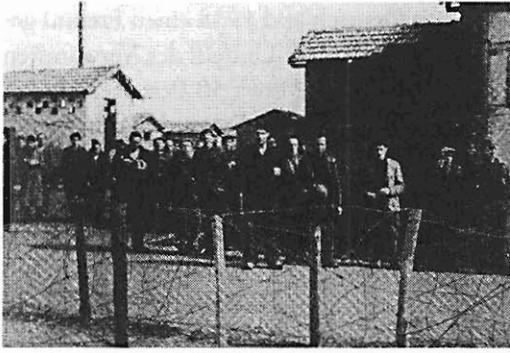
Nach dem Mord an Ludwig Marum fanden sich bis 1936 die Familienmitglieder in Paris ein, damals ein wichtiges Zentrum der politisch-intellektuellen Emigration aus Deutschland. Hans war schon im April 1933 über Straßburg dorthin gegangen. Seine Mutter folgte ihm im April 1934 mit der noch nicht fünfzehnjährigen Schwester Brigitte, seine ältere Schwester Elisabeth kam nach Abschluss einer Ausbildung als Krankengymnastin in Berlin, wo sie im März 1933 noch ihr erstes juristisches Staatsexamen abgelegt hatte, 1936 in die Stadt. Sie traf dort ihren Freund den Juristen Heinz Lunau wieder, den sie im Juli 1937 heiratete. Hans hatte kurz zuvor Sophie Gradenwitz, die Tochter eines Rabbiners und studierte Germanistin geheiratet, die Ende des Jahres einen Sohn zur Welt brachte. Brigitte hatte mit Peter Hollaender, ebenfalls ein Emi-

grant aus Deutschland 1938 einen Freund gefunden. Das weitere Umfeld der Verwandten umfasste insgesamt etwa 50 Personen: Juden und Nichtjuden, Sozialisten, Kommunisten und Parteilose. Wenn man so will, ein Mikrokosmos der deutschen Emigration in Frankreich.

Die Situation der „Kernfamilie“ Marum in Paris stellte sich vor Kriegsbeginn in wenigen Worten etwa so dar: Johanna lebte bescheiden von den Erträgen der ausbezahlten Lebensversicherung ihres Mannes mit ihrer Tochter Brigitte. Diese hatte Gelegenheitsarbeit als Sekretärin, ihr Freund Peter Hollaender arbeitete in einer Buchhandlung. Elisabeth verdiente den Lebensunterhalt durch Schwarzarbeit als Krankengymnastin – den Emigranten war das Arbeiten offiziell nicht erlaubt. Heinz setzte seine schriftstellerische Tätigkeit fort – 1936 war in Brüssel ein Buch über die Zerstörung der Rechtsstaatlichkeit durch die Nazis und 1939 eines über die Politik des Völkerbundes erschienen. Sophie arbeitete schwarz als Hausangestellte, Hans hatte eine Anstellung beim Büro des Jüdischen Weltkongresses, der hauptsächlich jüdische Flüchtlinge unterstützte. Beide beteiligten sich an den Aktivitäten der Exil-KPD.

### **Internierungen im Zweiten Weltkrieg**

Der Kriegsausbruch am 1. September 1939 brachte für die Familien einschneidende Veränderungen. Es folgte zunächst die monatelange Trennung der Ehepartner durch die Internierung der Männer in weit entfernten Orten. Hans blieb bis zu seiner Auswanderung 1942 in verschiedenen Lagern u. a. in Le Vernet. Heinz und Peter erhielten Anfang 1940 den Status eines Prestatär, d. h. sie wurden in eine militärische Hilfstruppe eingereiht. Sophie zog Ende Dezember 1939 als Leiterin eines Schullandheims der Quäker nach Char-



Inhaftierte im Internierungslager Le Vernet 1940/41.

mes-sur-Rhône/Ardèche, wohin ihr ihre Mutter mit ihrem Sohn folgten. Elisabeth, die mit Heinz vom Kriegsausbruch in Saint-Tropez überrascht wurde, wo sie zum Urlaub bei Verwandten eingeladen waren, saß dort wegen des Reiseverbots für Ausländer fest. Als Heinz im März 1940 erstmals seit Oktober seine Frau wieder sehen konnte, telegraphiert er: „Komm heute, Sonntag, auf Urlaub. Glückseligkeit. Marum“.

Mit dem Angriff Hitlers auf Frankreich am 10. Mai 1940 und dessen Niederwerfung in sechs Wochen verschlechterte sich die Situation der Flüchtlinge weiter. Ab dem 12. Mai wurden nun neben den Männern auch alle deutschen Frauen interniert. Brigitte, Johanna und Elisabeth trafen sich im Juni in dem Lager Gurs am Fuß der Pyrenäen, das sie bereits im Juli wieder verlassen konnten. Sophie blieb von der Internierung verschont, da sie ein Kleinkind zu versorgen hatte. Allerdings verlor sie nun ihre Stellung und musste ihren Sohn in ein Heim in Limoges geben. Elisabeth kehrte nach Saint-Tropez zurück, Brigitte ging nach Toulouse, wo Peter und Sophie in einem alten Pferdestall hausten. Heinz Lunau erlebte eine turbulente Zeit und eine erneute lange Trennung von Elisabeth. Er kam im Mai/Juni als Prestatär in Le Mans zum Einsatz und musste über Bordeaux mit einem Schiff nach

Casablanca fliehen. Dort wurde er wieder interniert und fand nach der Ausmusterung im Oktober Arbeit auf einem Bauernhof.

### Auswanderung nach Übersee und Tod im KZ

Nach der Freilassung der Marum-Frauen aus Gurs richteten sich nun alle Bemühungen neben der alltäglichen Sorge um den Lebensunterhalt, um ein Dach über dem Kopf und um warme Kleidung für den Winter, darauf, die für die Flucht vor den Nazis nötigen Papiere für die Ausreise zu bekommen. Auswanderungsvorbereitungen, Schiffspassagen und die Angst, nicht mehr aus Europa wegzukommen, bestimmten nun den Lebensrhythmus. Um die Vorbereitungen zu beschleunigen, übersiedelten Johanna, Sophie und Brigitte im März 1941 nach Marseille, wohin Elisabeth ihnen folgte. Heinz betrieb seine Auswanderung von Casablanca aus, während Hans in das Lager Les Milles verlegt wurde. Einer Auswanderung standen aber hohe bürokratische Hürden entgegen. Man benötigte eine bezahlte Schiffspassage, deren Erhalt an ein Einreisevisum für ein Aufnahmeland gebunden war. Dessen Dauer war begrenzt – für die USA vier Monate – wie auch das erforderliche französische Ausreisevisum. Benötigt wurden ferner: ärztliches Attest, Ausfuhrerlaubnis für das Reisegeld, bei Internierten zusätzlich Führungszeugnis und Entlassungsschein. Für all das musste man Dokumente besorgen, abschreiben und beglaubigen lassen. Das kostete Zeit und Geld und man benötigte Reisegenehmigungen. Ohne finanzielle und andere Unterstützung von Hilfsorganisationen und Freunden oder Verwandten in den Aufnahmeländern war das nicht zu schaffen. Für die Marums waren von besonderer Hilfsbereitschaft Elisabeths Jugendfreunde aus Karlsruhe, Paul und Susie Schrag, die 1937 nach New York

ausgewandert waren. Elisabeth und ihre Mutter erreichten nach etwa einem Jahr Bangen im September 1941 auf der „Navemar“ New York, Heinz ging nach teils zermürbendem Warten im Dezember 1941 dort an Land. Sophie und Hans waren erst im April 1942 mit Sohn und der wenige Monate vor der Abreise geborenen Tochter in Mexiko am Ziel. Im Gegensatz zu diesem bei allem Unglück guten Ende nahm die Geschichte für Brigitte und Peter ein tragisches Ende. Brigitte, die 1941 hochschwanger in Marseille zurückbleiben musste, gebar Ende Juli ihren Sohn Pierre. 1942 musste sie ihn, da sie keine Arbeit und kein Geld mehr hatte, in das Heim in Limoges geben. Versuche, in die Schweiz zu flüchten, misslangen. Im Januar 1943 wurde sie bei einer Razzia in Marseille verhaftet und im März von Drancy bei Paris in das KZ Sobibor transportiert, wo sie unmittelbar nach der Ankunft vergast wurde. Ihr Freund Peter, der Vater des Kindes, von dem sie sich getrennt hatte, kehrte Ende März 1941 wahrscheinlich auf Drängen der KPD nach Deutschland zurück, um im Untergrund tätig zu werden. Die Gestapo fasste ihn aber schon nach zehn Tagen. Er kam im April 1942 im KZ Sachsenhausen um. Das Baby der beiden überlebte glücklicherweise mit

den Kindern von Limoges, die in die Schweiz gebracht werden konnten. Nach Kriegsende gelangte Pierre mit einem Kindertransport nach Palästina, wo ihn eine Familie adoptierte.

### **Emigration als Teil des „anderen Deutschland“**

Das Beispiel der Familie Marum mag stellvertretend den Selbstbehauptungswillen des „anderen Deutschland“ gegenüber dem Ungeist der Vernichtung belegen. Das Wissen um die Rückwanderung nach 1945 und deren Bedeutung für den Aufbau eines demokratischen Staates in Deutschland kann und sollte allerdings weder bei den Betroffenen noch bei den Nachgeborenen die vielen persönlichen Opfer und Tragödien der Emigration überlagern. Denn die Vertreibung ganzer Volksgruppen aus ihrer angestammten Heimat, mit der Umschreibung „ethnische Säuberung“ auf eine ebenso glatte wie menschenverachtende Formel gebracht, ist bis in unsere Tage vielfach geübte Praxis zur Konsolidierung der Macht innerhalb von Diktaturen oder bei der Okkupation fremden Territoriums.

MANFRED KOCH

## **Am Oberrhein: Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525**

Vor etwas mehr als 30 Jahren fand im Schloss in Karlsruhe eine sehr erfolgreiche Ausstellung statt, an die sich viele Karlsruher heute noch gern erinnern. Sie hieß „Spätgotik am Oberrhein“ und breitete all die Schätze an kirchlichem Silber, an Graphik, Bildhauerei, Glasmalerei und Textilien aus, die im „Herbst des

Mittelalters“ eine wohlhabend gewordene Bevölkerung zu Gottes und zur eigenen Ehre hat herstellen lassen.

Inzwischen hat sich das Interesse der Forschung und der Museumsbesucher auch anderen Dingen zugewandt: Wie haben die Menschen damals gelebt? Wie war ihr Alltag? Da-

neben ziehen Mittelalterfeste – von denen manche wenig mit der Realität des Lebens im Mittelalter zu tun haben – Tausende von Zuschauern in ihren Bann.

Fremd und vertraut, fern und anziehend zugleich ist vieles in der mittelalterlichen Stadt. Das beginnt mit einem ganz grundlegenden Aspekt des Zusammenlebens in einer mittelalterlichen Stadt: die Bürger verwalten ihre Stadt selbst. Sicher, nicht jeder Einwohner der Stadt ist Bürger, und das Gleichgewicht zwischen Patriziern und Bürgern ist überall etwas anders austariert. Aber die Bürger sind in Zünften organisiert und auf diese Weise bestimmend für oder doch aktiv eingebunden in das politische Geschehen.

### Wehrhafte Städte

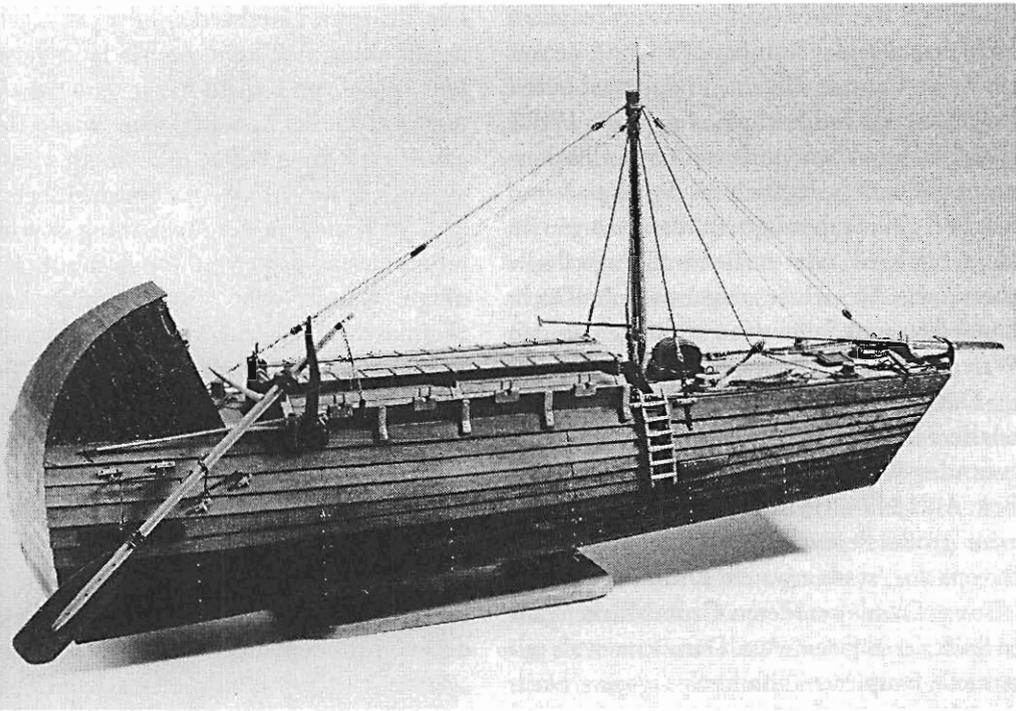
Politik: das kann ein Vertrag mit einer anderen Stadt über gegenseitige Zollerleichterungen bedeuten oder den Kampf um den Erhalt der Reichsunmittelbarkeit, d. h. der unmittelbaren Unterstellung unter den Kaiser. Das kann der Beitritt zu einem Münzbund sein, der durch die Festsetzung eines bestimmten Silbergehalts und eines bestimmten Gewichts die jeweiligen Münzen vergleichbar macht und damit den Handel erleichtert; oder auch der Entschluss, einen Adligen anzugreifen, der die Stadt durch Überfälle auf die eigenen Kaufleute mit Geiselnahme und Lösegelderpressung schädigte.

Welche Bedeutung solche Auseinandersetzungen für einzelne Städte hatten, lässt sich etwa am Beispiel der Stadt Hagenau ablesen, die von 1359 bis 1473 sechzehn länger dauernde Konflikte auszutragen hatte, meist mit Adligen, aber auch mit der Stadt und dem Bischof von Straßburg. Im Einzelfall dauerten sie über 20 Jahre.

In allen diesen Fällen und natürlich auch bei größeren Auseinandersetzungen, in die

Städte am Oberrhein hineingezogen wurden, bedeutete das ganz persönlichen Einsatz und ganz persönliche Gefahr: die eigenen Bürger bildeten das Militär der Städte. In Straßburg ist der Aufbau dieser Organisation gut überliefert. Am Ende des 14. Jahrhunderts verfügte die Stadt über eine Truppe von etwa 1800 Mann, die im Bedarfsfall durch bezahlte Soldaten aufgestockt werden konnte. Die Organisation lief über die Zünfte und die Consofeln, in denen die patrizischen Bürger zusammengefasst waren. Diese bildeten die berittenen Verbände, während die Zunfthandwerker die Fußtruppe stellten. Für ihre Ausrüstung mussten sie alle selbst sorgen. Für einen Fußsoldaten bedeutete das die Anschaffung eines Kopfschutzes (Beckenhaube oder Eisenhut), eines Kettenhemdes mit Manschettenkragen und einem Unterleibschutz aus Kettengeflecht, dazu kamen Brustblech und Armschienen, Handschuhe und ein Beingewand. An Waffen hatte er entweder einen Speiß oder eine Mordaxt bereitzustellen, dazu ein Schwert. Musterung und allgemeine Überprüfung der Ausrüstung fanden mindestens jährlich statt. Aus Steuergeldern erwarb und verwahrten die Städte daneben weitere Waffenvorräte in Zeughäusern: ein Verzeichnis aus Basel von 1415 listet unter anderem 250 Plattenharnische, 164 Panzerhemden, 324 Armbrüste mit über 6.000 Bolzen, dazu Schilde, Speiße und Feuerwaffen auf.

Der regelmäßige Wachdienst auf der Mauer, organisiert über die Zünfte, gehörte ebenso zu den Pflichten der durch ihren Eid (Bürgereid) gebundenen Bürger wie die Mithilfe im Brandfall. Auch hier wurden die Aufgaben nach Zünften verteilt, die Zimmerleute z. B. mussten ihre Beile und Äxte zur Brandbekämpfung mitbringen. Und wehe, einer hätte die Rettung seines eigenen Hab und Gut für wichtiger angesehen! Empfindliche Strafen waren für solche Fälle vorgesehen.



Das bedeutendste Frachtschiff auf dem Rhein war der so genannte Oberländer. Er hatte keine Segel: am Mast wurden die Treidelleinen befestigt.

## Regulierung des städtischen Lebens

In welchem Maß der Rat der Stadt jeweils das Leben innerhalb der Mauern organisierte und regulierte, lässt sich den städtischen Ordnungen entnehmen, die aus vielen Städten des späten Mittelalters überliefert sind, so auch aus Straßburg. Dort werden in der Zunft- und Polizeiordnung der Friedensbruch zwischen Bürgern und Fremden oder auch zwischen zwei Bürgern geregelt, die Organisation des Spitals und des Leprosenhauses („Gutleutehaus“), Gewerbeordnungen der Bäcker, Metzger, Fischer u. a., das Bettlerwesen, Torhut und Münsterwacht, Markt- und Mühlenordnungen und vieles andere mehr.

Kein Wunder, dass es eine zunehmende Zahl von Ämtern in den Städten gibt: in Ba-

sel wissen wir von der Kanzlei mit dem Stadtschreiber, von dem Wachtmeister und dem Torhüter, vom Kaufhausschreiber für die städtische Güterverwaltung, dem Werkmeister für den städtischen Bauhof und dem Büchsenmeister für das Bauwesen. Andere städtische Ämter waren z. B. das des Waagmeisters, des Kornmessers, des Brotschauers. Manche kleineren Aufgaben erlaubten auch Handwerkern, deren Einkommen nicht ausreichte, ein Zubrot: Schneider und Pfürtner, Seiler und Bote, Glöckner und Leinenweber sind Beispiele, die sich in Heidelberg nachweisen lassen.

## Bauen in der Stadt

Mit den städtischen Ämtern entstehen auch städtische Bauten. Ob Rathaus mit Kanzlei

(Basel), ob Kaufhaus (Colmar) oder Zeughaus (Schlettstadt) oder Kornhaus (Thann), sie vertreten im Grunde alle einen Bautypus. In der Regel war im Erdgeschoss eine große Halle. Das Obergeschoss wurde als Versammlungsraum genutzt (z. B. auch als Tanzhaus) und hatte oft eine Stube abgeteilt für Sitzungen im kleineren Kreis, oder es diente als Lagerfläche ebenso wie das mehrstöckig unterteilte Dach; Ladeluken und Seilwinden ermöglichten den Warentransport.

Dass in den eng bebauten Städten des Mittelalters überhaupt Platz für solche Gebäude gefunden wurde, „verdankte“ man wohl der Pest. Als 1347–1351 der „Schwarze Tod“, die erste große Pestwelle im Mittelalter durch Europa zog, starb etwa ein Drittel der Bevölkerung. Damit verödeten Grundstücke, ganze Stadtviertel fielen wüst. Dazu kamen als potentielle Bauplätze jüdische Synagogen. Nach der Vertreibung der Judengemeinden, nachdem es in der Pestzeit zu schrecklichen Pogromen gekommen war, bauten Freiburg (1424) und Speyer (1534) an diesen Stellen jeweils ihren Werkhof mit Zeughaus, Schlettstadt nützte das Areal als Bauplatz für ein Kaufhaus.

Was für die Großbauten gilt, trifft auch für die Privathäuser zu: Sie konnten für die unterschiedlichsten Gewerbe genutzt werden, von Kaufleuten, Geistlichen, Handwerkern oder auch Gastwirten. In allen Häusern diente das Erdgeschoss dem Gewerbe des Bewohners, als Werkstatt, als Kontor, zur Repräsentation. Die beheizbare, holzgetäfelte Stube, die Kammer und – bei reichen Familien – der Saal lagen im Obergeschoss, ebenso die Küche. Bei dreigeschossigen Häusern war oft das zweite Obergeschoss nicht mehr vollständig zum Wohnen ausgebaut, sondern diente partiell als Lagerfläche, ebenso wie Keller und Dach. Nur in Ausnahmefällen lassen Quellen erkennen, ob ein Anwesen von einer Familie bewohnt, oder teilweise vermietet war, was wohl häufig vorkam.

Die kleineren Handwerker oder gar Tagelöhner konnten sich kein eigenes Haus leisten. Die Anlage von Kellern hängt stark vom Untergrund ab. Bei nassem Boden, wie in Basel, gab es gar keinen Keller, in Freiburg wurde er – zum Teil zweistöckig – nachträglich abgetieft.

Der Wandel in der Ausstattung ist schwerer zu fassen, als der ästhetisch-modisch bedingte Wandel vom „Oberdeutschen“ zum „Fränkischen“ Fachwerk. Sicher ist, dass hölzerne Wandverkleidungen, abgehängte Bohlendecken sowie rauchfrei vom Gang aus beheizte Kachelöfen in der Stube früh zum Standard gehörten. Die gereihten Fensteröffnungen sind innen in einer breiten Fensteröffnung zusammengefasst. Hier macht sich nun der technische Fortschritt deutlich bemerkbar: die billigere Produktion von Fensterglas, besonders von runden, leicht zu transportierenden „Butzenscheiben“ ermöglichte es, zunehmend mehr Fenster zu verglasen, die zuvor nur mit Leinwand oder Holzläden verschlossen waren. Im ländlichen Bereich muss man noch sehr viel länger mit so einfachen Fensterverschlusslösungen rechnen, z. B. auch bei der Stube eines Weinbauernhauses aus Auggen bei Neuenburg, die 1556/60 erbaut wurde und noch ganz mittelalterlichen Traditionen folgt. Sie wurde – da für den Abriss bestimmt – in das Badische Landesmuseum überführt.

## **Ernährung**

Weinbau war eine sehr wichtige Einkommensquelle am Oberrhein, zu beiden Seiten des Flusses, wenn auch der elsässische Wein immer als der bessere galt. Den konnten sich aber die wenigsten leisten – dafür wurde er bis nach England und in den östlichen Hanseraum exportiert. Der Alltagswein hatte wohl wenig mit dem Getränk zu tun, das wir unter diesem Namen kennen. Und das Essen? An erster Stelle stand da der Brei, nicht umsonst erzäh-



Das älteste erhaltene Kartenspiel aus der Zeit um 1430 stammt vom Oberrhein. Bald sollten die gedruckten Kartenspiele ihren Siegeszug antreten.

len die Märchen vom Hirsebrei. Getreidebrei braucht sehr viel weniger Energie zur Herstellung als Brot, war also billiger. Aber auch Mus (davon das Wort Ge-Müse) aus Linsen, Erbsen oder Bohnen war ein wichtiger Nahrungsbestandteil. Die Nonnen des Klosters Günterstal zum Beispiel aßen abwechselnd grünes und graues Erbsenmus und einmal in der Woche Gerstenbrei. Brot und Wasser wurde immerhin den Stadtarmen gereicht (Spitalordnung von Konstanz). Man muss sich Roggenbrot darunter vorstellen, das – doch den Zusammenhang kannte man nicht – immer wieder durch Mutterkorn verunreinigt war und so Ergotismus verursachte. (Die damals „Antoni-

usfeuer“ genannte Krankheit ließ die Gliedmaßen bei lebendigem Leib abfaulen). Nur an besonderen Tagen oder bei entsprechendem Einkommen gab es helles Dinkelbrot. Weizen war selbst am Oberrhein noch sehr selten, da er viel anfälliger ist als andere Getreidesorten. Mit einem geschätzten Ertrag von 5 : 1 lag übrigens die Getreideernte am Oberrhein leicht über dem mitteleuropäischen Durchschnitt. Dennoch blieben auch hier Hungerjahre auf Grund von Missernten nicht aus.

Eier gab es häufig, die wurden auch dem Gesinde vorgesetzt, Fleisch nur außerhalb der Fastenzeiten, dann aber nach Vermögen – und da waren die Unterschiede beträchtlich. Ein großer Teil der Bevölkerung lebte an oder sogar unter der Armutsgrenze. Auch darum waren die Zünfte für die Handwerker so wichtig: sie versuchten die Arbeit gleichmäßig zu verteilen, sie unterstützten in Not geratene Mitglieder bzw. deren Witwen und Waisen. Zugleich aber waren sie Qualitätsgaranten für die Arbeit ihrer Mitglieder. Nicht nur bei Goldschmieden, wo wir das heute noch kennen, auch bei anderen Schmieden, bei Webern und Färbern, kurz überall überprüften Geschworene des Handwerks die Einhaltung der vereinbarten Normen.

Die Bußen waren sehr hoch, wenn etwas fehlerhaft war. Stoffe etwa, die nicht die vorgeschriebene Webdichte hatten, wurden zerschnitten. Damit waren Material und Arbeitszeit verloren, eventuell drohte eine zusätzliche Geldstrafe und als letzter Schritt bei schweren und wiederholten Verstößen der Ausschluss aus der Zunft.

BRIGITTE HERRBACH-SCHMIDT

# Die Karlsruher Majolika-Manufaktur

*Ein Rückblick auf die letzten 25 Jahre des 100-jährigen Unternehmens*

## Ein Staatsunternehmen im Niedergang

Die Absicht, ihren Geburtstag 1976 mit einer Ausstellung im Badischen Landesmuseum groß zu begehen, konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Karlsruher Majolika-Manufaktur, die in diesem Jahr ihr 75-jähriges Bestehen feiern sollte, nicht zu den Lieblingskindern des Finanzministers gehörte. Die Ertragslage des Unternehmens, das zuerst der Großherzoglichen Zivilliste unterstanden hatte, dann dem Land Baden gehörte und schließlich seit der Gründung des Südweststaats 1952 im Besitz des Landes Baden-Württemberg war, bot ihm zu Stolz und Freude auch wenig Anlass. Was die Badischen Neuesten Nachrichten über das Geschäftsjahr 1973/74 berichtet hatten, bei dem ein Umsatz von über 3 Millionen DM erzielt worden war, galt im Prinzip auch noch zwei Jahre später: „Die Erlöse, die das Land Baden-Württemberg jährlich kassiert, sind nicht überwältigend. Es gab auch Defizite bei der Jahresbilanz, und einmal wurde ein Gewinn von sage und schreibe 69 Pfennig registriert.“ Der anschließende Hinweis, dass „die finanzielle Seite, so wichtig sie sein mag, [ ... ] nicht die alleinige Rolle“ spiele, war letztlich nicht sehr trostreich.

Denn auch auf künstlerischem Gebiet bot die Majolika-Manufaktur ein zwar vertrautes, aber nicht eben große Erwartungen weckendes Bild. Ihre Produktion wurde von Keramikern und Keramikmalern bestimmt, die wie Karl Heinz Feisst, Dietmar Liedke, Fridegart Glatzle und Karl Till schon lange, teilweise seit Jahrzehnten in ihren Diensten standen. Sie lieferten nach wie vor solide Arbeit und waren so wichtige Stützen des Unternehmens, warteten

aber nicht gerade mit zukunftsweisenden Ideen auf und wurden wohl auch von der Unternehmensleitung kaum künstlerisch herausgefordert. Was die Karlsruher Majolika in diesen Jahren an Neuheiten produzierte, waren in erster Linie Fliesen und Wandteller mit Blumen und Landschaftsmotiven, die dem Geschmack eines breiten Publikums entgegenkamen, künstlerisch aber nicht überzeugen konnten.

Dass die Manufaktur immer noch ein in technischer Hinsicht leistungsfähiges Unternehmen war, belegen die zahlreichen Fremdaufträge, die von Editionen für Buchgemeinschaften über Spezialkollektionen bis zu Jubiläumsgeschenken und Werbearbeiten aller Art reichten und schließlich etwa 35 Prozent der Produktion ausmachten. Interessante Ergebnisse brachte zum Beispiel die Tätigkeit für die Büchergilde Gutenberg, die nicht nur Teller nach historischen Vorbildern bestellte, sondern auch mit Künstlern wie Franz Dewald zusammenarbeitete, deren Plastiken und Wandteller den Mitgliedern exklusiv angeboten wurden. Der wichtigste Kunde war seit Ende der 60er Jahre die Karlsruher Firma Rettmer & Luy, die eine umfangreiche Kollektion dekorativer Lampen und Wohnaccessoires fertigen ließ. Außer unter dem Markennamen „Ima-Leuchten“ angebotene Tischlampen, Hängelampen und Wandappliken gehörten dazu Vasen, Schalen und Dosen verschiedener Größe. Dafür wurden in der Manufaktur spezielle Glasuren mit metallischem Glanz oder marmorartiger Wirkung entwickelt. Die Kollektion bewies, dass unter Ausnutzung der technischen Möglichkeiten der Majolika zeitgemäße Produktlinien zu verwirklichen waren. Auf das

eigene Programm der Manufaktur blieben solche Anregungen aber ohne Auswirkung.

### Partner gesucht – und gefunden

Gegenüber der Blütezeit des „Wirtschaftswunders“ hatte sich die Belegschaft des Unternehmens seit den späten 60er Jahren um die Hälfte auf etwa hundert Mitarbeiter reduziert. Trotzdem verschlangen die Löhne den größten Teil der Einnahmen. Die geringe Produktivität, die Ursache für das steigende Defizit war, machte Ende der 70er Jahre eine Modernisierung des Betriebs unabweisbar. Eine durchgreifende Sanierung hätte jedoch beträchtliche Investitionen erfordert, für die das Land Baden-Württemberg die Mittel nicht bereitstellte. „Um das Unternehmen zu erhalten und die Arbeitsplätze zu sichern“ – so das Finanzministerium im Oktober 1977 – „habe sich das Land entschlossen, das Stammkapital in Höhe von 500.000 Mark an einen ‘potenten Interessenten’ zu übertragen.“ Diesen glaubte man in Prinzessin Theresa zu Fürstenberg gefunden zu haben. Als die Verkaufspläne bekannt wurden, formierte sich in der Karlsruher Öffentlichkeit Widerstand mit dem Hinweis, dass die Majolika-Manufaktur nicht nur ein Wirtschaftsbetrieb, sondern eine mit der Stadt fest verbundene kulturelle Einrichtung sei, die öffentliche Förderung beanspruchen könne. Nachdem die SPD eine Privatisierung rundweg abgelehnt hatte, wurde am 16. November 1977 mit den Stimmen von CDU und FDP im Gemeinderat eine Entschließung verabschiedet, die forderte: „Das Arbeitsplatzangebot der Manufaktur muss dauerhaft gesichert bleiben, die Zusammenarbeit der Manufaktur mit freien Künstlern muss gefördert werden. Landesregierung und Landtag müssen die vorgenannten Ziele mit einer nach Aktienrecht erforderlichen Beteiligungshöhe sichern.“ Dieser Linie folgte auch

der Landtag, der in seiner Sitzung vom 26. Januar 1978 den bereits ausgehandelten Verkauf ablehnte. In der Gernsbacher Katz-Werke AG wurde im Lauf des Jahres 1978 schließlich ein Partner gefunden, der bereit war, 74,8 Prozent der Aktien zu erwerben, während das Land Baden-Württemberg eine Sperrminorität von 25,2 Prozent behielt. Die Vereinbarung mit den neuen Haupteigentümern, die Investitionen in Millionenhöhe zugesagt hatten, sah vor, eine langfristige wirtschaftliche Sicherung des Betriebes unter Berücksichtigung seiner künstlerischen Tradition zu gewährleisten.

Auf diese Tradition verwies mit Nachdruck die große Jubiläumsausstellung, die wegen der schwierigen Forschungslage erst mit einiger Verspätung 1979 im Badischen Landesmuseum gezeigt werden konnte. Die Verschiebung kam in der neuen Situation durchaus gelegen, rückte die Manufaktur durch die historische Leistungsschau im Schloss doch verstärkt ins Blickfeld der Öffentlichkeit.

Der neue Vorstand ging auch zügig daran, das Unternehmen aus der Talsohle zu führen. Das Kapital wurde auf eine Million DM erhöht, vor allem aber bemühte man sich, zusätzlich zu den bewährten Kräften, neue Künstler für das Unternehmen zu gewinnen. Dazu war vorgesehen, neben sieben Stamateliers zwei Gastateliers einzurichten und Kontakte zur Kunstakademie zu knüpfen.

Im Bereich der Serienproduktion setzte man zum einen auf anspruchsvolle, künstlerisch gestaltete Keramik, zum andern auf Gebrauchsgerät in einem zeitgemäßen Design. Die erste Position wurde seit 1979 von Florian Merz vertreten, der mit einzelnen bemalten Vasen und Tellern der Manufaktur einen Weg wies, ihrem überkommenen Anspruch als kunstkeramische Werkstätte unter veränderten Bedingungen gerecht zu werden. Mit Hans Theo Baumann konnte einer der angesehenen

ten deutschen Designer für die Karlsruher Majolika gewonnen werden. Zwischen 1979 und 1981 schuf er eine rund hundert Modelle umfassende Kollektion von Schalen, Tellern, Vasen, Dosen und Leuchtern in klaren, weichen Formen, die durch das Farbenspiel einander überlagernder Glasuren ihren besonderen Reiz erhielten.

### **Enttäuschte Hoffnungen und ein bescheidener Neuanfang**

Obwohl mit der Verpflichtung von Merz und Baumann ein künstlerischer Neuanfang versucht wurde und auch auf dem Gebiet der Baukeramik Verbindungen zu Bildhauern wie Jürgen Goertz und Mathias Ohndorf zustande gekommen waren, musste die Majolika Ende 1981 eingestehen, dass sie kein gutes Jahr hinter sich hatte. Einbrüche gab es angesichts starker Konkurrenz nicht nur bei den Ofenkacheln, deren noch wenig ausgereifte Produktion von der Geschäftsleitung forciert worden war, sondern auch bei den Geschenkartikeln. Für Januar 1982 musste daher für etwa die Hälfte der rund hundert Beschäftigten Kurzarbeit beantragt werden, und im Frühjahr wurde der Personalstand auf 80 Mitarbeiter verkleinert. Um die Schwierigkeiten zu überwinden und in Erwartung einer weiteren Kapitalzufuhr durch die Katz-Werke und das Land Baden-Württemberg, gewährte die Stadt Karlsruhe dem „künstlerisch bedeutenden Betrieb, der für das Image unserer Stadt sehr wichtig ist“, wie Oberbürgermeister Dulenkopf unterstrich, einen verlorenen Zuschuss in Höhe von 300.000 DM. Angesichts der ungünstigen Konjunkturlage brachten die eingeleiteten Sanierungsmaßnahmen jedoch nicht den erwarteten Erfolg. Die Katz-Werke AG geriet durch die Verluste der Majolika-Manufaktur 1982 selbst in Schwierigkeiten und beschloss daher, mit Ablauf des Geschäfts-

jahres 1982/83 aus dem „Abenteuer Majolika“ auszusteigen. Mit Wirkung vom 1. Juni 1983 wurde das Land Baden-Württemberg wieder alleiniger Besitzer der Staatlichen Majolika-Manufaktur Karlsruhe, entschloss sich jedoch, den Betrieb nur noch „als kleine, aber hochqualifizierte Kunstwerkstätte „mit etwa 25 Mitarbeitern weiterzuführen. Diese Schrumpfung rettete die Manufaktur – zumindest vorläufig – vor dem endgültigen Ruin, bedeutete aber den bis dahin schwersten Einschnitt in ihrer Geschichte.

Zum Alleinvorstand wurde Helga Witkowski bestellt, die schon seit 1955 im Bereich Baukeramik der Manufaktur tätig gewesen war. Ihr gelang es, das Unternehmen mit durchschnittlich etwa 30 Mitarbeitern allmählich zu konsolidieren und die Erträge zu verbessern, wobei sie auf das bewährte Sortiment setzte und die Neuansätze der vergangenen Jahre nicht weiter verfolgte. Ein wichtiges Standbein blieb die Baukeramik, auch gelang es immer wieder, Künstler von auswärts zu gewinnen, ihre Arbeiten mit der Majolika-Manufaktur zu realisieren. Als Helga Witkowski Ende 1994 altershalber ausschied, war der Umsatz nach anfänglicher Besserung zwar wieder auf 2 Millionen DM zurückgegangen, durch weiteren Personalabbau und höhere Produktivität der verbliebenen 19 Mitarbeiter konnte trotzdem ein befriedigendes Ergebnis vorgelegt werden.

Im Januar 1995 wurde Gernot Wallner, Baudirektor am Staatlichen Hochbauamt Freiburg, zum Vorstand der Karlsruher Majolika-Manufaktur berufen. Zu seinen vordringlichsten Aufgaben zählte die seit Jahren anstehende Sanierung des Fertigungsbaus, für die das Land, 5,7 Millionen DM bereitstellte. Diese Maßnahme war im Mai 1996 abgeschlossen. Neben einer Verbesserung der Produktionsabläufe ermöglichte der Umbau die Einrichtung einer Reihe von Ateliers, die an interessierte Künstler vermietet wurden. Eine Verpflichtung

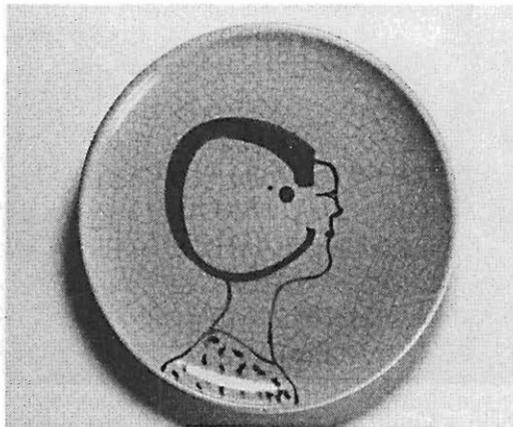
tung zur Zusammenarbeit mit der Manufaktur war mit der Vermietung nicht verbunden. Mit der „Cantina Majolika“ zog auch ein gastronomischer Betrieb in das Gebäude ein.

Sollte auf diese Weise das Majolika-Gelände zu einem für Besucher attraktiven Ort gemacht werden, so bemühte sich Wallner gleichzeitig, durch die Zusammenarbeit mit Künstlern auch im Produktionsprogramm neue Akzente zu setzen. Mit dieser Absicht rief er die „MajolikaAktionen“ ins Leben, Editionen in limitierter Auflage, die zwischen 1995 und 1999 mit jährlich wechselnden Gruppierungen von Malern und Bildhauern durchgeführt wurden. Sie sollten der Manufaktur neue Aufgaben und einen neuen Markt erschließen, auf dem freilich nur langfristig Erfolge zu erwarten waren.

Die Renovierungs- und Umbaumaßnahmen im Fertigungsbau führten zu Einschränkungen der Produktion, so dass in den Geschäftsjahren 1994/95 und 1995/96 ein Umsatzrückgang auf 1,8 Millionen bzw. 1,5 Millionen DM hingenommen werden musste. Von den Einnahmen entfielen durchschnittlich rund 45 Prozent auf die „Kleinkunst“, 10 Prozent auf Gartenkeramik, 25 Prozent auf Baukeramik und 20 Prozent auf Fremdaufträge.

### **Unter den Fittichen der Landesbank**

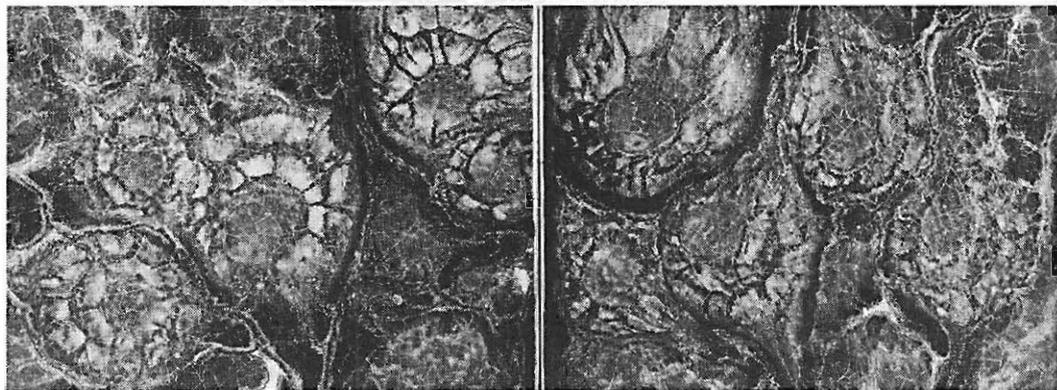
Während in Karlsruhe neben der Sanierung des Manufakturgebäudes eine allmähliche Neuorientierung des Sortiments angegangen wurde, entschloss sich die Landesregierung in Stuttgart zu einer Neuordnung des Landesvermögens, von der auch die Staatliche Majolika-Manufaktur betroffen war. Im Zuge verschiedener Transaktionen und Fusionen, aus denen am Ende die neue Landesbank Baden-Württemberg hervorging, wurde auch die Majolika-Manufaktur privatisiert und zunächst in das Eigentum der Landeskreditbank, dann der neu-



Florian Merz, Schale mit Frauenkopf,  
Staatliche Majolika-Manufaktur Karlsruhe, 1980.

en Landesbank Baden-Württemberg (LBBW) überführt. Das traditionsreiche Unternehmen wurde von einer Aktiengesellschaft in eine GmbH umgewandelt, deren Geschäftsführer der bisherige Alleinvorstand Gernot Wallner wurde. Seit Ende 1999 führt das Unternehmen neben seinem offiziellen Namen Staatliche Majolika-Manufaktur Karlsruhe GmbH die Bezeichnung „Majolika Karlsruhe Keramik Manufaktur“.

Als Gernot Wallner zum Jahresende 1999 aus dem Amt schied, stellte die neue Eigentümerin zum 1. Januar 2000 mit Anton Goll einen Betriebswirt und ausgewiesenen Marketingfachmann als Geschäftsführer ein. Seine vordringliche Aufgabe bestand zunächst darin, die Karlsruher Majolika in der Öffentlichkeit wieder stärker ins Gespräch zu bringen. Einen spektakulären Schritt in dieser Richtung stellte der noch mit seinem Vorgänger gemeinsam vorbereitete „blaue Strahl“ dar. Als begehbare Linie aus 1.645 blau glasierten Platten führt er, einem der ursprünglich strahlenförmig vom Mittelpunkt der barocken Stadtanlage ausgehenden Wege folgend, seit dem Stadtgeburtstag am 17. Juni 2000 vom Turm des Karlsruher Schlosses direkt zur Majolika-Manufaktur



Fridegart Glatzle, Doppelfliese, Staatliche Majolika-Manufaktur Karlsruhe, 1976.

im Hardtwald. Dem Ziel, das Unternehmen wieder stärker an die Stadt und ihre Bewohner heranzuführen, dient auch die Neugestaltung des Betriebsareals mit einer vielseitig nutzbaren Hofanlage und großzügigen Schau- und Verkaufsräumen, in denen sich die Manufaktur mit ihrer traditionellen Produktion, vor allem aber mit ihren Neuerungen wirkungsvoll präsentieren kann.

Diese verdanken sich vor allem der Zusammenarbeit mit einer Reihe freier Künstlerinnen, deren Schöpfungen bei einem breiteren Kreis Kunstinteressierter Akzeptanz finden. Ähnliches gilt für die Gartenkeramik, für die sich neue Gestaltungsmöglichkeiten jenseits der traditionellen Gartenfiguren abzeichnen.

Auch auf dem Gebiet der Baukeramik konnte die Manufaktur in den letzten Jahren ihre führende Stellung behaupten, bei der Denkmalpflege könnten neue Aufgaben auf sie zukommen. Insgesamt gesehen, kann die Manufaktur daher mit gewissem Optimismus ihren 100. Geburtstag begehen – jedenfalls solange die LBBW ihr ein schützendes Dach bietet.

PETER SCHMITT

*Dieser Beitrag basiert auf einem längeren Aufsatz in: M. Bachmayer/P. Schmitt, Karlsruher Majolika 1901-2001, 100 Jahre Kunstkeramik des 20. Jahrhunderts, G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2001, 240 Seiten mit 400 Farbbildern.*

## Aus der Schatzkammer der Badischen Landesbibliothek

Auf Grund ihrer bedeutenden Handschriften-sammlung gehört die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe zu den europäischen Spitzenbibliotheken, die zu Recht mit Stolz auf ihre Altbestände blicken dürfen. Deutlich vor

Augen geführt wurde das der Karlsruher Bevölkerung im Juni 2001, als bekannt wurde, dass die älteste Handschrift des Nibelungenliedes, die insbesondere mit Mitteln der Landesbank Baden-Württemberg erworben wurde,

in Zukunft in der Badischen Landesbibliothek beheimatet sein wird. Es handelt sich bei diesem Kodex um den bedeutendsten Einzelzugang seit der Säkularisation von 1803. Vorausgegangen waren die Ankäufe wertvoller Bestände aus der Fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek durch das Land Baden-Württemberg, nämlich Handschriften (1993), Inkunabeln (1994), Musikalien (1999) und schließlich weiterer Druckwerke Donaueschinger Provenienz (1999–2001), vornehmlich aus der Bibliothek des frühen Germanisten Joseph von Laßberg. So fügt sich Laßbergs berühmtestes Sammlerstück, der Nibelungenlied-Kodex, ausgezeichnet ein in den bestehenden Sammlungszusammenhang der Badischen Landesbibliothek.

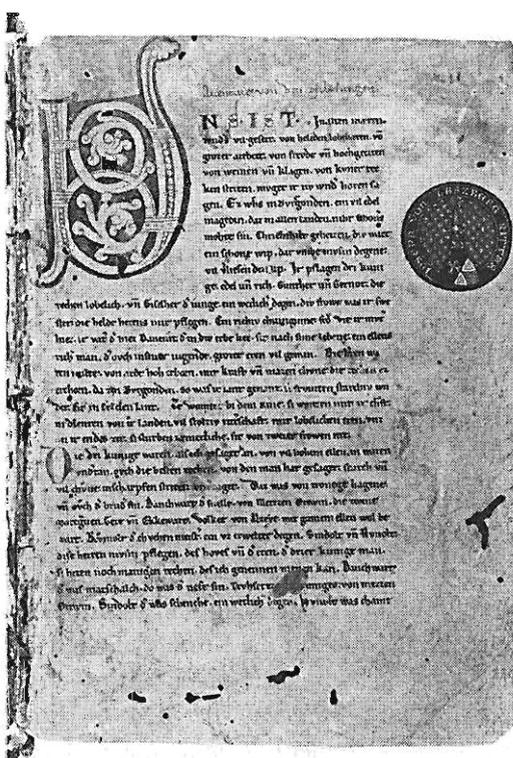
### Zur badischen Bibliotheksgeschichte

Die Büchersammlung der badischen Markgrafen dürfte wenigstens auf die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zurückgehen. Sicher hat das markgräfliche Haus Bücher besessen, die seit der Erfindung Gutenbergs mit beweglichen Lettern gedruckt wurden. Das älteste bekannte Zeugnis markgräflichen Buchbesitzes ist jedoch eine Handschrift, das so genannte Stundenbuch des Markgrafen Christoph I. von Baden (1453–1527). Wie für die Bibliothek sind für das Stundenbuch keine exakten Entstehungsdaten überliefert. Auf Grund kodikologischer, paläographischer und kunsthistorischer Kriterien geht man davon aus, dass die Handschrift in lateinischer Sprache mit einer abschließenden Reihe französischer Gebete im ausgehenden 15. Jahrhundert in einem Pariser Atelier für Christoph von Baden hergestellt wurde.

Einen bedeutenden Hinweis auf die markgräfliche Bibliothek gibt im Jahre 1528 eine Dankadresse des Basler Reformators Johannes Öcolampadius an den Markgrafen Philipp I. (1479–1533). Der Theologe dankt für die

Ausleihe einer Handschrift aus der Stifts- und Schlosskirche St. Michael in Pforzheim zur Herausgabe seiner Cyrill-Ausgabe, die bei dem Basler Drucker Andreas Cratander erschien. Die Handschrift stammte ursprünglich aus der Bibliothek des Humanisten Johannes Reuchlin. Reuchlins Vermächtnis zierte seit 1523 die markgräfliche Büchersammlung in Pforzheim.

1535 wurde die Markgrafschaft zwischen den Brüdern Philipps I., Ernst (1482–1553) und Bernhard (1474–1536), geteilt. In der Folge widerfuhr den Büchersammlungen der beiden Linien verschiedene Schicksale, bis sie 1771 wieder in der Karlsruher Hofbibliothek vereinigt wurden. Markgraf Karl II. (1529–1577) verlegte im Jahre 1565 seine Residenz von Pforzheim nach Durlach, seine Bi-



Codex Donaueschingen 63: Nibelungenlied, 13. Jahrhundert, aus der Bibliothek Josephs von Laßberg (1770–1855)



Codex Durlach 1: Ältestes Zeugnis markgräfllich badischen Buchbesitzes, Stundenbuch Christophs I., um 1500, Verkündigung an Maria

bibliothek fand dort in der Karlsburg ihre neue Bleibe. Die erneute Verlegung der Residenz und damit des Bücherstandortes ins Karlsruher Schloss geschah im 18. Jahrhundert.

Lange bevor Säkularisation und Mediatisierung reiche Güter zu Beginn des 19. Jahrhunderts in die Karlsruher Bibliothek brachten, befand sich ein verschwenderisch ausgestattetes deutsches Gebetbuch des 16. Jahrhunderts im frühen wertvollen Bestand der Hofbibliothek. Diese Handschrift darf dem Leser ein Beispiel für die Kostbarkeiten sein, für die die Badische Landesbibliothek auch in Zukunft Sorge zu tragen hat. Das Original wird anlässlich seiner Faksimilierung im kommenden Jahr im Rahmen einer Ausstellung der Öffentlichkeit präsentiert werden.

## Das „Gebetbuch der Markgräfin von Brandenburg“

Das im Jahre 1520 entstandene Werk des noch jungen Augsburger Malers Narziss Renner ist sicher bereits im Jahrhundert seiner Entstehung in badischen Besitz gelangt. Das Gebetbuch wurde für Markgraf Kasimir von Brandenburg-Ansbach-Kulmbach (1481-1527) und insbesondere dessen jungvermählte Gattin Susanna 1520 hergestellt. Die glänzende Hochzeit Kasimirs mit Susanna von Bayern (1502-1543) war ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges. Sie fand statt zur Zeit des Reichstages in Augsburg im Jahre 1518 und damit in Anwesenheit Kaiser Maximilians I., dem Onkel der Braut. Die dritte Tochter des Paares, Kunigunde, heiratete am 10.3.1551 den badischen Markgrafen Karl II. Über Kunigunde (1523–1558) ist das kostbare Stück in das badische Erbgut gelangt.

Das Jahr 1520 brachte für Kunigundes Mutter Susanna aufreibende Zeiten. Zu Jahresbeginn stellte die Markgräfin ihre erneute Schwangerschaft fest. Sicher wird sich das Paar nach der Geburt der Tochter Maria im Herbst zuvor einen Thronfolger gewünscht haben. Für die noch dreiköpfige Familie wurde nach Auskunft der Handschrift selbst im März 1520 die Herstellung des Gebetbuches in Angriff genommen. Laut dem Zeugnis der Familieneinträge in der Handschrift wurde fünf Monate später jedoch die zweite Tochter Katharina am 30.8.1520 geboren.

Der heiß ersehnte Sohn, Albrecht, kam erst im Jahre 1522 zur Welt. Von den Zeitgenossen wurde er wegen seiner Charaktereigenschaften früh nach dem Griechen Alkibiades benannt, den auch sein Lehrer Sokrates nicht zu zügeln vermochte. Markgraf Albrecht Alkibiades von Brandenburg-Kulmbach hat als „fürstlicher Mordbrenner“ ein besonders negatives Bild seiner Persönlichkeit in der Geschichte hinter-

lassen. Er fand in seinen letzten Tagen als politisch völlig Gescheiterter eine Zufluchtsstätte bei seinem badischen Schwager Karl und seiner Schwester Kunigunde, wo er 1557 in Pforzheim verstarb.

Der letzte familiengeschichtliche Eintrag im Karlsruher Geberbuch hält den Tod des knapp 35-jährigen fest, der in der Pforzheimer Stifts- und Schlosskirche St. Michael begraben wurde. Die badische Verwandtschaft Albrechts muss sich noch bemüht haben, aus dem „Saulus“ einen „Paulus“ zu machen. So gilt er in Quellen des 18. Jahrhunderts sogar als Autor eines geistlichen Liedes „Was mein Gott will, das gescheh allzeit“, welches er in seinen letzten Lebenstagen im Badischen verfasst haben soll.

Das Gebetbuch Susannas von Brandenburg ist ein besonders intimes Dokument der markgräflichen Familie. Die Wünsche des jungen Paares, Susannas Hoffnungen und Ängste als Schwangere und junge Mutter, werden in Miniaturen und Texten greifbar. So enthält die Handschrift, wohl auf besonderen Wunsch Susannas hin, ein Gebet um Beistand für Schwangerschaft und Entbindung und um ein gesundes, wohlgestaltetes Kind.

Stellvertretend wird Margaretha angerufen, die Patronin der Schwangeren. Dem Betrachter des Kodex begegnet auf vielen Pergamentblättern Kinderspiel, und zwar in Gestalt der sich auf den Randleisten tummelnden Putten. Sie tanzen beim Flötenspielen, streiten sich um ihren Brei, reiten auf dem Steckenpferd und ahmen in vielfältiger anderer Weise die Erwachsenenwelt nach.

UTE OBHOF



Codex Durlach 2: „Gebetbuch der Markgräfin von Brandenburg“, 1520, Jesus und die zu Boden gestürzten Soldaten.



Codex Durlach 2: Putten löffeln Brei.

# Auch die Vaterlandsliebe geht durch den Magen!

*Versorgung im Krieg: Fleisch, Milch, Eier und Butter  
für Baden und seine Residenz 1915–1918*

## **Fleisch vom Rind und Schwein: Stets teurer – doch die Ration bleibt klein**

Kein Fleisch ohne Futter – nach diesem Motto war man während des Ersten Weltkrieges in Baden darauf bedacht, einerseits so viel Futtermittel wie möglich zu sparen, indem man zum Beispiel die Weiden möglichst lang nutzte, andererseits alles mögliche, wie zum Beispiel Küchenabfälle, ja sogar Tierkadaver zur Verfütterung zu nutzen – das war die Geburtsstunde des Tiermehls, das vor kurzer Zeit zur BSE-Krise führte. Dabei war zu berücksichtigen, dass keine der ohnehin knappen Nahrungsmittel für Menschen an die Tiere verfüttert wurden.

Nach Kriegsbeginn kam es zu vielen Schlachtungen, da das Heer versorgt werden musste. Außerdem hatten die Bauern weder genügend Futter noch ausreichend Arbeitskräfte; deshalb gingen viele ihrer Tiere zum Schlachthof. So entstand 1914 ein Überangebot an Schlachtvieh. Um die Viehbestände jedoch längerfristig zu sichern, wurden zahlreiche Schlachtverordnungen erlassen. Trotzdem ließ es sich nicht vermeiden, dass der Viehbestand wegen des großen Mangels an Futtermitteln gegen Kriegsende immer mehr zurückging. Tierseuchen, die ebenfalls den Bestand bedrohten, konnten allerdings wirksam bekämpft werden.

Beim Viehverkauf galten grundsätzlich Marktpreise, die sich aus Angebot und Nachfrage ergaben. Um zu vermeiden, dass Viehpreise durch künstliche Verknappung in die Höhe getrieben wurden, setzte man Höchstpreise an, die immer wieder unter Berücksich-

tigung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Bedürfnisse der Verbraucher verändert wurden.

Von Anfang an gab es eine Konkurrenz zwischen Heer und Zivilbevölkerung um das Schlachtvieh. Deshalb wurde der Badische Viehhandelsverband ins Leben gerufen, der Ankauf, Absatz und Versand von Vieh, Kaufpreise und Aufschläge regelte. Die Badische Fleischversorgungsstelle, die zeitgleich eingerichtet wurde, hatte die Aufgabe, Bedarf und Export von Vieh zu regeln und genügend Vieh für Heer und Bevölkerung zu beschaffen. Ab 1916 übernahmen die Kommunalverbände letztere Aufgabe.

Im Laufe des Krieges versuchte man, den Fleischkonsum der Bevölkerung in Restaurants einzuschränken. Es gab auch generell fleischlose Tage und später wurden sogar fleischlose Wochen verordnet. Am 1. Mai 1916 wurde eine Fleischkarte eingeführt, die allein ein Anrecht auf eine genau festgesetzte Menge Fleisch sicherte, welche man natürlich selbst bezahlen musste; bis Kriegsende wurde diese Menge bis auf 200 Gramm pro Person und Woche gekürzt.

Die Verkürzung der Schonzeiten und Erhöhung der Abschusszahlen sollte das Angebot an Wild, bessere Fangmethoden auf dem Rhein das Angebot an Fisch erhöhen. Es blieben Tropfen auf den heißen Stein, zumal der Trockenfisch den Karlsruhern nicht besonders mundete.

Um speziell die Armen zu unterstützen, wurden vor allem vom Badischen Frauenverein Kriegsküchen eingerichtet. Hielt sich auch die Begeisterung der Bevölkerung wegen der

oft beklagten mangelnden Qualität des Essens in Grenzen, so wurde diese Wohlfahrtseinrichtung doch immer mehr von den Bedürftigen in Anspruch genommen.

Die Stadt Karlsruhe besaß einen eigenen Gutshof und versuchte durch einen Schweinezucht- und Mastbetrieb in Rüppurr und am Schlachthof die Not der Menschen zu lindern. Der städtische Gutsbetrieb wurde immer weiter ausgebaut. Die Pachtverträge von Ackerflächen wurden gekündigt und selbst bewirtschaftet, weiteres Vieh zur Zucht, Mast und Arbeit angeschafft. Ende 1917 bestellte die Stadt mit 141 Beschäftigten und allerlei Vieh 150 Grundstücke mit einer Gesamtfläche von 243 Hektar.

### **Milch, Butter, Fett – dem Mangel den Krieg erklären**

Fast zeitgleich mit dem Kriegsausbruch im Juli des Jahres 1914 setzte eine den Krieg überdauernde Lebensmittelteuerung ein. Gerade unter der immensen Milchverteuerung hatte das Volk besonders zu leiden, denn konnte man auch ohne „Luxusgüter“ wie Fleisch oder Fisch zurecht kommen, eine unzureichende Versorgung mit MilCHFetten bedeutete besonders für Kinder, Alte und Kranke oft einen besonders bitteren Verzicht.

Auch Baden blieb von Milchverteuerungen nicht verschont – doch gelang es den badischen Bauern über 1915 hinweg die Verteuerung im Rahmen des Erträglichen zu halten. Der Grund dafür war, dass man in Baden pro Kuh durchschnittlich 500 Liter über dem jährlichen Landesdurchschnitt lag -, so gab es also anfangs noch eine kleine Milchreserve. Die Bauern versuchten zudem die Preise durch Tierzukäufe zu drücken, allerdings mussten sie die so entstandenen Mehrkosten auf den Milchpreis umlegen: Die Rechnung ging nicht auf und der Krieg tat ein Übriges.

## **Fleischversorgung.**

1. Die Kopfmenge an Fleisch und Wurst beträgt für die kommende Woche 200 gr und zwar 150 gr Fleisch und 50 gr Wurst, für Kinder jeweils die Hälfte.

2. Marken sind abzugeben:

Für 40 gr Frischwurst eine Fleischmarke

Für 40 gr Schlachtoiehfleisch mit eingewachsenen Knochen zwei Fleischmarken

Für 16 gr Schlachtoiehfleisch ohne Knochen, Schinken, Dauerwurst, Zunge und Speck eine Fleischmarke.

Im übrigen gelten die Bestimmungen unserer Bekanntmachung vom 27. April 1917.

Karlsruhe, den 24. August 1917

Nahrungsmittellamt der Stadt Karlsruhe.

*Bekanntmachung zur Fleischversorgung aus dem „Volksfreund“ vom 25. August 1917*

Bekanntmachung zur Fleischversorgung  
aus dem „Volksfreund“ vom 25. August 1917.

Die Regierung sah sich zum Handeln gezwungen: Höchstpreise mussten her. Um den Missständen bei der Milchversorgung abzuweichen, wurden auch im Jahre 1916 weitere Maßnahmen ergriffen.

Ab der Mitte des Jahres konnte man an den Verkaufsstellen Milch nur noch gegen das Vorweisen eines „Milchheftes“ erlangen, auf dessen Deckblatt angegeben war, wie viel Liter Milch der Inhaber zu beanspruchen hatte. Immer wieder mussten die Höchstpreise für Milch, Butter und andere Fette neu festgesetzt werden. Beim städtischen Nahrungsmittellamt Karlsruhe wurde zur Regelung der Butterversorgung eine „Butterverteilungsstelle“ eingerichtet. Auch im Jahre 1917 mussten die täglichen Milchportionen pro Kopf immer weiter rationiert werden und so kam es, dass ab der Mitte dieses Jahres ein gesunder Erwachsener keinen Anspruch mehr auf Vollmilch hatte. Die strikten Maßnahmen verschlechterten die Stimmung in der Bevölkerung. Deshalb mahnte die SPD im „Volksfreund“ die Regierung,

alles zu tun, was die Situation der Menschen verbessere. Denn: „Auch die Vaterlandsliebe geht durch den Magen.“ Nachdem man sich mit den geringeren Fleischportionen inzwischen abgefunden hatte, empfand man den Mangel an Fett als äußerst ärgerlich. Man versuchte deshalb die Not zu erklären und hielt Ausschau nach Schuldigen. Dabei wurden nicht selten Gerüchte in die Welt gesetzt über Schlendrian und Misswirtschaft. Trotz aller Bemühungen, sah die Situation für die Bevölkerung im letzten Kriegsjahr 1918 hoffnungslos aus. Lieferungen kamen nur noch sporadisch zustande. Es war fast unmöglich geworden, den Überblick über die Verteilung zu behalten. Die Stimmung in der Bevölkerung war daher überaus schlecht, was durch die schon absehbare Niederlage im Krieg nur verstärkt wurde. Es sollte selbst nach Kriegsende noch Monate dauern, bis die Versorgung wieder einigermaßen hergestellt war. Bis dahin musste die badische Bevölkerung weiter ausharren – aber das war sie ja schon gewohnt.

### Kleinvieh macht auch Mist

Im Laufe des Krieges wuchs mit den Problemen bei der Versorgung mit Rind- und Schweinefleisch die Bedeutung des „Kleinviehs“, also von Kaninchen, Schafen, Ziegen und Geflügel – abgesehen von den Hühnern, die als Eierlieferanten schon immer eine Monopolstellung hatten. Doch trotz seiner wichtigen Stellung wurde am Geflügel bald gespart. Eine strenge Ausführung des Prinzips: „zuerst die Menschen“ führte dazu, dass den Geflügelhaltern kaum noch Getreide als Futtermittel zur Verfügung stand, da man fast alles für die menschliche Ernährung beschlagnahmte. So war eine Reduzierung der Geflügelbestände unumgänglich.

Da kaum noch Körnerfütterung zur Verfügung gestellt werden konnte, versuchten die



Anzeige aus dem „Volksfreund“.

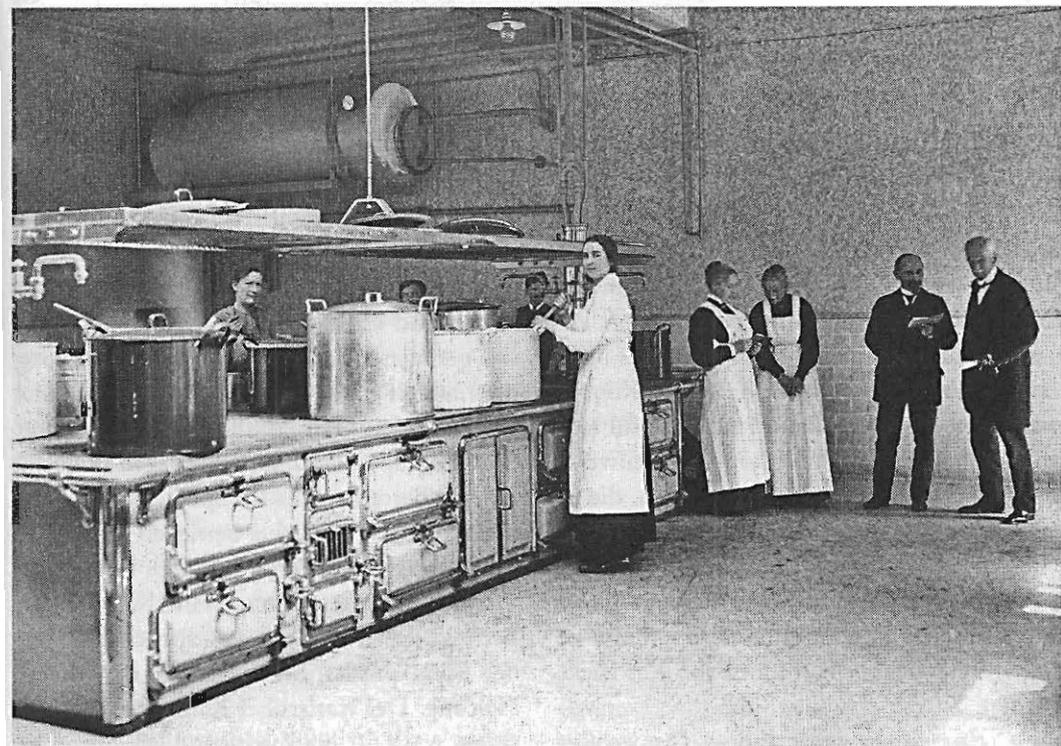
Behörden bald, eine körnerlose Fütterung als ebenso effektiv darzustellen, was bei den Züchtern Empörung und Sorge hervorrief. Dennoch blieb schließlich keine andere Wahl, als immer mehr zu Ersatzfuttermitteln überzugehen. Um diese Entwicklung zu fördern, brachten die höheren Stellen Broschüren über die sinnvolle Zusammensetzung des Ersatzfutters heraus, gespickt mit wissenschaftlichen Belegen, dass Hühner sehr wohl auch körnerlos am Leben und sogar leistungsfähig erhalten werden könnten. Von Klee über Küchenabfälle bis hin zu Stroh und Schilf schien nach solchen Broschüren fast alles eine gute Grundlage für die Fütterung zu bieten, wenn man es nur fein genug mahle.

Doch abgesehen davon, dass der erfahrene Züchter nach wie vor nicht glaubte, seine Zucht ohne Körnerfutter erfolgreich betreiben

zu können, fehlte diesem Ersatzfutter unbedingt noch ein eiweißreiches Beifutter, das jedoch nur in Form von Tiermehl und Knochenleimfutter vorhanden war. Doch nur in Maßen, so dass sich hier sogleich wieder das Problem der gerechten Verteilung einstellte. Die Futterknappheit war also kaum in den Griff zu bekommen. Am meisten machte den Geflügelhaltern das Problem der Nachzucht zu schaffen. Denn die Küken waren mit dem für die Alttiere verwendeten Ersatzfutter kaum groß zu ziehen und gesund zu erhalten. Hilfe vom Staat kam in erster Linie in Form von Brutmaschinen, doch die ausgebrüteten Tiere mussten ja fressen. Gegen ihren Hunger halfen auch die von der Landwirtschaftskammer ausgesetzten Prämien (15 Reichsmark für 50 selbsterbrütete Küken) nichts. Im Zuge all dessen wurde auch die Versorgung mit Eiern

immer schlechter, denn die Bestände nahmen ja ab und die Hühner waren weniger legetüchtig. Die Hühnerhalter konnten die geforderte Menge oft nicht abliefern, so dass es zu großen Versorgungsengpässen kam. So war bereits 1916 das Färben von Eiern zu Ostern verboten, zeitweise fiel auf drei Personen gerade einmal ein Ei in der Woche ab.

Ein Problem war die Nichteinhaltung der Eierablieferungspflicht. Die vorgeschriebene Menge an Eiern wurde von den Überschussverbänden nur unzureichend an die Bedarfsverbände abgeliefert. (Ende 1917, Anfang 1918 gerademal 10% der Pflichtmenge) Um dieses Problem zu bewältigen, versuchten es die Behörden mit Zuckerbrot und Peitsche. Bei Nicht-Erfüllung der Pflicht drohten saftige Sanktionen, bei guter oder übermäßiger Erfüllung winkten materielle oder finanzielle



Blick in die Kriegsküche des Badischen Frauenvereins in der Festhalle Karlsruhe.



Im Kleinen Saal der Festhalle befand sich eine der Ausgabestellen für Lebensmittelkarten.

Prämien. Der Schwarzmarkt boomte trotzdem. Kein Wunder: es ließen sich hier doppelt so hohe Preise erzielen. Doch auch Städte, die die Eier vom Nest weg beschlagnahmten, konnten kaum genügend Eier aufbringen. Zu groß war die Futtermittelknappheit. Der Notstand ist aber auch auf den Mangel an Kooperation und Kommunikation zurückzuführen. In ländlichen Gebieten konnten teilweise sogar Überschüsse produziert werden, die in den schlechter versorgten Städten aber nur selten ankamen.

Der Versuch der Selbsthilfe führte unter anderem dazu, dass in guten Eierzeiten Eier eingefroren oder per Post und Bahn verschickt wurden. So erhielt schließlich die „Eiersendung“ eine eigene Verordnung. Der größer werdende Mangel brachte auch immer mehr

Ei-Ersatzmittel auf den Markt: Teilweise eine echte Alternative, teilweise auch reine Geldmache mit der Not der Menschen.

Andere „Lieferanten“ für Frischeier waren Gänse und Enten. Allerdings blieben sie nur von geringerer Bedeutung, da die Legeleistung der Hühner wesentlich größer ist. Der Handel mit lebenden Gänsen und Gänsefleisch war dagegen populärer und rückte gegen Ende des Krieges besonders ins Rampenlicht, weil oftmals erheblicher Wucher betrieben wurde und Züchter gegen Futtermittelschriften verstießen.

Die Kaninchenzucht gewann besonders an Bedeutung. Die enorme Anspruchslosigkeit der Tiere prädestinierte sie für die private Haltung. Der Karlsruher Kaninchenzüchterverein warb für die Zucht und gab hilfreiche Tipps in Zeitungsartikeln. Auch die Stadt

unterstützte die Eigeninitiative bei der Fleischversorgung, indem sie Häsinnen zur Verstärkung der Zucht ausgab oder städtische Wiesen zur Grasnutzung anbot.

Durch die Haltung von Ziegen und Schafen konnten Privatleute ebenfalls Initiativen ergreifen, was die Stadt durch Beschaffung von Futtermitteln honorierte. Außerdem wurden Maßnahmen zur Winterlammung bei Ziegen getroffen, um dadurch die Milchversorgung auch im Winter zu sichern.

### **Hamsterei und Tauschhandel**

Wer Geld hatte, konnte sich fast alles leisten. Wohlhabende legten sich durch Hamsterkäufe einen ausreichenden Vorrat an Nahrungsmitteln an. Sie zahlten 1 Mark für ein Ei, 3 Mark für ein Pfund Butter und in einem Fall 1.000 Mark für drei Schinken.

Ein solches Verhalten trieb die Preise in die Höhe. So gab es über die Kurgäste und „Reisende“ heftige Beschwerden aus der Bevölkerung, die die Presse aufgriff: „Sie sind eine Landplage.“ Kurgäste, die „hamsterten“, wurden ausgewiesen; den Fremdenverkehr schränkte man aus wirtschaftlichen Gründen jedoch nicht ein. Er war zu wichtig für die zahlreichen Gaststätten und Hotels.

Dass man den gewerbsmäßigen „Schleichhandel“ bekämpfen musste, darüber war man sich in Baden einig. Schwieriger war die Frage, wie man mit den „Hamsterfahrten“ der kleinen Leute aus den Städten umgehen sollte, die in sonntäglichen Fahrten auf das Land Nahrungsmittel im Tausch gegen Konsumartikel erstanden, wie z. B. Seife gegen Schinken oder Schuhe gegen Butter. Auch umgekehrt bezahlten viele Bauern in der Stadt mit Lebensmitteln anstatt mit Geld. Der Tauschhandel florierte.

Man beschloss diesbezüglich, die „Hamsterfahrten“ der armen Bevölkerung nicht zu

behindern, da sie für die Versorgung der Städter lebensnotwendig waren. Pläne der Regierung, die privaten Verbindungskanäle zwischen Stadt und Land zu verstopfen, wurde von einem Großteil der Bevölkerung abgelehnt. Auch der Karlsruher Bürgermeister sprach sich dagegen aus, ebenso wie ein Pfarrer, der gegenüber dem Generalkommando die „Hamsterfahrten“ mit der Not der Menschen verteidigte: „Wer keine anderen Quellen hat als die amtliche Versorgung mit Nahrungsmitteln, lebt an der alleräußersten Grenze der Lebensmöglichkeit.“

Der Mangel an Nahrungsmitteln wird von den Verfassern des „Badischen Kochbüchleins“ als Chance gesehen, sich auf eine viel gesündere Ernährung umzustellen, da „der übermäßige Fleischkonsum, die Reichlichkeit und Häufigkeit der Mahlzeiten über das hinausgingen, was der Mensch braucht, um kräftig und gesund zu bleiben.“ Denjenigen, die Fleisch immer seltener und in immer geringerer Menge im Topfe hatten, mag es zynisch vorgekommen sein, wenn man ihre Not zur Tugend erklärte. Die Not zermürbte die Bevölkerung und machte sie kriegsmüde. Die Sehnsucht nach Frieden und dem Ende der Entbehrungen trieb sie aber dennoch nicht auf die Barrikaden.

VIKTORIA ADAM, SVENIA DIEFENBACHER,  
JAN ERNEMANN, SIMINA GERMAN,  
SABINE GROH, HANNA KAISER,  
DAVID KUHS, ASYSA SCHWEHN

*Der vorstehende Beitrag ist die Zusammenfassung einer 69 Seiten umfassenden Untersuchung von acht Schülerinnen und Schülern des Bismarckgymnasiums. Damit gewann die Projektgruppe im Jahr 2001 beim Schülerwettbewerb Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten einen mit 1.000 Euro dotierten dritten Preis. Die komplette Studie kann im Stadtarchiv eingesehen werden.*

# Wirtschaftliche Betätigung der Stadt Karlsruhe – ein Rückblick

## Mutige Stadtväter als erfolgreiche Unternehmer

Wolfgang Leiser, geborener Karlsruher und bekannter Rechtshistoriker, bezeichnete die Gemeinden des 19. Jahrhunderts als primär private Veranstaltungen, und zwar die Landgemeinden als Markungsgenossenschaften und die Stadtgemeinden als Gewerbsgenossenschaften. Auch im Großherzogtum Baden stand das privat-wirtschaftliche Element deutlich vor, später neben dem politisch-bürgerlichen Element, bis das staatliche Element im 20. Jahrhundert die Oberhand gewann. In § 3 des badischen Gemeindegesetzes 1831 wurde das Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden garantiert, das auch und gerade die wirtschaftlichen Aktivitäten umfasste.

Sobald die Finanzen es nach den schweren Kriegsjahren zuließen, nahm die Haupt- und Residenzstadt des neugeschaffenen Großherzogtums Baden die Entwicklung urbaner Strukturen in die eigene Hand, anfangs zögerlich, dann immer selbstbewusster. Bereits 1812 gründete sie zunächst aus fürsorgerischen, später auch aus ökonomischen Gründen eine Leibhaus- und Ersparnißkasse, die heutige *Sparkasse Karlsruhe*, die Teil der Stadtverwaltung bis 1893 bzw. 1925 bzw. 1932 blieb. Später gründete und betrieb die Stadt 1871 – 1896 sogar eine *Hypothekenbank* für die nachrangige Finanzierung, um angesichts des explosiven Bevölkerungswachstums den Bau von Wohnungen zu beschleunigen. *Neue Schlachthäuser* wurden 1819 und 1887 gebaut sowie 1824 eine Wasserleitung von Durlach zur Versorgung der 74 Trinkbrunnen im Stadt- und

Hofgebiet, die wegen einer erheblichen Überschreitung der Kosten verärgerte. Die Pflasterung von Straßen erfolgte auf Kosten der Bürger. Im Jahr 1874 legte die Stadt einen neuen Friedhof an und baute eine Kaserne, um den „Unannehmlichkeiten und Collisionen“ von Einquartierungen zu entgehen. Für alle diese Bereiche wurden eigenständige Kassen angelegt, also die Amortisationskasse, die Leihhaus- und Ersparnißkasse, die Pflasterkasse, die Gruftenkasse, die Einquartierungskasse oder die Wasserleitungs- und die Wasserleitungsamortisationskasse, denen weitere Kassen folgten, bis zu 28 an der Zahl. Diese standen untereinander und mit der Stadtkasse in „Conto-Current“ und gewährten sich wechselseitig Kredite. Einen Gesamtüberblick gab es nicht, bis die staatliche Rechnungsabhör im Jahr 1858 darauf hinwies, dass die zuvor hoch verschuldete Stadt nach außen hin überhaupt keine Schulden mehr hatte. Dann aber gab es für die Stadtväter keine Bedenken mehr, neue „Unternehmen“ in Angriff zu nehmen.

Den Grundstein der Stadtwerke legte das *Wasserwerk* im Durlacher Wald 1871, das heute noch in Betrieb ist, sowie der Ausbau der *Wasserleitungen* in die Häuser: die Frauen mussten nicht mehr das Wasser an den Brunnen holen. Manche Aufgaben erfüllte man kommunal, manche privatisierte man. Als der Gestank bei der Abortgrubenentleerung in den Häusern mittels Eimern unerträglich wurde, übertrug man 1866 diese Aufgabe der *Düngerabfuhrsgesellschaft* mit ihrer Dampfpumpe, bis zum Anschluss der Schwemmkanalisation 1915 an das Klärwerk. Sie besorgte einige Jahre auch die Abfuhr des Kehrriechts

und der Haushaltsabfälle, bis die Stadt 1889 die Haushaltsabfuhr in die eigenen Hände nahm. Die *Gasproduktion* für die Beleuchtung begann 1845 durch die Firma Marlow & Manby, dann durch andere Firmen, bis schließlich die Stadt dieses Gaswerk 1869 übernahm und 1886 ein neues Gaswerk im Osten baute, das erst beim Bezug von Erdgas 1972 aufgegeben wurde.

Auch beim *Schienenverkehr* ergriffen Private die Initiative, ermuntert und begleitet von der Stadt. Diese Infrastruktureinrichtung wurde immer wichtiger, weil die Arbeiter in die Fabriken kommen mussten und Karlsruhe eine kräftige Industriestadt zu werden begann. Eine private Pferde- und Dampfstraßenbahn fuhr von 1877–1900 vornehmlich auf der Strecke Durlach bis Mühlburg, 1900 begann die Elektrifizierung durch die AEG, aber es klappte nicht so, wie die Stadt es wollte, die dann den Betrieb 1903 übernahm und modernisierte, weil – so die Begründung von Oberbürgermeister Schnetzler – eine öffentliche Straßenbahn „dem Gemeinwohl verpflichtet sein sollte“; den Vorbetreibern wurde nämlich unterstellt, sie hätten zu Lasten von Verbesserungen zuviel aus dem Betrieb entnommen. Aber der Versuch, alle Schienenverkehre zusammenzuführen, gelang damals noch nicht. Das „Lobberle“ von Durmersheim nach Spöck und die Albtalbahn vom Ertlinger Tor bis nach Ertligen wollte der Bürgerausschuss trotz der wohlbegründeten Vorlage von Oberbürgermeister Karl Siegrist im Jahre 1913 nicht übernehmen; sie blieben zunächst privat. Auch die *Turmbergbahn Durlach* wurde 1888 von einer privaten Aktiengesellschaft erbaut, sie fiel mit der Eingemeindung Durlachs 1937 an die Stadt und wurde dann in die Verkehrsbetriebe Karlsruhe integriert. Einen ähnlichen Weg ging später das „*Schlossgartenbähnle*“ von der privaten Gründung bis zur Eingliederung in die VBK. In der Entwicklung des Schienen-

verkehrs gibt es im 20. Jahrhundert beachtenswerte Fortsetzungen.

Ab dem Jahr 1870 wurden die Stadtväter sehr mutig. Sie bauten den *Stadtgarten* und den anfänglich privaten *Zoo* zu einer großen, aber noch getrennten Anlage, sie bauten 1890 eine *Radfahrbahn* um den See neben dem Lauterberg und sie errichteten eine *Festhalle*, die bis zu ihrer Kriegszerstörung an der Stelle der heutigen Schwarzwaldhalle stand; ferner eine *Ausstellungshalle* (Stadthalle) sowie das *Konzerthaus*, die allerdings erst 1915 fertig gestellt werden konnten. Diese Gebäude legten den Grundstein für ein Kongresszentrum am Festplatz. Ein neues *Krankenhaus* wurde 1907 an der Moltkestraße erbaut, und die Stadt unterhielt zwei *Krankenversicherungen*, die 1893 in die neue Sozialversicherung integriert wurden. Am Rande sei erwähnt, dass auch die *Schulen* Gebühren erhoben und „Miete“ zahlen mussten.

Die Stadtväter waren tatkräftige Unternehmer vor allem in einem Bereich, den man in Karlsruhe heute noch umfassend *Stadtwerke* nennt; gemeint sind neben Straßenbahn, Gas und Wasser auch die *Stromerzeugung* und die *Rheinhäfen*. Beide wurden etwa zur gleichen Zeit 1901 und nahe beieinander erbaut. Sie sind heute noch Stützen der städtischen Infrastruktur. Zum ersten Rheinhafen in Maxau (das noch nicht zu Karlsruhe gehörte) baute die Stadt die *Rheinbahn*, die später an den Staat verkauft wurde. Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass die Stadt in dieser Zeit auch die *Kraichtalbahn* nach Eppingen vorantrieb und für die Badische Staatseisenbahn vorfinanzierte.

Bei allen diesen städtischen Aktivitäten wurde streng auf Wirtschaftlichkeit geachtet, denn mit den knappen Steuermitteln konnte man solche Werke nicht subventionieren. Die Stadt verschuldete sich nicht zuletzt wegen ihrer Unternehmen sehr hoch, nämlich mit 52

Mio. Goldmark im Jahre 1913. Das Gesamtbudget betrug mit 25 Mio. nur knapp die Hälfte; dagegen beträgt die heutige Gesamtverschuldung mit ca. 1.5 Mrd. DM weniger als die Hälfte der gesamtstädtischen Ausgaben in Höhe von weit über 3 Mrd. DM; auch nach Einwohnerzahl und Währungsrelation war die Verschuldung seinerzeit vergleichbar höher. Aber diese Verschuldung drückte nicht! Denn allein die Stadtwerke bedienten die Hälfte dieser Schulden mit Zins und Tilgung und konnten dazu noch einen Überschuss in etwa gleicher Höhe zur Finanzierung des allgemeinen Etats beisteuern (je etwa 1,5 Mio. Goldmark). Strom, Gas und Wasser, aber auch die Straßenbahn erwirtschaftete Gewinne, und selbst das städtische Krankenhaus arbeitete noch anfangs des letzten Jahrhunderts kostendeckend (notabene heute nach einer langen Durststrecke auch wieder).

### **Vergesellschaftung und Privatisierung – „Flucht aus dem Budget“**

Im 20. Jahrhundert wurden die Gemeinden zunehmend Teil des Staates. Der Sozialstaatsgedanke ergriff auch die wirtschaftlichen Unternehmen. Ihr Wirken wurde als Teil der Daseinsvorsorge angesehen, die am besten und sogar am günstigsten von der Stadt erfüllt werden sollte; der „Municipalsozialismus“ sollte verhindern, dass Private die Bürger ausbeuten. Erst etwa ab den 1980er Jahren zeigte sich eine starke Tendenz, wirtschaftliche Aktivitäten aus dem Stadtverband herauszulösen und die Vorteile privaten Wirtschaftens zu nutzen. Aber geradlinig lief dieser Prozess nicht: haben *sua fata* – auch die Unternehmen der Stadt haben ihre eigenen Schicksale.

Die Stadtwerke als wichtigstes Beispiel waren *Regiebetriebe*, d. h. ihre Aktivitäten waren im städtischen Haushalt veranschlagt, der Gemeinderat bestimmte bis ins Einzelne. Im

Jahre 1935 wurde die Rechtsform des *Eigenbetriebs* eröffnet und ständig weiterentwickelt. Die Stadtwerke blieben nur noch netto, d. h. mit ihrem wirtschaftlichen Ergebnis im Haushalt, die Werkleitung erledigte die laufenden Geschäfte und der Werkausschuss des Gemeinderats hatte übergeordnete Leitungsfunktionen. Die Festsetzung der Tarife oblag dem Gemeinderat. Mit der *Fernwärmeversorgung* eröffneten die Stadtwerke 1961 einen neuen Betriebszweig. Aber es gab auch gegensätzliche Tendenzen: ein großer Ölhafen wurde 1963 in Betrieb genommen, und 1967 hat man den hafeneigenen *Umschlagsbetrieb* wegen hoher Verluste vollständig an die Privatwirtschaft (KALAG) abgegeben.

Erst in den neunziger Jahren folgte die Stadt Karlsruhe dem allgemeinen Trend, die Werke in *rechtlich selbständige Unternehmen* auszugliedern. Das Kapital blieb zu 100 % bei der Stadt (*Eigengesellschaft*), mit Ausnahme der Versorgungsbetriebe, an denen sich das Badenerwerk und die Ruhrgas mit zusammen 30 % des Kapitals beteiligten (*Beteiligung*). In einer Holding werden seit 1997 alle Zweige zusammengefasst. Die einzelnen Unternehmen haben Tarifhoheit.

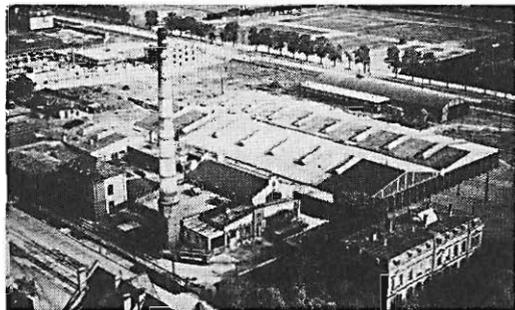
Der Anlass für die allgemeine Ausgründungswelle war vor allem der bevorstehende Wettbewerbsdruck, der nach der wirtschaftlichen Leitidee der Europäischen Union bald alle Zweige erfasst haben wird, neben der Energie auch den Verkehr und das Wasser. Privatwirtschaftlich geführte Unternehmen könnten sich rascher an die Marktlage anpassen und technische Verbesserungen schneller umsetzen. Die Städte müssen Monopolstellungen aufgeben, z. B. durch die Öffnung ihrer eigenen oder durch die Duldung fremder Leitungen im städtischen Straßenraum. Die günstigste Versorgung der Einwohner soll durch einen Wettbewerbsrahmen sichergestellt werden; z. B. im öffentlichen Nahverkehr durch



Der Städt. Rheinhafen (o.) und der Betriebshof der Städt. Verkehrsbetriebe an der Tulla-Straße vor dem Ersten Weltkrieg (u.).

Vorgabe der Linienführung, des Zeittakts oder der Wagenausstattung. Auch ökologische Rahmenbedingungen können vorgegeben und die Sorge wegen der Sozialisierung der Verluste soll durch den Wettbewerb vermindert werden. Das Unternehmen, das alle Forderungen erfüllt, soll bzw. muss den Zuschlag erhalten im Zweifel sogar vor den eigenen Betrieben (!), wenn es mit einem geringeren Zuschuss auskommt.

Aber nicht nur die Stadtwerke haben sich von der Stadt entfernt. Auch das *Klinikum* wurde über einen Eigenbetrieb besonderer Art bereits im Jahre 1994 in eine gemeinnützige GmbH umgewandelt. Die Begründung war ähnlich wie bei den Stadtwerken, und dazu befürchtete man unübersehbare Probleme aus der Entwicklung und der Finanzierung des Gesundheitssektors. Das erfordere, so die Begründung, eine hohe Beweglichkeit nach allen Seiten.



Das Kongress- und Messewesen ging zunächst mit, dann neben der Stadt aber eigene Wege. Im Vorfeld der Bundesgartenschau 1967 wurde die Kongress- und Ausstellungsgesellschaft *KKA GmbH* (heute *KMK*) gegründet, für die die Ausstellungshallen am Festplatz erneuert und erweitert wurden. Den Geschäftszweig Ausstellungen will man zukünftig durch das Gemeinschaftsunternehmen *Neue Messe* zusammen mit der Region vor den Toren der Stadt erheblich ausweiten. Die inter-

kommunale Zusammenarbeit ist allgemein ein starkes Motive für Ausgliederungen.

Hinter den offen vorgetragenen Begründungen für Ausgliederungen wird auch eine Kritik an den politischen Rahmenbedingungen kommunalen Handelns erkennbar. Die politischen Kräfte in den Rathäusern sind bestrebt, das kommunale Geschehen vor Ort auf dem Hintergrund ihrer eigenen Vorstellungen zu beeinflussen, eine verständliche und in einer pluralistischen Gesellschaft auch legitime Verhaltensweise. Das aber erzeugt bisweilen irrational anmutende Prozesse. Andererseits gibt es einen Druck der Öffentlichkeit, die Vorteile rationalen und zugleich dezentralen Handelns zu nutzen. Das technokratische Element in der Verwaltung soll gestärkt werden, aber zugleich möchten Gemeinderat und Bürgermeisteramt Gestaltungsrechte behalten. Die *neuen Steuerungsmodelle* (NSM) sind ein solcher Versuch, der noch nicht abgeschlossen ist, aber schon befriedigende Ergebnisse zeitigt, z.B. bei der Entwässerung, der Feuerwehr oder der Bäderverwaltung.

Doch immer wieder entsteht die Tendenz zur Flucht aus dem Haushalt; so sollen z. B. die städtischen *Bäder* demnächst rechtlich selbständig und den Stadtwerken angeschlossen werden. Auch bei anderen sozialen oder technischen Einrichtungen gibt es Tendenzen zur Verselbständigung. Beispielsweise wurden 1995 die Altersheime in eine rechtlich selbständige kommunale Stiftung, die *Heimstiftung*, umgewandelt, mit gewissen kommunalen Einflussmöglichkeiten. Vorbild war eine erfolgreiche ehemals private Pfründnerstiftung unter der Verwaltung der Stadt, die Karl-, Friedrich-, Leopold- und Sophienstiftung (KFLS). Weitere Formen des kommunalen Handelns, vom Rathaus abgerückt, gibt es in der Form von *Zweckverbänden*, dem Zusammenschluss von Gemeinden zu gemeinsamen Aufgabenlösung, z. B. im Bereich des Abwas-

sers oder der Konversion des *Flughafens Söllingen*, der den ehemaligen *Fluglandeplatz Forchheim* ablöst. Ein solcher Weg war auch für die Abfallentsorgung der Region denkbar. Im Ergebnis kam aber eine eindeutige *Privatisierung* der *Abfallbeseitigung* durch das Badenwerk (EnBW) zustande, die diese Verpflichtung durch eine technisch völlig neuartige Thermo-selectanlage erfüllen will.

Die Tendenz zur Bewältigung von Aufgaben im kommunalen Bereich durch privatwirtschaftliche Lösungen in verschiedenen Abstufungen ist deutlich. Es hat den Anschein, als entwickle sich Karlsruhe wie auch andere urbane Zentren *von der Leistungs- zur Steuerungsstadt* (van Laatz). Wie weit dieser Prozess schon vorangeschritten ist, zeigt die Zahl der Beteiligungen. Wenn man den Beteiligungsbericht der Stadt Karlsruhe 2000 etwas modifiziert, dann ist die Stadt an *32 bedeutenden rechtlich selbständigen Unternehmen, Stiftungen und Zweckverbänden* unmittelbar oder über ihre Unternehmen mittelbar beteiligt. Davon standen vor 30 Jahren bei den Beteiligungen nur die *Volkswohnung GmbH* und die *Albtalverkehrsgesellschaft*, die aus privaten Anfängen hervorgingen, sowie die KKA und die Flughafengesellschaft KFG. Dieser Trend wird durch die Zahl der „ausgelagerten“ Mitarbeiter unterstrichen, die in diesen Rechtsformen tätig sind, nämlich über 10.000 Ende des Jahres 2000, während in der Kernverwaltung heute „nur“ noch knapp 5.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter geführt werden.

Ob die Entwicklung so weitergeht oder ob das Pendel wieder einmal in die andere Richtung ausschlägt, nämlich von der „Flucht aus dem Budget“ zur „Flucht ins Budget“, das ist die Sphäre der politischen Zukunftsvision. Sie hat nichts mehr zu tun mit einem Rückblick, der sich so wohltuend auf Tatsachen stützen kann.

GERHARD SEILER

# Lesegesellschaften in Karlsruhe 1784 – 1850

## *Der Beginn bürgerlicher Selbstorganisation*

Im Zuge der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft entstanden am Ende des 18. Jahrhunderts mit dem Vereinswesen die ersten Formen bürgerlicher Selbstorganisation. Lesegesellschaften kam dabei eine Vorläuferfunktion zu. Einer der wichtigsten Impulse für deren Gründung im 18. Jahrhundert war ein rasches Anwachsen des Lesepublikums bei erhöhter Zeitungs- und Bücherproduktion. Das gestiegene Interesse an Information hatte einen funktionalen Zweck: Bildung war ein Schlüsselfaktor im gesellschaftlichen Aufwärtstreben des Bürgertums, und damit im bürgerlichen Selbstbewusstsein gegenüber dem vorherrschenden Adel. Lesegesellschaften boten außerdem einen gesellschaftlichen Rahmen für gesellige Unterhaltung und kulturelle Veranstaltungen.

Bedenkt man den historischen Kontext, gab es gleichzeitig auch ein staatliches Interesse an vermehrter Informationsverbreitung. Die ehemals kleine Markgrafschaft Baden konnte im Zuge der politischen Neuordnung Mitteleuropas bis 1806 das Staatsgebiet verfünffachen. Die Bevölkerungszahl stieg innerhalb der ersten Jahrhunderthälfte von 250.000 im Jahr 1802 auf 1,35 Millionen im Jahr 1846. Das neue Staatengebilde blieb besonders exponiert gegenüber den politischen Impulsen aus den Nachbarstaaten Frankreich und der Schweiz. Die sozioökonomischen und politischen Bedingungen erforderten eine zentralistische und effektive Verwaltung zum Zwecke einer administrativen Integration der hinzugekommenen Gebiete sowie der Schaffung eines neuen Staatsbewusstseins. Der Wunsch nach einer Stärkung der staatlichen Handlungsmacht und einer Einbindung des Bürgertums

in die Regierungspolitik mag die staatliche Protektion der ersten Lesegesellschaften erklären.

### **Das „Museum“**

Die Vereinsgründung der ersten Lesegesellschaft in Karlsruhe soll auf die Initiative des Hof- und Stadtvikars Christoph Friedrich Rinck zurückgegangen sein. Rinck wurde vom Markgraf 1783 auf eine Studienreise durch andere deutsche Staaten und die Schweiz geschickt, wo er in größeren Städten in Lesegesellschaften eingeführt wurde. Dies wurde Anlass für den Plan, eine solche auch in seiner Heimatsstadt zu gründen. In der Residenzstadt Karlsruhe war dafür durchaus Bedarf. Schließlich hatten die Vergrößerung der Markgrafschaft, der Ausbau der Verwaltung und die auswärtigen Delegationen eine stetige Zunahme des gesellschaftlichen Verkehrs gerade der oberen Schichten mit sich gebracht.

Im Dezember 1784 fand die Gründungsversammlung der „Lesegesellschaft Karlsruhe“ statt, ab 1808 „Museum“ genannt. Der Markgraf Karl Friedrich übernahm die Schirmherrschaft, das „Protoktorat“ der Gesellschaft, was auf den staatstreuen Charakter der Museumsgesellschaft deutet. Im Obergeschoss der noch heute existierenden Wirtschaft „Pflanzenstiel“ in der Brunnenstraße mietete die Lesegesellschaft zwei Zimmer, ein Unterhaltungs- und Lesezimmer, in dem die Präsenzbibliothek untergebracht war. Zweimal wöchentlich traf sich ein literarischer Zirkel, gelegentlich wurden Vorträge zu wissenschaftlichen Themen gehalten.

Innerhalb von fünf Jahren wuchs die Zahl der Mitglieder auf fast 200, das jährliche Bud-

get der Gesellschaft war auf 2.000 Gulden angewachsen, von dem ein Viertel für den Aufbau der Bibliothek verwendet wurde. Die Gründung des Großherzogtums wirkte sich auch auf die Lesegesellschaft aus: durch die Zentralisierung der Verwaltung und den Ausbau des Staatsapparates wuchs die Zahl der Beamten, Geistlichen und Offiziere in der Stadt und damit das Publikum des Vereins, so dass zweimal ein Umzug in größere Vereinshäuser erforderlich war. 1813 wurde nach den Entwürfen von Friedrich Weinbrenner das repräsentative Museumsgebäude errichtet, mit einem großen Ballsaal, mehreren Konversations- und Spielzimmern sowie einer geräumigen Bibliothek – in der heutigen Kaiserstraße/ Ecke Ritterstraße nunmehr das Haus der Deutschen Bank.

In der Festrede anlässlich der Grundsteinlegung führte der damalige Direktor Freiherr von Fahrenberg aus: „In allen Lagen der Zeit und Umstände den Glauben an die Unvergänglichkeit des Weisen und Edeln und Schönen fest halten, um diese ersten und ewigen Interessen der Menschheit sich enge zusammenschließen, und mit vereinten Kräften dem Geiste seine Rechte, dem Gemüthe seine göttliche Natur, dem Leben seine schönsten Reize für die Gegenwart bewahren, auf die Zukunft sichern ist hoher Sinn und edles Geschäft; erhält die Menschheit bei ihrem innern Stilleben, wenn es von Außen um sie drängt und wittert, und rettet sie in bessere Zeiten wieder glücklich hinüber. Es ist ein hoher Gesichtspunkt, in welchem diese vom Staat geschätzten und beschützten Verbindungen, in ihrem stillen stetigen Kampfe mit dem unreinen Zeitgeiste oder dem mächtigen Zeitlaufe begriffen, uns hier erscheinen.“

Diese Worte bedürfen einer Übersetzung: In der Sphäre des Museums, an der die Mitglieder als Privatleute teilnehmen, sind die verschiedenen (politischen, ökonomischen, stan-

des- und bildungsgebundenen) gesellschaftlichen Widersprüche aufgehoben. Die Sphäre des Ästhetischen, der Kunst, Literatur und Musik und des öffentlichen Rasonnements bietet einen gesellschaftlichen Ruhepol angesichts der wechselhaften Zeitumstände.

Die proklamierte Eintracht wurde mitunter nachhaltig gestört: Der Polizeidirektor von Hainau, selber Mitglied des Museums, soll in mindestens zwei Fällen die Loyalität des Museums in Zweifel gezogen haben. In einem von Großherzogin Stephanie gebilligten Rundschreiben der Museums-Kommission wurde die Einführung einer Nationaltracht für die im Museum verkehrenden Frauen vorgeschlagen; allein schon die Verwendung des Wortes „national“ soll für von Hainau Anlass gewesen sein, das Museum „einer gegen den Staat gerichteten Tendenz“ zu verdächtigen. Der zweite Anlass bildete eine vom Museum erworbene Schrift „Die Centralverwaltung der Verbündeten unter Freiherrn vom Stein“, die, nachdem ein Mitglied darin Angriffe gegen die badische Regierung entdeckt hatte, in den Giftschränk des Museums verbannt wurde. Als ein weiteres Mitglied ohne Wissen der bereits erfolgten vereinsinternen Zensur die Anschaffung des Buches im so genannten „Wunschbuch“ ersuchte, soll dieser Eintrag ein weiterer Anlass für die Klage staatsfeindlicher Gesinnung durch den Polizeidirektor gewesen sein. Offensichtlich mit Erfolg versuchte die Museums-Kommission in einem ausführlichen Schreiben an den Großherzog, die erhobenen Vorwürfe aus dem Weg zu räumen und ihre Loyalität zu versichern.

In den frühesten überlieferten Statuten des Museums heißt es: „§ 1. Der Zweck der Verbindung ist: schöne Bildung des Geistes und Geschmacks, auch den guten Ton geselliger Freude zu befördern, und beydes im Kreise solcher Gebildeten zu gemessen. § 2. Nur auf diesen Zweck, nicht auf Geburt, Stand und



Gemälde von Adolf Schroeder: Mitglieder der Karlsruher Lesegesellschaft; an der Wand ein Portrait des Großherzogs.

Rang, nimmt die Gesellschaft bey der Wahl ihrer Mitglieder den nächsten Bedacht. Jede selbstständige Person, ohne Unterschied des Geschlechts, welche Bildung mit sich bringt und nach ihren übrigen Verhältnissen aufnahmefähig ist, kann Mitglied der Gesellschaft werden.“ Die Vereinsstrukturen sind somit geprägt von dem Leitbild eines allgemeinen Gesellschaftsvertrages und der Souveränität des Gesamtwillens. Dessen Instanz ist die Mitgliederversammlung, ordentliche Mitglieder haben bei Wahlen die gleichen Rechte.

Das Literaturangebot enthält laut Satzung „politische und gelehrte Zeitungen mit den dazu erforderlichen Hilfsmitteln, als Landkarten, Wörter- und Handbücher für Sprachen, für Länder- und Völkerkunde, Statistik, u.s.w.;

sodann periodische Schriften aller Art, Reisebeschreibungen, Geschichte, und überhaupt alles, was ohne spezielle Rücksicht auf besondere Berufsfächer allgemein interessiert und für den Einzelnen zu kostspielig, oder vorübergehend ist.“ Tatsächlich lässt die Auswertung des frühesten noch vorhandenen Bibliotheksverzeichnisses ein dezidiertes Interesse an deutscher Literatur der jüngsten Zeit erkennen, wobei größere Aufmerksamkeit aber der Sachliteratur geschenkt wurde.

Eine erste Mitgliederliste ist aus dem Jahr 1815 überliefert: Die Mehrzahl der Mitglieder, neben dem Großherzog und drei weiteren Grafen, rekrutiert sich aus Offiziers- und höheren Beamtenkreisen, während Lehrer, Pfarrer, Ärzte, Rechtsanwälte und Künstler in weit

geringerem Maße vertreten sind. Von 428 Mitgliedern sind insgesamt sieben Frauen, davon 6 Witwen. Die soziale Herkunft der Mitglieder hatte sich 1845 nicht wesentlich geändert: Überraschend ist nun der hohe Anteil weiblicher Mitglieder: 78 Frauen von insgesamt 744 Mitgliedern, also mehr als 10 Prozent, davon der überwiegende Teil Witwen. Das Karlsruher Museum war einer der wenigen Vereine, die eine solche reguläre Mitgliedschaft gestatteten. Ansonsten waren Frauen von der literarischen und politischen Information und den Tätigkeiten der Vereine fast durchgehend ausgeschlossen.

### Die Lese-Gesellschaft

Eine weitere Lese-Gesellschaft wurde 1815 gegründet. Das Publikum, zu dem auch der Oberbürgermeister Dollmetsch gehörte, der das Amt des Saal-Aufsehers verrichtete, entstammte vornehmlich dem Bürgertum. Folgt man einem anonymen Korrespondenzbericht aus dem Jahr 1818, so ist die Ursache für die Vereinsgründung im Kontext der Befreiungskriege zu sehen, denn „der Menschen-Freund freuet sich nach den Stürmen des fürchterlichen Kriegs einer wieder sanft anziehenden Verbindung“, an der „Mitbürger, ohne Unterschied des Standes und der Religion“ teilnehmen können „zu welchem Tugend und Rechtsschaffenheit allen den Weg bahnen können“. 1818 hatte die Gesellschaft 117 Mitglieder. Von Interesse ist die Schilderung der Vereinsgründung: aus einem abendlichen Treffen von Bürgern und Beamten entwickelte sich eine feste Abendgesellschaft, die gemeinschaftlich zuerst Zeitungen, dann auch Bücher anzuschaffen begann. Die Zunahme von kulturellen Veranstaltungen und weitere Eintritte machten eine Vereinsgründung erforderlich. Ein Umzug in ein größeres, täglich geöffnetes Vereinslokal wurde bald nötig. Schließlich

wurde den Mitgliedern die Mitnahme von Büchern und Zeitungen nach Hause gestattet, um auch Frauen und Kindern einen Zugang zur Bildung zu ermöglichen. Schon 1818 verfügte die Gesellschaft über eine Bibliothek mit knapp 400 Bänden „worunter die Schriften: Schiller, Göthe, Wieland, Lafontaine, Schelling, de la Motte Fouque, Schreiber etc. Lebens- und Reise-Beschreibungen, und 16 theils bildende politische Zeitschriften sich vorfinden.“

„Uebrigens ist die Gesellschaft, wie sich leicht denken läßt, sehr gemischt. Doch ist die Mischung nicht von der Art, daß man sagen könnte, sie ist allzu gemischt, hat allzu verschiedene Bedürfnisse und es finde eine allzu grosse Entfernung der Stände unter den Mitgliedern statt. Treffen am Abend vielerley Personen zusammen, so entfernt sie weder Stand noch Rang, da sie sich weder als untergeordnet, noch von einander abhängig in ihren Berufs-Geschaffen begegnen.“ Hier wird deutlich, wie eng der Raum des sozialen Austausches auch in bürgerlichen Kreisen weiterhin bleibt. Trotz der Betonung auf eine prinzipielle Offenheit und Aufhebung von Standesunterschieden wird die Eingrenzung auf bestimmte Schichten explizit unterstrichen.

Dass die Lesegesellschaft sich keinesfalls der radikalen Opposition verpflichtet, davon zeugt eine Bekanntgabe der Kündigung des Abonnements der radikal-demokratischen Konstanzer Zeitung „Seeblätter“, die „als unwürdig, in einer anständigen, ehrenhaften und gesetzliebenden Gesellschaft aufzuliegen“, bezeichnet werden. Verstanden wird dies im Sinne einer vom aufgeklärten Publikum betriebenen Kontrolle der politischen Diskussion; schließlich sei „es zu erwarten, daß die Blätter vom See durch derartige Maßregeln bald ihr Lebensende erreicht haben werden. Das Volk wird künftig die Presse überwachen und die Preßfreiheit wahren!“ 1843 hat die Lese-Ge-



Mitglieder der Karlsruher Museums-gesellschaft 1848.

sellschaft „nicht mehr viele Mitglieder, meistens aus dem wohlhabenderen Mittelstande.“ Der Stadtchronist lobt zudem die Verdienste um die gesellige Unterhaltung des Vereins, „da man hier nicht die Steifheit findet, wie im Museum.“ In den vierziger Jahren residierte die Lese-Gesellschaft im ehemaligen Palais des Markgrafen Friedrich am Rondellplatz und damit in unmittelbarer Nähe des Hauses des Bürgervereins Eintracht, der 1835 gegründet wurde.

### Der Bürgerverein Eintracht

Ein Komitee gab die Gründung dieses Vereins bekannt, der „nur Gutes und Nützlichendes für die Stadt und ihre Bewohner, besonders in gewerblicher, wissenschaftlicher und überhaupt bildender Beziehung“ im Sinne habe. Zum Zeitpunkt der Gründung im Juli 1835 traten 155 Mitglieder bei, vorwiegend Kauf-

leute, Beamte, Lehrer, selbstständige Handwerker, darunter eine Lehrerin. Trotz anfänglicher Widerstände wurde der Verein Eintracht in vier Abteilungen geordnet: eine für gesellige Unterhaltung, Lektüre und Tanzveranstaltungen, die zweite für Musikveranstaltungen, drittens ein Diskussionsforum für technische und industrielle Fragen und schließlich viertens eine Abteilung für wissenschaftliche Weiterbildung. 1839 hatte die Eintracht insgesamt 800 Mitglieder. Im Mittelpunkt des Interesses, folgt man den Mitgliederzahlen der einzelnen Sektionen, lagen dabei Unterhaltung und Lektüre sowie die industriell-technische Weiterbildung.

Die Eintracht beschreibt sich als „ein Verein gebildeter Männer, der es sich nicht nur zur Aufgabe macht, durch den Genuß geselliger Freuden seine Mitglieder zu erheitern, sondern der auch dahin strebt, Wissenschaften, Künste und Gewerbe zu fördern, gemeinnüt-

zige Unternehmungen wirksam unterstützen zu helfen, und zur Stiftung von Sammlungen Gelegenheit zu geben, die den Künstler und Freund der Wissenschaft anziehen und belehren. Sie ist ein freier Verein, in welchem keinem Mitglied als solchem ein Vorzug vor dem andern zukommt.“

### **Lesegesellschaften und die Revolution 1848/49**

In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts hatten die Lesegesellschaften in Karlsruhe ihre Blütezeit. Sie waren Ausdruck der gesellschaftlichen Mobilisierung des Bürgertums in der Zeit des Vormärz, in denen eine direkte politische Betätigung noch weitgehend unmöglich war. Über eine unmittelbare Beteiligung der Vereine an den Revolutionsereignissen 1848/49 liegen keine Zeugnisse vor, was auf die Eigenschaften Karlsruhes als Residenzstadt zurückzuführen ist. Durch die Anbindung an den Hof war das politische Klima der Stadt deutlich konservativer als in anderen Städten Badens. Die Wahl zur zweiten Kammer 1819, die Liberalisierung der Presse im so genannten „Pressefrühling“ 1830–1832, die Politisierung der Literatur in den Jahren nach 1830 sowie die Nationalbewegungen in anderen europäischen Staaten hatten dort die Diskussionen innerhalb der Lesegesellschaften zu einer offenen Politisierung geführt.

1849 markiert eine Zäsur in der Geschichte der Lesegesellschaften, denn auch sie fielen dem allgemeinen vorübergehenden Vereinsverbot zum Opfer. In den Jahren danach sind kaum Neugründungen zu verzeichnen, und die Restaurationzeit des Nachmärz mit dem Klima staatlicher Repression und Zensur beeinflusste die Entwicklung der Lesegesellschaftsbewegung insgesamt, auch der Vereine, die nach 1848/49 nicht verboten wurden. Obwohl aufgrund der politischen Orientie-

rung der Eintracht eine Nähe zu den revolutionären Ereignissen nicht vermutet werden kann, wirken sich auch hier die folgenden Jahre der Restauration aus, wie bereits der Vereinschronist Schwarz über die Eintracht notiert: „In den Zeiten der Reaktion, die auf die politischen Ereignisse Ende der 1840er Jahre folgten, trat im Vereinsleben überhaupt eine gewisse Stagnation ein; wir finden aus den 1850er und 1860er Jahren keine Nachrichten von Veranstaltungen grösserer Art.“ Dasselbe gilt auch für das Karlsruher Museum. Dass 1850 der Bürgerverein Eintracht und die Lesegesellschaft sich vereinigten, deutet darauf hin, dass die Mitgliederzahlen der beiden Vereine gesunken waren.

Die Verbotschwelle nach 1849 war Ausdruck einer staatlichen Unfähigkeit, gegenüber der Vereinsbewegung und der bürgerlichen Öffentlichkeit anders als mit repressiven Mitteln zu reagieren. Ändern sollte sich dies erst im späten 19. Jahrhundert, als, bezogen auf Literatur und Journalistik, Kulturpolitik als Medium staatlicher Intervention entdeckt wurde: 1870 wurde die erste öffentliche Bibliothek in Mannheim gegründet, die, wie auch in anderen Städten, die Bestände der örtlichen Lesegesellschaft später übernehmen sollte. Damit traten staatliche öffentliche Kulturinstitutionen das Erbe von Organisationen der bürgerlichen Öffentlichkeit an, Ausdruck einer zunehmenden Verschmelzung von Staat und bürgerlicher Gesellschaft.

TORSTEN LIESEGANG

# Der Landeswohlfahrtsverband Baden

In unserem differenzierten Sozialstaat erfüllt der Landeswohlfahrtsverband Baden wichtige Aufgaben im Bereich der Hilfen zur Eingliederung und Rehabilitation behinderter Menschen, der Jugendhilfe und der Kriegsopferversorge.

## Zur Geschichte

Am 1.1.1964 wurde der Landeswohlfahrtsverband Baden für die Regierungsbezirke Karlsruhe und Freiburg und der Landeswohlfahrtsverband Württemberg-Hohenzollern für die Regierungsbezirke Stuttgart und Tübingen geschaffen. Die Neuregelung der Trägerschaft der örtlichen und überörtlichen Sozialhilfe war eine Folge des am 1.6.1962 in Kraft getretenen Bundessozialhilfegesetzes (BSHG). Dieses Gesetz, das nicht nur die Hilfe zum Lebensunterhalt neu ordnete und die frühere „Fürsorge“ durch „Sozialhilfe“ ersetzte, erweiterte den Kreis der Anspruchsberechtigten um geistig und seelisch wesentlich behinderte Menschen mit Rechtsansprüchen auf Eingliederungshilfe. Die Durchführung der Hilfen wurde örtlichen und überörtlichen Trägern übertragen, die durch Ausführungsgesetze der Bundesländer zu bestimmen waren.

Der Landesgesetzgeber in Baden-Württemberg stand dabei vor der Frage, ob der überörtliche Träger der Sozialhilfe staatlich oder kommunal organisiert werden sollte. Nachdem in Bayern, Hessen und Nordrhein-Westfalen die überörtliche Sozialhilfe bei kommunalen Trägern angesiedelt war und es mit dem Landesfürsorgeverband Württemberg auch in Baden-Württemberg seit 1924 einen kommunalen Träger gab, entschied das Land Baden-Württemberg sich dafür, die überörtliche Sozialhilfe zwei höheren Kommunalver-

bänden, den Landeswohlfahrtsverbänden Baden und Württemberg-Hohenzollern zuzuordnen.

Zuvor waren die Aufgaben des überörtlichen Wohlfahrtswesens im badischen Landesteil bei den Regierungspräsidien Nordbaden und Südbaden als Landesfürsorgeverband angesiedelt. Ebenso die Landesjugendämter.

Der neu gebildete Landeswohlfahrtsverband Baden konstituierte sich in der 1. Sitzung seiner Verbandsversammlung am 23.10.1963 im Rathaus in Karlsruhe. In dieser Sitzung gab der damalige Vertreter der Stadt Karlsruhe, der spätere Oberbürgermeister Otto Dullenkopf, dem neuen Verband folgende Worte mit auf den Weg: „So wollen wir – nicht aufdrängend aber anbietend – etwas von der inneren Temperatur von Karlsruhe als Einstand mit auf den Weg geben, es ist das Bemühen, das Sachliche mit dem Menschlichen zu verbinden, in diesem Falle zum Wohle unseres hilfesuchenden Nachbarn, aber auch zum Wohle des Landeswohlfahrtsverbandes Baden, dem jüngsten Kind in dieser Stadt, zwar in Stuttgart gezeugt, aber in Karlsruhe geboren, und da es in Karlsruhe aufwachsen wird, wird es ein badisches Kind werden, da es aber ein wohlgezogenes Kind sein wird, wird es seine Eltern ehren.“

## Die Verbandsversammlung

Mitglieder der Verbandsversammlung, dem obersten Organ, sind Vertreter der Verbandsmitglieder der Land- und Stadtkreise im badischen Landesteil. Nach jeder Kommunalwahl wählen die Kreistage bzw. Gemeinderäte pro 100.000 Einwohner einen Vertreter in die Verbandsversammlung. Die derzeitige hat 62 Mitglieder. Sie ist für grundsätzliche Entschei-

dungen zuständig, insbesondere für die Übernahme neuer Aufgaben, die Wahl der leitenden Beamten und für die Verabschiedung des Haushalts mit der Festlegung des Hebesatzes für die Landeswohlfahrtsumlage. Die Verbandsversammlung wählt aus ihrer Mitte einen Vorsitzenden sowie 11 Mitglieder des Verbandsausschusses. Zum Vorsitzenden wurde in der erwähnten konstituierenden Sitzung der damalige Karlsruher Landrat Josef Groß gewählt, dem die Landräte Dr. Burkard, Rastatt, Dr. Gerhard Gamber, Offenburg folgten. Seit 1996 ist der Waldshuter Landrat Dr. Bernhard Wütz Vorsitzender.

Leiter der Verwaltung ist der jeweils auf 8 Jahre gewählte Verbandsdirektor. Er ist oberster Dienstherr der rd. 600 Bediensteten des Verbandes und führt die Beschlüsse der Verbandsgremien durch.

Erster Verbandsdirektor von 1964–1976 war Hans Schwörer. Ihm folgte der Verfasser von 1976–2001. Seit 2001 wird der Verband von Dr. Gerhard Vigener geleitet.

### **Die alten und neuen Aufgaben**

Die verbandspolitisch bedeutendste Aufgabe ist die Eingliederungshilfe für geistig-, seelisch sowie mehrfachbehinderte Menschen, die der Verband als überörtlicher Träger der Sozialhilfe organisiert und finanziert (Landessozialamt).

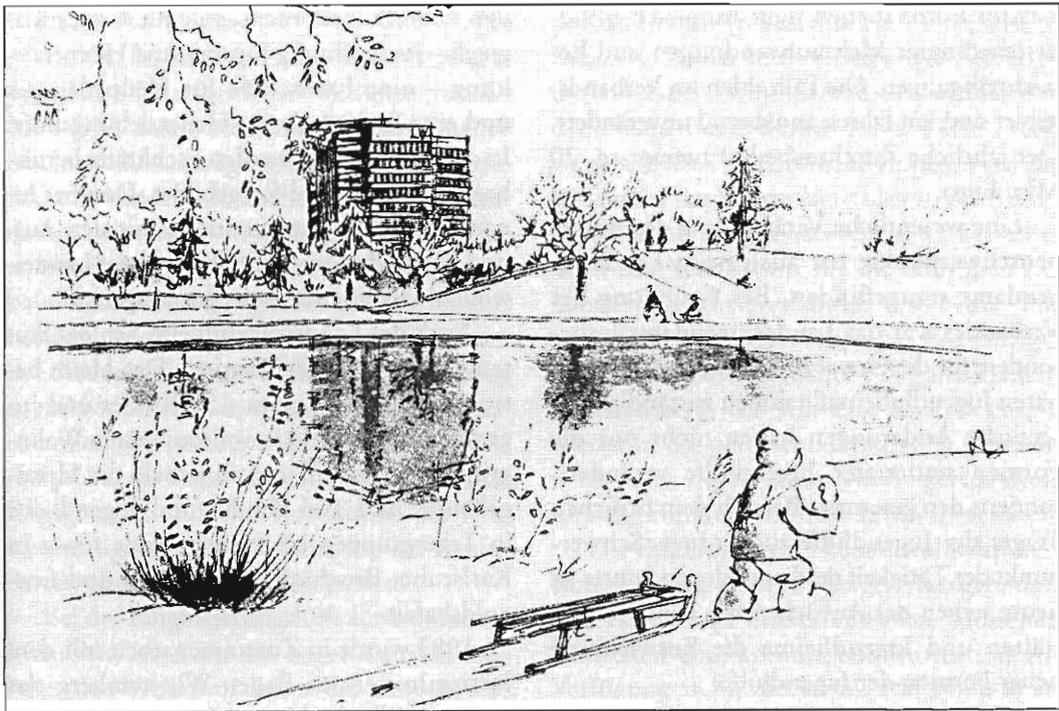
Seit der Gründung des Verbandes hat die Zahl der behinderten Menschen, die Anspruch auf Eingliederungshilfe haben, permanent zugenommen. Von etwa 4.000 im Jahr 1964 auf rd. 14.000 im Jahr 2001. 8.700 behinderte Menschen erhalten vollstationäre Eingliederungshilfe in einer Anstalt, einer Heimsonderschule oder einem Wohnheim, weitere rd. 5.300 altenteilstationäre Hilfen, insbesondere in Werkstätten für Behinderte.

Für diese Hilfen, die überwiegend in Form von Pflegestätten an die Einrichtungen ge-

währt werden, sind im Verbandshaushalt des Jahres 2002 347 Mio. Euro. Das sind 70 % der gesamten Verbandsausgaben! Bei Gründung des Verbandes – wurden lediglich 20 Mio. DM für diese Hilfen ausgegeben. D.h. der Aufwand stieg in 37 Jahren um rd. 3.400%!

1964 war in den Regierungsbezirken Nordbaden und Südbaden gerade der organisierte Wiederaufbau der früheren Heil- und Pflegeanstalten auf der Grundlage von Vorkriegskonzeptionen abgeschlossen. In den überregionalen Einrichtungen standen insgesamt etwa 1.500 Heimplätze zur Verfügung. Die behinderten Menschen lebten dort in Stationen, in denen Schlafsäle mit 10–12 Personen keine Seltenheit waren. Daneben gab es die Kreispflegeanstalten, in die geistige oder körperliche Gebrechliche aufgenommen wurden. Die meisten Behinderten lebten allerdings in ihren Familien, und es bestand – aus der Erfahrung des „Dritten Reiches“ heraus – eine große Scheu, sie in die Obhut einer Anstalt zu geben. Geistig Behinderte galten als bildungsunfähig und besuchten keine Schule. Es gab kaum Behindertenwerkstätten noch Frühberatungen.

Das BSHG machte die Eingliederung von behinderten Menschen in die Gesellschaft zu einer öffentlichen Aufgabe. Seitdem ist ein flächendeckendes Netz von Werkstätten und Wohnheimen für Behinderte errichtet worden. Dank der besseren Versorgung und des medizinischen Fortschritts steigt das Durchschnittsalter der behinderten Menschen ständig an und gleicht dem Nichtbehinderter. 2001 wurden die Träger der Sozial- und Jugendhilfe in den Kreis der Rehabilitationsträger einbezogen. Dabei wurde die Bedürftigkeitsprüfung, ein Grundsatz der Sozialhilfe, in mehreren Bereichen eingeschränkt. So kann insbesondere auf Unterhaltsverpflichtete nur noch im Rahmen eines einheitlich festgelegten Pauschbetrages zurückgegriffen werden.



Bürogebäude des Badischen Landeswohlfahrtsverbandes an der Günther-Klotz-Anlage.

Die Behindertenhilfe hat in der Geschichte des Verbandes eine Entwicklung genommen, die zu Beginn auch nicht annäherungsweise absehbar war. Die Rechtsansprüche und hohe Standards in der Behindertenhilfe dürfen allerdings nicht dazu führen, die Integration behinderter Menschen in Beruf und Gesellschaft zu vernachlässigen. Der Landeswohlfahrtsverband Baden hat auf die starke Zunahme der Behinderten mit einer Reihe eigener konzeptioneller Vorstellungen reagiert. Er wird diese Bemühungen in den nächsten Jahren mit Innovationen verstärkt fortsetzen, um den großen finanziellen Herausforderungen erfolgreich zu begegnen.

Eine Hauptfürsorgestelle gibt es seit 1919. Sie ist 1964 in den neu gegründeten Verband integriert worden. Schwerpunkt der Arbeit der Hauptfürsorgestelle war die Betreuung der vom Krieg besonders betroffenen Menschen, ins-

besondere derjenigen, die der besonderen Sonderfürsorge bedurften. 55 Jahre nach Kriegsende ist die Zahl der Sonderfürsorgeberechtigten stark zurückgegangen. In den Mittelpunkt der Tätigkeit der Hauptfürsorgestelle ist nun der Personenkreis der schwerbehinderten Arbeitnehmer gerückt, die Anspruch auf begleitende Hilfe im Arbeits- und Berufsleben sowie auf besonderen Kündigungsschutz haben.

An finanziellen Leistungen für Arbeitgeber und schwerbehinderte Arbeitnehmer werden aufgrund von rd. 1.500 Neuanträgen pro Jahr etwa 25 Mio. DM bewilligt. Im Jahr 1999 wurden 1.500 Kündigungsschutzverfahren durchgeführt.

Der Landeswohlfahrtsverband gewährt allein für etwa 5.200 Blinde Leistungen nach dem Gesetz über die Landesblindenhilfe. Die ohne Einkommens- und Vermögensprüfung bezahlten pauschalierten Beträge (monatlich

409,03 Euro) dienen dem Ausgleich blindheitsbedingter Mehraufwendungen und Benachteiligungen. Die Fallzahlen im Verbandsgebiet sind seit Jahren annähernd unverändert. Der jährliche Zuschussbedarf beträgt rd. 20 Mio. Euro.

Eine wesentliche Veränderung der Aufgabenschwerpunkte hat auch beim Landesjugendamt stattgefunden. Bei Gründung des Verbandes war das Landesjugendamt insbesondere für die Gewährung der teuren stationären Jugendhilfemaßnahmen zuständig. Gesetzliche Änderungen haben nicht nur die Formen stationärer Jugendhilfe verändert, sondern den gesamten Bereich dem örtlichen Träger der Jugendhilfe zugeordnet. Schwerpunkt der Tätigkeit des Landesjugendamtes ist heute neben der Aufsicht über Kindertagesstätten und Jugendheime die Entwicklung neuer Formen der Jugendhilfe.

### **Fortbildung und Jugendpflege**

Ein umfangreiches Fortbildungsprogramm des Landeswohlfahrtsverbandes richtet sich in erster Linie an Kindergärtnerinnen, Erzieher in Erziehungsheimen, Sozialarbeiter und Sozialpädagogen bei den Stadt- und Landkreisen, Verwaltungsfachkräfte in den Sozial- und Jugendämtern sowie Angehörige der verschiedenen Beratungsstellen. Die Veranstaltungen werden schwerpunktmäßig im Bildungszentrum des Landeswohlfahrtsverbandes Schloss Flehingen angeboten, denn mit der Gründung wurden dem Verband die bis dahin in der Trägerschaft des Landes stehenden Jugendheime Schloss Flehingen, Schloss Stutensee und Stift Sunnisheim übertragen.

Schloss Flehingen, früher einmal die größte badische Fürsorgeerziehungsanstalt, wurde vom Landeswohlfahrtsverband von 1964–1982 baulich saniert. Im Bildungszentrum, das hier 1984 seinen Betrieb aufnahm, befin-

den sich u. a. eine Fachschule für Sozialpädagogik – Fachrichtung Jugend- und Heimerziehung – eine Fachschule für Heilpädagogik und eine Fachschule für Heilerziehungshilfe. In den Fachschulen werden Fachkräfte berufsbegleitend aus- und fortgebildet. Darüber hinaus ist das Bildungszentrum mit den Aus- und Fortbildungsveranstaltungen des Landeswohlfahrtsverbandes sehr gut ausgelastet.

Auch das Landesjugendheim Schloss Stutensee wurde baulich saniert. Das Heim betreut im Augenblick ca. 150 Kinder und Jugendliche, davon 34 in vollstationären Wohngruppen innerhalb und außerhalb des Heimgeländes und 106 Kinder und Jugendliche in Tagesgruppen im Heimgelände sowie in Karlsruhe, Bruchsal, Friedrichstal und Leopoldshafen.

1983 wurde in Zusammenarbeit mit dem Justizministerium Baden-Württemberg das Heinrich-Wetzlar-Haus errichtet, ein Angebot an der Nahtstelle zwischen Jugendhilfe und Justiz zur Vermeidung von Untersuchungshaft. Das Heinrich-Wetzlar-Haus wird zu 90 % von der Justiz in Baden-Württemberg in Anspruch genommen. Zur Zeit leben hier 10 Jugendliche.

Das Landesjugendheim Stift Sunnisheim war und ist eine Einrichtung der Jugendhilfe mit dem Schwerpunkt handwerklicher Berufsausbildung. Die Palette der angebotenen Berufe reicht vom Bäcker und Konditor über Schlosser und Schreiner bis zum Maler und Lackierer.

### **Finanzierung**

Die Aufgaben des Verbandes werden zu fast drei Vierteln (73,5 %) über die von den Verbandsmitgliedern aufzubringenden Landeswohlfahrtsumlage finanziert. Nur 18 % der Einnahmen erhält der Verband als Finanzzuweisungen vom Land. Das Volumen des Ver-

bandshaushalts beträgt 582 Mio. Euro (1.138 Mio. DM) im Jahr 2002. Der erste Haushaltsplan 1964 hatte noch ein Volumen von 64 Mio. DM. Die wachsende Zahl der jährlich neu in die Kostenträgerschaft des Landeswohlfahrtsverbandes aufzunehmenden Behinderten und die damit verbundenen Kosten stellen an den Finanzbedarf des Landeswohlfahrtsverbandes und seine Mitglieder dann besonders hohe Anforderungen, wenn das Wachstum der Steuerkraft hinter dem Ausgabenanstieg zurückbleibt. Immer, wenn diese Schere auseinandergeht, gerät der Verband in eine Zerreißprobe, die bisher jedoch immer durch das Engagement und das Verständnis der Verbandsmitglieder für die Situation der Behinderten überwunden werden konnte.

Bei der Eingliederungshilfe für behinderte Menschen ist daher ein enger Kontakt zwischen den Verantwortlichen des Landeswohlfahrtsverbandes, seinen Mitgliedern und den Einrichtungen, die die Hilfe durchführen, unerlässlich. Solidarität mit Behinderten muss vor dem Hintergrund einer mehr und mehr betriebswirtschaftlich denkenden Gesellschaft

praktiziert werden und dies nicht in Aufsätzen, Erlassen, Reden und Verfügungen, sondern durch Gespräche mit den Verantwortlichen in den Heimen und Werkstätten vor Ort. Dabei ist gerade das ehrenamtliche Engagement der Mitglieder der Verbandsghremien in der Behindertenarbeit besonders wichtig, garantiert es doch das Verständnis für die Aufgaben des Landeswohlfahrtsverbandes und seine Verwurzelung in der Bevölkerung. Ein einziger Landeswohlfahrtsverband für ganz Baden-Württemberg, der von Zeit zu Zeit immer wieder in die politische Diskussion gebracht wird, kann wegen seiner Größe gerade diese spezielle Funktion nicht effektiv wahrnehmen.

Die Erfahrungen des Landeswohlfahrtsverbandes Baden seit 1964 zeigen dagegen, dass den Land- und Stadtkreisen im badischen Landesteil eine kommunale Institution zur Verfügung steht, die soziale Aufgaben in einem überschaubaren Bereich mit sozialem Engagement und finanziellem Verantwortungsbewusstsein bürgernah wahrzunehmen.

HANS-OTTO WALTER

## Moritz Ellstätter (1827–1905)

*Finanzminister im Großherzogtum Baden*

Die Markgrafschaft Baden trat in das 19. Jahrhundert ohne Schulden ein. Aber schon mit dem Erwerb neuer Territorien 1803 und 1806 mussten finanzielle Verpflichtungen von 10 Millionen Gulden (fl) übernommen werden, die nach der Teilnahme an den Napoleonischen Kriegen schließlich auf 27,5 Millionen wuchsen. Nach intensiver Sparpolitik waren es 1838 nur noch 14,5 Mio fl.

Doch die Revolution 1848/49 riss wieder ein großes Finanzloch auf, das 1849 mit 39 Mio berechnet wurde. Bis 1865 schaffte man einen Stand von 26,5 Mio; aber dann kam der Deutsche Krieg mit den allgemeinen Kriegskosten und 6 Mio fl Kriegschädigung an Preußen, so dass der Schuldenberg nun 36 Mio betrug und wiederum Anleihen aufgenommen werden mussten wie 1850.

Die wirtschaftliche Entwicklung verlief unterschiedlich: einerseits brachten Missernten den Bauern Hunger und Not und riefen nicht zuletzt Auswanderungswellen hervor, andererseits hatte die industrielle Entwicklung in Baden früh Fuß gefasst. Allein die Rheinregulierung ermöglichte bald einen Dampfschiffverkehrsverkehr, und das Eisenbahnnetz wuchs rasch um die Nord-Süd-Achse, so dass Industrierwerke an vielen Orten entstanden. Dennoch war die Lage Badens nach dem verlorenen Krieg 1866 misslich, als Großherzog Friedrich I. einen „Kleindeutschen“, Karl Mathy, der lange Jahre für die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung gekämpft hatte, zum Staatsminister und zugleich zum Präsidenten des Finanzministeriums ernannte. Mathy stellte zum 1. August Moritz Ellstätter als Rechtsreferent ein, der zunächst in Berlin wegen der Staatsanleihen verhandeln sollte.

### **Ellstätters Werdegang**

Ellstätter, am 11. März 1827 als Sohn eines Möbelhändlers israelitischen Glaubens in Karlsruhe geboren, hatte nach Lyceumsbesuch Jura studiert und den Rechtsanwaltsberuf erstrebt, in dem Juden seit 1838 hinlänglichen Zugang fanden. Mehrfache Anträge auf Zulassung waren aber dennoch gescheitert. Zunächst im Finanzministerium angestellt, wandte er sich 1856 der Wirtschaft zu, und auf Empfehlung bei dem bedeutenden Kaufmann und Politiker David Hansemann in Berlin wurde er schließlich Syndikus bei der Direktion der 1851 gegründeten Diskontogesellschaft. „Diese Wandlung meines Lebenslaufes“, heißt es in seinen biographischen Notizen, „war für mich nach allen Richtungen entscheidend. Nicht nur, dass mir meine neue Berufstätigkeit wertvolle Einblicke in die große Verkehrsbewegung gestattete, dass der Aufenthalt in Berlin

dem Süddeutschen neue Gesichtspunkte eröffnete, Vorurteile zerstreute, und ihm Macht und Bedeutung des preußischen Staates vor Augen treten ließ.“ In dieser Gesellschaft lernte er auch Karl Mathy kennen, der ihm Kontakte zu profilierten Persönlichkeiten vermittelte. Auch wenn die Berliner Atmosphäre Ellstätter zusagte, in der er sich später als Kunstfreund und Theaterliebhaber so wohl fühlen sollte, strebte er 1859 nach Durlach, wo er endlich eine Niederlassung als Rechtsanwalt genehmigt bekam, später dann in Karlsruhe, wobei dort seine kleine Praxis freilich nicht weiter wuchs.

Drum nahm er die Chance wahr, in den Staatsdienst aufgenommen zu werden, erst als Assessor, 1864 als Kreisgerichtsrat in Mannheim. Zwei Jahre später begann mit dem Sprung in Mathys Finanzministerium eine Karriere, die für einen Badener israelitischer Religion ungewöhnlich war. Seine und Mathys Kontakte zur Diskontogesellschaft erleichterten alsbald den Anleiheabschluss mit norddeutschen Geldgebern.

### **Neue Finanznöte**

Diese Darlehen von 5 Mio fl reichten jedoch nicht, da zudem die Einverleibung der badi-schen Armee in das preußische Heer als Eintrittsvorbereitung in den Norddeutschen Bund den Staatshaushalt aufs neue belastete. Alle indirekten und direkten Abgaben mussten deshalb erhöht werden.

Mitten in dieser Bewältigung großer Probleme starb 1868 Karl Mathy. Der Großherzog betraute den bisherigen Leiter des Innenministeriums Julius Jolly, ein kleindeutscher Liberaler wie Mathy, mit dem Staatsministerium. Zum Präsidenten des Finanzministeriums ernannte er auf Wunsch Jollys, wohl auch des verstorbenen Mathy, den 41-jährigen Moritz Ellstätter. „Diese Ernennung“, schrieb dessen

Sohn Otto Ellstätter, „versetzte die gesamte Beamtenwelt in das größte Erstaunen, ja man kann sagen, in eine gewisse Bestürzung, teilweise Entrüstung. Schon die Berufung eines Juristen zum Leiter des Finanzwesens wurde von der kameralistischen Beamtenschaft als schwere Kränkung empfunden, zumal der Berufene erst so kurz (1½ Jahre) dem Finanzministerium angehörte, also kaum in der Lage sein konnte, sich dabei besondere Kenntnisse im Finanzwesen zu erwerben. Er war der jüngste aller Ministerialräte, dazu Jude! ... Die Hofchargen standen Kopf, die älteren Ministerialräte und Direktoren desgleichen.“ So war Ellstätters neue Aufgabe einer mehrfachen Belastung ausgesetzt, die er dann aber in 26 Jahren bewältigte.

### **Erste Anfänge**

Zunächst versuchte er das mühselige Werk der Neueinschätzung von Grundstücken, Waldungen und Gebäuden im Land, seit 1858 gesetzlich vorgeschrieben, zu Ende zu führen, um eine entsprechende Grundsteuer zu gewährleisten, aber auch um Gerechtigkeit bei der Veranlagung zu erreichen. Neue Lasten beim Kriegsausbruch 1870 erzwangen neue Kredite von 14 Mio fl. Der Anteil Badens an den französischen 5 Milliarden Kriegsschädigung 1871 konnten freilich bis 1873 die Staatsschulden auf 29 Mio senken, nun in Mark gerechnet (1 fl = 1,71 Mark). Unter diese Schulden fielen auch die Darlehen für den Eisenbahnbau, der eine wichtige Komponente der Industrialisierung blieb. Eine eigene Eisenbahnschuldentilgungskasse war schon 1842 eingerichtet worden.

Bei intensiver Konzentration der Behördenorganisation konnte zugleich eine Verbesserung der Beamten- und Angestelltengehälter durchgeführt werden. Wenn auch der warme Geldregen von 1871 nach dem Sieg über



Frankreich dem badischen Staatshaushalt half, so waren nun Matrikularbeiträge fällig. Darunter verstand man den bundesstaatlichen Finanzausgleich der Gliedstaaten zum Zentralstaat. Das neue Deutsche Reich verfügte ja nur über Verbrauchssteuern und Zölle, brauchte also zur Ausgabendeckung zusätzliche Leistungen der Bundesstaaten, die jährlich nach der Bevölkerungszahl umgelegt wurden.

### **Neue Steuerreformen**

Ellstätter sah seine wichtigste Aufgabe in einer Verbesserung des bisherigen badischen Steuersystems, das bei den direkten Steuern gerechter aber auch erträglicher werden sollte. In einer Reformkommission mit Finanzfachleuten beriet er verschiedene Möglichkeiten. 1874 wurde das Gesetz der Kapitalrentensteuer erlassen, was wir heute Quellensteuer auf Zinserwerb nennen. Der erste Entwurf für eine Einkommensteuer scheiterte, da deren Gegner

in vielen Fällen eine mehrfache Steuerbelastung fürchteten. Ellstätter erreichte dagegen 1876 ein Erwerbsteuergesetz, wobei anstelle der bisherigen Gewerbesteuer das Betriebskapital sowie der voraussichtliche mittlere Jahresertrag nicht nur geschätzt, sondern durch eigene Steuererklärungen der Unternehmer deklariert werden musste. Das wurde von diesen nur unter lauten Protesten durchgeführt, zumal Schuldzinsen nicht abgesetzt werden durften. Das Gesetz bereitete den Boden für einen neuen Anlauf zur allgemeinen Einkommensteuer, nun nicht mehr als Zusatz-, sondern als Ausgleichsteuer. Bei der Erwerbsteuer sollte in Zukunft das Einkommen aus dem Arbeitsverdienst in der Berufstätigkeit freibleiben. Dieses Einkommensteuergesetz vom 1.1.1886, das in Zukunft die Hauptsteuereinnahme darstellte, war ein bedeutsamer Fortschritt. Bei steuerfreiem Existenzminimum von 500, später 900 Mark pro Jahr wurde nun jedes Einkommen erfasst, bei mäßiger Belastung der kleineren und mittleren und einer Progression der höheren Einkommen.

Mit beträchtlichen Mitteln hatte man Beamte als Steuerkommissäre ausgebildet, die bei der Bevölkerung die Überzeugung verbreiteten, dass bei der Steuerveranlagung gesetzestreu, ohne Willkür oder Begünstigung verfahren werde. Steuerfrei waren nur die Zivilliste des Großherzogs und die Apanagen, also die Einkünfte der Mitglieder des Fürstenhauses, vom Parlament jeweils bewilligt. Die Steuerpflichtigen zahlten bei einem Jahreseinkommen von 900 M 0,61 %, bei 3.000 M 2 % bei 25.000 M 4 %. Die Progression endete bei 100.000 M mit 5 %, insgesamt also eine mäßige Besteuerung.

Auch die Verbrauchssteuer entwickelte Ellstätter weiter. 1882 wurden z. B. die zahlreichen Verordnungsvorschriften in einem Weinsteuergesetz zusammengefasst, wobei der „Haus-trunk“ unter bestimmten Voraussetzungen

steuerfrei blieb. Die Branntweinsteuer war im badischen Winzerland von geringerer Bedeutung. Doch seit 1875 versprach sich Ellstätter, gleichzeitig Bundesratsbevollmächtigter in Berlin, von der nord- und mitteldeutschen Branntweinsteuer, die ins Reich übernommen worden war, eine Erhöhung der Staatseinnahmen. Da die Südstaaten die Besteuerung von Branntwein und Bier landesgesetzlich regelten, mussten sie höhere Matrikularbeiträge zahlen. In zwei Unterredungen mit Bismarck rang Ellstätter um einen Kompromiss, der freilich am preußischen Finanzminister Camp-hausen scheiterte, mit dem Bismarck keinen Streit anzetteln wollte. 1887 traten die süddeutschen Staaten schließlich ohne Konzessionen der Reichsbranntweinsteuergemeinschaft bei. Ellstätters Initiativen zeigten aber an diesem Beispiel und auch bei anderen Maßnahmen, wie zukunftssträchtig seine finanzpolitischen Perspektiven waren: stärkere Verteilung der Steuerlasten auf die wachsende städtische Wirtschaft und einkommenstärkere Personen zugunsten des Mittelstandes und der Minderbemittelten. Eine Vermögenssteuer konnte erst sein Nachfolger Adolf Buchberger 1895 einführen.

### „Zwischen Anpassung und Selbstpreisgabe“

Bis 1893 diente Ellstätter seinem Altersgenossen Friedrich I. Als 1876 Jolly zurücktrat und Ludwig Turban als Staatsminister dessen Amt übernahm, behielt Ellstätter seinen Wirkungsbereich. 1881 wurde die Zahl der badischen Ministerien von fünf auf drei zurückgeführt, wobei nun dem Finanzministerium das Eisenbahnwesen zugewiesen wurde, dem sich Ellstätter mit großen Eifer, aber auch mit Sparsamkeit annahm. An die Spitze dieser Abteilung berief er hochqualifizierte Beamte wie Wilhelm Eisenlohr, für die Hochbauverwal-

tung den Architekten Josef Durm. Mit der Errichtung einer Oberrechnungskammer 1876 wurde eine sachgemäße Kontrolle über die Verwaltung des Staatsvermögens gesichert.

Vor allem im Bundesrat wie bei den Konferenzen der Finanzminister wusste Ellstätter Badens Interessen zu vertreten, war doch mit der Reichsgründung eine große Zahl neuer Gesetze verbunden. 1888 zeichnete der Großherzog den bisherigen Präsidenten ob seiner Verdienste mit dem Titel „Finanzminister“ aus; erst 1908 wurden die Ressortleiter sogleich zu Ministern ernannt. Zeitgenössische Biographen Friedrichs I. betonten, dass unter ihm Ellstätter „als der erste Israelit in so hoher Staatsstellung“ wirkte, trotz der Widerstände bei seiner Einsetzung in beiden Kammern, der einzige in den Bundesstaaten bis 1918. Antisemitismus lag Friedrich I. fern, sowohl aus humanitären wie aus politischen Gründen, war doch der Prozess der rechtlichen Gleichstellung der Juden durch ein Gesetz 1862 abgeschlossen worden. Wenn er auch zu Ellstätter keine persönlichen Beziehungen pflegte, rühmte er bei jeder Gelegenheit dessen überragende Fähigkeiten.

Ellstätter selbst sorgte dafür, „dass seine jüdische Konfession den Zeitgenossen nicht zum Problem werden konnte“. Er galt als Fachmann, der sich als Politiker nicht engagierte, wie wohl nationalliberal gesonnen und wirtschaftlich dem Manchesterliberalismus, also der freien Marktwirtschaft zugehörig, ein Patriot und Monarchist, Bismarck-Verehrer und doch auch sein Kritiker. Wie weit er sich dem dominierenden Gesellschaftsstil, besonders im wilhelminischen Berlin anpasste, bleibt offen. Klar ist seine Ablehnung des „Ostjudentums“, und den grassierenden Judenhass interpretierte er als Folge jüdischen Fehlverhaltens. Wenngleich er am Leben der jüdischen Gemeinde nicht direkt teilgenommen hat, hielt er jedoch Kontakt zu zahlrei-

chen jüdischen Politikern und Kaufleuten, sein Freundeskreis war weitgehend jüdisch, er war mit einer Jüdin verheiratet.

1893 ging er 76-jährig mit hohen Auszeichnungen versehen in den Ruhestand. Abgesehen von der Eisenbahnschuld hinterließ er einen ausgeglichenen Staatshaushalt, ja mit einem finanziellen Polster für Notzeiten versehen. Der ambitionierte Kunstfreund, voll ins deutsche Kulturleben integriert, zog sich ins Private seiner intakten Familie zurück. Erst anlässlich seines Todes im Juni 1905 las man wieder von ihm in den Nachrufen, so in der quasi offiziellen „Karlsruher Zeitung“, wo es hieß, er habe nie aufgehört, „sich als Jude zu fühlen und sein Interesse für seine leidenden Glaubensbrüder an den Tag zu legen. Und wenn auch die Interessen seiner Glaubensgemeinschaft durch seinen Einfluß in hoher amtlicher Stellung niemals eine unmittelbare Förderung erfahren haben, so war doch schon der Umstand, dass ein Jude, der nie aufgehört hatte, ein Jude zu sein, von unserem Landesfürsten mit einem der höchsten Staatsämter betraut wurde, für uns von erhebender Wirkung“.

LEONHARD MÜLLER

# Spitzel am Oberrhein

*Vom Denunziationswesen in Baden im 18. Jahrhundert*

Denunziation – wer denkt da nicht an totalitäre Staaten, an die Sowjetunion, das nationalsozialistische Deutschland, die DDR und andere Regime, wo sogar Ehepartner einander und Kinder ihre Eltern anzeigten, ideologisch besessen, der Herrschaft verfallen. Doch Denunziation ist nichts Neues. Schon das Wort, abgeleitet vom Lateinischen „denuntiare“ = „ankündigen, anzeigen“ weist auf den Ursprung in der Antike hin. Im Sizilien des Stauferkönigs Friedrich II. oder in der „Republique Venedig“ konnte man Zettel „in gewisse marmorne Löcher“ werfen, und in Verona waren die Anzeigenkästen in die Mauern der Renaissance-Rathäuser eingebaut.

Anzeigen, Rügen, diese deutschen Begriffe klingen schon anders, spiegeln etwas von Bürgerbeteiligung am Gemeinwesen wider, und so muss man auch das Spitzelwesen in der Markgrafschaft Baden im 18. Jahrhundert beurteilen.

Historiker haben sich in jüngster Zeit damit intensiv beschäftigt. 1995 förderte die Volkswagenstiftung ein erstes Forschungsprojekt „Spitzelwesen und Denunziationspraxis am Oberrhein. Eine Analyse von Machttechniken innerhalb des Entwicklungsprozesses moderner Staatlichkeiten an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert“, deren sehr verdienstvolle Ergebnisse sowie Beiträge zu einer entsprechenden Tagung von Michaela Hohkamp und Claudia Ulbrich unter dem Titel „Der Staatsbürger als Spitzel“ 2001 veröffentlicht wurden.

## Vagantenwesen

Doch zur Erinnerung: Die öffentliche Sicherheit war am Oberrhein schon im 16. Jahrhundert stark zurückgegangen. Zu vagierenden Bettlern, Gauklern, wandernden Handwerksburschen, entlaufenen Klosterleuten und manch anderen, die keinen geregelten Lebensunterhalt fanden, gesellten sich nach dem dreißigjährigen Krieg die Heimatentwurzelten und entlassenen Soldaten. Die einzelnen Landesfürsten versuchten mit verschiedenen Mitteln, dem Vagantentum zu wehren. In der Markgrafschaft Baden-Baden wurde 1763 ein besonderes Husarenkorps aufgestellt. In Baden-Durlach entschloss man sich neben dem lang verzögerten, „Mandat der Errichtung einer Policeydeputation in der Residenz Karlsruhe betreffend“ (1787) zum Ausbau des Bürgerdienstes. Diesen Aspekten gilt in der obigen Aufsatzsammlung der anregende Beitrag von André Hohnstein „Normen und andere Praktiken der Anzeige in der Markgrafschaft Baden-Durlach in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“. Da es auf dem Lande kaum professionelle Polizeikräfte gab, war in den Dörfern die Anzeige von Rechtsverletzungen und Gesetzesübertretungen für eine Strafverfolgung unabdingbar, ja für jeden Amtsträger wurde eine „Rügepflicht“ festgeschrieben. Aber auch die Untertanen hatten im Zeitalter des Absolutismus „alle und jede ruegbare Sachen/ es seyen Gotteslästerungen/ Verachtung oder Versaumung Göttlichen Worts und deß Gottesdienstes/ Friedbruch/ Todschlag/ Zauberey und Hurerey/ Ehebruch/ Diebstahl/ übermäßiges Zutrinken und Spiehlen/ und ins gemein alle andere verbottene Laster und Mißhand-

lungen“ sowie anderes mehr anzuzeigen, so in der Vogt- und Rügegerichtsordnung, die von 1665 bis 1767 galt.

## Gesellschaftliche Ordnung

1767 redigiert, galt nun der „Rügezettel“ nicht mehr allein der Strafverfolgung, sondern er bezog sich auch auf die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Dörfer. Die Funktionsträger (Hatschiere, Husaren, Zollbereiter, Feldstützler, Kirchenrüger) wurden in der dörflichen Gemeinschaft offen mit Anzeigenaufgaben betraut und lebten dementsprechend zuweilen im Zwiespalt zwischen Solidarität zu den Mitbürgern und der Strafandrohung mehrjähriger Zuchthausstrafen, wenn sie Übertretungen verschwiegen. So konnte z. B. ein „Kirchenrüger“, der „selten oder wohl im ganzen Jahr gar nichts [seinem Pfarrer] hinterbringt“ und sich so „fremder Sünden theilhaftig“ macht, bei „mehrjähriger fortgesetzter Schläfrigkeit“ zumindest seine Funktion verlieren, denn man muss wissen: In der Verwaltungshierarchie stand über den Ortsvorgesetzten, Amt, Oberamt die Zentralbehörde der markgräflichen Verwaltung, und hier entschied neben Hofrat und Hofgericht auch der Kirchenrat, so dass die Pfarrer der protestantischen Kirche in den Verwaltungsaufbau einbezogen waren.

Die niedere Gerichtsbarkeit, badische Vogt- und Rügegerichte oder Frevelgerichte, wusste freilich bei Straf- und Zivilklagen zu unterscheiden, ja auch falsche Anzeigen aus Neid oder Habsucht wurden bestraft. Und oft war man großzügig! So beschwerte sich 1754 Pfarrer Posselt über das Teninger Frevelgericht, dass dies Dorf „fast keine Schande mehr und größtenteils für eine lächerliche Bosheit“ hielte, wenn „jedige Männer nachts zu den Mägden und ledigen Frauen einstiegen“, so dass es das Oberamt ersuchte, mit der Androhung harter Strafen der Gemeinde Maßstäbe zu setzen.

Mehrfach gerieten die Pfarrer in Rollenkonflikte, wenn sie einerseits als „Aufseher in Policeysachen“, andererseits als Seelsorger amten sollten, weil „Rügingen öfters einen widrigen Einfluß auf das Zutrauen macht, welches die Zuhörer zu ihrem Seelsorger haben sollten.“ So war genau vorgeschrieben, wie viele Gäste bei Hochzeiten und „Taufessen“ eingeladen werden konnten, um Luxus zu vermeiden, der den Veranstalter zum finanziellen Ruin führen könnte. Da „denunciret“ 1757 der Pfarrer von Friedrichstal (Oberamt Karlsruhe) den Richter Isaac Calmez wegen Überzahl von Gästen bei der Hochzeit seiner Tochter, und 1759 geschah gleiches beim Durlacher Obermüller Rhott.

Der Territorialstaat im ancien regime wurde von strikten Ordnungsvorstellungen bestimmt, die die Bevölkerung – noch – bejahete. Die Rügepflicht verhinderte das Ausweiten eines heimlichen Spitzelwesens, denn in der Praxis unterschied man genau so wie heute zwischen einer notwendigen Anzeige und einer negativen „Denunziation“. Je differenzierter eine Dorfgemeinschaft wurde und je öfter damit Konflikte auftraten, um so mehr wurde gerügt, wobei sich der Rügende nicht, wie später, wegen möglicher politischer Motive zu rechtfertigen hatte, denn in der Markgrafschaft Baden wie anderswo kannte man einen fundamentalen Systemwechsel noch nicht.

## Jahrhundertwende

Das trat erst Jahrzehnte später ein. Dietlind Hüchtker berichtet in ihrem Forschungsbericht über „Das Räubergesindel und die Unruhen in der Zeit der Französischen Revolution. Die Bedeutung von Anzeigen, Gerüchten und regelmäßigen Berichten für die Kommunikationspraxis der badischen Verwaltung am Ende des 18. Jahrhunderts“.



Der Roman von Goethes Schwager Christian Vulpius über den Räuberhauptmann Rinaldini wurde ab 1779 ein Publikumserfolg.

Am Oberrhein mehrten sich um diese Zeit Berichte über Räuberbanden, die wohl aufgrund von Hungerkrisen und Revolutionskriegen entstanden waren. Die wachsende Publizistik einer französischen Brigantenliteratur oder deutscher Räuberromantik sorgte für den Bekanntheitsgrad, und nicht zuletzt spielt Friedrich Schillers Jugendwerk in diesem Milieu. Es waren z. T. kleine, kurzlebige Banden, die Überfälle auf Landstraßen unternahmen, aber auch größere wie die des bekannten Schinderhannes in den Rheinlanden, der schließlich 1803 hingerichtet wurde.

Der Markgraf konnte über dieses Bandenwesen nicht anders als über Anzeigen infor-

miert werden, wobei das Gerücht eine große Rolle spielte, denn deren Allgemeinheit schützte einzelne Informanten vor Rachedrohungen der Räuber. Die Gerüchte wurden von den Ämtern notiert und weitergeleitet, damit man mit diesen Berichten seine Pflichterfüllung dokumentieren konnte, aber unbeachtet gelassen, wenn nichts Spektakuläres auftrat. „Knapp und formal“ wurden selbst die vierteljährlichen Berichte über die Bettelbekämpfung gehalten. Auch hier musste sich 1769 ein Pfarrer beklagen, wie lax das Oberamt sich dabei verhalte.

### Emigranten

Unruhen ganz anderer Art zeichneten sich mit der Französischen Revolution ab, so „Missvergünungen“ über Abgaberegulungen, Unzufriedenheit über die Stationierung französischer konterrevolutionärer Truppen und das Wirken deutscher Jakobiner. Die badische Regierung reagierte verhalten, denn Markgraf Karl Friedrich befürwortete als besorgter Nachbar Frankreichs weder die Revolution noch schloss er sich Gegnern wie Preußen und Österreich an. Jedenfalls wurden in den Oberämtern einzelne Truppenteile stationiert, um Unruhen rasch erliegen zu lassen. Mit dem rapiden Einströmen der Emigranten schwollen auch die Anzeigen an. Im Unterschied zu den Gerüchten über Räuberbanden waren diese Informationen präziser, und man bekannte sich namentlich in Anzeigen über mögliche „Spione“. Dabei zeigte sich in dieser „Sattelzeit“ der Periode der „Umbrüche“ Mehrfaches: zum einen die Abneigung gegenüber dem „fremden liederlichen Gesindel“, ob Ausländer oder deutsche Vaganten, und man qualifizierte sich als „rechtschaffener Bürger“ bei erhöhter Gefahrenwahrnehmung, nicht zuletzt in Sorge um das Eigentum. Zum anderen betonte der Anzeiger sein Vertrauen zur

Obrigkeit, die seine Denunziationen von der Verwaltungshierarchie auch entsprechend aufnahm, um ihrerseits patriarchalisches Vertrauensverhältnis zu betonen. Freilich gab es in der badischen Beamenschaft nicht nur Revolutionsgegner, sondern auch Sympathisanten, die Revolutionäre nicht als „Gesindel“ einstufte, andererseits gegen umherziehende Soldaten, vor allem Deserteure der

französischen Revolutionsarmee, vorgehen mussten, die sich von Räuberbanden wenig unterschieden. Zuweilen nahmen Bürger aufgrund von Anzeigen eine „Generalstreife“ selbst in die Hand, um eine Gegend sicherer zu machen. So berichtete der Oberamtsmann Posselt von Pforzheim 1793 dem Markgrafen: „Wir bemerken dahiebei, dass von der hiesigen Bürgerschaft, welche sich doch sonst nicht gerne zu dergleichen Streifen brauchen lassen, zu Bezeugung ihres guten Willens bei dieser Gelegenheit ein Drittel mehr als durch den Stadthauptmann aufgeboten worden, solche freiwillig mitgemacht.“ Die Zeiten waren unruhiger geworden. Viele trauten den Kontrollinstanzen nicht mehr den nötigen Eingriff zu, weil Rebellion und Vagantentum sich zu verschmelzen schienen. Auf der Ebene des Adels zeigte sich der Karlsruher Hof sehr offen gegenüber den emigrierten französischen Standesgenossen. In den „Betrachtungen eines Oberbeamten am Rhein über französische Emigranten“ von 1798 wurden aber „Fremde aus irgendeinem revolutionären Lande“ mit Vagabunden gleichgestellt, weil sie die soziale Ordnung störten.

## Ergebnisse

Insgesamt blieben die Verwaltungsstrukturen der Markgrafschaft Baden ungebrochen. Die Berichte der Oberämter spiegeln ein klares Verhältnis der Kommunikationsformen zwischen Untertanen und Behörde. Gerade die

anonymen Berichte ermöglichten oft ausgedehnte Kontrollen kleinerer Gebiete, wo es Not tat. Die Anzeigen der berichtspflichtigen Funktionsträger wurden freilich nicht mehr als eine besondere Kooperation gewertet, weil sie alltäglich geworden waren und auch nicht immer beachtenswert. Man konnte sicher sein, dass die Bevölkerung „unabhängig davon, ob und wann sie kooperierte, in die obrigkeitlichen Instanzen selbstverständlich eingebunden war.“ Spitzel, Denunzianten und Anzeiger sorgten aber dafür, dass entsprechende Berichte der einflussreichen Oberamtsmänner erstellt werden konnten, aufgrund deren Ordnung geschaffen wurde und das Handeln der Verwaltung vor allem gesetzmäßig erschien.

Der Konflikt zwischen der Bürgerpflicht des Anzeigens und der Bürgertugend des Nichtanzeigens erhielt erst im 19. Jahrhundert neue politische Dimensionen.

LEONHARD MÜLLER

# Karlsruhe und Carl Benz

Karl Friedrich Michael Vaillant – so der Eintrag im Kirchenbuch – wurde am 25. November 1844 als Sohn der Johanna Vaillant aus Landstuhl in Mühlburg geboren. In einem Ehevertrag vom 31. Oktober 1845 erkannte der in Pfaffenrodt geborene Lokomotivführer Johann Georg Benz ihn knapp ein Jahr später als seinen Sohn an. Da Carl Benz seinen Vornamen später selbst mit „C“ schrieb, hat sich diese Schreibweise heute weitgehend durchgesetzt.

## Ausbildung in Karlsruhe

Bald zog die Familie Benz in die benachbarte Residenzstadt Karlsruhe, zunächst in die Straße „vor dem Rüppurrer Tor“, dann in die Kronenstraße. Nach dem Willen seiner Mutter, die nach dem frühen Tod des Vaters im Jahr 1846 als Folge einer Berufserkrankung den Lebensunterhalt der Familie verdienen musste, sollte Carl Benz Beamter werden und besuchte deshalb das Karlsruher Gymnasium. Dort waren Physik und Chemie seine Lieblingsfächer. Darüber hinaus bewies er handwerkliches Geschick, fotografierte und eignete sich mechanische Kenntnisse an. Mit 17 Jahren besuchte er das Polytechnikum mit dem Berufsziel Ingenieur. Über die wissenschaftliche Arbeit hinaus ließ er eine große Neigung zur praktischen Arbeit erkennen, die ihn oft an die Werkbank führte.

Bei der traditionsreichen Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe in der Südweststadt fand er nach dem Studium die erste Anstellung. Die 1836 von Emil Keßler und Theodor Martiensen gegründete Firma hatte im Januar 1843 die erste badische Lokomotive, die „Badenia“ ausgeliefert. Als Carl Benz am 1. Au-

gust 1864 seine Tätigkeit in der größten Karlsruher Fabrik begann, hieß diese seit 1852 schon Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe. Nur ein Landeskredit hatte die in Konkurs gegangene Maschinenfabrik Keßler und Martiensens gerettet, die als Aktiengesellschaft mit neuem Namen weitergeführt wurde. Hier stand Benz von 1864 bis 1867 „als Arbeiter an Schraubstock und Drehbank“ um noch einmal „ganz unten bei den Grundlagen anzufangen.“ Später erinnerte er sich: „Der Dienst war hart, Sommer wie Winter von morgens 6 bis abends 7 Uhr, nur mit einer Stunde Mittagspause. Hier lernte ich, wenn ich zwölf Stunden lang im Halbdunkel der damals noch mangelhaft beleuchteten Fabrikräume gebohrt und gefeilt hatte, dass Wort ‘Lehrjahre sind keine Herrenjahre’ von seiner strengsten Seite kennen.“ Mit dem Ende seiner Tätigkeit bei der Maschinenbaugesellschaft verließ Benz die Stadt.

## Werkstatt in Mannheim

1871 gründete er mit dem Mechaniker August Ritter die erste eigene mechanische Werkstätte „Karl Benz und August Ritter“ in Mannheim, die er im folgenden Jahr allein übernahm. Die darauffolgenden Jahre schwerer wirtschaftlicher Krisen, die als „Große Depression“ in die Geschichte eingingen, brachten ihn an den Rand des Ruins. 1878 begann er mit der Arbeit an einem Zweitakt-Gasmotor, der für den Konstrukteur der Beginn der industriellen Tätigkeit war, wenngleich er die 1882 mit Partnern gegründete „Gasmotorenfabrik in Mannheim“ schon nach wenigen Monaten wieder verließ. 1883 gründete er, wiederum mit Partnern, die offene Handelsgesellschaft „Benz und Cie., Rheinische Gasmotorenfabrik“. Mit

dem Benz-Patentwagen von 1886, einem Dreiradwagen, gelang ihm die Konstruktion, die ihn zu den bahnbrechenden Erfindern der Automobiltechnik gehören lässt. Ab 1893 rückte die Firma Benz an die Spitze der internationalen Automobilindustrie. 1899 waren insgesamt 2.000 Fahrzeuge ausgeliefert, darunter mit Sicherheit auch schon nach Karlsruhe. Wann das erste Benz-Automobil nach Karlsruhe geliefert worden ist, kann man mit Sicherheit aber nicht sagen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass es ein am 17. Oktober 1895 ausgeliefertes „Velo“ war. Im Daimler-Chrysler-Archiv in Stuttgart sind die ersten Seiten des Buches, in dem die ausgelieferten Benz-Automobile verzeichnet sind, nicht erhalten, so dass man nicht weiß, ob der dort unter der Nummer 245 aufgeführte Velo tatsächlich auch der erste nach Karlsruhe gelieferte Benz ist.

### Die ersten „Velos“

Als das „Velo“ 1894 das erste Mal gebaut wurde, war es der erste Kleinwagen der Welt, von dem man mehr als 1.200 Einheiten verkaufte. Dieses erste Serienautomobil der Welt wog 280 kg, hatte 1,5 PS bei einem Hubraum von 1045 ccm. Mit dem Erfolg des Mercedes-Modells der Firma Daimler in den Autorennen von Nizza im Frühjahr 1901 erlebte die Firma Benz, wie die gesamte Automobilindustrie, einen schweren Einbruch. Dies und seine Abneigung gegen den allgemeinen Trend zur Geschwindigkeit führten 1903 zum Ausscheiden des Konstrukteurs aus seiner Firma, deren Aufsichtsrat er jedoch ab 1904 wieder angehörte. Er verlegte seinen Wohnsitz nach Ladenburg am Neckar, wo er bald darauf wiederum eine kleine Fabrik zur Herstellung von Kraftwagen und Motoren ins Leben rief. Eines der wichtigsten Ereignisse im Leben des Carl Benz war wohl die Fusion der Pionierfirmen



Carl Benz in jungen Jahren, vermutlich noch in seiner Karlsruher Zeit.

Daimler und Benz im Jahre 1926 zur Daimler-Benz AG. Durch den Zusammenschluss der Stammfirmen und ihrer zahlreichen Werke und Verkaufsorganisationen gelang es, auch die folgenden schweren Wirtschaftskrisen zu überstehen. Am 4. April 1929 starb Carl Benz in Ladenburg. Carl Benz gelangen seine Erfindungen zwar nicht in Mühlburg oder Karlsruhe. Sein Name blieb und bleibt aber mit der Stadt verbunden, in der er geboren wurde.

### Anerkennung und Ehrungen

Bis 1924, als er 80 Jahre alt wurde, gab es keine nachweislichen offiziellen Kontakte der Stadt Karlsruhe zu Carl Benz. Am 27. Novem-



Eines der ersten, wenn nicht das erste nach Karlsruhe gelieferte Benz-Automobil war ein solches „Velo“. Carl Benz und Familie im Fabrikhof der Firma Benz & Cie in Mannheim, 1894. Von links nach rechts Sohn Richard, die Töchter Thilde und Ellen, Carl Benz, Tochter Clara, Sohn Eugen.

ber gratulierte Oberbürgermeister Julius Finter dem seit 1914 mit der Ehrendoktorwürde der Technischen Universität Karlsruhe geehrten Automobilpionier nachträglich zum 80. Geburtstag. „Ihre Vaterstadt freut sich mit Ihnen, dass es Ihnen vergönnt war, das Werk Ihres Erfindergeistes zu so gewaltiger Größe und Bedeutung ausgereift zu sehen. ... Die badische Landeshauptstadt nennt sie mit Stolz Ihren Sohn“.

Damit war der Kontakt hergestellt, es folgten weitere jährliche Geburtstagsglückwünsche. Carl Benz bedankte sich am 4. Dezember 1926 für die Glückwünsche der Stadt zu seinem 83. Geburtstag. „Wie sehr ich zeit-

lebens mit allen Herzensfasern an jener Stadt hing, in der ich Kindheit und Jugend verlebte, wo ich die Volksschule und das Gymnasium besuchte und in vierjährigem Studium auf der Technischen Hochschule mir das Rüstzeug für mein späteres Schaffen holte – das alles habe ich in meinem Buche ‘Lebensfahrt eines deutschen Erfinders’ niedergelegt.“ Kurz darauf erhielt das Stadtarchiv ein Exemplar dieser Lebenserinnerungen.

Den Vorschlag von Elisabeth Trippmacher aus Ladenburg, Carl Benz die Ehrenbürgerwürde zu verleihen, griff die Stadt allerdings nicht auf. Sie benannte aber 1928 eine Straße nach ihm und veranlasste den mit der Ausma-

lung des Bürgersaals im Rathaus beauftragten Hans Adolf Bühler, das Bildnis von Carl Benz dort zu integrieren.

Nach dem Tod von Carl Benz erschienen in den Karlsruher Zeitungen zahlreiche Todesanzeigen und Nachrufe, die alle betonten, dass mit ihm ein Sohn der Stadt gestorben sei. Die Stadt beschloss, eine Gedenktafel an dessen Geburtshaus anbringen zu lassen. Die nach dem Standort befragte Elisabeth Trippmacher teilte am 28. April 1929 aber mit, dass das Geburtshaus „nicht mehr zu ermitteln ist, da die Mutter des großen Mannes wiederholt nach dem Tode ihres Mannes umgezogen u. so erfuhr Dr. C. Benz nie, in welchem Hause sich seine Geburt vollzogen. Er äußerte mir gegenüber vor Jahren einmal scherzend, dass dieses Haus, in dem er geboren, wohl längst durch ein neues ersetzt worden sei – verbaut“. Am 17. April 1933 ließ der Bürgerverein Mühlburg eine Gedenktafel deshalb am alten Mühlburger Rathaus anbringen. Heute vermutet man in Mühlburg, dass sich das Haus in der Marktstraße befunden haben könnte.

Der Bericht des Karlsruher Tagblatts vom 18. April 1933 über die Anbringung der Tafel hob hervor, dass Mühlburg „die Geburtsstätte eines Mannes“ sei, „dessen Erfindung dem gesamten Verkehrswesen der Welt sein[en] Stempel aufdrückte und in völlig neue Bahnen brachte.“

Ende 1933 griff der Karlsruher Stadtrat auch den Vorschlag auf, ein Benz-Denkmal zu errichten. Es sollte aber in Verbindung mit einer für 1935 geplanten Autosternfahrt des Deutschen Automobilclubs (DDAC) und des Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps (NSKK) nach Karlsruhe im Jahr 1935 eingeweiht werden. Das von Ottmar Schrott-Vorst (Büste) und dem städtischen Hochbauamt (Sockel) gestaltete Denkmal wurde schließlich auch wie geplant am 23. Juni 1935 in Anwesenheit von Bertha Benz eingeweiht. Im Zwei-

ten Weltkrieg fiel die Bronzestatue dem Metallbeschaffungsmaßnahmen zum Opfer und wurde eingeschmolzen. Nach Kriegsende dauerte es noch bis 1956, dass das Benz-Denkmal wieder einen Kopf bekam. Der Bildhauer Carl Egler hatte den Auftrag bekommen, wobei er sich in einigen formalen Details der Physiognomie an das Original hielt. Das um 100 Meter nach Osten vor die neue Wirtschaftserschule am Etdlinger Tor versetzte Denkmal wurde am 26. April 1958 offiziell von Oberbürgermeister Günther Klotz in Anwesenheit zahlreicher Prominenz enthüllt.

Im März 1963 entschied man, dass das Denkmal wegen der Bauarbeiten an der Kriegsstraße einen neuen Standort erhalten müsse und verlegte es an die Beiertheimer Allee, wo es bis heute steht.

Zudem erinnern die 1971 in Mühlburg eingeweihte Carl-Benz-Halle und die 1973 gebaute Carl-Benz-Schule in Wettersbach an den großen Automobilpionier. Am 6. Juni 1999 fand erstmals ein Autokorso „Tribut an Carl Benz“ statt. Im Juni 2002 steht Carl Benz erneut im Mittelpunkt eines solchen Autokorsos, sein Leben und Werk werden anlässlich des Karlsruher Stadtgeburtstages in einer Ausstellung des Carl-Benz-Museums in Ladenburg, der Universität und des Stadtarchivs im Rathaus gezeigt.

ERNST OTTO BRÄUNCHE

# Der Botanische Garten in Karlsruhe

Karlsruhe ist in der glücklichen Lage, im Zentrum der Stadt ein Kleinod ganz besonderer Art zu besitzen. Das ist der Botanische Garten, ein von Gebäuden umgebener Freiraum, der mit seinen Gewächsen, Rasenflächen und Wasserbecken ein beliebter Aufenthaltsort für die Bürger geworden ist. Nicht immer ist man sich aber bewusst, dass diese Anlage mit seiner architektonischen Fassung als Kunstwerk von hohem europäischem Rang gesehen werden muss. Sie ist also nicht nur aus lokalpatriotischer Wertschätzung ein wichtiger und erhaltenswerter Stadtraum. Wir haben es hier mit einem fast intakten Ensemble der Spätromantik zu tun, in mehreren Planstufen entworfen von dem badischen Architekten Heinrich Hübsch (1795–1863) und begonnen im Jahre 1837 mit dem Bau der Kunsthalle.

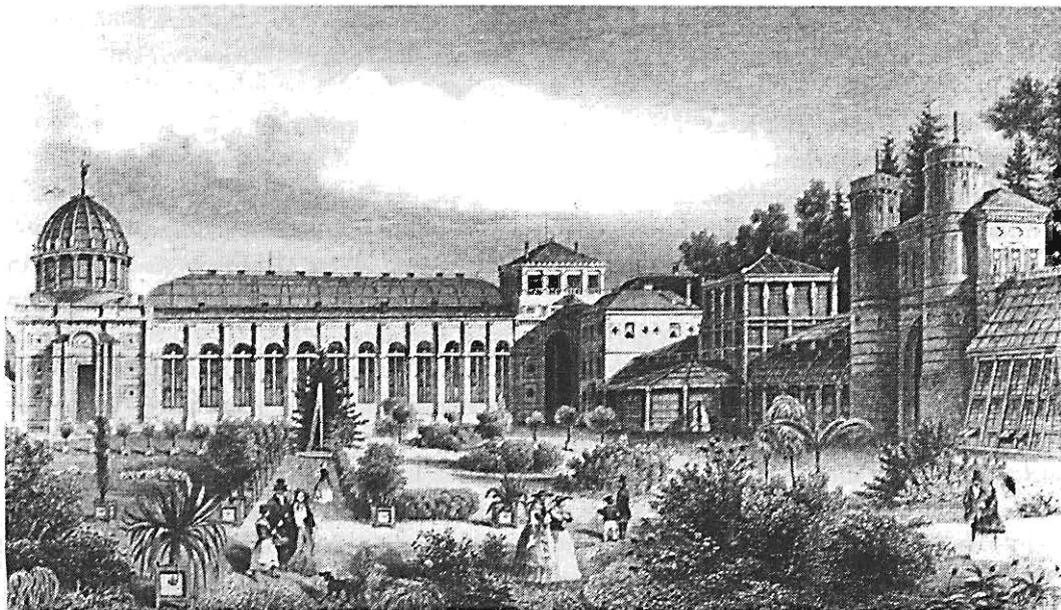
## Die Geschichte des Gartens

Die Geschichte des Botanischen Gartens reicht zeitlich weiter zurück. Er entstand unter Markgraf Karl Friedrich, als 1754 der Schlossvorplatz als Blumengarten aufgelöst und zum Empfangshof der Residenz umgestaltet werden sollte. Damit wandelte sich dieser zentrale Stadtraum zu einer Repräsentationsbühne des badischen Staates, auf der Ostseite gefasst von den Marstallgebäuden, im Westen durch drei Orangerien, hinter denen sich ein Küchengarten und der Holzplatz befanden. Dorthin verlagerte man nun die Blumenpracht, und da auch seltene Gewächse vor dem Winter geschützt werden mussten, entstanden weitere Bauten, die aber insgesamt noch keinen Rahmen für den Freiraum ergaben. Großartige Entwürfe in spätbarocker Form sind uns von Jeremias Müller überliefert. Friedrich Wein-

brenner schuf nach 1806 eine heute nicht mehr erhaltene Orangerie, einige Treibhäuser und vor allem ein Hoftheater, das sich an Stelle des heutigen Bundesverfassungsgerichts befand. Dieser Bau, unscheinbar im Äußeren, doch wegen seiner Schönheit und vornehmen Farbigkeit im Inneren gerühmt, brannte leider 1847 bis auf die Grundmauern aus. Es war eine der größten Theaterkatastrophen des 19. Jahrhunderts bei der 62 Menschen den Tod fanden, da man durch nachträgliche Um- und Anbauten die Fluchtwege verstellt hatte.

Vier Jahre später erhielt Heinrich Hübsch den Auftrag, an der gleichen Stelle ein größeres Theater zu errichten, so dass mit seiner Kunsthalle zunächst am Rand des Botanischen Gartens ein Kulturforum entstand. Der Neubau wurde etwas aus der Flucht zurückgesetzt. So erhielt er seinen eigenen Vorhof, und zu beiden Seiten standen immer noch die barocken Orangeriegebäude, von denen nur das mittlere durch die Brandkatastrophe zu Grunde gegangen war. Noch aber fehlte die architektonische Fassung des Botanischen Gartens. Sie entstand in den nachfolgenden Jahren zwischen 1853 und 1857. Als Kette unterschiedlich gestalteter Bauten hatte Heinrich Hübsch eine neue Orangerie, die „warmen Häuser“, den Torbogen und die große Exedra des „italienischen Gartens“ entworfen. Wie ein breit auseinandergezogener Bühnenprospekt sollten die Gebäude sich entfalten, jedes mit seiner eigenen Form und in spannungsvollem Kontrast nebeneinandergesetzt durch ihre gestreckten oder höher aufragenden Konturen, mit mehr geschlossenen oder transparenten Fassaden.

So entstand in Zusammenarbeit mit der Hofgärtnerei ein Ensemble von ganz besonderem Reiz. Es ist eine Schöpfung der späten



Botanischer Garten im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts.

deutschen Romantik, von der wir die schönsten, aber zumeist unausgeführte Entwürfe kennen. Dazu gehört zum Beispiel das Schlossprojekt von Karl Friedrich Schinkel für die Akropolis zu Athen, auch der Zarenpalast Orianda oder die „Fürstenresidenz“ als Musterbeispiel für sein Lehrbuch. Man könnte in diesem Zusammenhang noch die Museumsinsel von Berlin erwähnen. Die Schinkelschüler Friedrich August Stüler und Heinrich Strack hatten dort ein Zentrum für Kunst und Wissenschaft geplant, durchsetzt mit Gartenanlagen und umflossen von der Spree. Aber auch davon wurde nur mit dem Neuen Museum und der Nationalgalerie ein Teil des Ganzen gebaut. Die Eisenbahn zerschnitt dann die Insel und fügte diesem spätromantischen Ensemble einen schweren unreparablen Schaden zu.

### Der asymmetrische Charakter

Es blieb von diesen architektonischen Träumen wenig erhalten. Wir können sie in den

Plansammlungen bewundern und wissen, dass die politischen Ereignisse, die Revolution von 1848/49 die Menschen veränderte. Sie wurden realistischer und waren nicht mehr bereit, in Architekturräume hohe Kosten zu investieren. Karlsruhe blieb eine Ausnahme und ist damit für die deutsche und europäische Baugeschichte eine überaus wertvolle Seltenheit. Hier wurde tatsächlich ein Ensemble in beachtlicher Größe geschaffen, das Architektur und Gartenkunst miteinander vereint. Das Charakteristische an dieser spätromantischen Komposition ist die Asymmetrie. Sie ergab sich aus dem Prinzip, dass jeder Raum und jeder Baukörper nach seiner Funktion auch seine eigene unverwechselbare Gestalt erhalten müsse. Ein „Individualisieren“ der einzelnen Gebäudeteile in einem größeren Komplex finden wir auch in den späten Entwürfen Schinkels, wenn wir an die „Römischen Bäder“ in Potsdam, seinen Schlossentwurf für Athen oder an die Fürstenresidenz denken. So sind in einem solchen Ensemble auch keine Haupt-

achsen vorhanden. Ganz unterschiedlich erlebt man die Blickrichtungen und mit ihnen auch die Raumerlebnisse der Gärten.

In Karlsruhe hatte Hübsch mit seiner Planung zunächst eine sehr schwierige Situation zu bewältigen. Sie ergab sich aus dem Fächergrundriss der Stadt. Das für den Botanischen Garten vorgesehene Gelände hatte die Form eines Dreiecks, dessen Spitze gegen den Schlossturm als Mittelpunkt der Residenz gerichtet war. Dort verengte sich der Raum, so dass dem mit Architektur und Gartenkunst entgegengewirkt werden musste. Zunächst wollte man so weit wie möglich die Mauern der älteren Gewächshäuser verwenden. Dann aber zeigte es sich, dass durch den Theaterkomplex die geplanten Neubauten zum Teil verschüttet wurden. So entschloss man sich, die Bauflucht gegen Nordosten zu verschieben, wodurch nun aber die zum Schlossturm ziehende Allee als Fortsetzung der heutigen Bismarckstraße überbaut werden musste. Das aber genügte noch nicht. Hübsch bewältigte schließlich das Entwurfsproblem durch das ausschwingende Rund des „italienischen Gartens“, der gerade dort das Gelände erweitert, wo das Zusammendrängen der Begrenzungslinien kritisch wird. Die Dreieckspitze des Gartens ließ sich mit einem kleinen Wäldchen kaschieren. Es verschleiert damit den Schlossbau und öffnet sich zu den weiträumigen und lichten Rasenflächen gegen Westen mit Blick auf Torbogen, Warmhaus und Orangerie. Reizvoll ist damit ein Kontrast ausgespielt, der den Garten, je nach welcher Richtung man ihn durchschreitet, in ganz unterschiedlichen Lichtstimmungen und Perspektiven erleben lässt. Der Kunstgriff besteht darin, dass durch das Wäldchen die Dreieckspitze gefüllt und die übrige Fläche als Trapez gesehen wird. Der italienkundige Heinrich Hübsch wusste, wie die Barockarchitekten gerade diese Grundform zu nutzen verstanden. So überträgt er den dort erkannten

perspektivischen Kniff auf den Botanischen Garten, den man mit Blick zum Schloss länger und gestreckter, in umgekehrter Richtung aber breiter zu erfassen glaubt.

## Die Bepflanzung

Wir wissen leider nicht, wer maßgeblich an der Bepflanzung beteiligt war. Aus den Akten ist zu entnehmen, dass Hübsch zunächst etwas andere Vorstellungen hatte als der Karlsruher Gartendirektor Held oder Hofgärtner Mayer. Der Schlosspark war nach 1853 zum Landschaftsgarten umgestaltet worden. Die Barockanlage mit Parterre- und Boskettzone hatte man beseitigt, damit auch die Regelmäßigkeit der Fächerachsen durch Busch- und Baumgruppen kaschiert, um die Natur von den strengen Bindungen der Architektur zu befreien. Es ist damit eine Auflösung des „barocken Verbandes“ erfolgt, die sich konsequent im Botanischen Garten fortsetzen sollte. Das bedeutete also gleichfalls für die Grünanlagen verschlungene Wege zu planen, malerisch verteilte Baumgruppen anzuordnen oder markante Einzelgewächse in das Blickfeld der Rasenflächen zu stellen. Durch Italien scheint sich aber Heinrich Hübsch an der manieristischen Gartenkunst begeistert zu haben. Dabei handelt es sich um mehr geordnete Anlagen, die von Mauern oder Bauten umgrenzt südliche Pflanzen, zum Beispiel Orangen- und Zitronenbäume, Palmen oder seltene exotische Gewächse bergen. Durchdringt ein Besucher die architektonische Fassung, soll er den Bereich wie ein kleines Wunderland erleben, das sich in seiner ganz besonderen, aber auch künstlichen Atmosphäre deutlich von der Umwelt unterscheidet. So ist nach seinen Vorstellungen der Botanische Garten keine Fortsetzung von Schlosspark oder Landschaftspark. Er hatte ein umschlossener Sonderbereich zu bleiben, der aber auch nicht allein der

botanische Sammelleidenschaft zu dienen hatte. Es kam Hübsch hauptsächlich darauf an, dass „die vorzugsweise den Laien ansprechende Schönheit und Großartigkeit – also die massenhafte Anpflanzung des gleichmäßigen vorherrschen“ sollte. Schließlich kam es zu einem Kompromiss. Architekt und Hofgärtnerei müssen sich mit ihren unterschiedlichen Vorstellungen geeinigt haben, so dass als Ergebnis der heutige Garten entstand. An seinen Entwürfen sehen wir aber, dass Hübsch zumindest ein rundes Wasserbecken plante, das er dann auch durchsetzen und ausführen konnte. So kam es zu dem beliebten Karpfenteich, der in die Blickachse des Torbogens gestellt und gartenarchitektonisch ein Zentrum bilden sollte, um die Anlage mit all ihren gewollten Unregelmäßigkeiten dann doch zusammenzuhalten.

Die Fassung durch die Bauten aber ist allein das Werk von Heinrich Hübsch. Er entwarf sie in seinem geforderten Rundbogenstil. Mit seiner Schrift „in welchem Style sollen wir bauen“, hatte schon 1828 der damals noch junge, unbekannte Feuerkopfschlagartig auf sich und seine Thesen aufmerksam gemacht, mit denen er sich von der klassizistischen Architravarchitektur distanzierte und die Anwendung der Wölbtechnik verlangte. Es ist erstaunlich, wie sofort Karl Friedrich Schinkel in Berlin darauf reagierte. Bei seinem großen Packhofspeicher wandte er im darauffolgenden Jahr konsequent den Rundbogen an, und als Hübsch 1829 das Karlstor schuf, entstand in der preußischen Residenz am Luisenplatz fast eine Kopie. Schinkel muss also mit großer Aufmerksamkeit das Baugeschehen in Karlsruhe beobachtet haben.

Aber im umgekehrten Fall war es ebenso. Hübsch wurde auch durch Schinkel beeinflusst und übernahm von der Berliner Bauakademie den eleganten Segmentbogen für seine Trinkhalle in Baden-Baden und das Hofthea-

ter in Karlsruhe. Es war ein Geben und Nehmen, ohne dass die Selbständigkeit eingeschränkt wurde. Durch seine Reisen hatte Hübsch sehr viel gesehen. Er kannte nicht nur Italien und Frankreich, sondern auch das damals schwer zu erreichende Griechenland und Konstantinopel mit seiner frühchristlich-byzantinischen Baukunst. Er hatte sehr viel mehr gesehen und erlebt als Karl Friedrich Schinkel.

### **Eine harmonische Einheit**

Doch verfolgten beide ähnliche Ziele, auch wenn Hübsch, durch seine Thesen festgelegt und deshalb konsequenter war. Der von ihm proklamierte Rundbogenstil ließ sich durchaus variieren, und allein der Botanische Garten in Karlsruhe zeigt, welche Möglichkeiten er für die unterschiedliche Gestaltung der Gebäude bereithielt. Wie Schinkel oder Friedrich von Gärtner in München bemühte sich dabei auch Hübsch um eine polychrome Architektur. Aber die Farbigkeit der Fassaden sollte nicht durch einen Putzanstrich hergestellt werden. Es war das Ziel dieser spätromantischen Generation, das Baumaterial in seiner unterschiedlichen Tönung und Oberflächenstruktur zur Geltung zu bringen. Der Kunst- und Naturstein sollte sich in seiner besonderen Eigenheit zeigen. Um mehr Spielraum für die Fassadengestaltung zu gewinnen, versuchten Hübsch und Schinkel mit großem Engagement die Anwendung keramischer Bauelemente zu fördern. Terrakotten sollten den plastischen Schmuck ergeben und Formsteine die kosten- und zeitaufwendige Steinmetzarbeit ersetzen. Ganz besonders faszinierte sie die Farbbeständigkeit der Backsteinarchitektur, die beide in Oberitalien kennengelernt hatten. Dabei ist interessant, wie Hübsch im Gegensatz zu seinem Berliner Kollegen die äußere wetterabweisende Schicht auch als Verkleidung darzustellen versucht, indem er sie wie

aufgespannte Teppichbahnen mit Borten dekoriert und runde Scheiben als Heftsymbole einfügt, die an der Orangeriefassade wie große Nagelköpfe wirken. Auch wechselt von Bau zu Bau die Wandstruktur. Am Torbogen ist die keramische Verkleidung durch eine Diagonalschraffur wie ein Netz behandelt. Und in abgestimmten Farben sind die Kacheln oder Ziegel mit Sandsteinelementen kombiniert. Sie ergeben zusammen die polychrome Fassung

des Gartens, die ihn wie ein Juwel umschließt und seine südlich heitere und lebensfrohe Atmosphäre ganz entscheidend mitbestimmt. Architektur und Gartenkunst steigern sich gegenseitig in ihrer Wirkung und sind im Nebeneinander von Natur und Menschenwerk eine harmonische Einheit, die durch keinen Eingriff beschädigt werden darf.

MANFRED KLINKOTT

## Ein Historiker in der Landespolitik der Nachkriegszeit

*Franz Schnabel als Leiter der Kultus- und Unterrichtsabteilung Nordbadens*

Als der 1936 von den Nationalsozialisten zwangspensionierte Geschichtsprofessor Franz Schnabel am 5. September 1945 die Leitung der Kultus- und Unterrichtsabteilung im Präsidium des Landesbezirks Baden übernahm, betrat er damit weitgehend berufliches Neuland. Immerhin hatte Schnabel mit der Reorganisation der Volksschulen in der zunächst amerikanisch besetzten Pfalz im Mai und Juni schon erste Erfahrungen sammeln, letztlich aber kaum mehr als einen ersten Eindruck gewinnen können. Nun galt es nicht nur, das Elementar-, sondern das *gesamte* Schulwesen Nordbadens, dazu die Universität Heidelberg und die TH Karlsruhe wiederaufzubauen, und dies im Spannungsfeld der Besatzungspolitik einerseits, der Interessen von Eltern, Erziehern und der sich formierenden Landespolitik andererseits.

### Sein Werdegang

Was bewog einen politisch unbelasteten Universitätsprofessor wie Franz Schnabel, sich

statt der Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit dem Neuaufbau von Schule und Universität in einem von Entnazifizierungs- und Umerziehungsvorgaben eng gesteckten Rahmen zu widmen? Warum nahm er eine solche gleichermaßen schwierige wie unpopuläre Tätigkeit auf sich? Patriotische Gesinnung, Verpflichtung einem *anderen*, einem demokratischen Deutschland gegenüber führten im allgemeinen jene an, die wie Schnabel nach Kriegsende für Aufgaben in der Zivilverwaltung oder den Prüfungsausschüssen der Entnazifizierung rekrutiert wurden. Einen weiteren Erklärungsansatz für sein eineinhalb Jahre währendes Engagement in der Kultus- und Unterrichtsabteilung bieten seine Biografie wie der spezielle geschichtswissenschaftliche Ansatz Franz Schnabels. 1887 in Mannheim geboren, hatte er 1906 bis 1911 in Berlin und Heidelberg Geschichte und Philologie studiert, um später die Fächer Geschichte, Deutsch, Französisch und Latein zu unterrichten. Eine Probearbeit aus dem sich anschließenden Lehramtspraktikum „Inwieweit ist die Kultur-

geschichte im Geschichtsunterricht der Oberklassen zu berücksichtigen?“ ist im Generalandesarchiv überliefert, übrigens jenem Gebäude in der Nördlichen Hildapromenade 2, in dem sich 1945 bis 1947 auch Schnabels Diensträume befanden. Gymnasialprofessor wurde er allerdings erst nach der Heimkehr aus dem Ersten Weltkrieg, zunächst an der Karlsruher Lessing-, dann an der Goetheschule. 1920 erhielt er die ehrenvolle Aufforderung der Karlsruher Technischen Hochschule, sich zu habilitieren, zwei Jahre später ernannte ihn das Badische Kultus- und Unterrichtsministerium zum Professor für das Fach Geschichte. Schnabel war in zweierlei Hinsicht ein untypischer Vertreter seines Fachs: er lehrte an keiner Universität, sondern an einer Technischen Hochschule, und er vertrat einen von seinen Historikerkollegen sehr verschiedenen Forschungsansatz. Ungewöhnlich war also erstens sein Adressatenkreis: gehende Ingenieure und Techniker, dazu die interessierte Karlsruher Öffentlichkeit, kaum jedoch der „klassische“ Geschichtsstudent, der eher in Heidelberg studierte. Außergewöhnlich war aber auch sein methodischer Ansatz, der die Geschichte ganz allgemein als *Kulturgeschichte* fasste, statt sie auf die politische, die Geschichte der Staaten und ihrer Beziehungen zu reduzieren. Schnabels Geschichtsbild, Schnabels humanistische Ideale hatten unter den Nationalsozialisten keine Konjunktur. Sie nun wieder auf längere Sicht zur Grundlage von Unterricht und Bildung machen zu können, mochte nun die Entscheidung des einstigen Gymnasiallehrers für eine Mitwirkung am Wiederaufbau von Schule und Bildungswesen entscheidend beeinflusst haben.

### Entnazifizierung nach 1945

Als Landesdirektor für Kultus- und Unterricht hatte Franz Schnabel zunächst einmal die



Franz Schnabel, 1887–1966.

Wiederaufnahme des Elementarunterrichts in Nordbaden zu gewährleisten und zu diesem Zweck sowohl Räumlichkeiten, Mobiliar und Unterrichtsmaterialien als auch politisch unbelastetes Personal zur Verfügung zu stellen. „Wir haben [...]“, berichtete er in einem Vortrag vor den nordbadischen Bürgermeistern, „den Grundsatz durchgeführt, dass kein Lehrer, der jemals Parteimitglied gewesen ist, bei der Grundlegung der neuen Schule mitwirken kann. Mag sein Motiv, warum er beigetreten ist, gewesen sein, welches es wolle – mag er Gefallen gefunden haben an der Prahlerei und an der Plakatierung der Gewalt oder mag er nachgegeben haben aus Gedankenlosigkeit, aus Bequemlichkeit oder aus Streberei – das Vorbild, das er [...] zu geben verpflichtet ist,

hat er gewiss nicht gegeben.“ Bereits im Mai und Juni 1945 hatte die damals noch französische Militärregierung sämtliche Lehrer suspendiert, die der NSDAP angehört oder an einer elsässischen Schule unterrichtet hatten. Doch war angesichts des Ausmaßes der Amtsenthebungen eine Teilrevision dieser Entlassungen beschlossen worden, die zunächst auch von der nachfolgenden amerikanischen Militärverwaltung getragen wurde. Mitte Oktober sah diese sich allerdings zu einer Verschärfung ihrer Entlassungspraxis veranlaßt, so dass etlichen der seit dem 1. Oktober wiedereröffneten Volksschulen Nordbadens die erneute Schließung drohte. Allein im Landkreis Karlsruhe waren 42 Lehrer von dieser Maßnahme betroffen. In kleinen Orten kam gar der Schulbetrieb zum Erliegen. „Die angeordnete Entlassung“, klagte Schnabel bei Landesbezirkspräsident Heinrich Köhler, „hat in den Kreisen der Betroffenen große Enttäuschung und Erbitterung hervorgerufen. Die Lehrkräfte hatten nach ihrer Wiedenzulassung zum Schuldienst neuen Lebensmut gefaßt und wußten sich und ihre Familien wieder in gesicherten Verhältnissen. Beglückt nahmen sie ihre Schularbeit auf, denn sie durften sich ja nun frei vom Druck der Nazigesetze und Nazi-aufsicht wieder als Lehrer in ihrer Erziehungsarbeit so einsetzen, wie sie es aus der Zeit vor Hitler gewohnt waren.“

### **Problem der Hochschulen**

Nicht nur den Unterricht an Volksschulen, den weiterführenden wie den Berufsschulen, sondern auch den universitären Betrieb sollte und wollte Franz Schnabel wiederaufnehmen. Hatte die französische Militärverwaltung den Wiederbeginn der Lehrveranstaltungen bereits für den Oktober 1945 in Aussicht gestellt, so verzögerte sich der Anfang des Wintersemesters unter amerikanischer Ägide bis in den

Februar 1946. Zeitweilig war nicht einmal der Standort Karlsruhe gesichert, und es sollte der vereinten Kräfte des Landesbezirkspräsidenten Köhler, des ersten Karlsruher Nachkriegsoberbürgermeisters Hermann Veit, sowie Franz Schnabels bedürfen, um eine Zusammenlegung mit der TH Stuttgart oder der Universität Heidelberg zu verhindern.

Wie auch der Schul- mußte der Universitätsbetrieb mit einem durch Kriegsgefangenschaft und Entnazifizierung dezimierten Lehrkörper aufgenommen werden. Entlassen waren etwa die Rektoren der NS-Zeit, Heinrich Wittmann und Rudolf Weigel, entlassen waren aber auch die „Dozentenführer“ der TH, der Physiker Alfons Bühl und der Direktor der chemisch-technischen Prüfungs- und Versuchsanstalt, Karl Theodor Nestle, der von der „Zwangsemeritierung“ Schnabels profitiert hatte. Was für den Lehrerberuf galt, sollte auch auf Professoren zutreffen: Kein Parteimitglied, keiner, der in der „Zeit 1933 bis 1945 [...] den deutschen Geist vor der ganzen Welt kompromittiert hat“, sollte am Wiederaufbau der Universitäten mitwirken können. Kompromittiert waren Karlsruhe wie Heidelberg etwa durch solche Vertreter einer „deutschen“ Physik wie Alfons Bühl oder, prominenter, Philipp Lenard, doch fühlte sich die *Ruperto Carola* vor allem dadurch angegriffen, dass Franz Schnabel die Korruption des universitären Geistes an der Heidelberger Promotion des späteren Reichspropagandaministers Joseph Goebbels festmachte.

### **Streit mit der Universität Heidelberg**

Walter Jellinek, der Heidelberger Nachkriegsrektor, und der Philosoph Karl Jaspers warfen Schnabel in ihrer Entgegnung zumindest Einseitigkeit zugunsten der Karlsruher TH vor. Der Konflikt sollte eskalieren, als Schnabel 1947 den Rückzug aus der Landespolitik in



Das Gebäude des Generallandesarchivs, 1905 fertiggestellt, um 1910. Im Zweiten Weltkrieg unzerstört, war im 4. Stock – bisher für Dienstboten bestimmt – die Kultus- und Unterrichtsabteilung Nordbaden untergebracht.

Forschung und Lehre betrieb. Einer Bewerbung nach Heidelberg widersetzen sich nun die Philosophische Fakultät wie auch der Senat auf das heftigste. Die Heidelberger Professoren machten deutlich, dass ihnen der geschichtswissenschaftliche Ansatz Schnabels nicht passte, seine Methodik „unzeitgemäß“ und sein Forschungsschwerpunkt von den „heute so entscheidend gewordenen Fragen der angelsächsischen Welt“ zu weit entfernt sei. Schnabels Schüler mutmaßen zudem religiöse Vorbehalte gegenüber dem katholischen Historiker. Welcher der genannten Faktoren für das Votum der Fakultät nun ausschlaggebend war, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls sah Schnabel nach den Querelen um seine

fehlgeschlagene Berufung keine Basis mehr für eine fruchtbare Zusammenarbeit mit der Heidelberger Universität und legte die Leitung der Kultus- und Unterrichtsabteilung in der nordbadischen Landesbezirksverwaltung nieder, die er ohnehin länger geführt hatte „[...] als gemeinhin solche politischen Ämter bei ein und derselben Person zu bleiben pflegen.“ Fortan wollte er sich ganz der wissenschaftlichen Arbeit widmen.

### Nach München

Zu jenem Zeitpunkt hatte Schnabel sich, beginnend mit einigen Gastvorlesungen und -vorträgen, längst einen neuen Wirkungskreis

an der Universität München geschaffen, wohin er zum Wintersemester 1947/48 schließlich berufen wurde. „Ich habe nach langer Prüfung aller Umstände mich entschlossen, nach München zu gehen“, schrieb er Heinrich Köhler in seiner Bitte um Entlassung aus dem badischen Staatsdienst, „weil der Ruf dorthin schon seit zwei Jahren mehrfach und in besonders ehrenvoller Form sowohl durch die Fakultät wie durch alle drei Kultusminister, die bisher in Bayern amtiert haben [...] an mich ergan-

gen ist.“ Köhler bedauerte das Ausscheiden eines seiner engsten Mitarbeiter, der die Karlsruher Studierenden wie die interessierte städtische Öffentlichkeit ein wenig mit seinem Weggang versöhnte, indem er zumindest im Wintersemester 1947/48 noch eine Gastvorlesung zur „Europäischen Geschichte“ hielt. Das Münchener Ordinariat sollte Schnabel bis 1962, vier Jahre vor seinem Tod 1966 innehaben.

ANGELA BORGSTEDT

## Schule und NS-Diktatur

### *Das Beispiel der Karlsruher Humboldt-Schule*

Dem Thema „Schule und NS-Diktatur“ widmeten sich die Teilnehmer der Arbeitsgemeinschaft „Geschichte im Archiv“ des Humboldt-Gymnasium Karlsruhe in den zurückliegenden drei Schuljahren. Der Gegenstand der Untersuchung, die aufschlussreiche Einblicke und Entdeckungen gewährte, war die ehemalige Karlsruher Humboldt-Schule. Das Generallandesarchiv, das Stadtarchiv Karlsruhe und das Archiv des Karlsruher Humboldt-Gymnasiums lieferten mit ihren Beständen die Quellenbasis. Der Kontakt zu ehemaligen Schülern der Humboldt-Schule und weiteren Zeitzeugen brachte zusätzliche Erkenntnisse und gab Antworten auf Fragen, die sich aus dem Studium des Quellenmaterials ergaben. Zwei Schüler, Mitarbeiter der AG, stellen im Folgenden eine stark gekürzte Auswahl aus den insgesamt bearbeiteten Themenkomplexen vor.

RAINER GUTJAHR

### **Hitlerjugend (HJ)**

Als eines der zentralen Themen kristallisierte sich das Verhältnis zwischen HJ und Schule

heraus. Bereits ab November 1933 lässt sich ein Lehrer als „Vertrauensmann“ der HJ an der Humboldt-Schule nachweisen. Die Vertrauensleute, so ein Rundschreiben des Ministeriums des Kultus und Unterrichts vom 5. Mai 1934, sollten die Beziehungen zwischen Schule und Hitlerjugend pflegen und in allen Fragen eine Verständigung zwischen Schule und HJ garantieren. Die Schule selbst hatte keine „Befehlsgewalt“ über die Schüler, die in der HJ Mitglieder waren, sie sollte vielmehr mit der HJ kooperieren um ein „gemeinsames Erziehungsziel“ zu verwirklichen. Die HJ beanspruchte beispielsweise zwar das Recht zu bestimmen, zu welchem Anlass ihre Mitglieder in Uniform zu erscheinen hatten, jedoch sollte das Tragen einer Uniform an der Humboldt-Schule nur erlaubt sein, „wenn die Schulleitung dies wünsche“. Neben dem Vertrauensmann wirkten an der Humboldt-Schule auch noch je ein Lehrer als „Kolonialreferent“ der HJ und als Sportwart.

Im Herbst 1935 verstärkte die HJ ihre Werbung an den Schulen und ließ im Zuge dieser Aktion Aufnahmeanträge an die Schü-

ler austeilten. Dieser Werbefeldzug erzielte große Erfolge in der Humboldt-Schule. Nach Angaben der Schulleitung waren 97,4% der Schüler bis Schuljahresende 1935/36 einer Gliederung der NSDAP beigetreten.

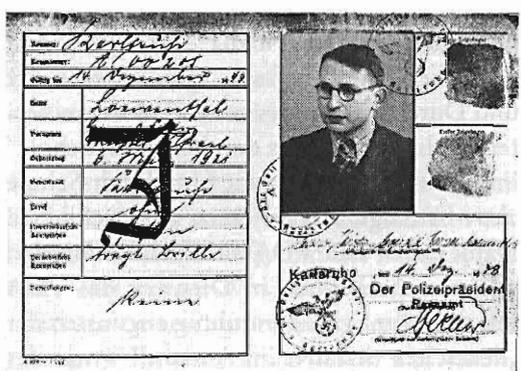
Die Hitlerjugend hatte auch einen nicht zu verachtenden Einfluss auf die Notengebung, wie das Beispiel eines Schülers zeigt. Ihm wurde anstelle einer Fünf eine Vier in Englisch erteilt, „damit man ihm den Weg in die Prima nicht verbaue“, wobei zur Rechtfertigung erwähnt wurde, dass der aus Freiburg nach Karlsruhe wechselnde Schüler sich „auf einem sehr exponierten Posten seit Jahr und Tag für die HJ eingesetzt“ habe. Ein weiteres Beispiel für die Einflussmöglichkeit der HJ liefert das Aufnahmegesuch eines auswärtigen 17-jährigen Schülers vom September 1938. Er hatte seine alte Schule wegen der Schwängerung seiner 15-jährigen Tanzstundenpartnerin verlassen müssen. Der Hinweis auf seine HJ-Karriere, er war Oberjungenschaftsführer, und das Engagement seiner Eltern in verschiedenen Gliederungen der NSDAP ermöglichten ihm die Aufnahme in die Humboldt-Schule.

Die Mitglieder der HJ wurden durch zahlreiche außerschulische Veranstaltungen in Anspruch genommen, was zu erheblichen Schulversäumnissen führte. Um die negativen Auswirkungen des HJ-Dienstes einigermaßen zu kompensieren, erließ der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung bereits im Mai 1935 ein Dekret, welches die Oberprimaner vom Dienst in SA, SS, HJ oder JV freistellte.

Verbindungen oder Vereine von Schülern, die mit der HJ in Konkurrenz standen, wurden geächtet und schließlich ganz verboten. Dagegen gerichtete Verstöße konnten weitreichende Konsequenzen nach sich ziehen. 1937 wurde vor dem Karlsruher Jugendgericht der Fall eines Humboldt-Schülers verhandelt, dem in einer Anzeige durch den Bannführer des



Professor Leopold Weil, Lehrer an der Humboldt-Schule bis Ende 1935; 1939 Emigration nach Palästina; 1952 in Karlsruhe verstorben.



Hans Heinz Löwenthal, Schüler der Humboldt-Schule 1932–1937; 1940 deportiert nach Gurs, vermutlich in Auschwitz ermordet.

Karlsruher HJ-Bannes 109 vorgeworfen wurde, an einer Veranstaltung der verbotenen Schülerverbindung „Primania“ teilgenommen zu haben. Der Richter beließ es bei einer Verwarnung des Schülers. Der Schulleiter der Humboldt-Schule nahm jedoch den Fall zum Anlass, das Ministerium des Kultus und Unterrichts um eine grundsätzliche Stellungnahme zur Thematik Schülerverbindungen, Austritt bzw. Ausschluss aus der HJ zu bitten. In einem darauf folgenden Erlass des Ministeriums vom 26. Januar 1938 heißt es, „daß Schülerverbindungen neben der Staatsjugend keine

Daseinsberechtigung mehr“ hätten. Wo Verbindungen noch bestünden, seien sie dadurch aufzulösen, „daß sämtlichen Schülern verboten wird, in irgendeiner [...] Form an einer solchen Verbindung teilzunehmen“.

### **Volksbund für Deutschtum im Ausland (VDA)**

Der NS-Staat machte sich den VDA für seine „völkische“ Politik dienstbar. Auch an der Humboldt-Schule bestand eine VDA-Schulgruppe, die sich in einer monatlichen „Volksdeutschen Stunde“ mit dem „Auslandsdeutschtum“ und „volksdeutschen Fragen“ oder auch mit dem Thema „Das Elsaß – Ein deutsches Land“ befasste. An Vorbereitung und Durchführung des vom VDA organisierten Karlsruher „Festes der deutschen Schule“ im Oktober 1933 war die Humboldt-Schule aktiv beteiligt, was ihr einen ausdrücklichen Dank durch den VDA einbrachte. Von den weiteren Aktivitäten in Diensten des VDA seien erwähnt eine Sammlung zugunsten der „deutschen Schulen im Ausland“ sowie der Vertrieb eines „Sonderblattes“ zur Unterstützung eines Wahlkampfes im Memelland.

### **Vereinnahmung zugunsten des NS-Staates**

Die der Schule im NS-Staat zugeordnete Rolle lässt sich beispielhaft auch an den Themen zur Reifeprüfung 1940/41 ablesen. So war im Deutschaufsatz zu behandeln „Goethes Faust als Spiegelbild des deutschen Wesens und Schicksals“; im Fach Erdkunde sollten die „wirtschaftlichen und geopolitischen Möglichkeiten“ untersucht werden, die sich „aus den deutschen Siegen der Jahre 1939 und 1940“ ergaben; die Chemie war vertreten mit dem Thema „Kohle, Kalk und Holz, die Waffen der Chemie im deutschen Entscheidungskampf“; in Mathematik lautete die Aufgabe:

„Welche größte Höhe erreicht ein Geschöß, das mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 650 m/sec. und einem Erhebungswinkel  $\alpha = 12,5^\circ$  abgefeuert wird? Welches ist das Maximum der Wurfweite?“

### **Diskriminierung jüdischer Schüler**

Die Diskriminierung der jüdischen Schüler begann schon kurz nach der Machtergreifung am 30. Januar 1933 mit Übergriffen durch nichtjüdische Mitschüler. Erstaunlicherweise wurde dieses Aufkeimen spontanen „Volkszorns“ zunächst offiziell verurteilt. Der Kultusminister qualifizierte am Tag vor dem Judenboykott am 1. April 1933 in einem Rundschreiben an alle „unterstellten Schulbehörden und Schulanstalten“ diese „Angriffe auf wehrlose Einzelne durch eine Überzahl“ öffentlich als „feige“. Dieses Verhalten sei weder „christlich noch national“. Er sprach sich damit nicht generell gegen eine Demütigung der Juden aus, schreibt er doch weiter, „die nationale Regierung“ habe sich „die Bekämpfung des Judentums zur Aufgabe gemacht“, doch dürfe diese nur in „gutorganisierter und wohldisziplinierter Weise“ geschehen. Im „nationalen Aufbaukampf [sei] Disziplinhalten auch Pflicht eines jeden deutschen Jungen und jedes deutschen Mädchens“.

Die staatlich organisierte Diskriminierung der jüdischen Schüler begann mit dem Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen vom 25. April 1933. Der Anteil jüdischer Schüler an einer Schule durfte den Gesamtanteil aller Juden an der Bevölkerung im Deutschen Reich von 1,5 % nicht übersteigen.

Von da an mussten die Eltern, wenn sie ihre Kinder an den Schulen anmeldeten, einen Nachweis für ihre rein arische Abstammung bringen. Eine Aufnahme von nichtjüdischen Schülern, war nur dann möglich, wenn der

Vater einen Nachweis erbringen konnte, für das Deutsche Reich oder einen seiner Verbündeten im Ersten Weltkrieg an der Front gekämpft zu haben. So legte zur Aufnahme seines Sohnes Gerhard in die Humboldt-Schule der Karlsruher Fabrikant Ernst Bernheimer einen Bericht über seinen militärischen Werdegang, seine Kriegsteilnahme und seine Tapferkeitsauszeichnungen vor.

Die jüdischen Kinder wurden jedoch nicht nur bei der Anmeldung benachteiligt, auch im Schulleben waren sie unterschiedlichen Diskriminierungsmaßnahmen ausgesetzt, wie sich dies auch für die Humboldt-Schule belegen lässt. Zahlreiche Veranstaltungen wie Theaterbesuche, Faschingsumzüge etc. waren den Kindern der „Arier“ vorbehalten.

Die Maßnahmen führten zum gewünschten Ergebnis. Während sich zu Beginn des NS-Regimes im Schuljahr 1932/33 noch 27 jüdische Schüler an der Humboldt-Schule befanden, waren es 1936/37 nur noch neun Schüler und 1938/39 galt die Schule als „judenfrei“, abgesehen von vier „Mischlingen ersten Grades“. „Mischlingen“ blieb nach bestandem Abitur unter Umständen der Zugang zum angestrebten Studium versagt. Als „wehrunwürdig“ mussten sie während des Krieges Zwangseinsätze bei der Organisation Todt ableisten, sofern sie nicht an einem als „kriegswichtig“ eingestuften Arbeitsplatz eingesetzt waren.

Der israelitische Religionsunterricht fiel ebenfalls den Gesetzen des NS-Regimes zum Opfer. 1936 wurde die jüdische Glaubenslehre aufgrund der Nürnberger Rassegesetze und der „allgemeinen nationalsozialistischen Rechtsauslegung“ an allen öffentlichen Schulen verboten. Die Lehrer verloren ihre Bezüge, Unterrichtsräume wurden nicht mehr zur Verfügung gestellt, Religionsnoten durften nicht mehr in die Zeugnisse eingetragen werden. An der Humboldt-Schule wirkten zu diesem Zeit-

punkt drei jüdische Religionslehrer: Oberkantor Simon Metzger, Siegfried Speyer und Herbert Sax. Bei zweien ist das weitere Schicksal bekannt: Simon Metzger floh zusammen mit seiner Frau Marie am 8.9.1938 nach Luxemburg, wo er eine neue Stelle als Kantor antrat. Es gelang den beiden, noch vor dem Ausbruch des Krieges, in die USA zu flüchten. Siegfried Speyer wurde in Auschwitz ermordet.

Eine im Zug unserer Arbeit entstandene Liste der jüdischen Schüler der Humboldt-Schule wurde dem Stadtarchiv Karlsruhe übergeben; sie dient dort als eine der Grundlagen zu Erarbeitung des Gedenkbuches der im Dritten Reich ermordeten Karlsruher Juden.

### **Die „Säuberung“ der Schule von unerwünschten Lehrern**

Am 15. März 1933 wurde Direktor Rudolf Wilhelm von seinem Posten als Direktor der Humboldt-Schule aufgrund des Paragraphen 4 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums suspendiert. Bereits die Berufung Wilhelms zum Direktor der Humboldt-Schule im Jahre 1932 war von einer Hetzkampagne im „Führer“, dem Karlsruher NS-Organ, begleitet. Wilhelm war politisch aktiv in der SPD und im „Reichsbanner“ und publizierte unter dem Pseudonym Ferdinand Madlinger im Karlsruher „Volksfreund“. Unter anderem erschien dort nach dem Umsturz von 1918 folgender Vierzeiler:

Wir sind sie los, die stolzen Regimenter,  
Mir blinkt im Auge keine Wehmutszähre.  
Um ist die Zeit gefügig-stummer Heere,  
Hier wird der harte Friede Segensspender.

„Der Führer“ vom 19. März 1933 zitierte unter der Überschrift „Weitere Bonzenverhaftungen in Karlsruhe“ diesen Vierzeiler und kommentierte wie folgt: „Diese niederträchtige Verhöhnung unseres Heeres, das mit bei-

spielloser Tapferkeit im Weltkrieg vier Jahre lang einer Welt von Feinden standhielt, war nach der Marxistischen Revolution im Karlsruher 'Volksfreund' zu lesen. Der Verfasser ist der jetzt als Direktor der Humboldtschule in Karlsruhe beurlaubte sozialdemokratische Dissident Rudolf Wilhelm, der auch als Theaterkritiker des 'Volksfreund' jede Aufführung nationaler Bühnenwerke herunterriß. [...]

Daß ein derartiger Zeitgenosse als Jugend-erzieher und als Direktor einer höheren Lehranstalt schlechterdings unmöglich ist, bedarf wohl keines weiteren Beweises. Heute sind die traurigen Verse des beurlaubten Direktors Rudolf Wilhelm folgendermaßen umzuändern:

Wir sind ihn los, der hat gesungen,  
der völlig bar der nationalen Ehre.  
Uns blinkt im Auge eine Freudenzähre.  
Gott schütz, vor solchen Lehrern unsere Jungen!

[...] Wir verlangen heute charaktervolle Direktoren [...], die als deutschbewusste Männer mit gläubigem Optimismus der nationalen Jugenderziehung die Wege weisen. Hierüber darf auch keine liebedienersche Konzilianz hinwegtäuschen, die doch nur pazifistische Pädagogik zur Waffe hat.“ Nach seiner Suspendierung gelang Rudolf Wilhelm zusammen mit seiner jüdischen Frau Thekla 1939 die Auswanderung nach Kolumbien, wo er 1970 in Bogota starb.

Opfer des NS-Regimes wurde Alfred Kanzler, ebenfalls Lehrer an der Humboldt-Schule.

Kanzler wurde im Juli 1944 zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Schüler hatten seine regimekritischen Bemerkungen zum Anlass für eine Denunziation genommen. Er überlebte seine Befreiung Anfang April 1945 durch amerikanische Soldaten nur um wenige Wochen. Alfred Kanzler starb 57-jährig am 24. Mai 1945 an den Folgen der Haftbedingungen.

## Schule und Wehrmacht

Mit der Wiedereinführung der Wehrpflicht begann der Zugriff der Wehrmacht auf Lehrer und Schüler. So wurden einzelne Lehrkräfte der Humboldt-Schule wiederholt zu Wehrübungen eingezogen. Ab Kriegsbeginn wurden verschiedene Lehrer einberufen. In einem Fall bemühte sich der Minister für Kultus und Unterricht, einen zu einer Baukompanie einberufenen Lehramtsassessor wieder in den Schuldienst zurückzuholen. In seiner Begründung gab das Ministerium an, der betreffende Lehrer sei bei einer freiwilligen Meldung zum Wehrdienst wegen Kurzsichtigkeit abgewiesen worden und somit „nicht neuzeitlich ausgebildet“. Im Übrigen sei die Erziehung der Jugend als „kriegswichtig“ zu bezeichnen. Die Bitte hatte zur Folge, dass der Betreffende umgehend vom Wehrdienst befreit wurde.

Von Bedeutung für die Wehrmacht war vor allem auch der Zugriff auf die Schüler der Höheren Schulen, aus deren Reihen der Offiziersnachwuchs gewonnen wurde. Dieses Interesse schlug sich in zahlreichen Informationsveranstaltungen während der Unterrichtszeit nieder. Hinzu kamen weitere Werbeveranstaltungen des SD, der SS und der Sicherheitspolizei. Sie zeigten auch entsprechende Wirkungen: acht Schüler der Abschlussklasse bewarben sich z.B. im Juli 1940 bei der Luftwaffe als Offiziersanwärter. All dies hatte Auswirkungen auf die Qualität des Unterrichts, was auch durch eine Notiz von Direktor Hundt zur Reifeprüfung von Ostern 1941 bezeugt wird: „Die Prüfung war in mancher Hinsicht nicht befriedigend, da die Folgen der Unterrichtseinschränkungen, der Lehrerwechsel und die schon ganz auf den Eintritt in die Wehrmacht ausgerichteten Einstellung der Schüler deutlich feststellbar war.“

Mit unserer Arbeit hofften wir zeigen zu können, wie die NS-Diktatur die Schule zu

einem Instrument ihrer Politik machte. In welchem Ausmaß Schüler wie Lehrer der Humboldt-Schule tatsächlich der NS-Ideologie anhängen, ließ sich mit unseren Mitteln nur begrenzt ermitteln. Immerhin konnten die Opfer benannt werden, welche die NS-

Diktatur unter Schülern und Lehrern der Humboldt-Schule forderte. An ihr Schicksal erinnert zu haben gibt unserer Arbeit, so hoffen wir, ihren besonderen Sinn.

SANDRA JUNG UND MANUEL WITTEK

## „... damit unnötigen Sorgen und Mißerfolgen vorgebeugt werden kann im Interesse der Stadt und der menschlichen Gesellschaft ...“

*Zum 75-jährigen Bestehen der Psychologischen Beratungsstelle Karlsruhe für Eltern, Kinder und Jugendliche*

Mit den eingangs zitierten richtungsweisen Worten appellierte die Erziehungsberatungsstelle des Stadtjugendamtes Karlsruhe in der Abendausgabe der „Badischen Presse“ vom 11. Mai 1927 an „alle an der Erziehung unserer Jugendlichen interessierten Kreise, insbesondere Schule, Behörden und Wohlfahrtsverbände, ... rechtzeitig die psychisch gefährdeten Kinder der Beratungsstelle zuzuführen ...“ Mit einem ausführlichen Zeitungsartikel stellt sich die Erziehungsberatungsstelle hier der Karlsruher Bevölkerung vor.

Öffentliche Hilfe in persönlichen Angelegenheiten in Anspruch zu nehmen, war auch in einem anderen Zusammenhang nicht ganz neu – war doch im April 1927 im Rathaus eine Eheschlichtungsstelle eingerichtet worden, die bereits im Herbst zunehmend aufgesucht wurde.

Die Gründung der Erziehungsberatungsstelle Karlsruhe fügt sich in ein gesellschaftliches Klima ein, das für Themen der Psychologie, Psychoanalyse und Pädagogik offen war. „Was ist Psychoanalyse?“ „Zweiter Kongreß

für Psychotherapie. Der gegenwärtige Stand der Psychoanalyse“ . . . „Moderne Kindererziehung. Die individual-psychologische Erziehungsmethode“. „Erziehung und Unterricht auf neuer Grundlage“ oder „Gesunderhaltung der Kinderseele. Was der Nervenarzt sagt“ : bei der Durchsicht der „Badischen Presse“ des Jahres 1927 fällt eine dichte Berichterstattung zu Fragen der Psychologie, Psychoanalyse und Pädagogik auf. Zudem jährte sich 1927 der 100. Todestag des Pädagogen Heinrich Pestalozzi, der im Rahmen einer Reichserziehungswoche des evangelischen Reichselternbundes auch in Karlsruhe mit Veranstaltungen der Lehrerbildungsanstalt und des evangelischen Kindergartenseminars gefeiert wurde.

Im oben zitierten Zeitungsartikel vom 11. Mai 1927 informiert das Stadtjugendamt seine Klientel umfassend und detailliert über die Leistungen der Erziehungsberatungsstelle: über ihre Unterbringung im Erdgeschoß des Rathauses, über ihre Öffnungszeiten und die unentgeltliche Beratung. Auf einer zweiten inhaltlichen Ebene informiert das Stadtju-

gendamt über die Arbeitsweise der Beratungsstelle: zur Klärung der Sachlage wurden zunächst Vorerhebungen sowie psychologische Untersuchungen und Beobachtungen ange stellt worauf die Beratung der Eltern erfolgte. Eingehende psychologische Untersuchungen mit anschließender ambulanter Beobachtung und Beschäftigungsstunden mit heilpädagogischer Beratung und Aussprachen rundeten schließlich die Behandlung ab. „Bei aller Verfeinerung der Methodik: sehr viel hat sich bis heute nicht geändert, d. h. die drei Begriffe Diagnostik, Beratung und Therapie bilden nach wie vor die drei Hauptsäulen der Erziehungsberatungsarbeit“ urteilt der damalige Leiter Norbert Schmidt im Jahr 1985 in seinem „Geschichtlichen Rückblick über die Erziehungsberatungsstelle der Stadt Karlsruhe“. Das Stadtjugendamt benennt zudem detailliert die Kinder und Jugendlichen, für die es Beratung anbietet: psychisch auffällige, entwicklungsgehemmte und schwer erziehbare Kinder sowie in Entwicklungskrisen und Erziehungskonflikten stehende oder sittlich gefährdete Kinder und Jugendliche. Schließlich formuliert das Stadtjugendamt in seinem Zeitungsartikel vom 11. Mai 1927 den Zweck der Erziehungsberatung: „durch rege Zusammenarbeit und Verständigung mit den Schulbehörden, dem Schularzt, dem Arbeitsamt und den caritativen Organisationen soll zum Wohle der Schutzbefohlenen gewirkt werden. Gleichzeitig sollen durch diese vorbeugende Fürsorge die Fälle drohender Verwahrlosung und notwendig werdender Fürsorgeerziehung möglichst eingeschränkt werden.“

### **Umsetzung des Jugendwohlfahrtsgesetzes**

Die Beratungstätigkeit des Stadtjugendamts in Erziehungsfragen begann bereits im Jahr

1922. Die Stadt Karlsruhe unternahm damit die ersten Schritte zur Umsetzung des Jugendwohlfahrtsgesetzes aus dem Jahr 1922, das am 1. April 1924 in Kraft trat. Mit der Einrichtung einer Erziehungsberatungsstelle wird Paragraph 4 umgesetzt, der als eine Aufgabe des Jugendamts definiert: „Aufgabe des Jugendamts ist ferner, Einrichtungen und Veranstaltungen anzuregen, zu fördern und gegebenenfalls zu schaffen für 1. Beratung in Angelegenheiten der Jugendlichen.“ Das Jugendamt hatte für die Beratungstätigkeit in dem damaligen Direktor der Fürsorgeerziehungsanstalt Flehingen, Professor Adalbert Gregor (1878–1971) eine renommierte Fachkraft gefunden. In den „Badischen Anstaltsblättern“ aus dem Jahr 1926 schildert Professor Gregor die Hintergründe seiner Mitarbeit beim Stadtjugendamt. „Die guten Erfahrungen, welche wir mit der im Frühjahr 1918 von mir und meiner Frau in Leipzig gegründeten Beratungsstelle gemacht haben, veranlaßten uns, dem Wunsche des Jugendamtes in Karlsruhe Folge zu leisten und auch hier seit 1922 heilpädagogische Sprechstunden abzuhalten.“

Die heilpädagogischen Sprechstunden Professor Gregors fanden alle zwei bis drei Wochen in den Räumen der Stadtschularztstelle in der Kreuzstraße 15 statt, und in den kommenden drei Jahren erwies es sich, dass die heilpädagogische Beratung zu erweitern und zu vertiefen war.

### **Aus der Sprechstunde wird eine Behörde**

Am 17. Juli 1925 stellte der Beirat des Jugendamts an Oberbürgermeister Julius Finter den Antrag, „die bisher betriebene Fürsorge für geistig zweifelhafte Kinder und Jugendliche auszubauen durch Einstellung einer auf dem Gebiete der Heilpädagogik ausgebildeten Kraft“.

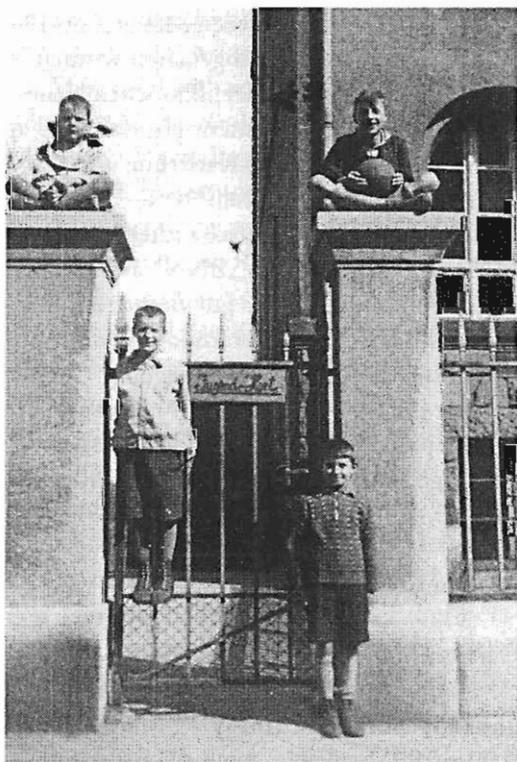
Ihre Tätigkeit müßte nach Einschätzung des Beirats derart festgelegt werden, „... daß aber mindestens an 3 oder 4 Nachmittagen in der Woche in einem geeigneten Raum oder Garten Spiel- und Beschäftigungs-Nachmittage für geistig anormale Kinder von ihr abgehalten und etwa notwendige Rücksprachen zwischen ihr, der Schule und den Eltern im Einvernehmen mit ihrer vorgesetzten Dienststelle vorgenommen werden.“

Der Beirat hielt es außerdem für zweckmäßig, diese Kraft der Stadtschularztstelle anzugliedern, und ein Zusammenwirken mit Professor Gregor und dem Jugendamt sollte sichergestellt sein.

Die gewünschte Kraft wurde in der Fürsorgerin beim Jugendamt, Frieda Ott (1887–1972) gefunden. Die Sozialbeamtin und Wohlfahrtspflegerin Ott war bereits am 1. August 1925 beim Städtischen Jugendamt eingestellt worden. Während eines fünf-monatigen Volontariats beim Provinzialinstitut für Psychologie in Halle und einer dreimonatigen Assistentinnen-Tätigkeit am Psychologischen Institut der Technischen Hochschule Stuttgart hatte sie sich „psychotechnische Kenntnisse“ angeeignet, wie aus ihrer im Stadtarchiv Karlsruhe archivierten Personalakte hervorgeht. Zunehmend wurde Frieda Ott in der nun so bezeichneten „Beratungsstelle für schwer erziehbare Kinder“ eingesetzt und war im Juni 1927 schließlich vollbeschäftigt dort tätig. Aus den bisherigen Sprechstunden war eine städtische Behörde geworden. Bis 1945 wurde die Erziehungsberatungsstelle Karlsruhe von der Fürsorgerin Ott geleitet. Parallel zu seinen Tätigkeiten als Direktor der Fürsorgeanstalt Flehingen, als Medizinalreferent beim Justizministerium in Karlsruhe und Bruchsal wirkte der Psychiater Professor Adalbert Gregor weiterhin als Mitarbeiter und Gutachter an der Karlsruher Erziehungsberatungsstelle mit.

## Neugründung nach dem Zweiten Weltkrieg

„Bei der gegenwärtigen Not der körperlich und geistig geschädigten Jugendlichen und in Anbetracht der Tatsache, daß viele Eltern hilflos den Problemen der körperlichen und geistigen Schädigungen ihrer Kinder gegenüberstehen, erscheint es angebracht, die heilpädagogischen Beratungsstellen bei den Stadtjugendämtern wieder einzurichten.“ Mit dieser Stellungnahme unternahm das Landesjugendamt Baden im Dezember 1946 die ersten Schritte zur Wiedererrichtung der heilpädagogischen Beratungsstelle beim Stadtjugendamt Karlsruhe. Die Lektüre der Karlsruher Stadtchronik vermittelt eine Vorstellung davon, welcher Not die Karlsruher Kinder und Jugendlichen in der Nachkriegszeit ausgesetzt



Karlsruher Buben im Jugendhort.

waren. Überbelegte Wohnungen ohne individuellen Rückzugsbereich, ein extrem harter Winter 1946/47 und drastischer Nahrungsmangel kennzeichneten die ersten Nachkriegsjahre. Den Wiederaufbau der Karlsruher Erziehungsberatungsstelle betrieb das Landesjugendamt nun in zügigen Schritten. Nach Rücksprache mit der Karlsruher Ärztin und Psychotherapeutin Dr. Marie Sulzer, die bereit war, ab sofort die Leitung der Karlsruher heilpädagogischen Beratungsstelle zu übernehmen, erging am 14. April 1947 die Aufforderung an das Stadtjugendamt, die Einrichtung der heilpädagogischen Beratungsstelle in Karlsruhe nunmehr durchzuführen. Am 13. Juni 1947 war es dann so weit: die Städtische Wohlfahrtsverwaltung gab im „Amtsblatt der Stadt Karlsruhe“ die Wiedererrichtung der Erziehungsberatungsstelle im Städtischen Schülerhort Sofienstraße 43 bekannt, wo künftig am 2. und 4. Mittwoch jeden Monats von 10–12 Uhr Sprechstunden abgehalten wurden.

Ein Zeitungsartikel der „Badischen Neuesten Nachrichten“ dokumentiert, daß die Erziehungsberatungsstelle Karlsruhe auch Abendveranstaltungen durchführte. Unter der Überschrift „Haben deutsche Eltern so wenig Interesse?“ berichtet die „BNN“ am 18. November 1952 von einer gut besuchten Vortrags- und Diskussionsveranstaltung im Amerikahaus, bei der die Heilpädagogin Christa Rauhut den von ihr geleiteten heilpädagogischen Spielkreis vorstellte und von ihren Erfahrungen mit Spieltherapie in Amerika berichtete.

### **Ausbau und Aufbau**

Die Erziehungsberatungsstelle der Stadt Karlsruhe wurde von 1947 bis 1968 von der Ärztin und Psychotherapeutin Dr. Marie Sulzer (1901–1995) geleitet. Auch die frühere Fürsorgeinspektorin Frieda Ott arbeitete bis 1952

an der Karlsruher Stelle wieder mit. Dr. Marie Sulzer führte anstelle der bisher praktizierten bewußtseinspsychologischen Methode die Beratungsarbeit auf tiefenpsychologischer Grundlage ein. Zudem baute sie die Karlsruher Beratungsstelle im Sinne der „Child Guidance Clinic“ (Teamarbeit) aus. Zusätzlich zu ihrer Tätigkeit in Karlsruhe hielt sie an zwei Nachmittagen pro Monat auch Beratungsstunden im Stadtamt Durlach. Die große Akzeptanz und Anerkennung für Marie Sulzer innerhalb der Fachwelt kommt durch ihre Wahl zur ersten Vorsitzenden der Landesarbeitsgemeinschaft Baden-Württemberg für Erziehungsberatung im Jahr 1965 und zum Vorstandsmitglied der Bundeskonferenz zum Ausdruck.

Seit Einrichtung der ersten Psychologiestelle im Jahr 1952, die mit dem Psychologen und späteren Leiter Dr. Ernst Ell besetzt wurde, hat sich die Erziehungsberatungsstelle sowohl in ihren Aufgaben als auch personell und räumlich kontinuierlich erweitert. 1967 zog die Beratungsstelle vom Rathaus West in das Gebäude Werderstraße 63 um und erweiterte 1968 ihre Wirkungsmöglichkeiten mit der Einrichtung einer psychagogischen Abteilung im ehemaligen Schülerhort auf der Nordseite des Sybelheims. 1984 erfolgte ein erneuter Umzug in den renovierten Südflügel des Städtischen Kinderheims in der Sybelstraße 13. Im Jubiläumsjahr 2002 nimmt die „Psychologische Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche“, wie sie seit 1988 heißt, mit dem ehemaligen städtischen Wasserwerksgebäude Gartenstraße 53 sogar ein eigenes Gebäude in Besitz.

Mit der Gründung des Psychosozialen Dienstes im Jahr 1974, der seither zur Psychologischen Beratungsstelle gehört, dehnte sie ihr Dienstleistungsangebot auf Familien aus, die vom Städtischen Jugendamt und vom Sozialen Dienst betreut werden und die Erziehungsberatung bis dahin nicht in Anspruch

genommen hatten. Psychologische Stellungnahmen bei der Planung von Heimunterbringungen und die Prüfung von ambulanten Alternativen wurden zu einer weiteren Hauptaufgabe des Psychosozialen Dienstes. Von 1973 bis 1990 bildete außerdem die städtische Jugend- und Drogenberatungsstelle eine Abteilung der Karlsruher Erziehungsberatungsstelle. Heute ist der Psychologischen Beratungsstelle auch die 1990 gegründete Fachberatungsstelle bei sexueller Gewalt an Kindern und Jugendlichen „AllerleiRauh“ fachlich und organisatorisch angegliedert.

In den letzten Jahren hat sich eine regelmäßige offene Sprechstunde in den Räumen der Beratungsstelle etabliert, aber auch Sprechstunden in Schulen oder Kindergärten, Gruppenangebote und Gesprächskreise in den Stadtteilen sollen ratsuchenden Eltern und auch Kindern und Jugendlichen unkomplizierte Zugangsstelle zur Psychologischen Beratungsstelle eröffnen und zur Kontaktaufnahme mit den Beratern und Beraterinnen ermutigen.

### **Seit 1988 „Psychologische Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche“**

Die 1988 erfolgte Umbenennung in „Psychologische Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche“ ist der Erziehungsberatungsstelle nicht leichtgefallen, wie sie in ihrem „Jahresbericht 1988“ schreibt, denn „... hat doch die Karlsruher Erziehungsberatungsstelle eine nunmehr 62-jährige Geschichte und einen sehr guten Ruf in der Bevölkerung.“ Als letzte der badischen Erziehungsberatungsstellen nahm Karlsruhe 1988 die Umbenennung vor. „Letztendlich konnten und wollten wir uns aber dem allgemeinen Trend nicht verschließen“, begründet die Erziehungsberatungsstelle im Jahresbericht 1988 ihren Schritt, und in einem „BNN“-Artikel vom 5. Januar 1988 erläutert der damalige Leiter

Dr. Norbert Schmidt einen weiteren Zusammenhang: „der neue Name ... ist eigentlich nicht mehr als eine Anpassung an die Realität, denn es geht bei uns längst nicht mehr nur um Erziehung und Beratung, sondern verstärkt auch um Beziehungsprobleme.“

Im Jubiläumsjahr 2002 arbeiten bei der Psychologischen Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche neben Verwaltungskräften 16 Psychologinnen und Psychologen, drei Sozialpädagoginnen und drei Heilpädagoginnen auf 14,5 Planstellen. In jüngster Zeit ist auch ein dringendes Anliegen des früheren Amtsleiters und Psychologen Dr. Ernst Ell verwirklicht worden: die Dezentralisierung und Regionalisierung der Beratungsstelle. Bereits 1971 hatte Dr. Ell als mittelfristige Aufgabe der Erziehungsberatungsstelle formuliert: „in den nächsten Jahren sollten in den größten Stadtteilen Außenstellen der Erziehungsberatung eingerichtet werden. Unsere Arbeit sollte mehr als bis jetzt dort geleistet werden, wo die Menschen wohnen“. Im Jahr 1996 wurde mit der Bildung der drei Beratungsstellen Ost, Mitte und West, die analog den Bezirken des Sozialen Dienstes zuständig sind, die Psychologische Beratungsstelle dezentralisiert und regionalisiert. Diese Regionalisierung trägt dazu bei, die Leistungen der Psychologischen Beratungsstelle besser auf die Erfordernisse vor Ort einstellen zu können und enger mit anderen Einrichtungen der Stadtteile zu kooperieren. Sie versteht sich nicht nur als Einrichtung, die notwendige Hilfe im Einzelfall leistet, sondern als eine soziale Dienstleistungseinrichtung. Mit dem Bezug des Gebäudes Gartenstraße 53 im September 2002 findet eine räumliche Zentralisierung der drei Beratungsteams Ost, West und Mitte statt, die regionale Zuordnung zu den Karlsruher Stadtteilen bleibt aber weiterhin bestehen.

ANGELIKA SAUER

## Der Bauplan von 1857

Der „Bauplan der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe“ von 1857 ist der erste behördlich genehmigte Stadterweiterungsplan von Karlsruhe. Kurioserweise ist dieser keine grafische Darstellung, sondern ein schriftliches Dokument als Verordnungstext der Großherzoglichen Regierung des Mittelrheinkreises. Der Text enthält auch keinen Hinweis auf eine grafische Beilage. Auch führten die Recherchen zu keinem Fund, obwohl nach EHRENBURG ein Plan gezeichnet worden sein soll. Die Entstehung des Bauplanes gestaltete sich langwierig und mühevoll. Die „innere Erweiterung“ der Stadt östlich der heutigen Reinhold-Frank-Straße war dabei unstrittig, im Gegensatz zu der südlich der Kriegsstraße.

### Pläne und Bedenken

Seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts, dem endgültigen Ausklingen der absolutistischen Stadtplanung, stellte sich für die Verantwortlichen in Karlsruhe die Frage einer Stadterweiterung über die Grenzen der Stadt des 18. Jahrhunderts. Der Schlossbezirk im Norden, die nördliche Bebauung der Stephaniensstraße, der von Nord nach Süd verlaufende Abschnitt der Kriegsstraße (südlicher Teil der heutigen Reinhold-Frank-Straße), die Kriegsstraße bis zum Ruppurrer Tor und der Landgraben bis zum Durlacher Tor bildeten die Grenzen der Stadt. An die 23.000 Einwohner lebten in über 1.250 Häusern. Innerhalb dieser Fläche gab es noch zahlreiche unbebaute beziehungsweise nicht erschlossene Grundstücke. Ende der dreißiger Jahre zählte man 35 freie Baugrundstücke und 468 Häuser, die aufzustocken gewesen wären.

Neben den großen Gartenanlagen der Markgräfin Amalie, des Markgrafen Ludwig, der Gräfin Hochberg und des Langensteinischen Gartens war im Südwesten noch eine große Fläche mit privaten Gärten. Dieses Areal war in Plänen von Friedrich Weinbrenner bereits als Stadterweiterungsgebiet vorgesehen. Zwischen Karlstraße, Kriegsstraße, Landgraben und heutiger Reinhold-Frank-Straße lag ein Flächenpotenzial von über zwölf Hektar. Die Bebauung reichte von der Amalienstraße bis zur heutigen Sophienstraße und von Osten bis zur Hirschstraße, die bis zur Sophienstraße bereits beidseitig bebaut war. An der Amalienstraße selbst waren die Häuserzeilen bis zum Mühlburger Tor annähernd geschlossen.

### Große Nachfrage

Die ausdrückliche Verhinderung einer großen Stadterweiterung – sie war südlich des Ettlinger Tores von Friedrich Weinbrenner konzipiert worden – beruhte unter anderem auf der Befürchtung der Regierung, dass das Bauge-schehen innerhalb der Stadt stagnieren könnte, viele Baulücken weiterhin unbebaut blieben und die älteren niedrigen Gebäude in der damaligen Langen Straße (heutige Kaiserstraße) nicht aufgestockt beziehungsweise durch Modellhaustypen ersetzt würden.

1811 wurde deshalb eine Verordnung mit dem Inhalt erlassen, dass alle Hauptreparaturen in den alten Häusern verboten wurden. 1827 erfolgte die erneute Bekanntgabe, die noch 1843 Bestandteil der damals erlassenen Bauordnung wurde. Anfang 1816 lehnte der Großherzog Weinbrenners letzte Variante der „Vergrößerung der Stadt“ ab. Weinbrenner

selbst genehmigte nur provisorisch beantragte Bauvorhaben südlich des Ettlinger Tores, um keine eventuellen Hindernisse gegenüber seinem Plan entstehen zu lassen.

Die Nachfrage nach Bauerlaubnis außerhalb des eigentlichen Baubezirkes, der heutigen Innenstadt, muss stark gewesen sein, da das Polizeiamt 1833 dazu eine Stellungnahme abgab und dabei die Festlegung der Baugrenzen für die Stadt verlangte. Für das Bauen von Wohnhäusern empfahl die Behörde enge Grenzen. Die 1835 erlassene Verordnung untersagte im Allgemeinen Gebäude außerhalb des Stadtbaubezirkes. „Ausnahmsweise wird die Aufführung von Gebäuden gestattet: a) zur Errichtung von Fabriken oder andern Gewerbsanlagen, wovon die einen oder die andern einen großen Raum erfordern; b) zum Behuf der Betreibung solcher Gewerbe, die, wenn sie innerhalb der Stadt errichtet würden, eine Unannehmlichkeit für das Publikum verursachen, oder für die Vorübergehenden oder Nachbarn gefährlich sein könnten, c) als Garten und Landhäuser ...“

Im Bereich der heutigen Südstadt standen einzelne Gebäude wie das Landesgestüt, eine Bleichanstalt, die militärische Waschanstalt. 1840 gab es aber auch bereits eine Reihe von Wohnhäusern, die wahrscheinlich offiziell als „Landhäuser“ galten.

## Neue Grenzen

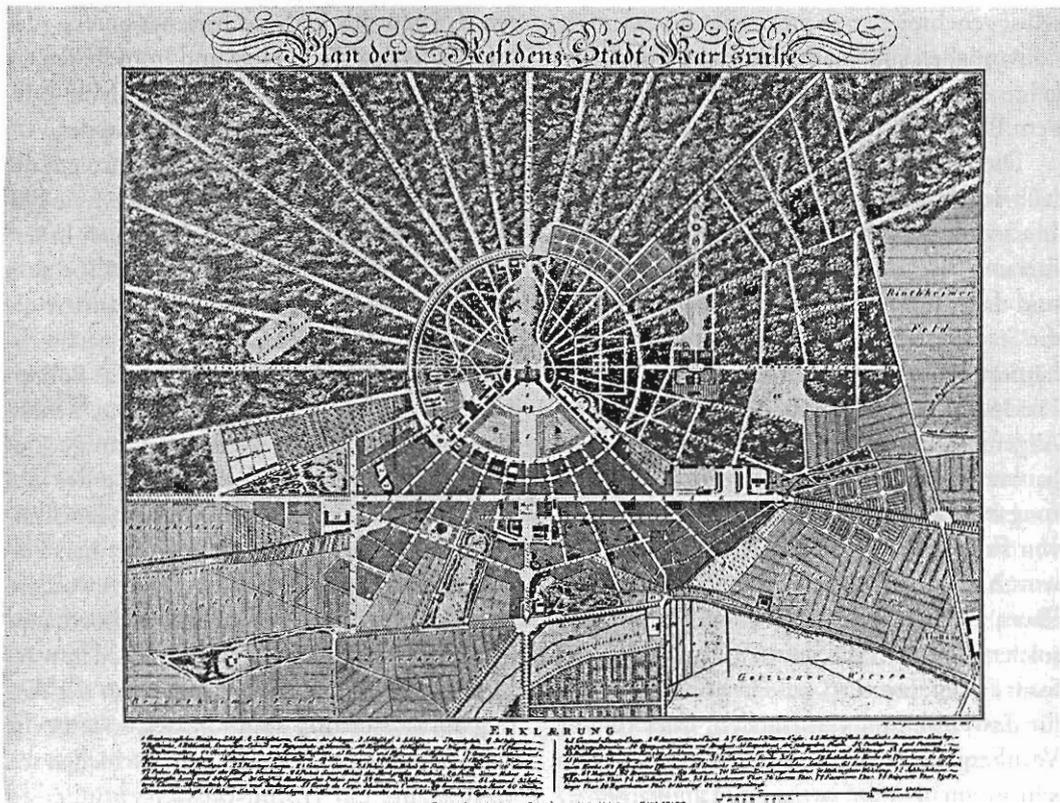
Die Erweiterung der Stadt nach Südwesten innerhalb der Kriegsstraße war bereits im ersten Stadterweiterungsplan von Friedrich Weinbrenner aus dem Jahre 1802 als eine selbstverständliche Ergänzung des Stadtgrundrisses zu sehen. Die Festlegung der Akzisen-grenze entlang der Kriegsstraße vom Karlstor bis zum Ettlinger Tor war eine logische Fortführung der bisherigen Stadtgrenze.

Diese Zollgrenze war für die städtischen Finanzen von Bedeutung, da an den Stadtto-

ren ab 1820 eine Verbrauchssteuer unter anderem auf Mehl, Wein, Holz und Immobilien erhoben wurde. Ab 1837 rückte der „Mühlburger-Tor-Stadtteil“ wieder ins Blickfeld der Verantwortlichen. Das Polizeiamt beantragte die Genehmigung der Bebauung für die freie Fläche und die Herstellung der Ahamauer innerhalb von drei Jahren vom Ettlinger Tor zum Mühlburger Tor. Von jetzt an begannen die kommunalpolitischen Querelen, die nachweislich zehn Jahre andauerten. Hatte das Polizeiamt eine abschnittsweise Planung und Genehmigung angeregt, so verlangten einige Gemeinderatsmitglieder die Erstellung des Gesamtplanes für den Stadtteil vor der Genehmigung einzelner „Quadrate“. Weinbrenners Planunterlagen waren nicht aufgefunden worden, was das Polizeiamt zweifeln ließ, ob überhaupt jemals eine Planung angefertigt worden war.

Aus dem Gemeinderat kam dann der Antrag auf Aussetzung des Projektes, solange die Lage des Bahnhofs noch nicht entschieden sei. 1840 stellte ein Grundstückseigentümer an der Kriegsstraße ein Baugesuch, das wieder zu Aktivitäten führte. Unter anderem beschäftigte sich die Baukommission des Gemeinderates mit Fragen der Stadterweiterung: Ist eine Erweiterung der Stadt notwendig? Wo kann und soll solche geschehen?

Die erste Frage wurde bejaht, die zweite dahin gehend beantwortet, dass innerhalb der Stadt Möglichkeiten bestünden wie die Bebauung der neuen Zähringerstraße und des Langensteinschen Gartens. Auch sollte der begonnene Stadtteil zwischen Mühlburger Tor und Ludwigstor, also nördlich der Stephaniensstraße, wegen seiner „höchsten und gesündesten Lage“ fertig gestellt werden. Die Vergrößerung der Stadt südlich der heutigen Kriegsstraße sollte nicht weiterverfolgt werden, da der Bahnhof nahe an der alten Stadt liegen sollte, größere Verbindungen daher fehlten. Auch betrügen die Kosten einige Hunderttausend.



Plan Karlsruhes von 1817 mit der Stadterweiterung westlich der Karlsstraße.

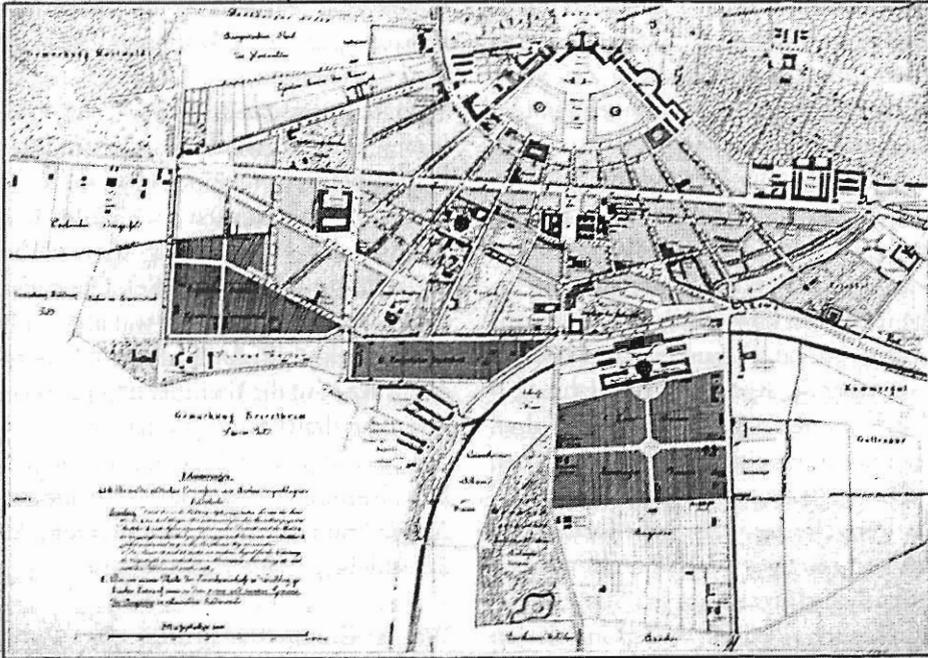
Der bereits zitierte Ehrenberg widmete dem Thema in seiner Arbeit viel Aufmerksamkeit. Ihm lagen noch die Quellen in Form von Archivalien vor, was heute durch Verluste – spätestens während des Zweiten Weltkrieges – nicht mehr der Fall ist. Dadurch stützt sich die Schilderung zu einem großen Teil auf diese Sekundärquelle.

So berichtet er auch von einem 1843 für die Regierung verfassten Gutachten des Oberbaudirektors Hübsch, Residenzbaumeisters Schwarz und Stadtbaumeisters Küntzle „Über die definitive Begrenzung von Karlsruhe und die Art, wie die dermalen noch unbebauten Flächen innerhalb der Grenzen überbaut werden sollen“.

Die Stadtgrenze wurde dabei festgelegt mit der heutigen Moltkestraße, Reinhold-Frank-Straße, Kriegsstraße und die östliche Mauer des alten Friedhofs an der heutigen Ostendstraße. Die Augärten sollten nur der Errichtung von Landhäusern vorbehalten bleiben. Durch die Verbreiterung der vorhandenen Gartenwege in Ost-West-Richtung – jetzt Schützen- und Luisenstraße –, die Anlage einer Allee hinter dem Bahnhof (Bahnhofstraße, heute Baumeisterstraße) und einer Nord-Süd-Straße in Fortsetzung der Gebäudeachse der Maschinen- und Wagenwerkstätten entstünden vier Areale. Der Planentwurf für alle Stadterweiterungsgebiete von 1847 gibt diese Beschreibung wieder. Die halbkreisförmige Straßenerweite-

## PLAN VON CARLSRUHE

und dem Anbau von 1 Anbau, mit  
Mit Anfuhr der zwei projektierten Stadterweiterungen nach Süden und Westen.



Plan Karlsruhes von 1847 mit den projektierten Stadterweiterungen nach Süden und Westen.

ung in der projektierten Bahnhofstraße als Platz zu Beginn der Nord-Süd-Erschließung dürfte der wahrscheinlich letzte stadtbaukünstlerische Akzent in einer Planung für Karlsruhe in den nächsten Jahrzehnten bleiben.

### Politische Dispute

1846 erreichte die öffentliche Diskussion über die künftige Erweiterung Karlsruhes ihren Höhepunkt mit dem Bekanntwerden der Planungsabsichten in Richtung Westen, also für den Mühlburger-Tor-Bezirk. Die damalige Presse, insbesondere der „Karlsruher Beobachter“, ließ die unterschiedlichen Meinungen zu Wort kommen. Zwischen dem 2. April 1846

mit der Ankündigung über den Entwurf des neuen Stadtbauplans bis 30. Juli desselben Jahres sind in 14 Ausgaben des „Karlsruher Beobachters“ Beiträge zur Stadterweiterung abgedruckt. Die Mehrzahl der Artikel und Zuschriften enthielten die Forderung, mit dem Ausbau eines Bahnhofsviertels zu beginnen.

Als Begründungen wurden genannt die Notwendigkeit von Wohnungen für Arbeiter der Bahnhofswerkstätten und Fabriken und von Flächen für Gewerbe und Handel. Gegenmeinungen hoben die Gefahren in einer Vorstadt wegen erhöhter Kriminalität und das Problem der Erhebung des Octrois, der Verbrauchssteuer, hervor. Die Akteure „Grundstückseigentümer“ führten die Auseinander-

setzung über die Presse. Jede Gruppe vertrat ihre Interessen, je nach Lage des Eigentums. Diese Positionen entsprachen auch den unterschiedlichen politischen Einstellungen. Die politischen Umwälzungen in dieser Zeit wirkten auch auf die kommunale Ebene. Tendenzen des Liberalismus wurden erkennbar durch die Kräfteverschiebung im Stadtrat zu Gunsten der „Männer des Fortschrittes“. Bei der Wahl von 1846 erreichten die Vertreter des Handwerkerstandes mit 53 Prozent die Mehrheit gegenüber den konservativen Kräften aus dem Kaufmanns- und Bankierstand. Weech spricht in seiner Stadtgeschichte 50 Jahre später von den „in den Anschauungen der alten Zeit lebenden Gemeindevertretern“, denen wegen deren „ultrakonservativen Tendenzen“ eine Stadterweiterung als unerhörtes und geradezu leichtfertiges Wagnis erschien. Das große öffentliche Interesse an der Stadtbaufrage lässt sich auch noch durch den inserierten Verkauf des Planentwurfs (Stand 1. Januar 1847), verlegt von der Müllerschen Hofbuchhandlung, belegen. Der Ertrag kam sozialen Einrichtungen zu Gute. Die Entscheidung im wichtigsten kommunalen Gremium, dem großen Bürgerausschuss, fiel am 5. Juli beziehungsweise 12. August 1847 zu Gunsten aller beantragter Distrikte, aber mit unterschiedlichen Bebauungsmöglichkeiten. Die Bauerlaubnis für das Mühlburger-Tor-Areal erfolgte mit der Bedingung, dass eine Stadteinfriedigung vorerst nicht erfolge oder von den Eigentümern zu finanzieren sei. Leopold- (früher Schlachthaus-) und Hirschstraße sollten dabei bis zur Kriegsstraße verlängert werden. Das zwischen der zu verlängernden Karlstraße und Ettlinger Tor, südlich der Kriegsstraße bis zur Keßlerschen Maschinenfabrik liegende Gelände (bis zur heutigen Hermann-Billing-Straße) solle als „Vorstadt“ überbaut werden dürfen. Hier hatte der Vertreter der Fortschrittlichen und kurzzeitige Oberbürgermeister August

Klose Grundstücke im Eigentum. „Vorstadt“ bedeutete, wie im erst 1857 endgültig genehmigten Stadtbauplan deutlich erkennbar ist, Bebauung mit Fabriken, gewerblichen Anlagen, Gärtnereien und Landhäusern. Ebenso erlangte der erste Abschnitt der Augärten den Status einer Vorstadt. In Abwandlung des Planentwurfs vom Januar 1847 sollten anstatt einer zwei von Norden nach Süden laufende Straßen der Erschließung dienen (heutige Wilhelm- und Marienstraße). Die Bauerlaubnis in allen drei Distrikten war aber an Bedingungen geknüpft. An die Stadt konnten keine Ansprüche auf die Erschließung gerichtet werden. Die dafür notwendigen Flächen waren aber unentgeltlich an die Stadt abzutreten. Des Weiteren sollten alle Bauwilligen den Ansprüchen an die Stadt entsagen, was die öffentliche Erschließung betraf.

### **Was ist Karlsruhes Profil?**

Der Inhalt und Verlauf der beiden Sitzungen des großen Bürgerausschusses sind durch die stenografischen Aufzeichnungen in der Zeitung „Karlsruher Beobachter“ wiedergegeben. Damit liegt hier ein Dokument vor, das aus mehreren Gründen für die Nachwelt von Bedeutung ist:

1. die damals aktuellen Hauptfragen und unterschiedlichen Standpunkte in der Kommunalpolitik liegen authentisch vor, was bei der ansonsten schlechten Verfügbarkeit von Primärquellen von Bedeutung ist;
2. die Redebeiträge verschiedener Ausschussmitglieder zeigen deutlich die Verbindung der eigenen Sache mit der der künftigen Stadtentwicklung;
3. in der Stadterweiterungspolitik wurden entweder Gefahren für die Immobilien der bestehenden Stadt oder mehr „Gerechtigkeit und Freiheit“ durch das vermehrte Bodenangebot gesehen;

4. Fragen des Städtebaues beziehungsweise des Stadtbildes wurden in keiner Weise berührt;

5. die Behandlung dieses, insgesamt über drei Stunden dauernden Tagesordnungspunktes in diesen Sitzungen zeigt ein ungemein starkes Engagement an der damaligen Frage der Stadtplanung, wie es in einem kommunalen Entscheidungsgremium in Karlsruhe wahrscheinlich bislang einzigartig ist.

Das Polizeiamt kritisierte diese Beschlüsse und verlangte eine Umarbeitung. Die zwei Jahrzehnte lang geführte Diskussion über die Notwendigkeit einer Stadterweiterung und die Hauptfunktion Karlsruhes als Stadt droht nochmals auszubrechen. „Der Bürgerschaft folgt dem Prinzip, die Verhältnisse sich natürlich entwickeln zu lassen und ferner der Idee, daß die industrielle Richtung nach der Eisenbahn gehe. Was ist nun das vorherrschende Interesse von Karlsruhe? Karlsruhe ist kein Industrieort und wird es bei seiner ungünstigen Lage nie werden. Es ist entstanden durch die Idee eines Fürsten, hier seinen Hofhalt zu nehmen ... Karlsruhe ist sonach vorzugsweise eine Hofstadt ... Als Residenz muß Karlsruhe trachten, die vielen unansehnlichen Bauten im Stadtbezirk zu beseitigen und elegante Bauten in seinen Umgebungen zu erhalten. Statt der eleganten Bauten verlangen diese (die Beschlüsse, Anm. d. Verf.) gewöhnliche Vorstädte, statt die Bauten außerhalb zu beschränken, lassen sie solche ungehindert zu und garantieren dadurch das fernere Bestehen der alten Baracken in der Stadt. Die Stadt wird zu ausgedehnt, zu teuer und die Gebäude und Bauplätze der Stadt verlieren offenbar an Wert.“ Ehrenberg berichtet, dass der Plan im Dezember 1848 – die politischen Umwälzungen der Revolutionsjahre verlangsamten wahrscheinlich das Verwaltungshandeln – vom Ministerium genehmigt worden sei. Gewisse Zweifel sind hier angebracht, da erst acht Jahre später der Plan, mit Datum vom 13. März 1857 ver-

sehen, am 31. August des selben Jahres öffentlich bekannt gemacht wurde.

## Neue Areale

Das Mühlburger-Tor-Areal war als nahe liegende „innere Stadterweiterung“ unstrittig. Die Flächen südlich der Kriegsstraße beziehungsweise des Bahnhofes lagen nicht in dem nun exakt definierten Baubezirk, letztendlich der Stadt des frühen 19. Jahrhunderts. Es galten hier die „Vorschriften für die Aufführungen von Gebäuden in der Umgebung der Stadt“. Die darin als zulässig definierten Nutzungen entsprechen praktisch denen des Erlasses von 1835: Fabriken, störende Gewerbeanlagen, Gärtnereien, Gartenhäuser, Landhäuser und Gebäude für eine größere Landwirtschaft.

Hier zeigt sich keine veränderte Einstellung nach 20 Jahren, es blieb die Fiktion der geschlossenen Stadt. Dennoch lassen die Ausführungen über die Erschließung – 60 und 40 Fuß (18 bzw. zwölf Meter) breite Straßenquerschnitte für die West-Ost-Straßen in den Augärten – auf eine Vorbereitung für städtisches Bauen schließen. Auch die geplanten Fortführungen der Schlachthaus- (heute: Leopoldstraße und Karlstraße über die Kriegsstraße hinaus und die Festlegung einer südlichen Parallelstraße zur Kriegsstraße sind als Indizien dafür zu werten. Das alles deutet auf einen Kompromiss hin zwischen den Akteuren mit deren unterschiedlichen Interessen. Die Bestimmungen lassen auf Prioritäten für die Realisierung schließen: zuerst das südwestliche Areal innerhalb des Baubezirkes, dann die Flächen südlich der Kriegsstraße und letztendlich die Augärten, die heutige Südstadt. 1858 liegen schon die Baufluchtenpläne für alle drei Bezirke vor.

Wie die Diskussionen über die neuen Bauflächen gezeigt haben, erhielten spätestens ab diesem Zeitpunkt das Bodeneigentum und seine Verwertung, sowohl auf der öffentlichen

als auch auf privater Seite eine maßgebliche Bedeutung für die weitere Entwicklung der Stadt. Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts versuchte die Regierung durch den Verkauf staatlichen Grundeigentums zu niedrigen Preisen und zeitweilige Korrekturen von zu hohen Schätzpreisen die Spekulation und Übertreibung zu unterbinden. Ab 1825 fand der Staat selbst Gefallen am Grundstücksgeschäft, als die Preise für Flächen im Nordwesten nahezu verdoppelt wurden. Ein Jahr später wurden Grundstücke in der Zähringerstraße versteigert und der Zuschlag erst erteilt, als nach einer zweiten Versteigerung ein erhöhter Preis

erreicht werden konnte. Der Staat, im 18. Jahrhundert noch Lenker im Sinne der landesfürstlichen Stadtplanung, gab diese Rolle langsam auf.

Die Akteure auf der Gemeindeebene – Stadträte, Grundstückseigentümer, Wirtschaftstreibende – übernahmen die Geschicke der Stadt. Dabei wurde Karlsruhe immer weniger als geschlossenes bauliches Gebilde gesehen. Die Eisenbahn, die Vorbotin der Industrialisierung, fungierte als Auslöserin der ersten Stadterweiterung Karlsruhes außerhalb der alten Grenzen.

HARALD RINGLER

## Eberhard Gothein 1853–1923

„Kümmern Sie sich nur gar nicht um die anderen Herrn, lesen Sie, was ihnen gut scheint, aber fesseln Sie die jungen Leute, das ist alles, was wir wollen.“ So antwortete der badische Kultusminister Nokk auf die Frage des neuen Professors an der Technischen Hochschule Karlsruhe 1885, ob er seinen Schwerpunkt mehr auf die Kulturgeschichte oder die Nationalökonomie legen sollte. Eberhard Gothein war froh, bei seinen ersten Lehrstuhl an der Technischen Hochschule Karlsruhe berufen worden zu sein, in die liberale Atmosphäre Badens, einem Land, dem er noch in vielfacher Weise dienen sollte.

### Auf dem Weg zum Kulturhistoriker

Am 29. Oktober 1853 wurde Eberhard Gothein als Sohn eines Arztes im schlesischen Neumarkt geboren. Früh verlor er seine Eltern und absolvierte bei einem Onkel in Breslau seine Gymnasialzeit. Mit dem Studium be-

gann er an der dortigen Universität, die damals in hoher Blüte stand. 1874 wechselte er nach Heidelberg, wo er auf hervorragende Historiker und Nationalökonomien stieß. Promoviert hatte er 1877 mit der Arbeit „Der gemeine Pfennig auf dem Reichstag zu Worms“. Der Weg zum Gelehrten ebnete sich rasch ein Jahr später mit einer Habilitationsarbeit über „Politische und religiöse Volksbewegung vor der Reformation“. Jetzt begannen seine Wanderjahre, und mit einem preussischen Stipendium zog es ihn in den Süden Italiens, wo er Material zu seinem Buch über „Die Kulturentwicklung Süditaliens“ sammelte.

Der künftige Kulturhistoriker sah in seiner Habilitationsschrift eine Ergänzung der Arbeiten des Nestors Leopold Ranke, den er sehr verehrte. Dessen Schüler meinten hingegen, Kritik herauszuhören, und so trug dies dazu bei, ihm Rufe auf einen Lehrstuhl für Geschichte zu versagen.

## „Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes“

Er ließ sich 1883 an die Universität Straßburg umhabilitieren und nahm mit Baden Kontakt auf. Hier hatte sich kürzlich die Badische Historische Kommission gebildet, die Gothein 1883 mit einer Untersuchung der wirtschaftlichen und sozialen Geschichte des Schwarzwaldes beauftragte. Das war ein Thema, das ihn ganz erfüllte, denn schon für seine Kulturgeschichte Süditaliens hatte er Landschaft und Städte durchwandert auf der Suche nach lokalen Quellen. Er wurde bald ein Kenner des Schwarzwaldes wie keiner zuvor. Ursprünglich von der Kommission nur als Studie geplant, wuchs der erste Band zur Geschichte einer gesamtwirtschaftlichen Entwicklung dieser Region und der sie umgebenden Landschaften. Mit dieser Städte- und Gewerbe-geschichte kommen für Gothein „die wichtigsten schwebenden Fragen zur Behandlung“, und mit den Reichsstädten der Ortenau wollte er auch noch „die Wechselwirkung des städtischen und bäuerlichen Lebens am genauesten erkennen lassen“. Im Karlsruher Generallandesarchiv hatte er „ungeheure Stoffmassen“ zu bewältigen, dazu aber auch die Stadtarchive in Donaueschingen, Freiburg, Villingen und Konstanz besucht, nicht immer bei großer Bereitschaft der Institutionsträger. Ziel war, sowohl die Entstehung der mittelalterlichen Stadt- und Zunftverfassung als auch die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsform zu verfolgen. In den stattlichen Band von zirka 900 Seiten wurde mit einer Einleitung eingeführt, die mit 60 Seiten schon fast eine eigene Publikation darstellt. Mehrfach stützt er sich dabei auf Einzelarbeiten, aber auch auf eigene Aufsätze zu wirtschaftsgeschichtlichen Themen, die als Vorbereitung für das große Werk dienen.

Wie in Italien übte Gothein das aus, was wir heute als „oral history“ bezeichnen. „Nach

meinem alten Brauch rede ich viel mit Arbeitern und Bauern, wandre ein Stück mit ihnen und lasse mir erzählen. Das ist auch ein Stück Arbeit und nicht die schlechteste.“ In Karlsruhe isst er in „einer Bierkneipe, um die Leute, die denen in meiner Arbeit entsprechen, kennen zu lernen“.

Gothein verfügte nicht nur über eine flüssige Formulierungskunst, er war auch ein sehr kommunikativer Mensch und alles andere als ein Stubengelehrter. Erstaunlich, wie er, der sich „von Problem zu Problem jagen“ ließ, Arbeiten zu verschiedenen Themen gleichzeitig bewältigte. Der Verein für Reformationsgeschichte trug ihm nämlich die Bitte an, eine Schrift über Ignatius von Loyola und den Jesuitenorden zu verfassen, „da Sie einer der wenigen Historiker sind, die auch darzustellen wissen“, so hieß es in der Anfrage. Es wurde ein Thema, das ihn in drei Versionen ein Leben lang beschäftigte.

### Lehrstuhl in Karlsruhe

Da er mit seiner Habilitationsschrift, „die unter dem Begreifen der Geschichte aus Wurzeln der sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Kräfte“ stand, einem später selbstverständlichen Gesichtspunkt, sich die Aussicht auf eine Berufung in Preußen verschüttet hatte, war der Ruf 1885 an die Technische Hochschule Karlsruhe um so erlösender. Mitglieder der Zunft wie der ehemalige Karlsruher Historiker Hermann Baumgarten begrüßten es, dass er von der Historie „endlich“ zur Nationalökonomie gewechselt habe, was Gothein für eine Zumutung hielt. All diese Umstände bewirkten, dass der „Schwarzwald“ erst 1892 erschien, als Gothein bereits einen Ruf nach Bonn erhalten hatte.

Die fünf Karlsruher Jahre waren für den nun jung Verheirateten eine glückliche Zeit. Man genoss das bedeutende Theater unter

Felix Mottl, verkehrte im illustren Kreis des Gymnasialdirektors Gustav Wendt, mit dessen Enkel Wilhelm Furtwängler der ältere Sohn spielte, traf Heyse, Brahms und andere Künstler. Im Kontakt mit Naturwissenschaftlern und Ingenieuren entschloss sich Gothein zu der Schrift „Die Aufgaben der Kulturgeschichte“, der einzig polemischen. Er wendet sich hier gegen die These, dass nur das Verhältnis der Menschen zum Staat das „eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte“ sein könne. Bei aller Achtung vor der politischen Historie sei sie nur ein Teil der Kulturgeschichte. So verlangte er von der „politischen Geschichte“, „dass sie sich ihr unterordne, „denn die Entstehung der Kulturgeschichte ist eine notwendige Folge der Entwicklung des modernen Geistes“. Ein temperamentvolles Thesenpapier mit jenen hohen Zielsetzungen, die später als Kultursoziologie einen Niederschlag fand. Damals kritisierte die Rankeschule – zuweilen nicht zu Unrecht –, dass die Detailarbeit bei den zur Polyhistorie gezwungenen Wissenschaftlern vernachlässigt werde, ja dass Dilettantismus am Werk sei und Spekulationen, gar einen Dogmatismus im Erfinden von Entwicklungsgesetzen zeitige. Das traf bei Gothein alles nicht zu; jedenfalls hat die Wirksamkeit, der Ideenreichtum jener „Kulturhistoriker“ von Schmoller bis Sombart, von Max Weber zu Huntington bis heute Diskussionen ausgelöst, auf die die sicher verdienstvolle antiquarische Geschichtsschreibung oft verzichten muss.

### **Nationalökonom in Bonn**

1890 erhielt Gothein einen Ruf an die Universität Bonn, wo neben einem Lehrauftrag für Kulturgeschichte sein Hauptamt in der Nationalökonomie lag. Bald wandte er seine wissenschaftlichen Arbeiten dem Rheinland zu, schloss Kontakte mit Industriellen, deren Fabriken er mit seinen Studenten besuchte, war

ein häufig gesuchter Redner, der in seiner „Interessenmannigfaltigkeit“ über ganz unterschiedliche Themen vor großem Publikum zu sprechen wusste, frei vortragend, immer belastungsfähig, so dass die Kölner Karnevalisten reimten: „Tritt einmal Not ein/so holt man den Gothein“.

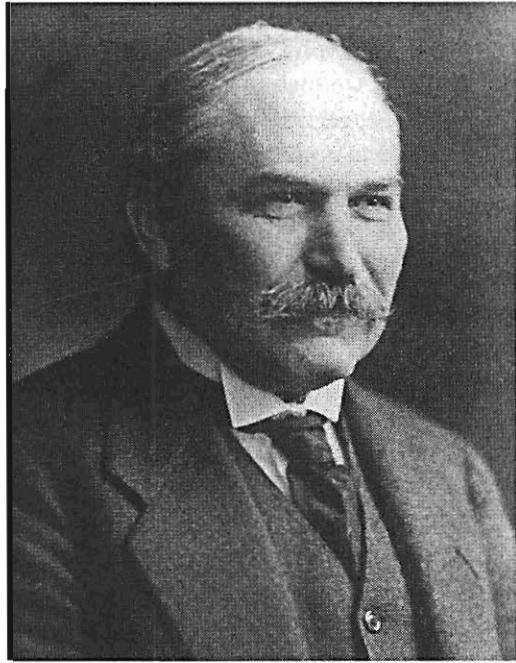
Hier entstand sein nächstes großes Werk „Die Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte der Stadt Köln im ersten Jahrhundert unter preußischer Herrschaft“, von vielen Fachkollegen als Muster einer Stadtgeschichte gelobt. Für Köln hat er sich darüber hinaus durch die Gründung einer Handelshochschule nach dem Beispiel der Pariser „Ecole des Hautes Etudes Commerciales“ verdient gemacht. Dabei war nicht nur organisatorische Tatkraft, sondern auch diplomatisches Geschick in der von parteipolitischen Klüften gekennzeichneten Kommune gefordert und persönlicher Einsatz verlangt, vor etwa 500 Kaufleuten mit Vorlesungen zusätzlich zum Hauptamt zu beginnen.

### **Die Heidelberger Zeit**

1904 folgte er einem Ruf nach Heidelberg. Zwar riss er sich schweren Herzens vom Rheinland los, das er von seinen vielen Exkursionen wie kein Zweiter kannte, doch war er als Dekan mit seinem Widerstand gegen eine stärkere Bürokratisierung der Hochschulen beim preußischen Kultusministerium in Misskredit geraten. So lockte nun das liberale Baden, wo man ihn „als den besten Kenner des Landes“ herzlich begrüßte – bei deutlich besserem Jahresgehalt. Man schätzte auch sein Organisations-talent, und so wurde in enger Zusammenarbeit mit der Stadt Mannheim die Grundlage für die 1907 eröffnete Handelshochschule nach Kölner Muster gelegt. Mit seiner nationalökonomischen Lehr- und Forschertätigkeit von der Wirtschaftsgeschichte über ökonomi-

sche Theorie bis zu handelspolitischen Abhandlungen war diese Zeit der größten Breite seines Schaffens gewidmet. Und im Kontakt mit Max und Alfred Weber gewann für ihn die Soziologie zunehmend an Bedeutung.

Zu seinem fünfzehnstündigen Arbeitstag gehörten die Aktivitäten für die durch ihn initiierte „Süddeutsche Gesellschaft für staatswissenschaftliche Fortbildung“. Von 1906 bis 1913 unternahm er mit jeweils 25 Beamten aus Baden, dann auch aus Württemberg, ausführlich vorbereitete Exkursionen in deutsche Wirtschaftsgebiete, ja nach dem Krieg begann er schon 1920 wieder eine Exkursion, denn er hatte sich zum Ziel gesetzt: „Wenn doch wenigstens diese meine Schöpfung dauern würde, gute Früchte trüge und dadurch die unbedingt nötige Verbundenheit zwischen Universitätswissenschaft und Verwaltungspraxis und beider mit dem realen Leben hergestellt würde“, ein Vorläufer unserer heutigen Führungsakademie Baden-Württemberg.



Eberhard Gothein, ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe 1885 bis 1890.

### **Einstieg in die Politik**

1912 wurde er Vorsitzender der Badischen Historischen Kommission, 1913 Prorektor der Universität Heidelberg, unermüdet tätig, selbst als Lateinlehrer am Heidelberger Gymnasium für den Ersatz zum Kriegsdienst eingezogener Lehrer. Wilhelm II. hielt er für einen Bramarbas, aber ebenso warnte er vor staatssozialistischen Träumereien. Die Revolution 1918 traf ihn bis ins Herz. Bisher nationalliberal gesonnen, trat er nun in die Deutsche Demokratische Partei ein, eine Schar hochgebildeter Mitglieder wie Theodor Heuss, Gertrud Bäumer, Marie Baum und vieler Wissenschaftler, Diplomaten und Wirtschaftsführer, freilich „Führer ohne Soldaten“. Gothein wurde als Abgeordneter in den Badischen Landtag gewählt, ja 1919 bot man ihm das badische Kultusministerium an, das er aus Altersgrün-

den ablehnte. Vielmehr konzentrierte er sich auf eine öffentliche Aktion, „den Zusammenschluss von Württemberg, Baden und der Pfalz zu einem wirtschaftlich-politischem Ganzen“. Gothein war zwar Gegner des Separatismus, sah aber, dass durch das Reichssteuergesetz des Finanzministers Erzberger die Länder in ihren vitalen Aufgaben lahm gelegt werden würden, daher die Notwendigkeit, größere Länder mit entsprechendem Gewicht zu bilden. Zu den inneren Gründen für einen Zusammenschluss zählte er den „Volkszusammenhang“, die Verkehrs- und Wirtschaftsgemeinschaft, vor allem die kulturellen Vorteile einer künftigen gemeinsamen Hochschullandschaft. Als äußeren Grund sah er die durch die französische Besatzung gefährdete Rheinpfalz. In zahlreichen Zeitungsartikeln warb er für seine Idee, nahm an Ministerkonferenzen teil, fürchtete sich vor einer Zukunft „des kleinen

Baden, das überall in die Ecke gedrückt wird“. Der Misserfolg von Gotheins Plänen wurzelte in Bayern, wo man in der Aktion eine Unfreundlichkeit gegenüber einem Land sah, das auf keinen Fußbreit verzichten würde. Auch die Pfälzer selbst wehrten sich nun gegen einen Separatismus vom Reich und somit gegen die französische Gefährdung. So kam es, notiert seine Frau in ihren Erinnerungen, „dass die Gegner in beiden Ländern, deren es natürlich genug gab, so besonders der ganze Beamtenkörper in Karlsruhe, der aus nahe liegenden Gründen für sein Fortbestehen besorgt war, die Oberhand behielten. Und so ... als der günstige Moment verpasst war, war man froh, alles beim Alten zu lassen und vor allem auch, Baden den Badenern' zu retten“.

1921 kandidierte Gothein nicht mehr für den Landtag. Bei seinen engen Kontakten zur Industrie war er nun als Vermittler in Streitfällen gefragt, das Auswärtige Amt bat ihn, an der Reform der Diplomatenausbildung mitzuwirken. Immer wieder auf Dienstreisen, die er, im Zug arbeitend, als „Vergnügungsreisen“ de-

klarierte, war er aber vor allem den Studenten zugewandt, mit denen er wie eh und je Wanderungen unternahm, die große Zahl von Promotionen begleitete, sich um eine Seminarbibliothek kümmerte und dafür Sponsoren gewann. 1923 wurde er emeritiert, kurz darauf starb er, siebzigjährig. Sein Leben war nicht nur durch Höhepunkte gekennzeichnet. Ersehnte Berufungen nach Leipzig und München stellten sich nicht ein, in der Universität fühlte sich der Reformler oft vereinsamt, in der kurzen politischen Tätigkeit erreichte er nicht seine Ziele. Dennoch war dieser universale Gelehrte eines vergangenen Jahrhunderts mit seiner stupenden Gelehrsamkeit, großer Ausstrahlung und ungeheuren Arbeitskraft, der mit leichter Feder auch für Laien schreiben konnte, der mit seiner Beredsamkeit ein Publikum mitriss, eine herausragende Gestalt, auch wenn er keine wissenschaftliche „Schule“ gründete. Der deutsche Südwesten hat ihm am Anfang des 20. Jahrhunderts viel zu verdanken.

LEONHARD MÜLLER

## Der Schlacht- und Viehhof an der Durlacher Allee

Die Entwicklung des Schlachthofes Karlsruhe geht auf das Jahr 1726 zurück, in dem die inzwischen auf 2.000 Einwohner angewachsene Bürgerschaft über den Standort des geplanten Rathauses mit Markt, Schlachthaus, Fleisch- und Brotbänken abstimmte. Als Standort wurde der Platz neben der Lutherischen Kirche ausgewählt wegen der zentralen Lage und der günstigen Grundstückspreise. Außerdem „könnten hinter der Kanzlei keine Metzgebänke, viel weniger ein Schlachthaus, wegen dem

Gestank und Geschmeiß gebaut werden, wenn anders nicht die Acta darunter Schaden leiden sollen“.

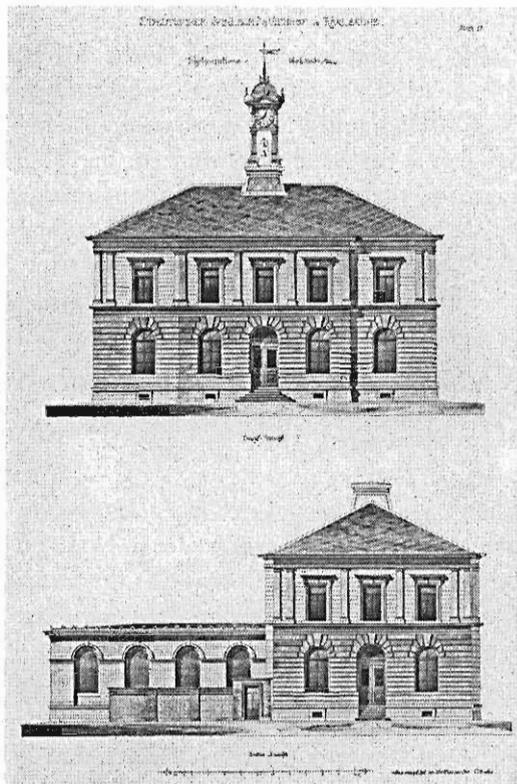
### Verschiedene Schlachthäuser

Im Jahre 1729 wurde das Rathaus mit den Fleischbänken und dem Schlachthaus fertig gestellt, einem Gebäude mit zwei Schlachträumen und einer darüber gelegenen Wohnung für den Aufseher. Einer der Schlachträume

war für die Christen und einer für die Juden bestimmt. In den Jahren 1773 bis 1777 wurden jedoch bereits einzelne Häuser auf der Südseite des Landgrabens erbaut, so dass das Schlachthaus bald innerhalb des Wohngebietes lag und seinen Nachbarn einen „hässlichen Anblick und zur Sommerzeit einen nachteiligen Geruch“ bot. Daher forderte die markgräfliche Rentkammer bereits 1787 einen Neubau, der aber erst 1794 am heutigen Ludwigsplatz erstellt wurde. Doch schon im Jahre 1809 folgte ein Erlass, der das Schlachthaus für baufällig erklärte und einen Abriss notwendig machte. Trotzdem wurde aber erst im Jahre 1819 in der heutigen Leopoldstraße ein Neubau erstellt, der seine Aufgaben bis in die achtziger Jahre des vorletzten Jahrhunderts mehr recht als schlecht erfüllte. Das weitere Wachstum der Stadt, städtehygienische Gründe und die Einführung des Schlachthausbenutzungszwanges für alle Schlachttiere machten 1880 einen weiteren Schlachthausneubau an der Durlacher Allee erforderlich.

Am 25. Juni 1883 beschloss der Bürgerschaft dann den Neubau. Die Baupläne entwarf Stadtbaumeister Wilhelm Strieder, die im Flur des Veterinärarnotes der Stadt Karlsruhe heute noch ausgehängt sind. Der vierte Schlachthof in der Stadtgeschichte wurde im März 1885 begonnen, im Dezember 1886 fand die erste Probeschachtung statt und am 28. März 1887 wurde der für 874.000 Mark erbaute Schlacht- und Viehhof mit einem festlichen Umzug durch die Stadt in Betrieb genommen.

Der Grund für die Schlachthofneubauten in Deutschland gerade in dieser Epoche war durch die Erkenntnis begründet, dass auf Grund verschiedener Krankheiten, die damals schon bekannt waren, wie Finnen, Tuberkulose und Trichinose eine allgemeine Untersuchung der Schlachttiere vor und nach dem Schlachten durch Tierärzte gefordert wurde.



Entwurf des Stadtbaumeisters W. Strieder für die Schlachthausgaststätte 1890.

## Eine ewige Baustelle

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gab es in Baden und in anderen süddeutschen Ländern in den meisten Städten mit mehr als 20.000 Einwohnern von den Gemeinden erstellte und unterhaltene öffentliche Schlachthäuser. Nur in einzelnen Städten, zum Beispiel in Karlsruhe, durften in den öffentlichen Schlachthäusern auch Schweine geschlachtet werden. Die 1887 erbaute Anlage ist trotz des 1972 durchgeführten Neubaus fast unverändert erhalten. Ein erster bedeutender Erweiterungsbau wurde im Jahre 1927 durch den Bürgerschaft beschlossen, in dessen Rahmen im Viehhof eine neue Schweinemarkthalle errichtet, das

Pförtnerhaus vergrößert, die Laderampen verlängert und die ehemalige Lymphanstalt in ein Bürohaus für die Viehagenten umgebaut wurde. Von diesen Erweiterungsbauten ist lediglich heute noch das Bürohaus für die Viehagenten erhalten, das aber in den neunziger Jahren einer anderen Nutzung zugeführt wurde. Wegen der ständigen Betriebszunahme, aber auch zur Behebung der Kriegsschäden blieb der Schlacht- und Viehhof bis zum Jahre 1964 eine ewige Baustelle.

### **Neue Planungen**

Mehr und mehr machte sich nachteilig bemerkbar, dass der Schlachthof weder in baulicher noch in technischer Hinsicht den modernen Anforderungen genügte und daher sehr kostenintensiv war. So wurde 1969 mit der Planung eines Schlachthofneubaus begonnen, der am 29. September 1975 abgeschlossen wurde. Diese mittlerweile fast 30 Jahre alte Anlage wird bis heute überwiegend für die Schlachtung von Schweinen und Rindern genutzt.

Wurde im 19. Jahrhundert der Bau von Schlachthöfen als notwendig erachtet, um die Bevölkerung mit hygienisch einwandfreiem Fleisch zu versorgen, das vor allem gesundheitlich unbedenklich war, nahm die Bedeutung der kommunalen Schlachtbetriebe vor allen Dingen in den siebziger und achtziger Jahren vermehrt ab, was zu einer Schließung vieler Betriebe, vor allen Dingen in den neunziger Jahren, führte.

### **Auf und ab beim Schlachtbetrieb**

Der europäische Binnenmarkt machte es möglich, die Fleischversorgung auch über größere Entfernungen sicherzustellen, was vor allen Dingen für produktionschwache Gebiete, zu denen auch Karlsruhe und das Umland zählt, von Bedeutung war. Diese Überlegun-

gen und die zum Teil städtebaulich sehr ungünstige Lage der Schlachtbetriebe überwiegend in den Ostteilen der Städte hat die Kommunen dazu veranlasst, die Schlachthofsituation neu zu überdenken. Auch in Karlsruhe werden seit 1990 Überlegungen angestellt, den Schlachtbetrieb in der Durlacher Allee zu schließen, da auch die Schlachtzahlen bedingt durch das veränderte Verbraucherverhalten sehr deutlich zurückgingen. Insofern war die Annahme der Stadtverwaltung, keinen Schlachthof vorrätig halten zu müssen, schlüssig.

Dies änderte sich allerdings durch zahlreiche Skandale rund um das Urprodukt „Fleisch“, die zu einer Änderung des Verbraucherverhaltens führte. Plötzlich war die anonyme Ware in den Großmärkten nicht mehr angezeigt, sondern man bevorzugte wieder die heimische Schlachtung, und das Begehren, den Schlachthof zu erhalten, wurde aus Sicht der Bevölkerung durchaus größer. Vor allem die begründete Angst vor der Rinderkrankheit BSE (Bovine Spongiforme Enzephalopathie) hat bei der Bevölkerung große Sorge ausgelöst. Dies führte dazu, dass die Selbstvermarktung, vor allen Dingen von Schlachtvieh, auch in Karlsruhe vermehrt zunahm. Das Schlachtgeschehen, in den vergangenen Jahren durch Großschlächtereien beherrscht, wurde nun durch die Privatzufuhren aus Karlsruhe und dem Umland geprägt. Dies macht wegen der Diskussion um die Tiertransporte über längere Strecken durchaus auch einen Sinn, der von der Bevölkerung sehr positiv aufgenommen wurde.

Qualitätssicherung war das Schlagwort der neunziger Jahre, die sich allerdings in der Praxis nur sehr langsam durchsetzte. Um hier eigene Erkenntnisse durchsetzen zu können, wurde 1991 das Labor der Karlsruher Schlachthof-Betriebsgesellschaft mbH gegründet, das neben den bakteriologischen Fleischuntersuchungen auch den Firmen bei der Installation



Ehemalige Schweinemarkthalle, heute „Tollhaus“.

von Qualitätssicherungssystemen half. Im Jahre 2000 wurde das Labor um die Einheit für die Untersuchung auf BSE erweitert.

### **Schließung des musealen Schlachttempels**

Dioxine in Futtermitteln, Antibiotika im Fleisch, Tierseuchen wie Maul- und Klauen-seuche und BSE haben dann Überlegungen zugelassen, zwar den Schlachthof in der Durlacher Allee zu schließen, aber den ortsansässigen Firmen Möglichkeiten zu zeigen, an anderer Stelle in einem „Ernährungszentrum“ weiter zu arbeiten. Es bestehen derzeit Aktivitäten, diese Pläne zu verwirklichen.

Die Schließung des Schlachtbetriebes in der Durlacher Allee ist notwendig, da der sicher schon als musealer Schlachttempel zu

bezeichnende Schlachthof nicht mehr zeitgemäß arbeiten kann, die Hygienevorgaben der EU nur noch sehr schwer zu erfüllen in der Lage ist und städtebauliche Gründe den Umzug erforderlich machen.

Die Nähe zum Schloss Gottesau sowie die Planungen der Stadt Karlsruhe, einen Ostauspark für die Bürger zu gestalten, bedeuten für den Schlachthof Karlsruhe, dass im Jahre 2007 der Schlachtbetrieb eingestellt wird. Damit verschwindet einer der ältesten Schlachtbetriebe aus Deutschland, was sicher wehmütige Gedanken zulässt. Es ist gelungen, nach Gründung der Karlsruher Schlachthof-Betriebsgesellschaft mbH im Jahre 1976 den Betrieb wirtschaftlich in ruhigem Fahrwasser zu führen und bis heute eine ausgeglichene Bilanz vorzulegen.

## Abschied und Neuanfang

Ein Blick von der Schlachthofverwaltung über die alten Hallen, die heute schon zum Teil kulturell genutzt werden, lassen Wehmut zu. Nur das Wissen um die Tatsache, dass die Gebäudestruktur erhalten bleibt, und dass Kunst und Kultur ein Weiterleben des Schlachthofes in den alten Hallen möglich machen, versöhnt. Die Umnutzung des Schlachtbetriebes in ein zukünftig überwiegend kulturelles Zentrum begann bereits mit der Umsiedlung des Theaters, das „Tollhaus“ in die alte Schweinemarkthalle. Auch heute nutzen zahlreiche Musika-

pellens und Künstler bereits die alten Räume.

Der Schlachthof an der Durlacher Allee ist ein Stück Stadtgeschichte. Diese wird auch festgehalten durch zwei Dissertationen über die Geschichte des Schlacht- und Viehhofes der Stadt Karlsruhe bis in das Jahr 1988. Die Dissertation von Frau Tierärztin Bieringer schließt, wie lange die Viehhof- und die Schlachthof GmbH der modernen Entwicklung in der Vermarktung von Schlachtvieh noch trotzen kann. Diese Frage ist nun beantwortet.

DIRK STEGEN

## Eisbärenhaltung im Karlsruher Zoo zwischen Tradition und Faszination

Die Eisbärenhaltung hat in unserem nun fast 140 Jahre alten Zoo eine lange Tradition. Vereinzelt findet man diese Tierart schon in Tierbestandslisten aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Züchterfolge bei in Zoos gehaltenen Eisbären waren jedoch weltweit eine Rarität und für Tiergartenbiologen eine echte Herausforderung. So lag es nahe, dass im Zuge des Wiederaufbaus der im Zweiten Weltkrieg weitgehend zerstörten Zooanlagen die Präsentation dieser Tierart auf den Plan kam. Im Rahmen der Planungen für die Bundesgartenschau 1967 entstand an der Nordseite des Lauterbergs eine nach damaligen Erkenntnissen großzügige Eisbärenanlage, die mit elf Jungbären als weltweit größte Eisbärenhaltung galt. Zu Beginn der siebziger Jahre stellte sich der ersehnte erste Nachwuchs ein, und die Karlsruher Zoobesucher gewöhnten sich mit Hilfe des Stammvaters „Willi“, dem legendären Eisbären aus dem Berliner Zoo, an den re-

gelmäßigen Nachwuchs. International erlangte der Karlsruher Zoo durch diese über Jahrzehnte andauernde erfolgreiche, aber immer noch seltene Zucht einen hervorragenden Ruf in der Eisbärenhaltung. Im Freiland leben Eisbären während der Sommermonate in den arktischen Küstenregionen und sind dabei überwiegend auf pflanzliche Nahrung angewiesen. Erst wenn Eis das Meer bedeckt, durchwandern sie auf der Suche nach Robben – ihren Hauptbeutetieren –, riesige Territorien, wobei sie hier einzeln oder als Kleinfamilie, bestehend aus Mutter mit Jungtieren, anzutreffen sind. Besiedlung und Nutzung ihres Lebensraumes durch den Menschen einerseits, aber auch klimatisch bedingte Veränderungen, die mit der Schmelzung der Polkappen einhergehen, haben zu einem dramatischen Rückgang des weltweiten Bestandes geführt und Eisbären zu einer bedrohten Tierart werden lassen.

Die Entwicklung zoologischer Gärten von der Präsentation möglichst vieler exotischer Tierarten hin zu einem modernen Naturschutzzentrum mit dem vorrangigen Ziel, dem Besucher Zusammenhänge zwischen Ökosystemen und Artenvielfalt zu vermitteln, führt zu einer neuen Tierpräsentation, die naturnahe Gestaltung von Tiergehegen unverzichtbar macht. Bereits 1990 wurden erste Überlegungen angestellt, die alte Eisbärenanlage in ein Gesamtprojekt Lebensraum Wasser zu integrieren, denn das reine Betongehege aus den sechziger Jahren entsprach nicht mehr den zoologischen Anforderungen an eine tiergerechte Haltung. Untersuchungen hatten ergeben, dass Eisbären Areale mit natürlichem

Die Neugestaltung der Tiergehege am Fuße des nördlichen Lauterbergs zum „Lebensraum Wasser“ begann Anfang 1999 mit der Anlage für Eisbären. Für die Dauer der Bauzeit wurde die fünfköpfige Karlsruher Eisbärengruppe im Tiergarten Nürnberg untergebracht. Für die Aufrechterhaltung des Zoobetriebs in Verbindung mit der Großbaustelle mitten im Zoologischen Garten war hier besonderes Einfühlungsvermögen aller Projektbeteiligten erforderlich und die reibungslose Abwicklung nur in enger Kooperation mit dem Städtischem Hochbauamt und dem Planungsbüro „Assem Architekten“ einerseits sowie dem Zoo als Fachberater und -planer andererseits zu gewährleisten.



Karlsruher Eisbärenanlage.

Boden und vielfältige Rückzugsbereiche benötigen. Für die Aufzucht und Entwicklung von Jungtieren sind Wasserbecken unterschiedlicher Tiefenzonen erforderlich, die sowohl Schwimmen, Spielen als auch Tauchen ermöglichen. Für die Präsentation des arttypischen Verhaltensspektrums dieser faszinierenden Großsäuger erwies sich das veraltete Eisbärengehege, das lediglich den Blick von oben auf die Tiere in der Versenkung zuließ, für den Besucher als völlig ungeeignet. Erst der Einblick in die Unterwasserzone bietet dem Betrachter Möglichkeiten, die Geschicklichkeit und Eleganz der an Land eher tapsig wirkenden Tiere zu erleben.

### **Beschreibung der Anlage**

Eisbären sind für die Jagd auf Ringel- und Bartrobber perfekt an den Lebensraum Wasser angepasst. Somit zieht sich das Wasser als Kernelement durch die neue, insgesamt 1.800 Quadratmeter große Außenanlage, deren Topografie gegenüber der ehemaligen Betontiefanlage völlig neu gestaltet wurde. Eine eis-schollenähnliche Stufenlandschaft, die an die Packeiszone erinnert, ist umgeben von Wasserkaskaden und -becken mit unterschiedlicher Tiefe. In diesem Areal bieten sich so den Tieren vielfältige Bewegungsmöglichkeiten. Etwa ein Drittel der Gesamtfläche nimmt die gegen

den Lauterberg auslaufende, fast ebene Tundrafläche mit einem niedrigen Pflanzenbewuchs, kleinen Felseninseln, Wurzelstöcken und Kiefernstämmen ein. Den Tieren stehen hier unterschiedliche Bodenmaterialien wie Geröll und Schotterwiese zur Verfügung, die zum Graben oder auch als individuelle Ruheplätze genutzt werden können. Einen besonderen Reiz haben die großzügigen Sandareale für Jungtiere. Unterschiedliche Höhenregionen bieten den Bären einerseits Sichtschutz vor Artgenossen, andererseits aber auch durch ihre exponierte Lage am Hang einen guten Überblick über das umliegende Gelände.

Bei Bedarf kann ein Teil der Außenanlage als ein voll funktionsfähiges Einzelgehege abgetrennt werden und dient so beispielsweise zur vorübergehenden separaten Haltung von neu zugegangenen Tieren. An das Großgehege anschließend und nur durch einen Laufgang verbunden, erstreckt sich das Mutter- und Kind-Gehege, das – ausgestattet mit Flachwasserzonen – besonders für Eisbärenmütter mit Nachwuchs geeignet ist und eine tiergerechte Haltung auch über einen längeren Zeitraum gewährleistet. Unter der Freilandzone sind die großzügigen Innenboxen gelegen. Durch die isolierende Überdeckung mit Naturboden bieten sie im Sommer kühle Rück-

zugsbereiche können aber im Winter zu Einzelgehegen, die den tragenden Weibchen als Wurfhöhlen dienen, abgeschottet werden.

Die neue Eisbärenanlage bietet nicht nur seinen Bewohnern verhaltensgerechte Lebensbedingungen, sondern auch unseren Besuchern besondere Attraktionen: Zwei große kreisrunde Unterwasserfenster gestatten den Einblick ins Tauchbecken. Hier können Eisbären beim Schwimmen beobachtet werden. Die ausgeklügelte umwelt- als auch tierfreundliche Wassertechnik sorgt für klare Sicht und eine gute Wasserqualität. Die Wegeführung mit ihren ständig wechselnden Perspektiven und Einsichten macht die Betrachtung der Eisbären – manchmal fast hautnah – durch fast fünf Zentimeter dicke Glastrennwände zum Erlebnis. Die Sitzarena mit tonnenschweren Steinquadern im oberen Besucherbereich lädt zum Verweilen und längerer Beobachtung der Tiere ein. Umgeben von der Tundralandschaft mit ihrer Pflanzenvielfalt aus den arktischen Regionen, gewinnt der Besucher angesichts des meterhohen im Sonnenlicht bläulich glänzenden Eisbergs im Zentrum der Anlage und den von Eis und Schnee ausgewaschenen, zerklüfteten Felsformationen einen realistischen Eindruck eines typischen Eisbärenhabitats im arktischen Randbereich.



„Vitus“, „Nika“ und „Kap“.

## Zum Tierbestand

Im März 2000 schien nach dem Tod der Karlsruher Eisbärenzuchtgruppe im Tiergarten Nürnberg alle Mühe umsonst gewesen zu sein. Unbekannte hatten dort das Gehege der Eisbären geöffnet. Alle Karlsruher Tiere waren ins Zooareal entkommen und mussten, um Menschenleben nicht zu gefährden, aus Sicherheitsgründen getötet werden. Die weltweite Suche nach Eisbären für einen Neubeginn blieb zunächst erfolglos, da im Winter 1999 in der Zoowelt kaum Jungtiere nachgezogen worden waren. Hilfe kam aus dem Rotterdamer Zoo. Das Eisbärengehege dort war sehr klein und veraltet. Es lag daher nahe, die beiden alten Eisbärinnen „Mien“ und „Katrien“ in das Karlsruher Gehege umzusiedeln. So konnte im Oktober 2000 zur Freude der Karlsruher die neue Anlage doch noch mit Eisbären eingeweiht werden. Zug um Zug eroberten die beiden Eisbärenweibchen das für sie völlig neue Ambiente und fühlten sich sichtlich wohl. Ein Jahr später kamen aus den Zoologischen Gärten Moskau, Rostock und Wien die drei jungen Bären „Kap“, „Vitus“ und „Nika“ nach Karlsruhe. Seitdem kennt

die Faszination unserer Besucher über die Ausgelassenheit und Spielfreude der Halbstarckenbande fast keine Grenzen. Mit ihr beginnt die neue Eisbärengeneration.

## Eisbärenhaltung und Tierschutz

Schon lange rekrutieren sich im Zoo gehaltene Tiere aus Nachzuchten der Zoogemeinschaft, so auch Eisbären. Trotz allem stellt sich die Frage, ob diese anspruchsvolle und intelligente Art unter Zoobedingungen tiergemäß gehalten werden kann. Beobachtungen bei unserer ehemaligen Zuchtgruppe zeigten bis ins hohe Alter verspielte und aktive Bären, die miteinander harmonierten. Auch wenn wir mit der neuen Anlage einen weiteren Schritt in der tiergerechten Eisbärenhaltung vorangekommen sind, gilt es nun, durch vergleichende Studien in verschiedenen Eisbärenhaltungen Zoologischer Gärten dies wissenschaftlich abzusichern. Mit den vielen Spenden der Karlsruher Bevölkerung für unsere Eisbären werden diese Studien im Sinne des Tierschutzes ermöglicht.

GISELA VON HEGEL

## Das allmähliche Verschwinden eines „Dinosauriers“

*Aus der kurzen Geschichte des Karlsruher Panoramas  
am alten Hauptbahnhof*

Manchmal kann sich auch ein Kunsthistoriker wie ein Paläobiologe fühlen und nach Spuren einer riesenhaften, längst ausgestorbenen Spezies suchen. Wer weiß schon noch, dass es einstmals gewaltige, mehr als hundert Meter lange und über zehn Meter hohe Gemälde gab, die in speziell dafür konstruierten Bauten

präsentiert wurden? Obwohl die Blüte dieser Kunstform kaum mehr als hundert Jahre zurückliegt, ist sie so gründlich in Vergessenheit geraten, dass es große Mühe macht, Näheres über ihre einzelnen Vertreter zu erfahren. Auch über das Karlsruher Beispiel ist nur noch wenig zu ermitteln. Informationen von bes-

ser dokumentierten Fällen müssen zu Rate gezogen werden, um zu einem halbwegs anschaulichen Bild zu gelangen.

### **Das frühe Kaiserreich als Blütezeit der deutschen Panorama-Malerei**

In der Kunstgeschichte ist es selten, dass ein Maler etwas erfindet – und sich dies patentieren lässt. Am 17. Juni 1787 gab es einen solchen Fall, als Robert Barker in London den Plan einer ersten vollständigen, auf Leinwand gemalten 360-Grad-Rundumsicht präsentierte, die in einem eigens dafür konstruierten Gebäude gezeigt werden sollte. Die Experimentierphase war 1793 abgeschlossen, als Barker am Londoner Leicester Square eine große, doppelstöckige Rotunde erbauen ließ. Darin wurde zum einen eine Art Luftbild von London gezeigt und zum anderen eine Ansicht der russischen Kriegsflotte, die vor Spithhead ankerte. Schnell bürgerte sich für Gemälde wie Gebäude das griechische Kunstwort „Panorama“ ein.

Barker war mit seiner Unternehmung ökonomisch so erfolgreich, dass sich sein Modell bald auch auf dem Kontinent verbreitete. Jahre- und jahrzehntelang wurden Panoramen vor allem von fremden Landschaften und Städten, zunehmend aber auch von verschiedenen Kriegen in allen möglichen Größen gemalt und bewundert.

Trotzdem wäre Barkers Erfindung nach der Mitte des 19. Jahrhunderts wohl allmählich in Vergessenheit geraten, wenn es nicht zu zwei entscheidenden Veränderungen gekommen wäre. Zum einen entdeckte man die besondere Publikumswirksamkeit von heroischen Schlachtengemälden mit Themen der jüngsten Vergangenheit – der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 lieferte da auf einmal Beispiele in Hülle und Fülle; und zum anderen zeigten sich die Einsparpotenziale von

genormten Bildformaten. Fortan wurden die Rotunden so gebaut, dass die Gemälde zwischen ihnen ausgetauscht werden konnten, wenn ihre Anziehungskraft auf die Besucher nachließ. Der Standardbau hatte danach einen Durchmesser von 40 Metern und war 15 Meter hoch.

Den Startschuss für die zweite, die eigentliche Blüte der Panoramamalerei in Deutschland bildete der große Erfolg des am 1. September 1880 in Frankfurt am Main eröffneten Panoramas, für das Louis Braun eine Ansicht des damals am meisten gefeierten deutschen Sieges gemalt hatte – in der Schlacht bei Sedan am 1. September 1870, wo unter anderem auch der französische Kaiser Napoleon III. in Gefangenschaft geraten war. Danach brach eine regelrechte „Panorama-Manie“ aus, wie sich Anton von Werner gegen Ende seines Lebens erinnerte, der Vorzeigemaler des Kaiserreichs, der dann auch bald das Verzeigepanorama für die Reichshauptstadt zu malen hatte – ebenfalls ein Sedan-Panorama, das 1883 in Anwesenheit des Kaisers, Bismarcks und anderer Prominenz eröffnet wurde. Werner war generalstabsmäßig zu Werke gegangen, hatte mit zwei Kollegen

die Landschaft vor Ort erkundet, hatte Zeugen befragt und die Geschehnisse minutiös rekonstruiert, um dann mit einem Team von 14 Mitarbeitern die Arbeit aufzunehmen. Eine Million Goldmark verschlang das Projekt alles in allem, Werner allein erhielt 100.000 Mark.

Jede deutsche Großstadt wollte danach auch ihr Panorama besitzen, und die größten von ihnen natürlich mehrere: Hamburg und München besaßen zwei, Berlin am Ende sogar fünf. Das Panoramawesen erwies sich als ein boomender Wirtschaftszweig, dem zunehmend auch künstlerische Bedeutung zugeschrieben wurde. In der von einem Großkritiker der damaligen Zeit herausgegebenen, weit

verbreiteten Zeitschrift „Die Kunst für Alle“ war im Juni 1890 in einem Artikel über „die neueste Entwicklung der deutschen Panoramamalerei“ zu lesen, dass dem Panorama „noch eine große Zukunft beschieden sein werde“. Vielleicht wurde dies auch in Karlsruhe gelesen, einer Stadt, die bis dahin noch über kein eigenes Panorama verfügte.

## Das Karlsruher Panorama und seine Gemälde

Wer in Karlsruhe die Initiative ergriff, muss genauso unbeantwortet bleiben wie die Frage nach den Geldgebern für das Projekt. Wahrscheinlich waren es wie in den meisten anderen Fällen auch belgische Finanziers, die sich zu großen, international operierenden Panoramagesellschaften zusammengeschlossen hatten.

Am 31. Oktober 1894 war es dann jedenfalls in Karlsruhe so weit, wurde die Stadt durch ein eigenes Panorama „ohne Zweifel um eine Sehenswürdigkeit bereichert“, wie die „Karlsruher Zeitung“ am nächsten Tag berichtete. Und sie fuhr fort: „Auf einem seiner Zeit von der Stadtgemeinde unentgeltlich zur Verfügung gestellten Platze an der Ertlinger Straße hat Herr Baumeister K. Augenstein den stattlichen Rundbau errichtet“, in dem als Erstes eine speziell für Karlsruhe gemalte Darstellung des Gefechts bei Nuits am 18. Dezember 1870 präsentiert wurde. Prinz Wilhelm von Baden hatte damals eine badische Grenadierbrigade zum Sieg geführt.

Als leitender Maler war der 1862 geborene Militärspezialist Carl Becker gewonnen worden. Unterstützt wurde er von den beiden Landschaftsmalern Karl Kehr und Friedrich Kallmorgen. Wie in allen anderen Panoramen auch, waren in ihrem Werk das Streben nach überwältigender Illusion, glanzvoller Effekt und pädagogischer Anspruch – der „Hebung der vaterländischen Gesinnung“, wie es der



Panoramagebäude an der Klosestraße.

Rezensent der „Karlsruher Zeitung“ formulierte, unauflöslich miteinander verwoben. Einer Zeit, der noch nicht die Möglichkeiten von Film und Fernsehen zur Verfügung standen, wurde der „volle Überblick über das weite Gefechtsfeld und über den Stand des Kampfes“ in kaum mehr zu überbietender Realistik geboten. Leider hat sich dazu auch nicht das geringste Anschauungsmaterial erhalten. Von Werners Sedan-Panorama gibt es wenigstens noch eine Fotoserie.

Zu sehen war Beckers Werk täglich „von Morgens 8 1/2 Uhr bis zu eintretender Dunkelheit“, wie den Anzeigen in der Tagespresse zu entnehmen ist. Leider fehlt ihnen die Angabe über die Höhe des Eintrittspreises. Es ist allerdings anzunehmen, dass sie nicht weit von denen andernorts abwichen. In Frankfurt etwa kostete die normale Karte eine Mark, Soldaten und Kinder zahlten die Hälfte und an Sonn- und Feiertagen gab es noch einmal „halbe Preise“.

Die Eröffnung des Karlsruher Panoramas und sein erstes Rundgemälde waren nicht nur in der lokalen Presse, sondern auch in der weit verbreiteten Zeitschrift „Die Kunst für Alle“ gewürdigt worden. So viel Publizität gab es danach nie mehr. Als 1897 im Rahmen der „Festlichkeiten zur Säkularfeier des Geburtstages weiland Seiner Majestät Kaiser Wilhelms des Großen“ am 21. März ein neues Schlach-

tenbild präsentiert wurde, war dies nur noch der lokalen „Karlsruher Zeitung“ einen längeren Artikel wert. Es handelte sich ja auch um kein neues Werk, sondern um die Weiterverwendung eines schon 1895 entstandenen und zuerst in München gezeigten Gemäldes. Michael Zeno Diemer hatte es unter Mitwirkung von drei anderen Malern geschaffen und darin die Schlacht bei Orleans am 4. Dezember 1870 gestaltet.

Als im Februar 1899 in Karlsruhe ein weiteres neues Panorama ausgestellt wurde, fand dies selbst in der lokalen Presse kaum noch Niederschlag. Nur der Chronik der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe für das Jahr 1899 „ist überhaupt zu entnehmen, dass es damals zu einem Wechsel kam. Fast dreißig Jahre nach dem Deutsch-Französischen Krieg hatte man sich auch in Karlsruhe entschlossen, den Themenkreis behutsam zu erweitern: Wieder wurde zwar ein Schlachtenbild entrollt, diesmal aber war es einem weit zurückliegenden Thema gewidmet, der Schlacht bei Lützen am 16. November 1632, bei welcher der Schwedenkönig Gustav Adolf den Tod gefunden hatte. Der 1836 geborene Routinier Louis Braun hatte das Thema bereits 1883 zum ersten Mal gestaltet; 1893 schuf er eine Wiederholung, die zuerst in Nürnberg, dann in Frankfurt und schließlich in Karlsruhe gezeigt wurde.

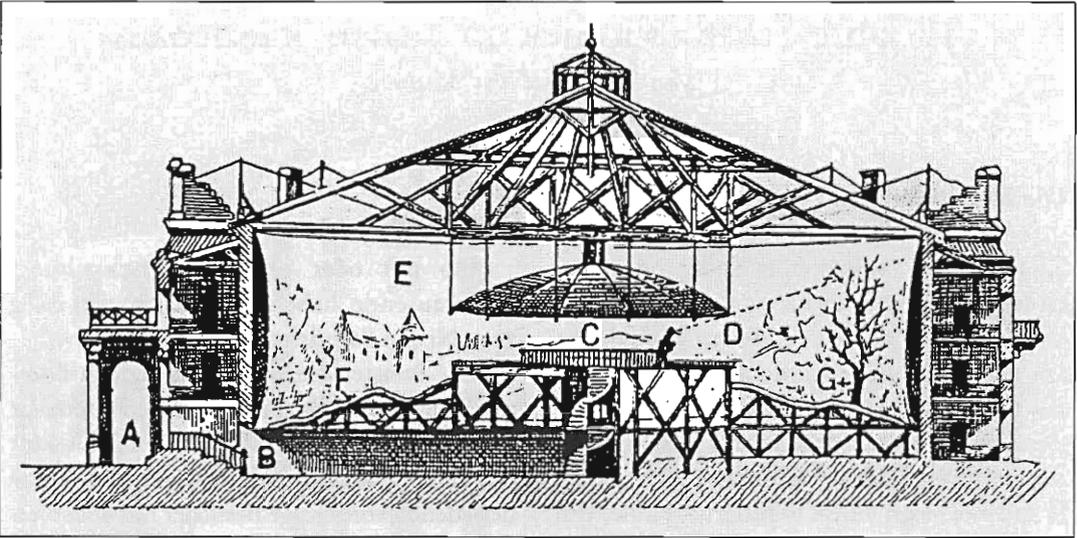
Das Publikumsinteresse an den Panoramadarstellungen scheint immer schneller erlahmt zu sein, die Präsentationszeiten wurden immer kürzer. Bereits Ende des Jahres 1900 musste mit einem neuen Rundbild aufgewartet werden. Und erstmals gab es keine Schlachtendarstellung: Der Marinemaler Hans Petersen, der über Louis Braun zur Panoramistenlaufbahn gefunden hatte, wartete mit einer Ansicht des Hamburger Hafens auf. Ob man der Zugkräftigkeit des Themas nicht ganz traute, muss offen bleiben; jedenfalls wurde im Panoramagebäude auch gleich noch ein Tiefseeaquarium

aufgestellt. Der Erfolg scheint nicht allzu groß gewesen zu sein, denn schon ein Jahr später, 1901, wurde mit dem nächsten, dem fünften Riesenrundbild aufgewartet. 1885 hatte der Münchner Maler Bruno Piglhein sich an eine monumentale Kreuzigung Christi gewagt und hatte damit großes Aufsehen erregt. Die Nachfrage nach diesem Werk, das zu guter Letzt auch noch 1892 in Wien verbrannte, war so groß, dass sich Piglheins ursprüngliche Mitarbeiter Karl Hubert Frosch und Josef Krieger bald selbstständig machten und mehrere eigene Versionen des Themas schufen. Eine davon fand auch den Weg nach Karlsruhe.

Mit einem knappen Hinweis auf diese Präsentation verschwindet das Karlsruher Panorama nicht nur aus der publizierten „Chronik“, sondern aus der ganzen Geschichte der Stadt Karlsruhe. Auf einer Karteikarte des Stadtarchivs findet sich nur noch der handschriftliche Vermerk, dass das Panoramagebäude 1906 abgerissen worden sei.

### **Das Kino als neue Unterhaltungs-Alternative**

Schon zeitgenössisch war auf das zentrale Problem der Panoramaform, dem „Gegensatz zwischen der weitestgehenden Naturnachahmung auf der einen, der tatsächlichen Bewegungslosigkeit und Totenstille auf der andern Seite“ hingewiesen worden. Seltsamerweise wurden die in den Vereinigten Staaten und auch in England so erfolgreichen Varianten der „Moving Panoramas“, bei denen bis zu mehrere hundert Meter lange Leinwandbänder am Publikum vorbeigezogen wurden, um so beispielsweise eine Mississippifahrt zu simulieren, in Deutschland kaum übernommen. Auch das so genannte „Kaiserpanorama“ vermochte sich nicht so recht durchzusetzen. Keinesfalls mit einem gemalten Großpanorama zu verwechseln, ähnelte die 1880 erstmals



Schnitt durch ein Panorama: A. Eingang und Kasse, B. Verdunkelter Gang, C. Betrachterplattform, D. Schwinkel des Betrachters, E. Rundleinwand, F. Plastisch gestalteter Vordergrund, G. In trompe l'oeil gemalte Gegenstände auf der Leinwand.

präsentierte Erfindung eher einer Art Diashow mit Landschaftsaufnahmen. In Karlsruhe wurde im November 1894 eine Serie über St. Petersburg gezeigt. Der Eintrittspreis betrug 30 Pfennig pro Person, für Kinder 20 Pfennig.

Einen durchschlagenden Erfolg erzielte dagegen eine ganz andere Alternative: die bewegte Bilderfolge des Films. Für kurze Zeit überschritten sich die Entwicklungslinien. Wann die allerersten Filmbilder in Karlsruhe zu sehen waren, ist schwer zu sagen. Gerhard Bechtold behauptet in seiner Geschichte des Karlsruher Kinos, dass sie Anfang September 1900 als Höhepunkt eines neuen Variétéprogramms über eine Leinwand im Variététheater „Colosseum“ in der Waldstraße geflimmert wären. Auf dem Programm, wie es in der „Karlsruher Zeitung“ veröffentlicht wurde, standen damals „Originalaufnahmen der Pariser Weltausstellung, unsere Flotte etc. etc.“ und „Lokalaufnahmen von Karlsruhe: Markt- platz, Bahnhof“. Allerdings waren auch schon ein Jahr zuvor, am 12. September 1899, „kine- mathographische Marine- und andere Bilder- des Herrn Meßter „vorgeführt worden.

Auf jeden Fall handelte es sich in beiden Fällen um punktuelle Aufführungen, um Gastspiele reisender Unternehmen. Dies setzte sich fort bis 1907, als im Oktober „The Oceanic Vio Company“ mit Aufnahmen aus dem Leben überseeischer Völker auftrat und kurz darauf der „Weltkinematograph“ mit „singen- den, sprechenden und musizierenden Photo- graphien“. Am 15. Dezember 1908 wurde dann das erste ortsfeste Kino in Karlsruhe eröff- net, das Residenztheater in der Waldstraße 30.

Das gemalte Panorama war damit Vergan- genheit. Der Panoramaleinwand aber sollte die Zukunft gehören. Vom einen führte – technisch betrachtet – kein Weg zum anderen. Und doch darf das Gemeinsame, das Zu- kunftweisende nicht übersehen werden: das neue, der Realität verpflichtete und gleichzeit- ig doch unterhaltungsbetonte Sehen, das nicht mehr nur den einen oder anderen begeisterte, sondern immer breitere Massen beschäftigte.

KONRAD DUSSEL

# 10 Jahre Stadtbibliothek im Neuen Ständehaus

*Von Menschen und Medien*

## Die Menschen

Zunächst mal muss man es finden, um dann zu begreifen, was hier los ist.

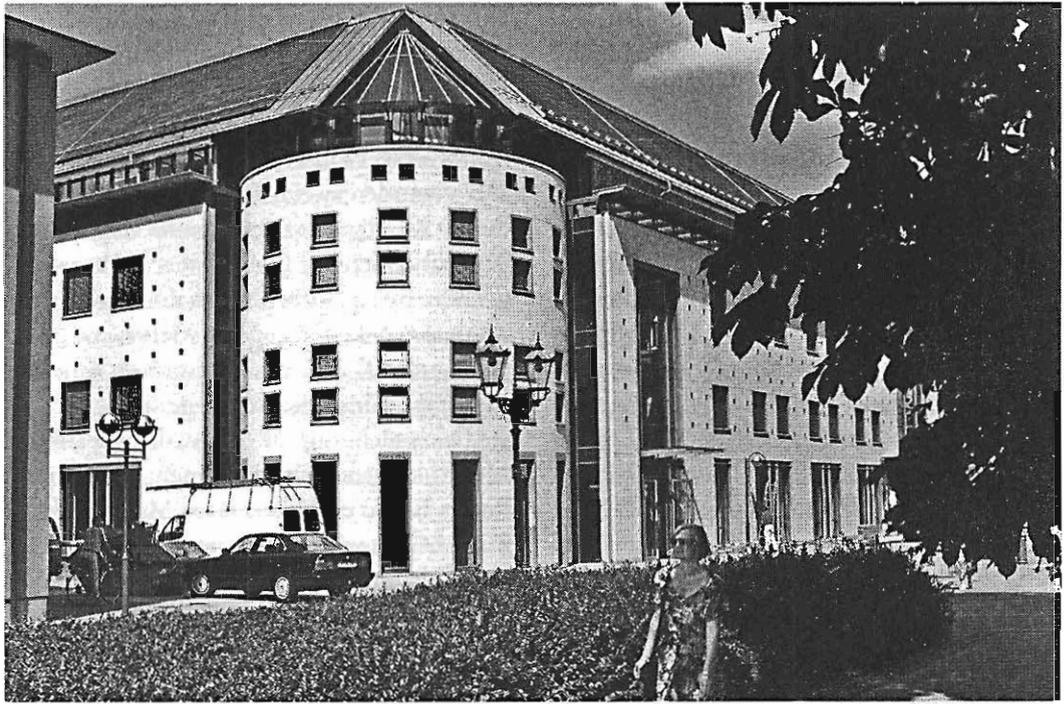
Unzählige Menschen, neben Radfahrern vor allem Autofahrer und Parkplatzsuchende aus Karlsruhe und Umgebung, sind im Laufe der zehn Jahre am Ständehaus vorbeigefahren, ohne es zu ahnen. Auch viele Passanten brauchten noch eine Orientierungshilfe, um das Gebäude etwas abseits der Kaiserstraße zu entdecken.

Bis heute ist eine kurze Erklärung hilfreich: „Sie wissen doch, da ist der Karstadt, Haltestelle Herrenstraße ... Sie müssen aber die Ritterstraße reingehen. Rechts liegt das Neue Ständehaus und darin ist die Stadtbibliothek ... Wenn man beim Vorbeilaufen durch die Schaufenster guckt, sieht man dort Leute sitzen, Zeitung lesen ... Ach so, Sie kommen mit dem Auto. Ja, dann haben Sie das Gebäude sicherlich schon gesehen. Nämlich immer dann, wenn Sie das Parkhaus von Karstadt benutzen wollen. Da kann es ja manchmal einen Stau geben. Wenn Sie die Häuserfront links von sich betrachten, dann fällt Ihnen ein Gebäude mit einem sehr markanten Rundbau an der Ecke auf. Diese runde Ecke heißt Rotunde ... ja, die Fenster erinnern an Bullaugen. Die Rotunde ist das Wahrzeichen des Ständehauses. Das erste Ständehaus besaß auch so eine Rotunde; die Erbauer erhielten dafür viel Anerkennung. Karlsruhe war damals in jeder Hinsicht stolz auf dieses architektonisch herausragende und politisch fortschrittliche Gebäude. Vom Friedrichsplatz aus kann man das besonders gut sehen ... da gibt es übrigens auch eine Tiefgarage.“

Ob mit oder ohne Wegbeschreibung, Zehntausende haben inzwischen den Weg zum Neuen Ständehaus gefunden.

Die meisten Besucher sind jedoch überrascht, wenn sie das erste Mal die Bibliothek betreten. Es ist nicht nur die Innenarchitektur des Hauses, wie etwa stellenweise die Glasböden, denen vorsichtige Besucher mit Misstrauen begegnen, es sind die Menschen und die große Zahl an Medien, die viele überrascht. Fast 1.300 Personen besuchen täglich die Zentrale der Stadtbibliothek, Tendenz steigend. Die Bibliothek zählt damit zwar nicht so viele Kunden wie das Kaufhaus nebenan, doch sie gehört mit 330.000 Besuchern im Jahr (640.000 Besucher in den neun Häusern der Stadtbibliothek insgesamt) zu den meistbesuchten Kultureinrichtungen in Karlsruhe. Bezogen auf das Alter ihrer Mitglieder und Gäste ist sie darüber hinaus ein relativ junger Treffpunkt auf Kulturebene, sind doch die Menschen, die hierherkommen, zu zwei Dritteln unter 40 Jahre. Dies gilt auch für die anderen Einrichtungen der Stadtbibliothek. Das Gesamtsystem Stadtbibliothek Karlsruhe besteht nämlich aus der Zentrale im Ständehaus, der Jugendbibliothek im Prinz-Max-Palais, den Stadtteilbibliotheken in Neureut, Durlach, Mühlburg, Grötzingen und der Waldstadt, sowie dem Medien-Bus und der Amerikanischen Bibliothek.

Der Begriff Stadtbibliothek wird üblicherweise doppelt verwandt und meint entweder das Gesamtsystem oder die Zentrale dieses Systems, nämlich die Stadtbibliothek im Neuen Ständehaus.



Stadtbibliothek im ehemaligen Strändehaus.

## Die Medien – lesen, wissen, hören, sehen

Die Interessen, die dem Bibliotheksbesuch zu Grunde liegen, sind vielfältig und häufig stark alltagsorientiert. Da sucht jemand einen Ratgeber für die Altersvorsorge, ein anderer Hilfe bei Legasthenie, ein Dritter will wissen, wie seine Träume zu deuten sind und ein weiterer will sich informieren, was er bei seiner Partnersuche erfolgreich anders machen muss. Die gesamte Ratgeberliteratur zu den Themen Psychologie, Pädagogik, Gesundheit und Sport, Kochen, Gartengestaltung, PC-Hilfe usw. verzeichnet stets eine große Nachfrage. Alle Bücher zu den genannten Themen sind im ersten Obergeschoss der Stadtbibliothek zusammengestellt und dort zu finden. Hier befindet sich die gesamte Sachliteratur, die Wissen erwerbbar macht und so zum persönlichen und beruflichen Weiterkommen verhilft.

Für die Unterhaltung gehen die Besucher einen Stock höher in die zweite Etage, hier ist zum einen die obere Rotunde mit Videos und DVDs, zum andern der Bereich der Musik-CDs zu finden. Den größten Raum auf diesem Stockwerk nehmen jedoch die Romane, Krimis und phantastischen Erzählungen ein, das heißt alle schöne Literatur von Bestsellern bis zu klassischen Werken.

Da man einen im wahrsten Sinne des Wortes mitreißenden Roman gerne mit in Urlaub



Computerbibliothek in der Rotunde.

nimmt, passt es gut, dass sich neben dem Unterhaltungsbereich die „Länderbrücke“ befindet, ein auf zwei Seiten verglaster Raum, der Reiseführer zu allen Ländern der Erde, Bildbände, Wanderkarten, Stadtpläne – kurzum alles für Urlaub und zur Geographie enthält.

Sinnvollerweise befindet sich die Internationale Abteilung ebenfalls auf der zweiten Etage. Der Schwerpunkt liegt hier auf dem Erlernen von Sprachen, wobei von Last-Minute-Sprachkursen bis zu mehrstufigen, differenziert aufgebauten Kursen viele Varianten des Spracherwerbs geboten werden. Die Lerninhalte stehen auf Kasette, CD oder CD-ROM zur Verfügung und beziehen sich auf 25 Sprachen. Nicht minder wichtig ist die große Zahl an Deutschkursen für Ausländer, die hier genauso zum Ausleihen bereitstehen und die von Studenten und Neubürgern aus der ganzen Welt lebhaft genutzt werden.

### **Tradition und „Revolution“**

Gerade in diesen zehn Jahren seit dem Bezug des Neuen Ständehauses fanden auf dem Informations- und Mediensektor gewaltige Veränderungen statt.

Bei der Eröffnung im August 1993 hatte noch keiner der Festredner und -gäste die geringste Ahnung davon, mit welcher rasenden Geschwindigkeit sich wenige Jahre später die „Neuen Medien“, CD-ROM und vor allem Internet, im alltäglichen Gebrauch durchsetzen würden. Damals war man noch stolz, dass auf Grund eines Gemeinderatsbeschlusses erstmals Videos und Musik-CDs als sinnvolle Ergänzung zu den gedruckten Medien in das Bibliotheksangebot aufgenommen wurden.

Die Nachfrage der Karlsruher Bürgerinnen und Bürger war entsprechend groß. Doch dies war erst der Anfang. Es vergingen keine drei Jahre, als auch in Karlsruhe gewissermaßen das Multimedia-Zeitalter anbrach; das Interesse an

Lernsoftware und Lexika auf CD-ROM wurde durch die Bibliotheksbesucher immer deutlicher geäußert. Im Jahr 1997 kamen deswegen die ersten CD-ROMs als vielseitige Informationsträger mit in die Bücherregale, ein Jahr später wurden zwei öffentliche Internetplätze für die Kunden des Ständehauses eingerichtet. Als schließlich die DVD mit ihrer hervorragenden Bildqualität und mehreren Sprachwahlmöglichkeiten auf den Markt kam, wurden auch DVDs wegen enormer Kundennachfrage mit in die Regale gestellt.

Doch nicht nur die Dinge, die neu auf den Markt kamen, erlebten einen ungeahnten Boom. Es war ein altbekanntes Medium, das in jüngster Zeit wiederentdeckt und zum absoluten Ausleihhit wurde: die bekannte, sehr traditionsreiche Art der Literaturrezeption in Form des Hörspiels, das heute als Literaturkassette bzw. -CD erhältlich ist. Bei aller Diskussion um nachlassendes Leseinteresse muss festgehalten werden, dass die Lust an Sprache noch weit verbreitet bleibt. So zeigen die Bibliotheksbesucher nach wie vor ein starkes Interesse an schöner Literatur, doch etliche lassen sich gerne auch „vorlesen“. Zum einen – und das war schon immer so – sind es ältere Menschen und Menschen mit eingeschränktem Sehvermögen, die sich damit gerne unterhalten lassen, es sind aber auch Autofahrer bei längeren Fahrten, Leute, die neben einer eintönigen Arbeit zuhören, Menschen auf Reisen oder zu Hause. Das Interesse am Hörbuch geht durch alle Altersstufen und Berufe und so ist es teils erfreulich, teils bedauerlich, dass viele Literatur-CDs kaum länger als eine Stunde im Regal liegen, da sie sofort von beglückten Bibliotheksmitgliedern nach Hause entliehen werden.

Eines blieb unverändert: das Buch war und ist das Leitmedium. Der Gesamtbestand der Stadtbibliothek beträgt 122.000 Medieneinheiten, davon sind immer noch mehr als 90 Prozent Bücher (111.500).

## Die elektronische Vernetzung

Die Kombination von traditionellen und zeitgemäßen Informationsangeboten brachte es mit sich, dass die Bibliothek im vergangenen Jahr umgeräumt werden musste. Neue Medien und Internet waren im ursprünglichen Raumkonzept nicht vorgesehen, freie Flächen gab es nicht. Unter der Berücksichtigung der jetzt zu schaffenden internationalen Abteilung für Sprachen sowie eines Raumes, der sechs Internetplätze und zwei Textverarbeitungs-PCs enthalten sollte, musste für die erst neun Jahre junge Regalaufstellung des Hauses eine neue Konzeption gefunden werden. Als Ergebnis entstanden die oben beschriebenen Buch- und Medienbereiche sowie die Computerbibliothek in der Rotunde im ersten Stock. Hier kommt die räumliche Wirkung der Rotunde besonders gut zur Geltung, denn – entsprechend seiner Grundfläche – wird der Raum dominiert von einem runden Tisch, der als Internet-Arbeitsplatz genutzt wird. Wie alle Angebote der Stadtbibliothek stehen sie allen Besucherinnen und Besuchern zur Verfügung.

Dass die EDV erst im Jahr 1995 Einzug hielt in die Stadtbibliothek, ist heute schon fast vergessen, denn so selbstverständlich ist der damit verbesserte Kundenservice geworden.

Erst zu diesem Zeitpunkt konnten, nach einer langwierigen elektronischen Nacherfassung, alle noch vorhandenen Zettelkataloge durch online-Kataloge, die „OPACs“, ersetzt werden. Im gleichen Zusammenhang wurde an der Ausleihtheke das manuelle Ticketverfahren durch eine Bibliothekssoftware abgelöst, die es ermöglichte, alle Ausleihvorgänge über Computerterminals zügig zu steuern.

## Die Zahlen

Mit den neuen Bibliotheksräumen kamen 1993 mehr Bürgerinnen und Bürger in die Bi-

bliothek als in den Jahren davor. Entsprechend viele Medien wurden entliehen, sodass das Eröffnungsjahr auch die höchsten Ausleihzahlen seit langer Zeit mit sich brachte. Der Aufwärtstrend wurde zwar 1994 gebremst als Jahresgebühren für die Entleiher, die bis dahin kostenlos war, bezahlt werden mussten, doch nach zwei Jahren der Zurückhaltung stieg die Ausleihe wieder kontinuierlich. Mit fast 600.000 Ausleihen im Ständehaus und 1,45 Millionen Medienausleihen insgesamt in allen neun Einrichtungen der Stadtbibliothek wurde das Jahr 2002 zum absoluten Rekordjahr. Im Vergleich zu den Ergebnissen zehn Jahre davor brachte es eine Steigerung um 13 Prozent.

Dass die Stadtbibliothek immer bekannter wurde, hängt auch mit dem neu konzipierten monatlichen Programm zusammen. Seit einigen Jahren wird das Literaturangebot ergänzt durch Veranstaltungen, in denen Autorinnen und Autoren ihre Bücher persönlich vorstellen. Auch hier erwies sich wieder, dass gerade praxisnahe Sachthemen auf großes Besucherinteresse stießen. So zählten beispielsweise die Abende zum Thema Pilzkunde oder zu Erziehungsfragen zu den meistbesuchten. Daneben bietet die Bibliothek auch ein Forum für weniger bekannte Belletristikaufwerke oder sie beteiligt sich überdies an gesamtstädtischen Kulturaktionen. Den größten Erfolg, im Rahmen der Europäischen Kulturtag 2002, verbuchte hierbei die Modenschau, die, durch die Bibliothek führend, zum Publikumsmagneten wurde.

Nicht zuletzt sind die regelmäßigen Ausstellungen, die seit drei Jahren im Brückenraum des ersten Obergeschosses stattfinden, für die Besucher ebenfalls sehr interessant. Hier stellen Künstler aus Karlsruhe und Umgebung aus, wobei die Werke meist in Beziehung zu Buchkunst und Literatur stehen.

ANDREA KRIEG

# „Oberle ist ein aufgeweckter Knabe und war fleißig in der Schule“

*Zum 90-jährigen Bestehen  
des Kinder- und Jugendhilfezentrums Karlsruhe in der Sybelstraße*

Mit der eingangs zitierten Eintragung im „Grundbuch des Waisenhauses zu Karlsruhe“ kam der damalige Waisenhausverwalter der in Paragraph 31 der „Grundbestimmungen der Waisen-Anstalt zu Karlsruhe“ formulierten Aufgabe nach, in den letzten Jahren des Aufenthalts eines Zöglings gewissenhaft darauf zu achten, ob derselbe zu irgendeinem Beruf eine besondere Neigung, Fähigkeit oder Geschick gezeigt habe, damit er bei seiner Entlassung aus der Anstalt in eine den Umständen angemessene Lehre oder einen Dienst untergebracht werden könne. Über den damals elfjährigen Wilhelm Oberle berichtet Waisenhausverwalter Friedrich Fischer in seiner Eintragung, vermutlich aus dem Jahr 1886, darüber hinaus, dass der Knabe wegen seiner Aufgewecktheit und seines Fleißes die Aufmerksamkeit seines Lehrers auf sich gezogen habe. Dieser habe ihm Lateinunterricht verschafft und fördere die Ausführung des Plans, ihn zum Studium der Theologie vorzubilden. In der Spalte „künftiger Beruf“ skizzierte Friedrich Fischer die weitere Ausbildung des Jungen: „Tritt in die von Dekan Lender in Sasbach geleitete Anstalt für Knaben zur Vorbildung für das Studium der Theologie“.

## **Das Waisenhaus in der Kriegsstraße**

Der aufgeweckte Knabe Wilhelm Oberle war Zögling des ersten Karlsruher Waisenhauses in der südlichen Kriegsstraße beim Karlstor, das am 29. August 1849 eingeweiht worden war. Die Geschichte des ersten Karlsruher Waisen-

hauses beginnt im Jahr 1832. Im „Karlsruher Intelligenz- und Wochenblatt“ und im 2. Band der Karlsruher Stadtgeschichte Friedrich von Weechs sind die ersten Schritte zur Gründung des Waisenhauses dokumentiert. Am 17. Juni 1832 gibt der Karlsruher Gemeinderat und Bürgerschaft im „Karlsruher Intelligenz- und Wochenblatt“ die Gründung eines Fonds zur Erziehung armer Waisen bekannt und teilt mit, dass er „an dem denkwürdigen Feste am 23. April d. J.“ 1226 Florentiner-Gulden als erste Gabe für den Waisenfonds erhalten habe. Friedrich von Weech berichtet ausführlich über das Fest am Ostermontag, dem 23. April 1832. Es handelt sich hierbei um den „Wiederhervorgang“ der Großherzogin Sophie nach der Geburt ihres fünften Kindes am 9. März 1832, des Prinzen Karl von Baden, der mit einem Volksfest, verbunden mit einer Almosensammlung auf dem Marktplatz und einer Spende des Großherzogpaares an die Armenkommission, gefeiert wurde. Der Plan zum Bau eines Waisenhauses wird in Paragraph 6 der 1836 erlassenen „Statuten für den neuen Waisenfonds in Karlsruhe“ festgeschrieben: „Aus dem Grundstockvermögen soll, wenn dereinst die Mittel zureichen, eine besondere Erziehungs-Anstalt errichtet werden“. Die Grundsteinlegung zum Bau des Waisenhauses in der Kriegsstraße fand am 14. April 1848 statt, und an Großherzog Leopolds Geburtstag, dem 29. August 1849, wurde das Waisenhaus von den Waisaneltern Schumacher und von zehn Knaben sowie sechs Mädchen bezogen.

## Das Leben im Waisenhaus

Es waren dies die Geschwister Joseph, Marie und Magdalene Beyer (7, 10 und 12 Jahre), die Geschwister Wilhelmine, Karl und Auguste Berblinger (8, 11 und 13 Jahre), der 10-jährige Christian Denny, die Brüder Julius und Franz Ihle (12 und 13 Jahre), die Geschwister Ludwig, Karl und Luise Kiefer (9, 10 und 12 Jahre), der 12-jährige Karl Pfisterer, der 14-jährige Martin Räuber, die 13-jährige Magdalene Spörling und der 13-jährige Franz Tröndle. Alle Kinder hatten seit dem Tod ihres letzten noch lebenden Elternteils bei Pflegern gelebt.

Der Festakt zur Einweihung des Waisenhauses fand in dem im zweiten Stockwerk gelegenen Arbeitssaal des Gebäudes statt. Hier hatten die Kinder künftig die in Paragraph 5 der „Haus- und Tagesordnung“ formulierten „sonstigen Beschäftigungen“ zu verrichten. Die „sonstigen Beschäftigungen“ bestanden neben Feld- und Gartenarbeit in verschiedenen Handarbeiten. Für die Knaben bedeutete dies Strumpfsticken, Korbflechten und Strohflechten, für die Mädchen Hanf- oder Flachsspinnen, Stricken und Nähen. Nach Paragraph 30 der „Haus- und Tagesordnung“ kam der Erlös aus den Handarbeiten der Kinder der Waisenhaus-Anstalt zu gute, die Anstalt selbst hatte den rohen Arbeitsstoff anzuschaffen. Die Arbeit der Kinder wurde in den Sommermonaten in der Zeit zwischen dem nachmittags um 4 Uhr eingenommenen Abendbrot und dem um 7 Uhr gereichten Nachtessen geleistet, in den Wintermonaten arbeiteten die Kinder zwischen 4 Uhr und 6 Uhr. Eine Durchsicht des im Stadtarchiv Karlsruhe archivierten „Grundbuches des Waisenhauses zu Karlsruhe“ ergibt, dass die meisten Kinder das Waisenhaus im Alter von 15 bis 17 Jahren verließen. In der Rubrik „künftiger Beruf“ ist ihr weiterer Weg ange-

deutet. Die meisten Mädchen wurden demnach Dienstbotin, die 17-jährige Bertha Seyfried zog 1880 nach erfolgreichem Besuch der Frauenarbeitsschule des Badischen Frauenvereins zu ihren beiden Schwestern nach England, die 15-jährige Maria Bischoff wanderte 1867 zu ihrer Mutter nach Amerika aus und die 17-jährige Carolin Hauser trat 1880 nach erfolgreichem Besuch der Frauenarbeitsschule zur Ausbildung als Kinderlehrerin in die Kleinkinderschule ein. „Schreiner“, „Schlosser“, „Bäcker“, „Kaufmann“, „Lithograph“ und „Zeichner in der hiesigen Werkzeugmaschinenfabrik“ lauten einige der Eintragungen für die Knaben, die nach dem Verlassen des Waisenhauses eine Lehre begannen. Der 14-jährige Adolf Hertenstein kam 1861 zu Hofmaler und Photograph Ludwig Wagner in die Lehre. Von ihm ist vermerkt, dass er viel Talent besitze und das Lyceum bis zur Unterquarta besucht hatte. Der überwiegende Teil der Waisenhauskinder besuchte die zweite evangelische Stadtschule in der Spitalstraße 26 b und die katholische Stadtschule in der Erbprinzenstraße 12 B. Der Besuch dieser Schulen war kostenlos. Auch der 16-jährige Carl Christian Hörnle hatte eine weiterführende Schule besucht. Über ihn ist im „Grundbuch des Waisenhauses“ dokumentiert: „War ein sehr fleißiger Schüler, weshalb er noch ein Jahr nach seiner Confirmation die Schule besuchen durfte, um die 6te Klasse der Bürgerschule zurückzulegen“. Carl Christian Hörnle trat 1879 als Schreibgehilfe in die Kanzlei des Großherzoglichen Amtsgerichts ein.

## Das Waisenhaus in der Stösserstraße

„Das Bedürfnis eines Umbaus bzw. Neubaus des Waisenhauses ist nachgerade zur brennenden Frage geworden“. So lautet das Fazit in Tagesordnungspunkt 8 im Sitzungsprotokoll des Waisenhaus-Verwaltungsrats vom 10. Fe-



Gruppenbild 1880.

bruar 1897. Der Bau eines neuen, den modernen hygienischen wie wirtschaftlichen Einrichtungen entsprechenden Anstaltsgebäudes hatte im Januar des Jahres 1897 durch die Erkrankung von elf Jungen an Krätze neue Dringlichkeit bekommen. Noch im selben Jahr wurde für den Neubau des Waisenhauses ein Gelände in der Falterstraße (1899 umbenannt in Stösserstraße) im Stadtteil Mühlburg erworben, und am 3. Oktober 1899 bezogen 25 Knaben, 15 Mädchen und Waisenvater Theodor Gscheidten das nach Plänen des Architekten E. Schweickhardt errichtete Gebäude. Das Waisenhaus in der Stösserstraße 17 war bis zum Jahr 1934 in Betrieb. Danach wurde es von der Stadt Karlsruhe als Volksschule genutzt und mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs für militärische Zwecke und als Lazarett in Anspruch genommen. Seit 1940 ist das ehemalige Waisenhaus in der Stösserstraße 17 im Besitz der Firma Kondimawerk Engelhardt GmbH & Co.KG.

### Das Kinderheim in der Sybelstraße

„Es ist deshalb die Errichtung eines besonderen Kinderasyls außerhalb der Stadt in Aussicht genommen“ stellt der Armen- und Waisenrat der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe am 4. April 1911 in einem Schreiben an Stadtrat Dr. Binz, den Vorstand des Verwaltungsrats des Waisenhauses, in Aussicht. Die Notwendigkeit der Errichtung eines eigenen Kinderheims hing mit der Überbelegung der Kinderabteilung des städtischen Armenhauses in der Zähringerstraße 4 und den daraus resultierenden räumlichen und hygienischen Mängeln zusammen. In der Kinderabteilung des städtischen Armenhauses waren seit mehreren Jahren „unterstandslose“ Kinder jeden Alters vorübergehend solange untergebracht worden, bis über ihre weitere Unterbringung bei den Eltern, Fürsorgern oder in einer Pflegefamilie auf dem Land entschieden war. Das neue städtische Kinderheim wurde im Südosten der

Stadt, Ecke Sybel- und Wiesenstraße (seit 1927 Stuttgarter Straße) erbaut und am 16. September 1913 mit Überführung der im städtischen Armenhaus untergebrachten Kinder in Betrieb genommen. Der Erfahrungsbericht der ehemaligen Kinderheimbewohnerin Katharina Horras vermittelt eine Vorstellung vom Leben im Kinderheim. Die 1912 geborene Katharina Horras wurde bei ihrem Eintritt in das Kinderheim im Jahr 1922 einer Mädchengruppe für schulpflichtige Mädchen zugeteilt, die Mädchen teilten sich einen Schlafsaal mit zirka 40 bis 45 Betten. Die großen Kinder halfen im Haus mit: für die Mädchen bedeutete dies Strümpfe zu waschen, Wäsche zu stopfen oder Schuhe zu putzen, sie betreuten außerdem die jüngeren Kinder und unterstützten sie bei den Schulaufgaben. Die Buben hatten den Hof zu fegen, dem Hausmeister bei kleineren Arbeiten zu helfen und Kartoffeln zu schälen. Als 27-jährige erlebte Katharina Horras, die seit 1931 im Büro des Kinderheims angestellt war, am 4. September 1939 die Evakuierung des Kinderheims in das Paulusheim nach Bruchsal und von dort nach Priem am Chiemsee mit. Nach der Evakuierung wurde das Kinderheim von der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt belegt. Bei dieser Gelegenheit kritisierte der zuständige Gauhauptstellenleiter in einem Schreiben vom 18. September 1939 an Stadtrat Peter Riedner, dass fast alle Wohnräume des Personals ausschließlich konfessionellen Charakter trugen und das gesamte Heim überhaupt kaum von NS-Geist berührt zu sein schien. Weitere Evakuierungen fanden im September 1943 in das Bibelheim „Bethanien“ nach Langensteinbach und Anfang 1944 nach Ettligen in das St. Augustinusheim der Wohlfahrtsgesellschaft Gut Hellberg statt. Beim Luftangriff vom 5. September 1944 wurde das Kinder- und Säuglingsheim so sehr beschädigt, dass es nicht mehr benutzbar war. Der Wiederbezug in der Sybelstraße

durch die nach Ettligen und Langensteinbach evakuierten Kinder erfolgte im Mai 1946.

## **Das Kinder- und Jugendhilfzentrum**

Das heutige Kinder- und Jugendhilfzentrum ist eine nach neuesten sozialpädagogischen und sozialtherapeutischen Kenntnissen geführte Einrichtung mit 60 Plätzen für Mädchen und Jungen zwischen 6 und 20 Jahren. Die Umbenennung wurde 1995 vorgenommen, als das Städtische Kinder- und Jugendheim Teil der Heimstiftung Karlsruhe wurde, zu der außerdem das Alten- und Pflegeheim im Klosterweg sowie das Alten- und Pflegeheim „Parkschlößle“ und die Wohnungslosenhilfe gehören. Seit den späten sechziger Jahren hat sich das Kinder- und Jugendheim in seiner pädagogischen und baulichen Entwicklung permanent neuen heimpädagogischen Erkenntnissen und Konzepten angepaßt. Die frühere überholte, eher autoritär-hierarchisch ausgerichtete Heimstruktur wurde durch einen sozial-integrativen Führungsstil abgelöst, der die Kinder und Jugendlichen an der Planung und Gestaltung des Heimgeschehens teilnehmen lässt. Die Einbeziehung der Herkunftsfamilie in den Erziehungsprozeß ist ein wichtiges Element der reformierten Heimarbeit. „Das klassische Heim mit einer ausschließlich vollstationären Einrichtung gehört der Vergangenheit an. Die neue Richtung zielt auf ein multifunktionales Angebot, auf ein Kinderhilfzentrum mit vielfältigen Dienstleistungen.“ Mit diesen Sätzen charakterisiert der damalige Heimleiter Herbert Schmitt im 75. Jubiläumsjahr 1988 Funktion und Aufgabe des städtischen Kinder- und Jugendheims. Im Rahmen von breitgefächerten Hilfen zur Erziehung nach dem Kinder- und Jugendhilfgesetz gliedert sich das Betreuungsangebot des Kinder- und Jugendhilfzentrums in alters- und geschlechtsgemischte Familiengrup-

pen mit umfassender Betreuung Tag und Nacht, in Jugend- und Verselbständigungsgruppen sowie Betreutes Wohnen, in teilstationäre Tagesgruppen für 6 – 13-jährige Kinder, die um 17 Uhr in ihre Familien zurückkehren sowie in die Notaufnahme für Inobhutnahme in akuten Krisensituationen. Mit der Verwirklichung dieser differenzierten Betreuungsmaßnahmen hängt auch der grundlegende Umbau des städtischen Kinderheims in den Jahren 1971 bis 1981 zusammen. Aus den großen Tages- und Sammelschlafsälen mit Großwaschräumen des Jahres 1913 wurden Gruppenwohnungen für jeweils maximal neun Kinder gebildet. Den Gruppenwohnungen wurden Bastelräume, Lernzimmer, Personalzimmer und Therapieräume angegliedert und

im Kellergeschoss ein Schwimmbad sowie ein Turn- und Gymnastikraum eingebaut. 1978 erhielt das Kinderheim ein Musikzimmer, und der Umbau des ehemaligen Speisesaals zu einem neuen Festsaal wurde fertiggestellt. Seit 1973 unterstützt und begleitet der von der damaligen Stadträtin Margot Neef und ihrem Ehemann Gerhard Neef gegründete „Förderkreis Städtisches Kinderheim“ das Kinder- und Jugendhilfezentrum. Seit 1999 ist Doris Birgin Vorsitzende des Förderkreises. Treue Freunde sind auch die Marinesoldaten der Fregatte „Karlsruhe“, die seit mehr als 30 Jahren die Patenschaft zum Kinder- und Jugendhilfezentrum pflegen.

ANGELIKA SAUER

## 100 Jahre St.-Bernhardus-Kirche am Durlacher Tor

An einem bedeutsamen Punkt im Karlsruher Stadtgefüge steht am Durlacher Tor seit über einem Jahrhundert erhöht auf einem Plateau etwa 1,50 m über dem Straßenniveau, die katholische St. Bernharduskirche. Die Kirche mit ihren katedralenartigen Dimensionen, mit der kräftigen Einturmfassade steht genau in Blickachse der Kaiserstraße und markiert den Übergang der Kernstadt zur östlichen Vorstadt.

Mit dem Pfarrfest am 23./24. Juni 2001 auf dem Kirchplatz und einem großen Banner am Kirchturm mit der Aufschrift „100 Jahre St. Bernhard 1901-2001/2002“ begann das Jubeljahr, fast auf den Tag genau 100 Jahre nach der feierlichen Schluss-Steinlegung auf der Spitze des Turms. Die Pfarrgemeinde ge-

dachte des Baus der Kirche und der Gründung der Pfarrei mit der Herausgabe einer Festschrift und einer Gedenkmünze. Mit Vorträgen, Gedenkgottesdiensten, wechselnden Ausstellungen zum Leben in St. Bernhard – früher und heute – wurde das Jubiläumsjahr abgerundet. Die Höhepunkte waren ein Festakt und ein Festgottesdienst am 26./27. Oktober 2002, dem Tag der feierlichen Einweihung des Gotteshauses vor 100 Jahren. Der Einweihungsgottesdienst am 26. Oktober 1902 durch Erzbischof Thomas Nörber fand damals in Anwesenheit des Fürstenpaares Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise statt, beim 100-jährigen Jubiläum war das Fürstenhaus Baden durch Markgraf Max und Markgräfin Valerie von Baden vertreten.

## Die Anfänge

Für nahezu 30.000 Katholiken gab es in der Residenzstadt Karlsruhe zunächst nur eine katholische Kirche (St. Stephan) und eine katholische Pfarrei. Die Entwürfe für den Bau einer weiteren katholischen Kirche von Baudirektor Heinrich Hübsch im Jahr 1853 und von Baurat Adolf Weinbrenner 1885 an jetziger Stelle scheiterten aus finanziellen Gründen.

1888, mit Ende des Kulturkampfes und mit Einführung des Ortskirchensteuergesetzes, verbesserten sich die Rahmenbedingungen für Kirchenbauten in Karlsruhe. So entstand zunächst die Liebfrauenkirche im damaligen Bahnhofsviertel.

## Planung und Bau der Kirche

Im Januar 1888 stimmte das Erzbischöfliche Ordinariat dem Bau einer dritten katholischen Kirche in der sich rasch vergrößernden Oststadt zu und beauftragte den Erzbischöflichen Baurat Adolf Willard mit der Planung.

Im November 1888 schenkte Großherzog Friedrich I. der katholischen Gemeinde als Baugrund den ehemaligen Küchengarten vor dem Durlacher Tor unter der Bedingung, innerhalb von fünf Jahren mit dem Bau der Kirche zu beginnen. Der Plan von Willard sowie ein neuer Entwurf von Architekt Josef Schmitt missfielen der Großherzoglichen Baudirektion, da es diesen Entwürfen an Monumentalität und Kraft fehlte. Im November 1892 beauftragte der Stiftungsrat den Architekten und erzbischöflichen Bauinspektor Max Meckel, ein ansehnliches und würdiges Gotteshaus im frühgotischem Stil mit 1000 Sitz- und 1200 Stehplätzen zu errichten.

Dem Großherzog gefiel Meckels Entwurf. Er äußerte lediglich den Wunsch, auf den Verputz der Kirche zu verzichten und den Bau steinsichtig mit Hausteinen auszuführen.

Da die Zeit drängte, erfolgte am 15. Mai 1893 der erste Spatenstich. Mit den Bauarbeiten wurde die Firma Werle & Hartmann aus Mannheim beauftragt.

Im November 1895 suchte der Stiftungsrat um die Erlaubnis nach, dass die Kirche dem seligen Markgrafen Bernhard von Baden (1428–1458) geweiht werde, da dieser Patron des Landes und Angehöriger des herzoglichen Hauses sei. Karlsruhe sollte eine besondere Stätte der Verehrung des Seligen werden.

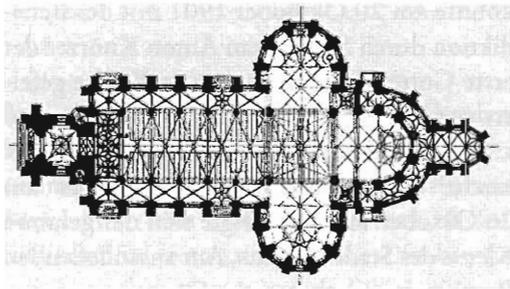
Am 29. Juni 1896 nahm Weihbischof Dr. Friedrich Knecht in Anwesenheit des großherzoglichen Paares, geladener Gäste und der Gemeinde, die Grundsteinlegung der Kirche vor. Am selben Tag erhielt Dekan Benz von Papst Leo XIII ein Telegramm, in welchem der Papst den apostolischen Segen und den Dank an die Königlichen Hoheiten übermittelte. Schwierigkeiten bei der Fundamentierung des Turmes sowie die anspruchsvolle Detailgestaltung verursachten eine lange Bauzeit, die mehrfach Anlass zur Kritik gab. Schließlich konnte am 20. Oktober 1901 mit der Benediktion durch Stadtdekan Anton Knörzer der erste Gottesdienst in der neuen Kirche gefeiert werden.

An der feierlichen Konsekration der Pfarrkirche durch Erzbischof Dr. Nörber am 26. Oktober 1902 beteiligte sich der gesamte Klerus des Stadtdekanats. Am anschließenden Pontifikalamt nahmen das Fürstenpaar sowie die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden teil. Am Abend fand zur weltlichen Feier ein Festbankett in der großen Festhalle statt.

Max Meckel (1847–1910) war einer der bedeutendsten und meist beschäftigten Architekten des Historismus in Südwestdeutschland. Neben den architektonischen Plänen für die St.-Bernhardus-Kirche lieferte er auch die Entwürfe für das Inventar unter anderem Hochaltar, Kanzel, Taufstein und Glockenzier. Die ganze Bernharduskirche verdeutlicht den



St.-Bernhardus-Kirche etwa 1902. Im Vordergrund die Straßenbahn nach Durlach.



Grundriss von Meckel 1901 mit der Gewölbestruktur.

freien und kreativen Umgang des Baumeisters Meckel mit historischen und zeitgemäßen Vorbildern bei gleichzeitiger Originaltreue im Detail.

Der Grundriss zeigt eine dreischiffige gewölbte Rundpfeilerbasilika mit Lang- und Querhaus, deren Apsis von einem abgetrennten Chorumgang umschlossen wird. Der Chorbau

öffnet sich wiederum zu einer Art Kapelle, die als Sakristei dient. An das Mittelschiff schließt sich im Westen ein mächtiger Turm mit Vorhalle im Sockelgeschoss an.

Der gewaltige, reich gegliederte Turm mit 93 m Höhe und der malerisch gruppierte Querhaus-Chor-Komplex stellen die architektonisch aufwendigsten Teile dar. Die Westfront der Turmfassade ist von einer hohen, kielbogenüberfangenen Portalnische mit reichen Dekor bestimmt. Unterhalb des Zifferblattes der Turmuhr steht unter einem Baldachin die Statue des seligen Bernhard, Markgraf von Baden. Dieses von der Firma Huckschlag und Fritschli nach einem Modell vom Karlsruher Bildhauer Fridolin Dietsche in Kupfer getriebene Standbild ist ein Geschenk des Großherzogs Friedrich I.

Die ursprünglich beidseitige Auffahrt und die breite Außentreppe auf der Turmseite sind durch geänderte Verkehrsführung am Durlacher Tor nicht mehr vorhanden. Die gegenläufige Freitreppe und ein Kanzelartiger Altan mit Maßwerkbrüstung im Osten, sind Reste der ursprünglichen Außenanlage.

Beim Betreten der Kirche durch das Hauptportal erlebt der Besucher eine abwechslungsreiche Raumfolge. Auf die über 20 m hohe Turmvorhalle folgt unter der Orgelempore das sechsjochige Langhaus mit den schmalen Seitenschiffen, das durch Säulenarkaden abgetrennt ist. Das Langhaus mit der anschließenden quadratischen Vierung, den polygonal geschlossenen Querhäusern und dem Hochchor formt ein durch Gewölbe und Wandstrukturen zusammengefasstes Raumgebilde.

Der Reiz liegt in den fein ausgearbeiteten Steinmetzdetails, den aufsteigenden Runddiensten mit den zierlichen Blattkranzkapiteln, den Gewölben mit den gekehlten Rippen und den unterschiedlichen Schlusssteinen sowie den jeweils verschiedenen Maßwerkformen der Fenster. Besonders bemerkenswert ist

die lettnerartige Orgelbühne mit den feinen Steinmetzarbeiten, die von außergewöhnlicher Schönheit und handwerklicher Qualität zeugen.

Eine Besonderheit der Kirche sind die zwischen 1902 und 1936 entstandenen kunstvoll geschnitzten, mit Figuren, Reliefs sowie Tafelbildern ausgestatteten Altäre: der Hochaltar, der Franziskus-, der Marien-, Herz-Jesu-, Bernhard- und Josefaltar. Ebenso beachtlich sind der Taufstein, die Kanzel und die Kreuzwegstationen, die in Steinmetzarbeiten von hoher Qualität gefertigt wurden.

### **Kriegschäden und Wiederaufbau**

Das Abliefern der 1902 von B. Grüninger in Villingen gegossenen sieben Glocken konnte im Ersten Weltkrieg durch Einwände verhindert werden. Am 24.08.1942 jedoch läuteten die Glocken nach Beschlagnahme im Zweiten Weltkrieg zum Abschied. Sechs Glocken wurden herabgelassen und abtransportiert. Die Aufschrift „St. Bernhard Karlsruhe – nicht verhütten“ retteten diese jedoch vor dem Einschmelzen, und so konnten 1945 die Glocken wieder gefunden werden.

Bei einem Grossangriff 1942 wurden zahlreiche Fenster beschädigt und am 08.09.1944 brannte das Dach, durch Brand- und Phosphorbomben getroffen, vollständig aus. Außerdem verbrannte die 1908 von Firma Heinrich Voigt & Söhne in Durlach gefertigte große Orgel und Teile des Gestühls. Des Weiteren wurden Teile des Gewölbes beschädigt, und alle Fenster, teilweise mit gestifteten Glasgemälden, gingen verloren. Auch der Turm wurde durch Artillerie-Beschuss beschädigt. Durch viele Bemühungen konnte am 09.02.1946 das Notdach unter großer Mithilfe der Gemeinde fertig gestellt und dadurch weitere Schäden vermieden werden.

Erst 1947 kamen die Glocken aus dem Glockenlager in Hamburg wieder zurück. Zur

Beseitigung eines Klangfehlers, der die Wirkung der Gesamtdisposition beeinträchtigte, wurde die vierte Glocke umgegossen und eine kleinere achte Glocke hinzugefügt. Am 24.12.1948 läuten zum erstenmal alle Glocken die Heilige Nacht ein.

Als weitgehend unverfälschte Einheit der Jahrhundertwende erhalten, stellt das Geläute zusammen mit dem Glockenturm, dem Glockenstuhl, den Glockenarmaturen und der Turmuhr (von 1902) ein Gesamtkunstwerk dar. Es zählt musikalisch zu den schönsten Geläuten der Jahrhundertwende in Süddeutschland.

Bei den Instandsetzung der Kirche nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Ausmalung im Chor entfernt und einige Elemente der Innenausstattung dem nüchternen Stil der Nachkriegszeit angepasst. Erhalten blieb jedoch die komplette Altarausstattung. 1959 wurde die dritte Orgel, ein Gemeinschaftswerk deutscher und französischer Firmen und Künstler, fertig gestellt. Bis Ende 1972 wurden umfangreiche Baumaßnahmen im Innern, am Turm, am Glockenstuhl und am Kirchendach vorgenommen. Die Wiederherstellung der ursprünglichen Dachform und die Beseitigung von Kriegsschäden sowie Witterungsschäden am Sandstein standen dabei im Vordergrund.

1968 wurde ein Gedenkstein für Erzbischof Eugen Seiterich (1903–1958), ein Sohn der Pfarrgemeinde St. Bernhard, im nördlichen Querschiff eingelassen.

Die Umgestaltung des Chores im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils erfolgte 1975: Der Zelebrationsaltar wurde unter Verwendung von Teilen der neugotischen Kommunionbank geschaffen. Zu gleicher Zeit entstand der in Bronze gegossene Ambo.

Eine umfassende Innenrenovierung der Kirche erfolgte 1991. Teilweise wurde den nach Raumfassung verlangenden Wand- und

Gewölbeflächen eine Bemalung in zeitgemäßen Formen zurückgegeben. Die Ausmalungen in den Blendfeldern der Langhaus-Obergadenfenster nehmen Bezug auf die „Zehn Gebote“.

Die St.-Bernhardus-Kirche gilt als bedeutendster neugotischer Kirchenbau in Baden. Sie ist nicht nur kraftvolle Manifestation des wiedererstarkten Katholizismus in der protestantisch geprägten Residenz am Ende des 19. Jahrhunderts, sondern auch Ausdruck der auf Ausgleich zielenden Kirchenpolitik Großherzog Friedrichs I. am Ende der Kulturkampfzeit gegen die „Sozialistische Gefahr“.

### **Ausblick**

Fortschreitende Witterungseinflüsse auf den Sandstein fordern ihren Tribut. Im Frühjahr 2002 wurden Sofortmaßnahmen im Rahmen der Verkehrssicherheit notwendig, um locke-

re und lose Steine zu entfernen. Dies war auch Anlass, die Vorplanung zur Instandsetzung der Außenhülle der Kirche zu beginnen. Mangels vorhandener Pläne muss zuerst eine Stereo-Photogrammetrische Fassadenaufnahme erstellt werden, um eine anschließende steingenaue Auswertung und Darstellung der Gebäudeansichten zu ermöglichen. Auf diesen Grundlagen erfolgt die Schadenanalyse, die Erarbeitung eines Sanierungskonzeptes, die Kostenberechnung und die Ausschreibung der Arbeiten.

Die Ausführung wird je nach Finanzierungsmöglichkeiten in mehreren Bauabschnitten erfolgen müssen. Die jetzt schon kalkulierten Instandsetzungskosten wird die Katholische Kirchengemeinde St. Bernhard nicht alleine tragen können, sie wird auf Spenden angewiesen sein.

HEINRICH ALOIS SCHILLINGER

# Zeitzeugen berichten

# Professor Dr. ing. Dr. h. c. Heinz Draheim



*Blick:* Sie waren 1968 bis 1983 Rektor der Universität Karlsruhe. Unterschied sich Ihre Rektor-Wahl von früheren?

*Draheim:* Bisher wanderte das Rektorat für ein, meistens zwei Semester von Fakultät zu Fakultät. 1968 wurde angesichts lebhafter Reformdiskussionen bewusst nach bestimmten Personen Ausschau gehalten. Als Dekan 1965/66 hatte ich mich schon engagiert für eine Zusammenarbeit mit studentischen Gremien eingesetzt. Das zählte für viele.

*Blick:* Das Jahr 1968 forderte ja von deutschen Universitäten besondere Aufgaben. War das für Sie ein besonderer Reiz?

*Draheim:* Aber ja. Zu den üblichen Pflichten kam als Hauptaufgabe der Vorsitz in einer gewählten Grundordnungsversammlung, in der Vertreter aller Gruppen mitarbeiteten unter dem Motto: „Mitarbeit begründet Mitverantwortung“. Reizthema war die Mitwirkung von Studenten. Das Bundesverfassungsgericht wurde angerufen, und es ging vielfach turbulent zu. Wir nutzten voll die rechtlichen Mög-

lichkeiten für eine echte Mitwirkung, und das wirkte sich auch auf das Diskussionsklima positiv aus, ebenso auf die Verabschiedung der Grundordnung, und das ohne Polizeischutz oder Tumulte. Allgemein sprach man vom „guten Geist von Karlsruhe“, der unser Innenleben bis heute prägt.

*Blick:* Der Senat wurde demnach vom Verwaltungsrat „entmachtet“. Wie stellten sich die Professoren dazu?

*Draheim:* Die Arbeit des Verwaltungsrats kann man nicht als Entmachtung des Senats bezeichnen; es ist vielmehr eine höchst zweckmäßige Aufgabenteilung. Im alten Dekans-Senat kämpfte jeder natürlich für seine Fakultät, und dabei kommen die Aufgaben der Universität zu kurz. Ein von Fachegoismen freier Verwaltungsrat eignet sich besser für die Verteilung von Mitteln, Räumen und Stellen. Er kann sich aktuellen Bedürfnissen anpassen und in Forschung und Lehre gezielt handeln. So war es von besonderer Bedeutung, dass er die Berufungsvereinbarungen aushandelte, was vorher das Ministerium mit manchmal unverständlichen Ergebnissen vollzog. Die heutige Abschaffung des Verwaltungsrats ist also absolut unverständlich, und man fragt sich, was der Rechnungshof dazu sagt.

*Blick:* Aber die Atmosphäre war doch um 1968 auch in Karlsruhe gespannt?

*Draheim:* Natürlich gab es auch hier Demonstrationen. Die Demonstranten versammelten sich im Ehrenhof, wobei ich sie ermahnte, sich nicht bei der Bevölkerung unbeliebt zu machen. Manchmal stand ich dabei

am Straßenrand. Es wurden auch Streiks in der Uni versucht, aber der Lehrkörper war in jedem Falle von mir zu Vorlesungen und Übungen verpflichtet worden. Zum Festakt im Jubiläumsjahr 1975 in der Stadthalle hatten wir große Demonstrationen von Studenten anderer Hochschulen. Die eigenen Studenten distanzieren sich. Störer, die mir den Zugang zur Mensa verwehrten, ließ ich durch die Polizei entfernen. Bei uns gab es also Jahresfeiern und auch Rektorenbälle ohne Störungen, allerdings einige Male mit Drohungen.

*Blick:* Eine schwedische Delegation sprach von einer „Pax Draheim“?

*Draheim:* Vielleicht weil sich der Rektor und die Professoren damals zunehmend um vieles mehr kümmerten als früher. Die Studenten hatten in den Grundordnungsverhandlungen erfahren, dass ihre Mitwirkung willkommen sei und ernstgenommen werde. Sie machten die Erfahrung, dass es wirkungsvoller ist, mit Professoren, Dekanen und dem stets sprechbereiten Rektor zu reden als zu demonstrieren oder Klamauk zu machen. Sie

wussten, dass Missstände in Vorlesungen, bei Klausuren und Examina, die es natürlich immer wieder gibt, geprüft und nach Möglichkeit abgestellt werden. Und wichtig war auch, dass es nur bei den Studenten politische Listen für Wahlen gab, nicht beim Lehrkörper.

*Blick:* Aber Widerspruch bei Studenten gab es auch hier?

*Draheim:* Sicher, z. B. im ASTA. Als die verfasste Studentenschaft im Hochschulgesetz abgeschafft wurde, entstand ein Unabhängiger Studentenausschuss (USTA), der die im Gesetz vorgeschriebene Vertretung ergänzte. Das ASTA-Vermögen (Busse, Druckerei u. a.) wurde sachgemäß erhalten. Die Studenten behielten auch ihre Räume, zu deren Schließung ich gedrängt wurde. Schließlich war doch nur der ASTA abgeschafft worden, was ein schwerer Fehler war und bleibt, nicht aber die Studenten. Meine Eigenmächtigkeiten wurden auch einmal gerügt, was ich als Auszeichnung ansah. Für die Medien waren wir uninteressant, weil wir trotz Drittelparität in einem Gremium kein Chaos zu bieten hatten.



Bildunterschrift der BNN vom 1.12.1976:

Eine deutliche Aussage zu ihrer sozialen Lage und der Situation an den Hochschulen sollte die Demonstration der 1.200 Studenten, die gestern auf die Straße gingen, der Bevölkerung bringen. Die Masse der Demonstranten stellten die Studierenden der Karlsruher und Pforzheimer Fachhochschulen und der Pädagogischen Hochschule, die gegen 17 Uhr auf dem Europaplatz mit Studenten der Universität zu einer Abschlusskundgebung zusammentrafen. Wie dort ist es auch im übrigen Verlauf der Demonstration nach Aussagen der Polizei zu keinen Zwischenfällen gekommen, wenn man von der Behinderung des Berufsverkehrs in der Innenstadt für etwa eine Stunde absieht.

*Blick:* Wie gestaltete sich der Kontakt zu Wirtschaft und Industrie, der ja für eine technische Hochschule besondere Bedeutung hat?

*Draheim:* Ungebrochen, trotz einiger damaligen Ideologiesprüche über die „Indoktrination des Spätkapitalismus“ oder die Forderung, das Wort „Elite“ durch „Experten“ abzulösen und anderes. Bedeutende Vertreter der Industrie wurden Ehrensenatoren, Honorarprofessoren und Lehrbeauftragte. Manche berichteten mir von Diskussionen, die sie genossen. Drittmittel für die Forschung flossen weiter, und die Arbeitsbereitschaft der Studentenschaft ließ trotz Entwicklung zur Massenuniversität nicht nach. Das Leistungsniveau war und blieb hoch, was damals wie heute anerkannt wird und viele ausländische Studenten anzieht. Dazu dienten auch Kontakte mit anderen Universitäten. Man darf heute nicht vergessen, was z. B. vor 30 Jahren angesichts des Eisernen Vorhangs eine Partnerschaft mit der Universität Budapest bedeutete.

Wir haben so viele Kontakte zu Persönlichkeiten aus Industrie und Wirtschaft, die uns mit Rat und Tat zur Seite stehen, dass eine offizielle Vertretung in einem Gremium der

Universität, wie heute vorgesehen, nicht erforderlich ist. Ich habe dies in meiner Amtszeit erprobt. Das funktioniert nicht, denn kein Spitzenmanager kann an offiziellen Sitzungen regelmäßig teilnehmen.

*Blick:* Welche Summe haben Sie nach 15 bewegten Rektor-Jahren gezogen?

*Draheim:* Das lasse ich lieber den damaligen Wissenschaftsminister Professor Engler beantworten. Bei der Rektoratsübergabe an Professor Kunle 1983 sprach er nicht nur von den Studentenunruhen, dem raschen Hochschulausbau trotz nachlassender Finanzkraft und der „fast geräusch- und reibungslos verabschiedeten ersten Grundordnung“, sondern er wies auf den sichtbaren Fortschritt in vielen Bereichen hin, wobei nur das Rechenzentrum und die Bildung der Fakultät für Informatik genannt sei, die heute zu den führenden zählt. In summa: die Fridericiana ist gestärkt aus dieser problembehafteten Zeit hervorgegangen. Wir haben die vielfach chaotischen Zustände als fruchtbare Unruhe genutzt.

DIE FRAGEN STELLTE LEONHARD MÜLLER



Bildunterschrift der BNN vom 12.6.1975

Zu einem Handgemenge, zwischen Gästen der Universität, ihrem Rektor und den Studenten kam es, als der Eingang durch eine Gruppe auswärtiger (man vermutet aus Stuttgart, Heidelberg und Mannheim) kommunistischer Studenten blockiert wurde. Auf unserem Bild sind u. a. Rektor Draheim und Alt-Landtagspräsident Dr. Gurk zu erkennen.

# Hans Joachim Hoffner

*Deutsch-amerikanischer Verbindungsoffizier 1953–1990*



*Blick:* Herr Hoffner, Sie sind als Oberst der Bundeswehr 1990 in Pension gegangen. Ihre Tätigkeit unterschied sich ja deutlich von mancher anderen Offizierskarriere?

*Hoffner:* 1945 bin ich als Leutnant nach dem Krieg wieder Zivilist geworden und wurde nach Studien und Berufstätigkeit 1953 als deutscher Berater des amerikanischen Verbindungsoffiziers eingestellt, von der Bundeswehr als Hauptmann übernommen. Nach zahlreichen Wehrübungen wurde ich parallel zu mehreren Beförderungen durch die Amerikaner auch in der Bundeswehr befördert, und zwar zuletzt als „Leiter der Verbindungsabteilung beim US-Distriktkommando Nord- und Südbaden und des Regierungsbezirks Neustadt-Pfalz“ und Oberst der Bundeswehr, d. h. ich unterstand unmittelbar der Nato, die mich auch bezahlte.

*Blick:* Das waren zunächst militärische Aufgaben?

*Hoffner:* Jedes Jahr fanden Manöver bis ca. insgesamt acht Wochen statt mit großen Vorbereitungen, verschiedenen Lagern, umfangreichen Flugplatzlandungen innerhalb des Big Lift, wo in kurzer Zeit voll einsatzfähige Truppenteile aus den USA in Deutschland landeten, daher auch meine Verbindungen zu der Air Force. Mit einem kleinen Stab von ca. 25 Personen samt Pressestelle schufen wir nicht nur den erforderlichen Kontakt zur Öffentlichkeit, sondern kümmerten uns nachher auch um die Manöverschäden.

*Blick:* Was wäre im Ernstfall geschehen?

*Hoffner:* Der Rhein hätte auf jeden Fall als Auffanglinie gedient. Hier hatte übrigens die US Navy zwei Patrouillenboote und eine große Anzahl von Fähren für die Rhine River Patrol stationiert. Im Falle einer Besetzung der DDR wäre ich verantwortlich gewesen für den Beginn demokratischer Regierungsformen im Land Thüringen.

*Blick:* Das war sicher damals streng geheim.

*Hoffner:* Ja, ich war Träger der höchsten Geheimhaltungsstufe, was den Umgang mit Karlsruher amerikanischen Kommandeuren, die nicht diesen Grad hatten, manchmal unständig machte, um Maßnahmen zu erklären.

*Blick:* „Jack“ Hoffner spricht akzentfreies Amerikanisch?

*Hoffner:* Was manchmal dazu führte, dass die Amerikaner vergaßen, dass ich Deutscher bin. Doch dazu gehörte auch, die Mentalität

dieser Soldaten zu begreifen angesichts ihrer häufig wechselnden Einsatzorte.

*Blick:* Sie stellten also innerhalb der 37 Jahre eine Kontinuität dar?

*Hoffner:* Was sehr erwünscht war, auch bei den deutschen Dienststellen, wie zu den Landräten, Bürgermeister. Bei den Panzermärchen, Biwaks mit ihren Straßenschäden wurden ja erhebliche Entschädigungssummen gezahlt, zwei Drittel von der Army, ein Drittel von der Bundesrepublik.

*Blick:* Konnten Sie bei den Übungen einzelner Truppenteile noch einen positiven Akzent setzen?

*Hoffner:* Besonders die Pioniere halfen bei der Anlage von Straßen, Sportplätzen, Kindergärten, Freizeitanlagen u. a. Die Kirche am Feldberg hätte ohne den Einsatz der Amerikaner nicht gebaut werden können.

*Blick:* In Karlsruhe wurde der Flugplatz in der Nordstadt für die Army umgewidmet.

*Hoffner:* Und die Kasernenbauten, Schulen, Kirchen erstellt. Ich war damals bei der Bauplanung beteiligt, wo mit deutschen Stellen um jeden Baum gekämpft werden musste. Heute ist dies ein bevorzugtes Wohngebiet mit der sehr aktiven amerikanischen Bibliothek, einem Geschenk an Karlsruhe.

*Blick:* Die Truppen und ihre Angehörigen lebten wohl stark abgeschirmt?

*Hoffner:* In der Versorgung waren sie völlig autark. Gerade bei ihren strikten Hygienevorstellungen sorgten eigene Schlachter, Bäcker und andere Dienste für die Lebensmittel. Da aber 14.000 Familien in Wohnungen inner-

halb der Stadt lebten, kam es zu vielen Kontakten; besonders wenn die Kinder miteinander spielten, begann rasch ein Gespräch über dem Zaun, wobei man immer wieder überrascht war, wie viele Deutsche Englisch sprechen und manche Amerikaner kaum Gelegenheit hatten, die mühsam erworbenen Deutschkenntnisse anzuwenden. Mit der Truppenreduzierung bedauerten viele Vermieter den Rückzug der amerikanischen Familien.

*Blick:* War für die Army eine Versetzung nach Deutschland interessant?

*Hoffner:* Sicherlich. Jeder musste hier einen 30-stündigen Pflichtkurs absolvieren, in dem die Geschichte, der Standort, die Sitten und Gebräuche und etwas Basic German unterrichtet wurde. Besonders die Afroamerikaner haben sich hier wohl gefühlt. Für das Offizierskorps wurde ein Round table mit französischen, kanadischen und deutschen Offizieren eingerichtet. Man ging ins Theater, in Museen, und viele zeigten einen großen Wissensdurst.

*Blick:* Gab es auch Probleme?

*Hoffner:* Natürlich. Gerade bei Verkehrsunfällen, Straftaten und anderen Konflikten. Für mich bedeutete es eine harte Aufgabe, deutsche Ehefrauen über den Tod ihres Mannes in Vietnam zu informieren.

*Blick:* Wenn Sie die Summe ziehen, was ist geblieben, was hat sich bis heute geändert?

*Hoffner:* Wer als amerikanischer Soldat in Deutschland diente, konnte als Botschafter dieser Republik in den USA gelten. Hatten die GIs anfangs in den 50er Jahren noch auf dieses Land herabgesehen, die die Deutschen 1945 nach der ersten französischen Besatzung

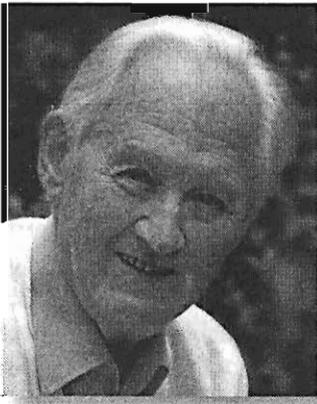
eher als Befreier betrachteten, so stellte sich bald ein freundschaftliches Verhältnis ein. Wir haben hier in unserem Distrikt auch Gruppen von Medizinern, Juristen, Pädagogen empfangen, die sich wohl vorbereitet im Gespräch mit deutschen Partnern zeigten. Zwar sind manche Kontakte geblieben, Heidelberg ist noch immer Sitz des Hauptquartiers, aber viele Stränge sind verdünnt, und die heutige amerikanische Jugend, die nicht mehr die Erfahrungen einer Wehrpflichtarmee in Europa gewinnen kann, spiegelt wohl ein anders Weltbild. Die derzeitige Berufsarmee, die andere Strukturen aufweist, anderen Risiken ausgesetzt ist, schafft andere Verhältnisse. Unabhän-

gig von der Tatsache, dass wir 1945 von der Nazi-Diktatur befreit wurden, konnte ich in diesen 37 Jahren beobachten, wie hier in Karlsruhe, aber auch in anderen Regionen, besonders die jüngeren Angehörigen zweier Staaten zusammenrückten, sich zu verstehen versuchten. Wenn ich auf meinen privaten Reisen in die USA immer wieder Amerikaner getroffen habe, die oft voll guter Erinnerungen von ihrer Zeit in Deutschland berichten, kann man darin trotz mancher Probleme im ganzen eine positive Bilanz dieses Abschnitts der Zeitgeschichte ziehen.

DIE FRAGEN STELLTE LEONHARD MÜLLER

## Josef Werner

*Journalist und Publizist*



*Blick:* Sie wurden im Jahr 1950 mit 35 Jahren Chef des Lokalteils der Badischen Neuesten Nachrichten (BNN) und später stellvertretender Chefredakteur. Hatten die BNN damals noch keine Monopolstellung?

*Werner:* Mitte des Jahres 1949 war in der amerikanischen Zone die Lizenzpflicht für Tageszeitungen aufgehoben und damit Gewerbe-freiheit auch für den Bereich der Presse geschaffen worden. Rasch wurde dann das Durlacher Tageblatt wiedergegründet, und in Karlsruhe wurden die CDU-nahe Badische Volkszeitung (BVZ) sowie die SPD-nahe Allgemeine Zeitung (AZ) aus der Taufe gehoben, die beiden Letzteren von uns Journalisten liebevoll-spöttisch „Schwarz Katl“ und „Rot Katl“ genannt. Dass diese Zeitungen nach einigen Jahren aus wirtschaftlichen Gründen eingingen, war ein Verlust an Meinungsfreiheit, den ich immer sehr bedauert habe. Die Kollegen dieser Zeitungen kamen übrigens fast ausnahmslos bei den BNN unter.

*Blick:* Welche Rolle spielt in Zeitungen wie den BNN der Lokalteil?

*Werner:* Eine sehr wesentliche, denn Leser von Regionalzeitungen wie den BNN wollen ja vor allem über das vielfältige lokale und regionale Geschehen informiert werden. Eine umfassende und objektive Berichterstattung ist die vordringliche Aufgabe der Lokalredaktion. Zur Erfüllung dieses Auftrags ist ihr innerhalb der Gesamtedaktion die größte Zahl an Redakteuren und Redakteurinnen zugeordnet. Zusätzlich verfügt die Lokalredaktion über eine beachtliche Zahl freier Mitarbeiter.

*Blick:* Welchen Einfluss nimmt und hat die Lokalredaktion auf das lokale Geschehen?

*Werner:* Der Leser erwartet von seiner Zeitung, dass sie zu aktuellen Fragen Stellung nimmt. Gegebenenfalls kann sie dabei sogar eine Art Meinungsführerschaft übernehmen. Ob die Meinung der Zeitung auch Einfluss hat auf Entscheidungen, etwa des Stadtparlaments, hängt zum einen von der Überzeugungskraft der vorgebrachten Argumente ab, zum anderen natürlich von der Bereitschaft der Damen und Herren Stadträte, den Standpunkt der Zeitung anzunehmen. Überschätzen sollte man den Einfluss der Zeitung allerdings nicht.

*Blick:* Können Sie dennoch Fälle nennen, bei denen Ihre Zeitung die öffentliche Meinung maßgeblich beeinflusst hat?

*Werner:* Aus meiner Zeit ist mir lebhaft unser Widerstand gegen die Absicht des damaligen BVG-Präsidenten Gebhard Müller und des damaligen Ministerpräsidenten Kurt-Georg Kiesinger in Erinnerung, das Bundesverfassungsgericht im Schloss zu etablieren. Der Plan wurde aufgegeben, das Badische Landesmuseum, das sich im Schloss gerade einzurichten begann, konnte im Schloss verbleiben. Einen heftigen öffentlichen Kampf führten wir um den Wiederaufbau des Markgräflichen

Palais', Weinbrenners schönstem Bauwerk, dessen Ruine geschleift werden sollte. Ein voller Erfolg war diesem Bemühen bedauerlicherweise nicht beschieden. Aber immerhin wurde der für die Gestalt des Rondellplatzes wichtige Portikus wiederaufgebaut. Auf der ganzen Linie durchgesetzt hat sich meine Zeitung andererseits bei ihrem Kampf gegen den der Aachener-Münchener Versicherung zuliebe bereits beschlossenen Abbruch des anmutigen klassizistischen Weltzienhauses am Karlstor. Und dem Stadtgarten blieb dank BNN und der von ihr mobilisierten Öffentlichkeit bei der KLV-Erweiterung der – auch vom damaligen Gartenbaudirektor Robert Mürb bekämpfte – erdrückende so genannte „Dreifingerturm“ erspart. Massive Kritik äußerte die Zeitung schließlich an der vom Gemeinderat nahezu einstimmig erfolgten Entscheidung, den stadthistorischen vielsagenden, zugleich anmutigen Namen „Entenfang“ in Mühlburg als Referenz für Besucher aus der Pfalz in „Pfälzer Platz“ umzubenennen. Das Ergebnis: In der darauffolgenden Sitzung nahm der Gemeinderat seinen Beschluss zurück, der „Entenfang“ war gerettet.

*Blick:* Ist andererseits eine Lokalredaktion nicht doch dann und wann Einflussversuchen, beispielsweise von politischer Seite, ausgesetzt?

*Werner:* Ein Journalist ist dann glaubhaft, wenn er sich seine Unabhängigkeit bewahrt. Um Behinderungen seiner journalistischen Freiheit zu entgehen, ist es ratsam, dass der Lokalredakteur sich nicht von Parteien oder einflussreichen gesellschaftlichen Gruppierungen als Mitglied anwerben lässt.

*Blick:* Und wie steht es mit dem Anzeigenteil? Gibt es nicht seitens der Inserenten Einflüsse, denen sich der Redakteur schwer entziehen kann?

*Werner:* Es ist theoretisch denkbar, das dies versucht wird. Ich versichere Ihnen aber, dass ich nie auch nur den Versuch erlebt habe, die Redaktion zu einer unverantwortbaren Gefälligkeit zu veranlassen. Die Trennung vom redaktionellen und Anzeigenteil ist konsequent und wird respektiert. Auch ein fester Abonnentenstamm garantiert die Wirtschaftlichkeit und damit die Unabhängigkeit einer Zeitung.

*Blick:* Sehen Sie die Regional- und Lokalzeitungen bedroht?

*Werner:* Keineswegs. Bei aller Informationsflut durch Fernsehen, Rundfunk, auch überregionale Boulevardblätter, will man halt doch vor allem über das Geschehen auf der lokalen Basis informiert werden, möchte schwarz auf weiß in Ruhe lesen können, was auf kommunalpolitischem, kulturellen und sportlichen Gebiet geschieht. Ich bin sicher, dass gut gemachte Regionalblätter ihre Bedeutung nicht verlieren, auch nicht im Zeitalter des Internet.

*Blick:* Die Karlsruher Journalisten gründeten schon im Jahr 1949 den Karlsruher Presseclub. Sie waren Mitbegründer und in den 60er Jahren dessen Vorsitzender.

*Werner:* In jenen Jahren ging der Presseclub auf zwei Ebenen in eine breitere Karlsruher Öffentlichkeit. Zum einen mit vielbesuchten Vortrags-Großveranstaltungen, beispielsweise mit Baron von Guttenberg und Sebastian Haffner. Wenn Klaus Mehnert kam, war selbst die Schwarzwaldhalle zum Brechen gefüllt. Die andere Schiene war gesellschaftlicher Art, waren die Presse- und die vom Presseclub initiierten legendären Bühnen- und Pressebälle, Gemeinschaftsveranstaltungen mit dem Badischen Staatstheater. Inzwischen konzentrieren sich die Aktivitäten des Presseclubs vor allem

auf Begegnungen mit namhaften Personen des öffentlichen Lebens, etwa mit BVG-Präsidentin Jutta Limbach, mit den Landesbischöfen Klaus Engelhardt und Ulrich Fischer oder auch mit dem quirligen FC-Bayern-Manager Uli Hoeneß. Um den Clubmitgliedern sachdienliche Informationen aus der Politik zu bieten, waren in den vergangenen Jahren Spitzenpolitiker jeder Couleur zu Gast, Gerhard Schröder ebenso wie Wolfgang Schäuble, Klaus Kinkel oder Joschka Fischer, um nur diese zu nennen, aber auch mehrere Ministerpräsidenten und unlängst die Justizministerin Däubler-Gmelin.

*Blick:* Der Ruhestand des „In Ertlingen geborenen Karlsruhers“, wie Sie OB Gerhard Seiler nannte, hat Ihnen Freiraum für die Stadthistorie gegeben.

*Werner:* Zu dieser Arbeit kam ich dank des Angebots des damaligen Oberbürgermeisters Dullenkopf. Statt, wie von ihm erwartet, die seit 1923 liegengeliebene Stadtgeschichte fortzuschreiben, widmete ich mich dafür der Zeitgeschichte. So entstand das Buch „1945 – Karlsruhe unter Hakenkreuz, Trikolore und Sternenbanner“, ein Rückblick auf ein unvergleichliches Jahr Karlsruher Geschichte. Später kamen, mit Fotos aus den umfangreichen Schlesiger- und Bauer-Beständen, Jahrzehnte-Publikationen hinzu, Spiegel der 40er, 50er, 60er und 70er Jahre in Wort und Bild. Mein herausragendes Engagement aber gehörte einer Arbeit, die die wichtigste meines Berufslebens werden sollte. Durch die Recherchen für das Buch „1945“ schemenhaft auf die Tragödie des Karlsruher Judentums gestoßen, nahm ich mir, unterstützt von OB Seiler vor, das Schicksal der ehemaligen jüdischen Mitbürger zu erforschen und zu beschreiben. So entstand, rechtzeitig zum 50. Jahrestag der so genannten „Reichskristallnacht“, das Buch

„Hakenkreuz und Judenstern – Das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten Reich“. Die Arbeit an dieser Publikation war schwer, tief bewegend, aber auch ungemein befriedigend. Denn ich konnte mit diesem Buch dazu bei-

tragen, den Nebelschleier aufzureißen, der über dem traurigsten Geschehen Karlsruher Geschichte lag.

DIE FRAGEN STELLTE LEONHARD MÜLLER

## Kurt Gauly

*Erster Bürgermeister a. D.*



*Blick:* Herr Gauly, Sie sind, 1926 geboren, in Worms aufgewachsen und mit 25 Jahren als Rechtspfleger im rheinland-pfälzischen Justizdienst vom neu gegründeten Bundesgerichtshof für den Verwaltungsdienst ausgewählt worden. Was waren Ihre Tätigkeiten ?

*Gauly:* In den 27 Jahren beim BGH bin ich im Kassenwesen, bei Senatsgeschäftsstellen, der Pressestelle und als Sicherheitsbeauftragter eingesetzt worden, eine Funktion, die vor allem nach dem Attentat auf Generalbundesanwalt Buback wichtig wurde.

*Blick:* Das waren die Zeiten, seit dem der BGH mit großen Schutzgittern umzäunt ist?

*Gauly:* Ja, aber auch der Personenschutz der einzelnen Bundesrichter musste verstärkt werden, oft zu ihrem Leidwesen, weil es den Freiraum einengte. Es waren Jahre hoher Anspannungen.

*Blick:* Wann begann Ihre politische Tätigkeit?

*Gauly:* 1947 trat ich in die Christlich-Demokratische Union ein. 10 Jahre später wurde ich in Karlsruhe Vorsitzender der Jungen Union. Nachdem ich mit ihr in der Auseinandersetzung um die Bundestagskandidatur 1961 den Wechsel von Dr. Werber zu Dr. Güde durchgesetzt hatte, wurde ich im gleichen Jahr Vorsitzender der Karlsruher CDU. Es galt, die noch immer bestehenden Spannungen zwischen den „Altbadenern“ und den „Südweststaatlern“ zu überwinden. 1962 wurde ich dann in den Gemeinderat gewählt.

*Blick:* Welcher Bereiche haben Sie sich als Stadtrat besonders angenommen?

*Gauly:* Auf Grund beruflicher Erfahrungen der Finanzen. Es war wirtschaftlich eine schwierige Zeit, als ich 1967 zum Fraktionsvorsitzenden gewählt wurde. Die Parteien setzten un-

terschiedliche Akzente, und die CDU stimmte erstmals dem Haushaltsplan nicht zu. Die Bundesgartenschau 1967 war ein Publikumserfolg, verschlang aber viel Geld. Schon zwei Jahre später wollte Oberbürgermeister Klotz, mit dem ich im allgemeinen ein gutes Verhältnis pflegte – war er doch ein Mann, der nicht ständige Konfrontationen liebte und auch nicht viel von Ideologien hielt – für das Jahr 1975 eine zweite Bundesgartenschau beschließen lassen. Wegen der Vernachlässigung wichtiger Investitionen im Schul- und Krankenhauswesen versagte die Mehrheit des Gemeinderats unter meiner Wortführung die Zustimmung.

*Blick:* 1978 wurden Sie Bürgermeister. Wo lagen Ihre Zuständigkeiten?

*Gauly:* Einmal beim Schulwesen. Karlsruhe hat damals unter großen Anstrengungen besonders für die beruflichen Schulen moderne Bauten geschaffen, so das Technische Gymnasium und weitere Schulbauten im Beierthemer Feld, die Heinrich-Hübsch-Schule am Mendelssohnplatz mit erheblichen Geburtswehen, die Gewerbeschule in Durlach, dazu Sonderschulen und andere. Mit der Ernst-Reuter-Schule in der Waldstadt wurde die erste Ganztageschule eingerichtet.

Nicht weniger wichtig war mir, und das überrascht vielleicht, die Pflege unserer Friedhöfe. Der Hauptfriedhof wurde erweitert, die Friedhofskapelle neu gestaltet, neue Friedhöfe in der Nordweststadt und in Wolfartsweier angelegt und anderes mehr. Gepflegte Friedhöfe sind Ausdruck intakter Lebens- und Stadtkultur.

Eine große Unternehmung war die Neugestaltung der Stadthalle, bis jetzt das einzige repräsentative Kongressgebäude. Schon damalige Überlegungen für eine Neue Messe außerhalb des Festplatzbereiches scheiterten an der Finanzlage. Schließlich noch mein größter

Zuständigkeitsbereich, nämlich die Stadtwerke samt Verkehrsbetrieben und Rheinhäfen. Bei den letzteren wurde ein Containerumschlagplatz neu geschaffen und durch das Hafensperrtor der Hafen gegen Hochwasser geschützt. Bei den Versorgungsbetrieben sind das große Wasserwerk Rheinwald in Elchesheim sowie eine Kesselanlage mit moderner Rauchgasreinigung festzuhalten; zuletzt noch die herausragende Modernisierung unserer Verkehrsbetriebe, die weltweit Beachtung gefunden hat. Mit der Einführung der 2-System-Fahrzeuge wurde Nahverkehrsgeschichte geschrieben, der Ausbau des Nahverkehrsnetzes ist beispielhaft.

*Blick:* 1986 wurden Sie Erster Bürgermeister. Was für eine Funktion hat dieses Amt?

*Gauly:* Der Erste Bürgermeister ist der amtliche Vertreter des Oberbürgermeisters. An seiner Stelle kann der Erste Bürgermeister die Stadt über alle Geschäftsbereiche hin rechtlich binden, was den übrigen Bürgermeistern nur für ihren eigenen Geschäftsbereich möglich ist. Natürlich wird der amtliche Vertreter vernünftigerweise nicht gegen die Intentionen des Oberbürgermeisters entscheiden. Im Übrigen stelle ich dankbar fest, dass mein Verhältnis zu meinen Oberbürgermeistern Otto Dullenkopf und Professor Dr. Gerhard Seiler immer herzlich und ungetrübt war.

*Blick:* Was für Pläne würden Sie sich als Karlsruher Kommunalpolitiker mit langjähriger Erfahrung für die Zukunft realisiert wünschen?

*Gauly:* Zunächst einmal eine Straßenbrücke über den Rhein. Zu meiner Zeit haben wir beim Neubau der Eisenbahnbrücke Stützpfeiler und Widerlager für ein zweites Gleis vorgesehen, das inzwischen nachgebaut worden ist.

Die Rheinbrücke muss ja in absehbarer Zeit saniert werden, und so ergibt sich die Notwendigkeit eines zweiten Stromüberganges, an dem allein die geplante, aber nicht beschlossene Nordtangente angeknüpft werden müsste.

Mit der Messe in Rheinstetten ist ein wichtiger Schritt über die Stadtgrenze hinaus unternommen worden, genauso wie bei der Verkehrsplanung. Bei dieser befürchtete man zuerst Wanderungen zu Ungunsten der Stadt-

kommune. Heute sieht man das unproblematischer, und Karlsruhe gewinnt deutlich im Prozess einer stärkeren Vernetzung der Region.

Schließlich fühle ich mich als ehemaliger „Schulbürgermeister“ auch der Entwicklung unseres Bildungswesens noch immer verbunden. Nicht zuletzt nach den Weichenstellungen vergangener Jahre fährt da der Zug auf richtigem Gleis.

DIE FRAGEN STELLTE LEONHARD MÜLLER

# Biografien

## Fridolin Heurich 1878–1960

Wenn in Karlsruhe von der Trümmerräumung nach 1945 die Rede ist, dann denken die wenigsten Karlsruher an den verantwortlichen Baubürgermeister jener Tage. Fridolin Heurich war in dieser Funktion maßgeblich für die Stadt bei der Gründung der „Aufräumungs-Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe“ beteiligt und förderte deren Tätigkeit so entschieden, wie er die ersten Schritte des Wiederaufbaus von Wohngebäuden, öffentlichen Bauten und die Neugestaltung der Kaiserstraße vorantrieb.

Heurich wurde am 14. September 1878 als eines von fünf Kindern eines Tagelöhners in Magdlos, Kreis Fulda geboren. Zwischen der Maurerlehre, dem Aufstieg zum Polier 1904 und der Karriere als Politiker in der Weimarer Republik lag eine unermüdliche und erfolgreiche Tätigkeit für die christlichen Gewerkschaften. Er begann 1906 als Funktionär des Bauarbeiterverbandes in Krefeld und ging 1908 nach Freiburg als Bezirksleiter. Unterbrochen wurde seine Aufbauarbeit in Baden und im Elsaß durch die Einberufung zum Kriegsdienst bis April 1917.

In der Zeit der Weimarer Republik stieg Heurich u. a. als Vorsitzender der christlichen Gewerkschaften zum herausragenden christlichen Arbeiterführer in Baden auf, der 1922 seinen Wohnsitz nach Karlsruhe verlegte. Mit seiner gewerkschaftlichen Tätigkeit verband Heurich von Anfang an auch politische Aktivitäten für die Zentrumspartei. Seit 1919 nahm er eine Führungsrolle als Vorstandsmitglied der Partei in Baden und im Reich und seit 1919 als Mitglied des Landtags und des Fraktionsvorstands ein. Ab 1927 gehörte er als Staatsrat ehrenamtlich der badischen Regierung an. Seine Mitwirkung am Abschluss des badischen Konkordats würdigte der Vatikan 1932 mit der Verleihung eines päpstlichen Ordens.



Über den Politiker Heurich schrieb der „Badische Beobachter“ 1931, seine Reden seien „wuchtig und überzeugend“ und verrieten schöpferisches Talent. Er sei ein glänzender Versammlungsredner und ein Meister der Debatte, „der mit seinem Gegner schlagfertig, aber dennoch ritterlich abrechnet.“ Heurichs tolerante, den Ausgleich mit dem politischen Gegner suchende Grundeinstellung fand ihre Grenze im Umgang mit den Nazis. 1930 erregte sein Ohrfeigenduell mit dem NS-Abgeordneten Kraft in einer erregten Landtags-sitzung öffentliches Aufsehen.

Die Gegnerschaft zum Nationalsozialismus kostete Heurich 1933 alle Ämter. Erst ab 1937 konnte er bei einer Bausparkasse wieder arbeiten. Nach dem missglückten Attentat vom Juli 1944 wurde Heurich, der unter ständiger Beobachtung der Gestapo stand, mehrere Tage inhaftiert.

Wie manch anderer Politiker der Weimarer Republik, die zu NS-Gegnern wurden, kehrte auch Heurich im Rentenalter 1945 wieder in das politische Leben zurück. Die Amerikaner ernannten ihn im August 1945 zum Ersten Bürgermeister der Stadt. Er zählte zu den Mitbegründern der überkonfessionellen CDU und einer einheitlichen Gewerkschaft in Karlsruhe. Mit großer Überzeugungskraft warb er für die Gemeinsamkeit aller demokratischen Kräfte und „gegen gehässige Parteienkämpfe“. Seine Partei wählte ihn 1946 bis 1951 zum Vorsitzenden in Nordbaden; er vertrat sie von

1946 bis 1952 im Parlament von Württemberg-Baden. Heurich, der nie einen Zweifel daran aufkommen ließ, dass seine geistigen und politischen Wurzeln in der Arbeiterschaft gründeten, schied zu Beginn des Jahres 1953 vor Ablauf seiner Amtsperiode im Alter von fast 75 Jahren aus gesundheitlichen Gründen aus dem Dienst. Ausgezeichnet mit dem Großen Verdienstkreuz der Bundesrepublik starb der verdiente Landes- und Kommunalpolitiker in Karlsruhe am 12. Februar 1960.

MANFRED KOCH

## Heinrich Wetzlar 1868–1943

Der Karlsruher Jugendrichter Dr. Heinrich Wetzlar hatte im Laufe seiner Berufsarbeit die Notlage der gestrauchelten Jugendlichen erkannt. Als Vorsitzender des Bezirksvereins für Jugendschutz und Gefangenenfürsorge in Karlsruhe hielt er daher Ausschau nach einem geeigneten Gebäude, wo straffällige junge Menschen vor Polizeigewahrsam, Untersuchungshaft oder Strafvollzug im Gefängnis verschont bleiben konnten, zugleich soziale Eingliederung erfahren sollten. Im Sommer 1914 gelang es, in einem Wohnhaus in der Werderstraße ein Heim zu eröffnen, das straffällige männliche Jugendliche aufnahm. Während der Kriegsjahre waren ständig zehn bis zwölf Jugendliche untergebracht, wurden betreut und versorgt. Bei Kriegsende aber musste die Einrichtung wegen der Wohnraumbewirtschaftung geschlossen werden, die Fortsetzung der erfolgreich angelaufenen Hilfsrätigkeit schien in Frage gestellt. Doch Dr. Wetzlar gab nicht auf. Dank seiner umsichtigen Verhand-



lungsführung konnte das ehemalige großherzogliche Jagdschloß Stutensee durch den Bezirksverein übernommen und ausgebaut wer-

den. Bereits im Jahre 1919 gründete Dr. Wetzlar hier ein Erziehungsheim. Bald standen 36 Heimplätze zur Verfügung, die Insassen konnten in der Gärtnerei, in der Landwirtschaft, in der Korbflechterei und in der Schuhmacherwerkstatt angelernt und beschäftigt werden. Ein Fortbildungsschullehrer wirkte als Heimleiter, fünf Aufsichtsbeamte standen ihm bei der Betreuungsarbeit zur Seite. Da herrschte kein Anstaltsklima, sondern man war bestrebt, die Heimbewohner nach neuen jugendpädagogischen Erkenntnissen auf das künftige Leben draußen vorzubereiten. An vielen Wochenenden fuhr oder wanderte der Jugendrichter, oft begleitet von seiner mithelfenden Ehefrau, hinaus nach Stutensee, um sich seiner Schützlinge anzunehmen. Ihm gebührt das Verdienst, im Raum Karlsruhe ein beispielhaftes Modell moderner Jugendhilfe geschaffen zu haben.

Heinrich Wetzlar stammte aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie, am 30. Mai 1868 war er in Mannheim geboren worden. Nach Studium der Rechtswissenschaften absolvierte er seine Militärdienstzeit. 1894 in den badischen Justizdienst übernommen, war er bei verschiedenen Gerichten tätig, über mehrere Jahrzehnte in Karlsruhe, ab 1929 als Landgerichtspräsident in Mannheim. Unermüdlich engagierte sich der Richter in der Straffälligenhilfe. Neben seiner Funktion im Karlsruher Bezirksverein hat er 1920 das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden der Zentralleitung

aller badischen Bezirksvereine übernommen (heute Badischer Landesverband für soziale Rechtspflege). An zahlreichen Tagungen der Gefangenenfürsorge nahm er teil, um seine erzieherischen Erfahrungen und seine rechtspolitischen Forderungen an die Öffentlichkeit zu tragen. Unter dem Druck randalierender SA wurde er als Präsident des Landgerichts Mannheim zum 1. August 1933 pensioniert. Kein Wort der Anerkennung und des Abschieds haben die amtlichen Stellen für den angesehenen Richter gefunden. Den beschämenden Pogromen der so genannten Reichskristallnacht entging die Familie, sie war rechtzeitig gewarnt worden. Nun entschloss man sich zu rascher Auswanderung in die Niederlande. Nachdem dort deutsche Truppen eingefallen waren, wurden Dr. Wetzlar und seine Frau im März 1943 in das Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt. Es lässt sich nur erahnen, welch unsägliche Leiden und Entbehrungen die 74 und 75 Jahre alten Menschen bis zu ihrem Tode erdulden mussten. Heute erinnert an der Vorderfront des Schlosses Stutensee eine Gedenktafel an die Ermordeten. Und ganz in der Nähe erhebt sich seit dem Jahre 1984 das Heinrich-Wetzlar-Haus, bestimmt zur Unterbringung jugendlicher Beschuldigter, die ansonsten in Untersuchungshaft einsitzen müssten. Hier lebt das Werk des selbstlosen Helfers fort.

REINER HAEHLING VON LANZENAUER

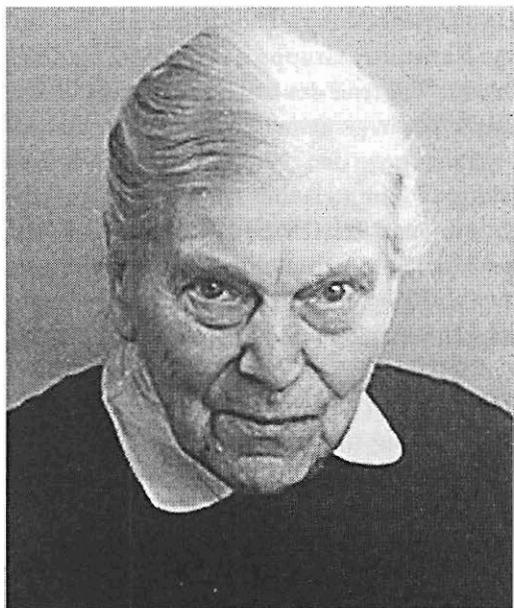
## Luitgard Himmelheber 1874–1959

Der Name Himmelheber steht in der Karlsruher Stadtgeschichte zum einen für die 1768 gegründete, renommierte Möbelfabrik der Gebrüder Himmelheber, zum anderen aber auch für eine Reihe von Frauen, die die üblichen Pfade weiblichen Verhaltens ihrer Zeit verließen und sich politisch engagierten.

Luitgard Himmelheber war eine der ersten Frauen im Karlsruher Stadtparlament. Sie wurde im Mai 1919 Stadtverordnete der „Deutschen Demokratischen Partei“ (DDP). Damit hatte sie für eine Frau ihrer Herkunft außergewöhnliche Wege beschritten.

Am 27. April 1874 wurde sie als Tochter des Max Honsell (1843–1910) und dessen Ehefrau Sophie Amalie Prestinari (1845–1929) geboren. Ihr Vater hatte als Ingenieur die von Tulla begonnene Rheinregulierung vollendet und wurde dann badischer Finanzminister. Luitgard genoss die für eine Tochter der Oberschicht herkömmliche Bildung. Von 1880 bis 1890 besuchte sie eine führende Einrichtung für die Erziehung höherer Töchter, die im Besitz der Großherzogin Luise befindliche Viktoriaschule. 1894 heiratete sie Gustav Himmelheber (1863–1937), der zusammen mit seinem Bruder Karl die Möbelfabrik „Gebrüder Himmelheber“ führte.

Vielleicht lag es daran, dass sie in einem geistig aufgeschlossenen Elternhaus aufgewachsen war, vielleicht hatte sie ihre eigene Ausbildung als ungenügend empfunden; Luitgard Himmelheber befasste sich jedenfalls bald mit den Problemen einer höheren Bildung für Mädchen. Die Institute für höhere Töchter wollten Mädchen auf ihre Rolle als bürgerliche Gattin vorbereiten. In erster Linie sollten Repräsentationsfähigkeit, Geschicklichkeit und ästhetisches Empfinden durch das



Erlernen der französischen Sprache, von Handarbeiten und durch Zeichenunterricht erworben werden. Eine weiterführende Bildung, die zur Ausübung eines qualifizierten Berufs oder gar zum Studium befähigt hätte, gab es zu jener Zeit für Mädchen in Deutschland nicht.

Luitgard Himmelheber setzte sich für die Gründung des 1893 in Karlsruhe eröffneten ersten deutschen Mädchengymnasiums ein und focht mit Entschiedenheit für dessen Fortbestehen, als dies 1897 zweitweilig gefährdet war. Ein besonderes Anliegen war ihr die Einrichtung eines Internats für die auswärtigen Gymnasiastinnen. Sie kümmerte sich um die Verwaltung des Pensionats und sorgte auch für die Freizeitgestaltung der Mädchen an Sonntagen und in kürzeren Ferien. Der alljährliche Tagesausflug der Internatsschülerinnen führte in das Landhaus des Ehepaars Himmelheber in Bernbach.

Neben diesem praktischen Wirken engagierte sich die Fabrikantengattin und Mutter von sieben Kindern auch politisch für eine bessere Ausbildung von Mädchen. Sie trat dem Verein „Frauenbildung – Frauenstudium“ bei, dessen Karlsruher Gruppe sie von 1902 bis 1919 leitete. Während des Ersten Weltkriegs bildete dieser Verein gemeinsam mit anderen Frauenorganisationen den „Nationalen Frauendienst“. Luitgard Himmelheber sah hier ihre Aufgabe im sozialen Bereich und widmete sich insbesondere der Betreuung von Kriegerwitwen.

Das Kriegserlebnis veranlasste sie, sich parteipolitisch zu betätigen. Sie wurde Mitgrün-

derin der Karlsruher Demokratischen Partei und nutzte 1919 nach Einführung des Frauenwahlrechts ihre neugewonnenen demokratischen Rechte, um Politik selbst mitzugestalten. Bis 1924 saß sie im Karlsruher Bürgerausschuss. In ihrem fünfzigsten Lebensjahr zog sie sich aus dem politischen Leben zurück. Der Zweite Weltkrieg veranlasste schließlich ihre Schwiegertochter Kathinka Himmelheber, sich nach 1945 in der überparteilichen Karlsruher Frauengruppe zu engagieren. Luitgard Himmelheber verstarb am 1. März 1959.

BARBARA GUTTMANN

## Gustav Trunk 1871–1936

„Trunk hat gezögert, er besprach sich zunächst mit Chefredakteur Meyer vom ‘Badischen Beobachter’ und mir, dann nahm auch er an, ‘in Gottes Namen’, wie er ausrief. Trunk war, wie sich herausstellte, ein absoluter Fehlgriff, unfähig zu selbstständigem Handeln.“

Mit diesen herben Worten kommentierte sein Parteifreund Heinrich Köhler den Beginn der politischen Laufbahn Gustav Trunks auf Landesebene. Am 10. November 1918 wurde in Karlsruhe im Zuge der Revolution die vorläufige Volksregierung unter dem Sozialdemokraten Anton Geiß gebildet. Trunk – unsicher, unvorbereitet und misstrauisch – übernahm darin das Amt des Ernährungsministers, das die Verwaltung des Mangels bedeutete und dessen Übernahme ein hohes Maß an Pflichtbewusstsein und Selbstverleugnung erforderte. Er baute das neue Ministerium auf, war aber nicht erfolgreich im Kampf gegen Schwarzmarkt, Versorgungsnot, Hunger und die Unzufriedenheit großer Teile der Bevölkerung.

Zugute hielt er sich, die Eisenbahnfahrt der großherzoglichen Familie ins „Exil“ nach Schloß Langenstein (17./18. November 1918) mitorganisiert zu haben.

Josef Ludwig Gustav Trunk, der Sohn eines Hauptlehrers, geboren am 24. Juli 1871 in Waldprechtsweyer, erhielt in Sasbachwalden, in der von dem Priester und führenden Zentrumspolitiker Franz X. Lender gegründeten Schule eine stark katholisch-religiös geprägte Erziehung. Gewiss hatte diese Anteil daran, dass der betont patriotische Mann sich später nicht den Nationalliberalen, sondern dem Zentrum anschloss. Nach dem Abitur am Gymnasium in Rastatt 1893 studierte Trunk bis 1897 Jura in Heidelberg und Berlin und schloss sich der farbentragenden Verbindung Arminia im CV an. Der wegen starker Kurzsichtigkeit vom Militärdienst befreite Jurist war nur kurze Zeit Amtsrichter in Wolfach und ließ sich 1900 als Anwalt in Karlsruhe nieder. Damals war er schon Mitglied der



Zentrumspartei, für die er von 1911–1919 im Stadtrat von Karlsruhe saß.

Bereits Minister, kandidierte Trunk im Januar 1919 erfolgreich für ein Mandat in der Badischen Nationalversammlung. Von 1921 bis 1930 gehörte er dem Landtag an, zuletzt als 2. Fraktionsvorsitzender des Zentrums. Nach dem Wechsel im April 1919 vom Ernährungs- in das Justizministerium (1919–1929) erwarb Trunk sich ohne Zweifel rasch große

Verdienste. Es war daher nur eine Frage der Zeit, bis Trunk auch höchste Würden erlangte. 1920/21, 1925/26 und 1927 (als Nachfolger des zum Reichsminister ernannten Heinrich Köhler) war Trunk Badischer Staatspräsident.

Der Tod seiner Frau und parteiinterne Streitigkeiten – vor allem der persönliche Konflikt mit Köhler, der großen Einfluss in der Landtagsfraktion besaß und im Gegensatz zu Trunk die Politik von Reichskanzler Brüning nicht unterstützte – führten zu seinem Rücktritt als Minister (November 1929) und zur Niederlegung des Landtagsmandats (Juni 1930).

Danach war er wieder als Anwalt in Karlsruhe tätig und heiratete noch einmal. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten verdunkelte Trunks Lebensabend. Schon Ende März 1933 wurde ihm das Ruhegehalt aberkannt, wogegen er sich, seit 1935 schwer erkrankt, gerichtlich wehrte. Im März 1936 bekam er auf Intervention des Reichsjustizministers ein Übergangsgeld bewilligt. Wenige Wochen später, am 23. April 1936, ist der Träger der Jubiläumsmedaille der TH Karlsruhe und Ehrendoktor der Universität Freiburg in Karlsruhe gestorben.

FRANK RABERG

## Rahel Straus 1880–1963

Das zwanzigste Jahrhundert eröffnete Frauen neue Bildungs- und Berufsmöglichkeiten. Kurz vor der Jahrhundertwende legten in Karlsruhe die ersten vier Frauen in Deutschland ihr Abitur ab. Eine von ihnen war Rahel Straus geb. Gotein. Nach dem frühen Tod ihres Vaters, des Rabbiners der orthodoxen Aus-

trittsgemeinde Dr. Gabor Gotein, lag die Erziehung der 1880 geborenen Rahel und ihrer Geschwister in den Händen der Mutter Ida Gotein geb. Löwenfeld. Für die damalige Zeit durchaus nicht selbstverständlich, ermöglichte diese nicht nur den Söhnen, sondern auch den Töchtern eine Ausbildung. Rahel ließ sie das



1893 in Karlsruhe gegründete erste deutsche Mädchengymnasium besuchen. Das neue Jahrhundert brachte für Frauen in Baden auch die Zulassung zum Studium, und Rahel Gotein nahm in Heidelberg als erste Frau an einer deutschen Hochschule das Medizinstudium auf. Wie ungewöhnlich das war, mag die Reaktion ihres Freundes Elis Straus verdeutlichen, der rundheraus erklärte: „Eine Ärztin kann man nicht heiraten.“ Er tat es doch, und das Paar übersiedelte 1905 nach München. Hier eröffnete Rahel Straus 1908 als dritte Ärztin in München und als erste, die an einer deutschen Universität studiert hatte, eine eigene Praxis. Das, wofür die Frauenbewegung im 19. Jahrhundert gekämpft hatte, wurde für die junge Frau zu Beginn des 20. Jahrhunderts nun Realität. 1918 erlangten Frauen auch die politische Gleichberechtigung. Rahel Straus übernahm in der Münchener Räterepublik die Vertretung im Frauenrat und im Geistigen Rat.

Die Situation zu Beginn des 20. Jahrhunderts stellte sich für Frauen, zumindest der bürgerlichen Schichten, in vieler Hinsicht als Aufbruch dar. Dennoch konnte Rahel Straus nicht das Gefühl Friedrich Schillers ein Jahrhundert zuvor teilen: „Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige, Stehst Du an des Jahrhunderts Neige. Wir spürten zu sehr das Gärende, das kommen wollte und das unter der Decke schwelte.“, erinnerte sie sich später.

Die alte Weltordnung war brüchig geworden. Dies bot nicht nur Chancen für positive Entwicklungen, z. B. hinsichtlich der Frauenemanzipation, sondern setzte durchaus auch negative Kräfte frei. Die Hoffnung auf eine friedliche Entwicklung des national erstarkten Deutschland wurde durch den Ersten Weltkrieg zunichte gemacht, und die Enttäuschung über den ausbleibenden Blitzsieg führte zu einer Verschärfung des Antisemitismus. Als Rahel Straus 1917 vor dem Kreis ehemaliger Heidelberger Mitsstudentinnen über Zweifel am Krieg und die Überbetonung männlicher Werte in Kriegszeiten sprach, sah sie sich auch hier mit dem Misstrauen gegenüber der patriotischen Looyalität der Juden konfrontiert. Die ehemaligen Weggenossinnen waren der Meinung, dass sie als Jüdin anders zum Vaterland stünde als die anderen.

Als der Krieg vorbei war, engagierte sich Rahel Straus in der neu gegründeten „Womens International Zionist Organisation“ (WIZO) und im Jüdischen Frauenbund. Die Verbindungen zu nichtjüdischen Frauenorganisationen wurden mit dem Anwachsen der völkischen Bewegung jedoch zunehmend belastet. „Wir hatten große Sehnsucht nach Ruhe, Frieden und Ordnung.“, erklärte Rahel Straus später die Tatsache, dass sie das Anwachsen des Antisemitismus zwar wahrnahmen, jedoch darüber hinweg zu gehen suchten. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung im Januar 1933 und dem wenige Monate darauf

folgenden Tod ihres Ehemanns fasste sie schließlich den Entschluss, das Land zu verlassen. Mit Unterstützung ihrer ältesten Tochter Isa und deren Ehemann gelangten Rahel Straus und die jüngeren Kinder nach Palästina. Eine Pionierin der Frauenbildung und –berufstätig-

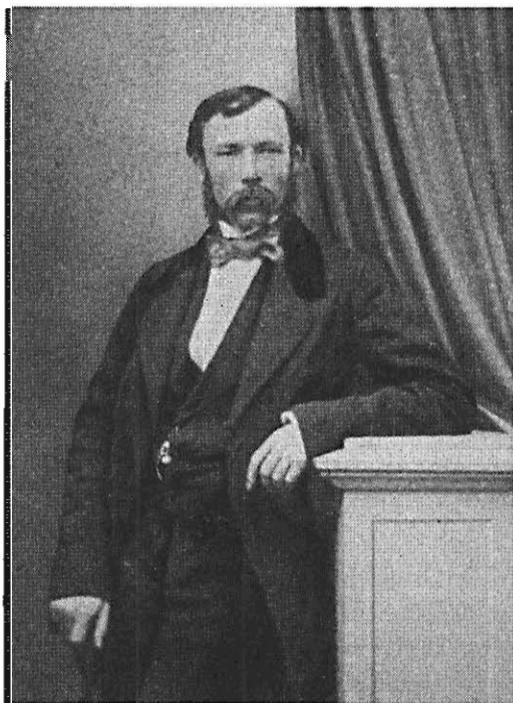
keit ging Deutschland verloren, doch ihr Leben war gerettet. Rahel Straus, deren Hauptaugenmerk auch in Palästina der Situation von Frauen galt, starb 1963 im Alter von 83 Jahren.

BARBARA GUTTMANN

## Franz von Roggenbach 1825–1907

War er eine Alternative zu Bismarck? Und wäre – so heutige Historiker – unter seiner Kanzlerschaft ein anderer Weg beschritten worden als jener, der die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts für uns so verhängnisvoll werden ließ? Vor 175 Jahren am 25. März 1825 als Sohn des Regimentskommandeurs in Mannheim geboren, studierte er Jura in Heidelberg, wo die Historiker Gervinus und Schlosser sein politisches Interesse weckten. Nach Ausbildungsabschluss 1848 wurde er „durch den wunderlichsten Zufall“ im Außenministerium der damaligen Reichsregierung angestellt, und so erlebte er auch das Paulskirchenparlament aus nächster Nähe. Seitdem begleiteten ihn Zweifel „angesichts einer nie ruhenden Demagogie“ und der „Unfähigkeit großer Versammlungen“.

Nach Übertritt in den badischen diplomatischen Dienst 1849 begann er in Berlin erste Kontakte zu knüpfen, die er auf Bildungsreisen vertiefte. Für die liberalen Fürstenhäuser wie Nassau, Oldenburg, Weimar, Coburg u. a. wurde er ein engagierter Berater, weil für ihn der Weg zum nationalen Staat nur über diesen liberalen Konstitutionalismus führen konnte. Kleindeutsch gesinnt, erhoffte er sich von der Neuen Ära 1858 in Preußen einen mutigen Schritt für ein Fürstenbündnis. Auch in Baden waren seit 1856 Liberale in die Regierung berufen worden. Mit dem ihm freundschaftlich



verbundenen Großherzog Friedrich I. entwarf Roggenbach einen Reformplan für die „Vereinigten Staaten von Deutschland“ unter Ausgliederung Österreichs, dessen Besitzstand garantiert werden sollte. Die gemeinsamen Beratungen mit Friedrichs Schwiegervater Wilhelm I. durchkreuzte aber Bismarck, den angesichts des Verfassungskonflikts Wilhelm 1862 zum preußischen Ministerpräsidenten ernannte.

Roggenbach, seit 1861 badischer Außenminister – auf ein Gehalt verzichtete er – forderte, dass das Bismarcksche System „schonungslos angegriffen“ werden müsse, und der Hass gegen den „gewissenlosen Menschen“ und „grundsatzlosen Junker“ begleitete sein politisches Wirken. Aber schon 1865 sah er sich als Vertreter eines Mittelstaates eingeeengt, und Friedrich musste auf seinen Antrag seinen „Herzensminister“ entlassen. Den Krieg gegen Frankreich 1870 bejahte er freilich wie den Deutschen Krieg 1866 und er „zitterte nur vor Pfuscharbeit“. Im Hauptquartier des preußischen Kronprinzen entwarf er radikale Annektionspläne zur Auflösung Frankreichs in föderative Provinzen und eine vorgeschobene Grenze von Belgien bis zur Schweiz. Die Position eines Statthalters für Elsaß-Lothringen schlug er unter einem Kanzler Bismarck aus. Dafür reorganisierte er als Kurator 1871/72 die Universität Straßburg und war Mitglied des Reichstags. Die Schärfe des Kulturkamp-

fes – wie in Baden – missfiel dem liberalen Katholiken, und er sparte sich „für bessere Zeiten auf“. Diese erhoffte er sich im Kontaktkreis mit Kronprinz Friedrich als künftigem Kaiser, wobei er vor allem eine intensive politische Korrespondenz mit Augusta, Gattin Wilhelms I., führte, die Roggenbachs Gedanken immer wieder, teils wörtlich übernommen, vortrug.

Als 1888 Friedrich III. starb, waren Roggenbachs Pläne zerbrochen, denn Wilhelm II. brauchte ihn nicht. Dessen Regime galt bald seine Kritik im Briefverkehr mit Entscheidungsträgern, die für ihn mehr bedeuteten als der Parlamentarismus, den er gerade in seiner englischen Form ablehnte. 1907 starb der „Staatsmann ohne Staat“, wohl zwiespältig und die Realitäten der Macht oft verkennend, aber ohne persönliches Machtstreben und voller Ahnungen, wohin Deutschland im 20. Jahrhundert treiben würde.

LEONHARD MÜLLER

## Wilhelm Eisenlohr 1799–1872

In der Geschichte der Physik hat der Professor am Karlsruher Polytechnikum einen Namen, denn die von ihm 1854 als ultraviolettes Licht bezeichneten kurzwelligen Strahlen mit ihrer Fähigkeit, Fluoreszenz zu erregen, konnte er erstmalig anhand eines von ihm erfundenen Verfahrens in ihrer Wellenlänge messen, und dies fand bei den Physikern besondere Aufmerksamkeit.

Eine gleiche Beachtung gilt hier dem Lehrer. 1799 in Pforzheim geboren, wuchs der Sohn eines Obervogts in Durlach auf. Die frühe Halbweise wollte nach Lateinschulbesuch Schreiber werden, um die alleinerziehende Mutter zu unterstützen. Autodidaktisch er-

warb er den Hochschulzugang und studierte 1817 Kameralwissenschaften und Mathematik in Heidelberg. Dem brillanten Zwanzigjährigen wurde bereits 1819 eine Stelle für Mathematik und Physik am Mannheimer Lyceum angeboten, die er mit Erfolg 21 Jahre wahrnahm. Berichtet wird, dass der begeisterte Lehrer auf einem Ausflug seinen Schülern in einem Gasthaus mit seiner Stentorstimme den pythagoreischen Lehrsatz anhand eines Stückes Käse erläuterte. Ein unbekannter, zuhörender Gast erwirkte später die Erhöhung der Besoldung des Professors um 200 Gulden. Es war der Innenminister. Eisenlohr war mittlerweile auch Gewerbeleh-



rer geworden. Er erwarb sich hohe Verdienste um den Aufbau der neuen Schulart, wo er, wie damals üblich, abends und Sonntagfrüh Unterricht hielt und als Beirat bei der Aufsichtsbehörde für Gewerbeschulsachen diente.

1840 wurde er an das Karlsruher Lyceum berufen und im Nebenamt zu Vorlesungen am Polytechnikum verpflichtet. Seine Haupt Sorge war die Einrichtung eines physikalischen Kabinetts. Dass er diese anfangs aus eigenen Mitteln bestritt, forderte das Ministerium heraus, einen ansehnlichen Staatszuschuss zu zahlen. Auch seine Vorlesungen, seit 1855 ganz dem Polytechnikum zugeordnet, dehnte er freiwillig bis zu 12 Stunden aus und schuf mit seinem Laboratorium erstmals Übungsplätze für seine Physikstudenten. „Seine Begeisterung“ so eine Biographie, „entzündete den göttlichen Funken in der Brust der Jünglinge.“ 1836 verfasste er das erste Physiklehrbuch, das nicht auf französischen Vorbildern

fußte, 1876 in 11. Auflage erschienen. Neben dem industriellen Nutzen der Physik, so heißt es im Vorwort, wirkt sie „aber ebenso wohltätig auf unser religiöses und moralisches Gefühl. Durch sie lernen wir überall die Weisheit und Größe des Schöpfers bewundern.“

Verdienstvoll für das Polytechnikum war nicht nur seine enge Zusammenarbeit mit Direktor Ferdinand Redtenbacher, sondern auch der Kontakt zum Großherzog Friedrich I., der mit Ehefrau Luise sein physikalisches Kabinett besuchte. 1858 fand in Karlsruhe die 34. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte statt, zu deren Vorsitzendem Eisenlohr gewählt wurde, ein Kulminationspunkt in seinem Leben. Im Nachhall gründete er 1859 auf Wunsch seines Fürsten den „Verein für wissenschaftliche Belehrung“, dem er zehn Jahre vorstand. Den regelmäßigen Vorträgen, für die er bedeutende Köpfe der Wissenschaft gewinnen konnte, wohnte der Großherzog fast regelmäßig bei. Mit seinen populärwissenschaftlichen Schriften konnte Eisenlohr neben seiner großen Redekunst zunehmend nicht nur viele Studenten, sondern auch weite Kreise der Bevölkerung für den Erlebnisbereich „Physik“ gewinnen. Der Dank blieb nicht aus. Mit hohen Orden und dem Titel Geh. Rat II. Klasse geehrt, mit den Ehrendoktorhüten der Universitäten Freiburg und Basel ausgezeichnet, gehörte er zu den eindrucksvollen Köpfen des Polytechnikums. Neben seiner Neigung zu Kunst und Literatur – Dante und Shakespeare las er in der Ursprache – interessierte er sich auch politisch.

Im Ruhestand seit 1865 war er nicht minder rührig, bis er 1872 an einem Herzleiden starb. Der Band, in welchem er Shakespeares dramatische Dichtungen zu lesen pflegte, ist ihm auf seinen wiederholten Wunsch in den Sarg gelegt worden.

LEONHARD MÜLLER

# Margarethe Hormuth-Kallmorgen 1857–1916



Margarethe Hormuth war Mitglied der Grötzinger Malerkolonie. Sie wurde 1857 in Heidelberg geboren. Aus einer bürgerlichen Familie stammend, erhielt sie die Ausbildung einer höheren Tochter im Mädchenpensionat. Auf Grund ihrer gesellschaftlichen Stellung hatte sie die Chance, eine Berufsausbildung zu machen, doch durch ihre Geschlechtszugehörigkeit waren dem Grenzen gesetzt. Sie wollte Malerin werden, aber an der Akademie, dem klassischen Ausbildungsort der bildenden Künstler, waren Frauen damals nicht zugelassen und so musste sie Privatunterricht nehmen. 1878 wurde Margarethe Privatschülerin des Porträt- und Historienmalers Ferdinand Keller. Während man an den Akademien die Fächer Historien-, Porträt-, Genre- und Land-

schaftsmalerei lehrte, wurden die Frauen allein in Blumenmalerei unterrichtet. Obwohl sich Margarethe, den Gepflogenheiten der Zeit entsprechend, auf Blumenmalerei spezialisierte, ist das Vorbild des Lehrers deutlich in ihren Arbeiten spürbar. Die Staffagen seiner großen historischen Szenen, wie ein roter Samtvorhang, eine kupferne Vase und die üppigen Blüten der Pfingstrosen werden bei ihr zum alleinigen Bildinhalt, wobei sie die Stofflichkeit der Gegenstände hervorragend in Malerei umsetzte. Gestalterisch blieb sie immer der Kunst der Gründerzeit verhaftet.

Bereits im ersten Jahr ihrer Malerinnenausbildung lernte sie den Kunststudenten Friedrich Kallmorgen kennen. Bald wurde sie zur wichtigsten Ratgeberin für den jungen Maler: „Ich will keine Frau sein, die mit ein bisschen süßem Geschwätz den Mann unterhält, ihm ein kostbares Spielzeug ist – oh nein – ich als Frau von einem Künstler will vollen Anteil an seinen Werken haben, ich will die anregende, fördernde Kraft sein. Mit mir, durch mich.“ Erst nachdem gesichert war, dass Friedrich Kallmorgen mit dem Verkauf seiner Gemälde eine Familie ernähren konnte, erlaubte sein Vater die Hochzeit, die am 10. September 1882 stattfand.

Doch weder die Heirat noch die Geburt der beiden Kinder hinderten Margarethe am Malen. Nachdem im Sommer 1883 der Sohn Walther zur Welt gekommen war, zog Margarethes Schwester Anna zu der jungen Familie. Sie kümmerte sich um den Haushalt und die Familie. Bis zur Geburt der Tochter Helene war Margarethe Schülerin von Ferdinand Keller. Sie erhielt Aufträge für Gemälde, sie besuchte regelmäßig Ausstellungen, wo ihre Arbeiten meist auch verkauft wurden, und seit

1884 unterrichtete sie immer wieder Privatschülerinnen. Margarethe war nach Kräften bemüht, mit ihrem Verdienst das Haushaltsgeld aufzubessern. Dabei teilte sie ihre Zeit gewissenhaft ein: „Abends strickend, morgens malend, nachmittags Frau für alles“, wie sie 1885 ihre Situation beschrieb. Die künstlerischen Erfolge Friedrich Kallmorgens ermöglichten es dem Paar, 1889 in Grötzingen das „Haus Hohengrund“ als Wohnsitz für den Sommer zu bauen. Margarethe entwickelte, wegen der langen Abwesenheit ihres Gatten, der als Landschaftsmaler zahlreiche Reisen unternahm, große Selbständigkeit. Unterstützt von ihrer Schwester Anna hatte sie bereits 1889 das Richtfest des Hauses ohne ihren

Mann bestreiten müssen. Darüber hinaus arbeitete sie beständig an ihren eigenen Werken – in einem Nordzimmer, das ihr als Atelier diente, und gelegentlich auch im Garten. Wie ihr Ehemann hielt auch Margarethe den Kontakt zu den Kollegen und Kolleginnen in Karlsruhe. 1898 wurde sie in den Vorstand des Karlsruher Malerinnen-Vereins berufen. Von 1900 bis 1902 lehrte sie Blumen- und Stilllebenmalerei an der Malerinnenschule in Karlsruhe. Mit der Berufung ihres Mannes zum Professor an die Berliner Akademie und dem Umzug in die Reichshauptstadt erlahmte die künstlerische Schaffenskraft der 46-jährigen.

BRIGITTE BAUMSTARK

## Melitta Schöpf 1901–1989

Am 27. Januar 2001 jährt sich der Geburtstag einer außergewöhnlichen Karlsruherin zum hundertsten Male. Melitta Schöpf wurde 1956 als erste FDP-Frau in den Karlsruher Stadtrat gewählt. Im selben Jahr kandidierte sie für ihre Partei auch zu den Landtagswahlen. Für eine Frau in den 50er Jahren schlug sie damit ungewöhnliche Wege ein. In ganz Baden-Württemberg befanden sich unter insgesamt 350 Erstkandidaten nur elf Frauen, in Karlsruhe war sie die einzige Kandidatin. Melitta Schöpfs gesellschaftspolitisches Engagement hatte Familientradition. 1901 in Mosbach geboren, wuchs sie in der Karlsruher Weststadt auf und besuchte das Lessinggymnasium am Gutenbergplatz. Im Elternhaus wurden, besonders von mütterlicher Seite her, demokratische Traditionen lebendig erhalten und weitergegeben. Urgroßvater und Urgroßonkel hatten sich an den revolutionären Aufständen 1848/49 in Baden beteiligt und wa-

ren nach deren Niederschlagung in den Kasematten von Rastatt inhaftiert. Melitta Schöpf entschloss sich, nach Beendigung von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg in die FDP zu gehen, weil sie dort Ideale wie Individualismus und Freiheit des Denkens groß geschrieben sah. Den Anstoß, politisch aktiv zu werden, gab für sie jedoch die Frage der Gleichberechtigung der Frau. Es war schließlich die Freundschaft mit Dr. Marie Elisabeth Lüders, die bereits in Kaiserreich und Weimarer Republik in der Frauenbewegung führend gewesen war und nun für die FDP im Bundestag saß, die Melitta Schöpf 1953 in die liberale Partei führte. 1955 übernahm sie den Vorsitz der Karlsruher FDP-Frauengruppe, und auch im Landesfrauenausschuss der Partei war sie vertreten. Dies alles war für die Gattin des Inhabers eines bekannten Karlsruher Modegeschäfts durchaus ungewöhnlich. Seit 1931 war sie mit dem Kaufmann Karl Schöpf verheira-



ret. Ihrer Tochter wurde sie in ihrem vielfältigen politischen und sozialen Engagement sowie ihrem Einsatz für die Gleichberechtigung der Frau zum Vorbild.

Melitta Schöpf's politische Arbeit beschränkte sich keineswegs auf Frauenfragen. Sie wurde bald als stellvertretende Vorsitzende in den Vorstand der Karlsruher FDP gewählt und in den Ausschuss für Gewerbepolitik der Bundespartei entsandt. Auch in ihrer Tätigkeit als Stadträtin deckte sie ein breites Spektrum an Themen ab. Ob es nun um die Beleuchtung des Marktplatzes, die geplante Auflösung der gynäkologischen Abteilung im städtischen Krankenhaus, die Überbelastung der Polizei

oder Sicherheit im Straßenverkehr ging, Melitta Schöpf vertrat stets engagiert ihre Überzeugung. Ende der 60er Jahre setzte sie sich vehement gegen den vollständigen Abbruch des im Krieg beschädigten Ständehauses ein. Dies war ihr nicht alleine ein baugeschichtliches und ästhetisches Anliegen, vielmehr wollte sie das alte Ständehaus als bedeutendes Zeugnis der liberalen Verfassungsgeschichte Badens erhalten sehen. Die Frau, der die Überlieferung demokratischer Traditionen ein wichtiges Anliegen war, war gleichzeitig mit ihren Ideen oft ihrer Zeit voraus. Manches, wofür sie sich einsetzte, hat bis heute nichts an Aktualität eingebüßt. Bereits 1968 sah sie in der Ganztagschule die Schule der Zukunft und schlug vor, Schulhausneubauten im Hinblick darauf zu planen. Neben der Arbeit in Partei und Stadtrat fand Melitta Schöpf noch Zeit und Kraft, sich vielfältig gesellschaftlich und sozial zu engagieren. All ihre Aktivitäten und Funktionen im Einzelnen zu benennen, würde an dieser Stelle den Rahmen sprengen. Erwähnt sei, dass sie u. a. stellvertretende Vorsitzende des Deutsch-Evangelischen Frauenbunds war, Kirchenälteste sowie stellvertretende Vorsitzende des Kreisvereins Karlsruhe des Roten Kreuzes. 1967 wurde Melitta Schöpf für ihre Verdienste im Bereich der Kommunalpolitik, der Frauenarbeit und des Sozialwesens das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen. 1975 ehrte die FDP sie mit der Thomas-Dehler-Medaille. Die engagierte Politikerin verstarb am 26. Februar 1989.

BARBARA GUTTMANN

## Gustav Zimmermann 1888–1949

„Dieser Tod ist wahrlich eine bittere Überraschung für uns alle“ schrieb Landtagspräsident Wilhelm Keil dem hessischen Ministerpräsidenten Christian Stock am 13. August 1949. „Wir haben einen guten Kameraden und ich persönlich einen treuen Freund verloren“. Der plötzliche Herztod des SPD-Politikers Gustav Zimmermann erschütterte damals zahlreiche Weggefährten, zumal der Verstorbene eine Aura der Vitalität hatte, die Gedanken an Krankheit und Tod gar nicht aufkommen ließ.

Gustav Zimmermann wurde am 2.12.1888 in Liedolsheim bei Karlsruhe geboren. Er war Mechaniker und Seemann, bevor er um 1910 zum Journalismus kam. Nach dem Ersten Weltkrieg, in dem er schwer verwundet wurde, war Zimmermann Redakteur sowie Verlagsdirektor und stand als stellvertretender

Landesvorsitzender mit an der Spitze der badischen SPD. Von 1920 bis 1933 Stadtrat und SPD-Fraktionsvorsitzender in Mannheim, erlebte Zimmermann 1933 die Entlassung aus allen Ämtern durch die Nationalsozialisten. Als führender badischer Sozialdemokrat befand er sich 1933 auch in „Schutzhaft“ im KZ Kislau.

Nach der Entlassung ernährte Zimmermann seine Familie als Geschäftsführer einer Papierwarenfabrik und als Handelsvertreter. Wegen Verbreitung eines verbotenen Presseorgans saß er später erneut für drei Monate im Gefängnis. Nach dem Untergang des „Dritten Reiches“ wurde der politisch Unbelastete im Spätfrühjahr 1945 von der US-Militärregierung in Mannheim zum Ersten Bürgermeister ernannt.

Doch höhere Aufgaben warteten auf ihn: Im September 1945 berief ihn der Präsident des Landesbezirkes Baden im neugegründeten Land Württemberg-Baden Heinrich Köhler, zum Landesdirektor des Inneren und zu seinem Stellvertreter. Damit fand Zimmermann einen neuen Lebensschwerpunkt in Karlsruhe, wo die den Landesministerien in Stuttgart beigeordneten Landesdirektionen angesiedelt waren. Er war gewissermaßen für Nordbaden Stellvertreter des Innenministers von Württemberg-Baden. Als einer der Mitarbeiter am demokratischen Neubeginn im deutschen Südwesten schrieb er sich in die Nachkriegsgeschichte ein.

Schon im Januar 1946 wurde er Mitglied der Vorläufigen Volksvertretung in Stuttgart. Im Sommer des gleichen Jahres erfolgte seine Wahl in die Verfassungsgebende Landesversammlung von Württemberg-Baden und zum Erstem Vizepräsidenten. Bei der Erarbeitung



der Verfassung des Landes Württemberg-Baden leistete Zimmermann im Verfassungsausschuss Grundlegendes. Auch im Landtag von Württemberg-Baden, dem er für den Wahlkreis Mannheim angehörte, nahm Zimmermann die Aufgabe des Ersten Vizepräsidenten wahr. Sein parteiübergreifendes Ansehen, seine Konzilanz und sein großer Sachverstand führten im Sommer 1948 zur Wahl in den Parlamentarischen Rat. Er war Mitglied des Hauptausschusses und zählte neben dem mit ihm eng befreundeten Carlo Schmid zu den Sozialdemokraten, die entschieden für Kompromisse mit den Konservativen, vor allem mit der CDU/CSU, eintraten und damit das Grundgesetz überhaupt erst ermöglichten. Während sich Zimmermann in Karlsruhe, Stuttgart und Bonn engagierte und die Arbeiten am Grundgesetz in eine Krise gerieten,

starb Heinrich Köhler, der Präsident des Landesbezirks Baden. Als Stellvertreter war Zimmermann der gegebene Nachfolger. Der 60-jährige fragte sich, ob er auch diese Last noch würde schultern können. Aber er verschloss sich den lauten Rufen nicht und trat das Präsidentenamt an.

Zunehmend machten sich Folgen der Entbehrung und der psychischen Belastung aus der Zeit vor 1945 bemerkbar. Zimmermann litt unter einer schweren Herz- und Bronchienkrankung, die er nicht auskurieren konnte. Im Sommer 1949 bekam er eine Lungenentzündung, von der er sich zu erholen schien. Eine plötzlich auftretende Embolie führte am 1. August 1949 im Neuen Vinzentius-Krankenhaus in Karlsruhe seinen Tod herbei.

FRANK RABERG

## Johann Georg Schlosser 1739–1799

Als einer der „merkwürdigsten“ badischen Beamten wird er in einer Würdigung charakterisiert. Vielleicht weil er, geboren 1739 in eine Familie der Oberschicht zu Frankfurt, sich immer als „Republikaner“ einer freien Reichsstadt empfand, dem Adel gleichwertig wie sein Schwager Goethe.

Nach Rechtsstudium, kurze Zeit Geheimesekretär, später als Advokat in Frankfurt, trat der Sprachkundige als Übersetzer und Verfasser philosophischer Beiträge literarisch hervor. Als er 1773 Goethes Schwester Cornelia heiraten wollte, verlangte deren Vater, dass er eine gefestigte Position samt Titel vorweisen solle. Schlossers Interesse galt der badischen Verwaltung, die ihm als vorbildlich und Markgraf Friedrich als „einer der hervorragendsten Ver-



treter des aufgeklärten Absolutismus“ erschien. Jener kannte Schlossers „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“ und stellte ihn als Hof- und Regierungsrat in das Hofratskollegium ein, das Regierungsfunktionen wahrnahm.

Nach kurzer Zeit in Karlsruhe, „schroffe Redlichkeit“ machte ihn hier unbequem, zog er mit seiner Frau Cornelia nach Emmendingen als hochbezahlter Oberamtsverweser der Herrschaft Hochberg, eine der südlichen badischen Exklaven neben Rötteln und Badenweiler. Während die an Frankfurter Geselligkeit gewöhnte Cornelia sich in diesem Ackerbaustädtchen, fern von ihrem geliebten Bruder, sehr unglücklich fühlte, fand Schlosser als oberster Beamter das richtige Betätigungsfeld. Die Verweser verkehrten direkt mit dem Hofkollegium, waren sie doch für die Polizeigewalt, die Schul- und Kirchen- und Finanzsachen, die untere Gerichtsbarkeit und die Gewerbeaufsicht zuständig. Wenn der Hofrat unter dem „unverbesserlichen Besserwisser“ auch litt, denn der Fürst gewährte ihm stetig seine Gunst, so entwickelte sich unter der fleißigen, akuraten Verwaltung Schlossers diese Zwergresidenz auf allen Gebieten ganz vorzüglich. Seine schriftstellerischen Produktionen ruhten nicht, und Freundschaften mit Literaten in der Schweiz, im Elsass und anderswo pflegte er durch reichen Briefwechsel. Der rasche Tod der 27-jährigen Cornelia 1777 nach einer zweiten Geburt und depressivem Dasein war ein harter Schicksalsschlag. Nach 13 Jahren in Emmendingen bat er 1787 um eine Stelle „an der er nicht reden dürfte bis man ihn fragt“. Karl Friedrich berief ihn als Geh. Hofrat nach Karlsruhe, und die Reaktion Schlos-

sers war: „Ich lebe so frei wie in Frankfurt. Mein ganzer Zwang besteht darin, dass ich alle Tage einen Haarbeutel und Schuhe und Strümpfe trage.“ In seinem Wirken ging er, der die „Politik“ des Aristoteles als erster ins Deutsche übersetzt hatte, von einer Gewaltenteilung aus. In vielem der Tradition zwar verbunden, so für die Erhaltung der Ständegesellschaft und der Zünfte, war er schon 1783 vom Kaiser Joseph II in eine Kommission zur Verbesserung des österreichischen Rechts berufen worden. Jetzt forderte er entschieden die Unabhängigkeit des Hofgerichts vom Hofrat, quasi der Exekutive, und dem Fürsten, quasi der Legislative. 1790 wurde das eigene Hofgericht geschaffen und Schlosser zum Direktor bestellt, obgleich der Markgraf letztlich stets den Adel bevorzugte, aber auf einen solchen „Gelehrten und Mann von Genie“ nicht verzichten wollte.

1794 wollte Schlosser aus dem badischen Staatsdienst ausscheiden. Er nahm Anstoß am Eingriff des Markgrafen in die Justiz in Sachen eines hochverschuldeten französischen Asylan-ten, für die das Herz des Fürsten in der Revolutionszeit schlug. Hier sah er einen groben Verstoß gegen den von ihm immer wieder vertretenen Gerechtigkeitssinn. „Mein Herr ist der liebste Mann, den ich kenne, aber er ist unthätig“, und damit meinte er: vom Hofstaat absorbiert, der nur den „Hofblick“ kannte. Als unabhängiger Geist, seit 1798 Syndikus im Frankfurter Magistrat, 1799 gestorben, war er ein aufgeklärter Begleiter, ja Wegbereiter eines Monarchen an der Schwelle zum bald liberalen Baden des 19. Jahrhunderts.

LEONHARD MÜLLER

## Rahel Varnhagen 1771–1833



„Hier bin ich noch mit niemand, als wär's meinesgleichen“, schrieb Rahel Varnhagen im Dezember 1816 an einen Freund, nachdem sie ein halbes Jahr als Ehefrau des preußischen Gesandten am badischen Hof, Karl August Varnhagen, in Karlsruhe gelebt hatte. In die Literatur- und Geschichtswissenschaft ging Rahel Varnhagen ein als Betreiberin der wohl bedeutendsten Berliner Salons in den Jahrzehnten um 1800, in denen sich der gebildete Adel mit Vertretern des Bürgertums zu stände- und konfessionsübergreifendem Gedankenaustausch traf. Zudem hinterließ sie ein umfangreiches Briefwerk, sie korrespondierte im Laufe ihres Lebens mit rund 300 Menschen. Dennoch umgab sie immer eine Einsamkeit, die mit ihrer Herkunft und ihrem Wesen zusammenhing. Es stellt sich die Frage, mit wem Rahel hätte so sein können, als wär's ihresgleichen?

Sie kam am 19. Mai 1771 als ältestes Kind des jüdischen Kaufmanns Markus Lewin und seiner Frau Chaie in Berlin zur Welt. 1790 begann sie in der Dachstube ihres Elternhauses ihren ersten Salon zu etablieren. 1806, als sich im napoleonisch besetzten Preußen der Nationalismus verbreitete, musste sie ihn schließen, denn nun traf man sich nicht mehr bei einer Jüdin. Der deutsche Nationalstolz zeichnete sich von Anfang an durch eine Abweisung der Juden aus.

1814 heiratete sie den 14 Jahre jüngeren Karl August Varnhagen, nachdem sie vorher zum christlichen Glauben übergetreten war. Mit ihm lebte sie ab 1816 in Karlsruhe, bis er 1819 von seinem Amt abberufen wurde. Das Ehepaar ging zurück nach Berlin, wo Rahel ihren zweiten Salon eröffnete. Sie starb 1833.

In ihren Karlsruher Jahren vermisste sie vor allem die gelehrte Geselligkeit. Sie schrieb: „Karlsruhe ist ein schöner, unbequemer Ort. Die Unbequemlichkeit liegt in der Präention eines großen, ohne dessen Ressourcen zum Nutzen und Vergnügen, und in der Beschränktheit und dem Stagnierenden eines kleinen. (...) Kurz, es fehlt den Personen, die sich sehen könnten, eine volle Stadt als Unterlage und Grund ihrer Gesellschaften.“ Auch stieß das Ehepaar aus Preußen wohl auf Vorbehalte seitens der Residenzstadtbewohner. Der Karlsruher Chronist Friedrich Weech stellte noch 1885 fest: „Doch fand der spezifisch norddeutsche Zuschnitt (...) nicht gerade vielen Anklang bei dem Karlsruher Adel. Mit den Beamten- und Bürgerkreisen hatte das geistreiche Gebahren (...) so gut wie gar keine Berührung.“ Erschwerend kam für Rahel hinzu, dass sie als geborene Jüdin bei Hofe nicht geladen wurde.

Hinzu kam die Erkenntnis, dass sie als Ehefrau in ihrer Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt war. Die Erfahrung, dass sie nur etwas galt in Bezug auf ihren Mann, war für sie neu und unangenehm. So schrieb sie 1819 an ihre Schwester: „Es ist Menschenunkunde, wenn sich die Leute einbilden, unser Geist sei anders und zu anderen Bedürfnissen konstituiert, und wir könnten zum Exempel ganz von des Mannes oder Sohnes Existenz mitzehren.“

Dennoch zählten die Karlsruher Jahre zu den glücklichsten ihres Lebens, da sie erstmals – abgesehen von der Abweisung des Hofes – nicht mehr unter den Kränkungen ihrer früheren Jahre litt. Ihr war der gesellschaftliche Aufstieg von der an den Rand gedrängten Jü-

din zur Gattin des preußischen Gesandten gelungen. Die Verkündung der badischen Verfassung 1818, an die sich die Hoffnung auf eine gesamtgesellschaftliche Emanzipation auch der jüdischen Minderheit knüpfen konnte, erlebte sie wie ihr Mann mit großer Freude.

Die judenfeindlichen Hep-Hep-Stürme von 1819 erschreckten sie dann bis in den Herzensgrund. Sie behielt nämlich trotz ihres gesellschaftlichen Aufstiegs und ihres Übertritts zum Christentum ein Gespür für das Inhumane einer Gesellschaft, die bestimmte Gruppen ausschließt oder abwertet. So meinte sie am Ende ihres Lebens, dass sie ihre Herkunft um keinen Preis mehr missen wollte.

SUSANNE ASCHE

## Hilda von Baden 1864–1952

Am 3. Mai 1885 schrieb Erbgroßherzog Friedrich an seinen Bruder Ludwig: „Ich kann Dir nur wünschen, dass Du auch einmal so glücklich wirst, wie ich es bin, und eine solche Perle findest, wie mir sie in meiner Hilda von Gott geschenkt worden ist.“ Eine Liebesheirat, doch politisch geplant. Denn Großherzog Friedrich I. kümmerte sich nicht nur intensiv um die Schul- und Universitätsausbildung wie um die militärische Laufbahn des Thronfolgers, sondern auch um die Wahl der Schwiegertochter, bei der sich sogar die englische Königin Viktoria, bekannt für den europäischen Heiratsmarkt, einmischte. Nach einigen Absagen nahm Friedrich I. vorsichtig Verbindungen mit Herzog Adolf v. Nassau auf, der im Krieg 1866 von den Preußen aus seinem Land verjagt worden war. Eine Verbindung von dessen Tochter Hilda mit dem Enkel Wil-

helms I. hätte also eine positive Entwicklung geschaffen. Vorsichtig sollte der Erbprinz seine politischen Standpunkte beim ersten Besuch darlegen. Aber das war nicht nötig, „denn der Mensch denkt und Gott lenkt“ notierte Adolf v. Nassau, seit 1890 Großherzog v. Luxemburg, und bald begannen „unbeschreiblich glückliche Tage“, als am 26. September 1885 das junge Paar in Karlsruhe einzog. Die Ehe blieb leider kinderlos, „ein schmerzliches Entbehren“. Hilda betreute aufopferungsvoll den seit seiner Jugend an Gelenkrheumatismus leidenden Gatten, der in seiner Offizierslaufbahn öfter aussetzen musste. Sie begleitete ihn an verschiedene Standorte, vor allem nach Berlin mit Kontakten zum Hof Wilhelms II., dessen schnoddrigen Gardedeutnantsjargon Friedrich bei seinem Vetter gar nicht schätzte. 1902 schied er aus dem



Dienst, da Wilhelms Militärkabinett seine Ernennung zum Kommandierenden General in Baden ablehnte, weil man u. a. „den jungen süddeutschen Fürsten mit partikularistischem Untergrund“ misstraute – so auch dem Württemberger und dem Bayer. In Karlsruhe bezogen Friedrich und Hilda das neuerbaute Palais, heute Sitz des Bundesgerichtshofs, in dem sie auch blieben, als der Vater 1907 starb und Mutter Luise, die Kaisertochter, im Schloss residierte. Hilda „nahm das in ihrem bescheidenen Sinn gerne hin, ... anerkannte sie doch rückhaltlos die überragende Größe der bisherigen Landesmutter“. Beim Badischen Frauenverein, der unter Luise eine bedeutende Leistungskraft gewonnen hatte, musste Hilda im „liebvollen Wettstreit“ mit der repräsentationsgewohnten Schwiegermutter eine „ausgeprägte Selbstbeherrschung“ zeigen.

Im I. Weltkrieg gewann Hilda durch Lazarettbesuche, Sorge um Verwundeten Transporte, Ausbildung von Krankenschwestern und anderes weitere Anerkennung der Bevölkerung. In den sieben Frieden Jahren hatte seit 1907 Friedrich II., der nicht die Strahlkraft seines Vaters besaß, dessen Regierungsprinzipien nur weiterführen können. Das neue Großherzogspaar, das sehr zurückhaltend war, galt manchem als arrogant. Wenn dies auch nicht zutrifft, so machte man sich doch politische Illusionen bis zum Kriegsende. Am 11. November 1918 meinte das Paar nach einem Intermezzo einer kleinen Soldateska fliehen zu müssen. Durch ein Fenster musste man steigen samt Mutter Luise und Schwester Viktoria, Königin v. Schweden, um das im Fasanengarten wartende Auto zu erreichen, den Koffer mit Kronjuwelen vergessend, den anderntags ein Hofbeamter unterm Busch entdeckte. Erst im Schloss Langenstein, fern vom „roten Mannheim“, fand man eine Bleibe, wo man nach Thronverzicht, anders als andere Fürsten, sich großzügig in den Abstandsleistungen zeigte. Bei der zunehmenden Erkrankung des Großherzogs, der erblindete, sah Hilda in dessen Pflege ihre ganze Aufgabe. Als ihr Gatte 1928 starb, beging man in Karlsruhe über alle Parteigungen hinweg eine feierliche Beerdigung. Hilda wohnte im Freiburger Palais, das 1944 zerbombt wurde. In Badenweiler verlebte sie, die sich völlig abseits des NS-Regimes gehalten hatte, nun ihre letzten Jahre. Sie war wie ihr Gatte ein tiefreligiöser Mensch, der Vorbildliches leisten wollte, dem die Zeitläufte jedoch die Wirkungsfelder einschränkte, die Hilda mit Eifer zu bestellen versuchte.

LEONHARD MÜLLER

## Richard Horter 1868–1942

Der Höhepunkt des politischen Lebens von Richard Horter lag zweifellos in der Revolutionszeit 1918/19. In dem am 11. November in Karlsruhe gebildeten Arbeiterrat wurde er Vorsitzender, bewerkstelligte tags darauf die Konstituierung eines gemeinsamen Vorstandes des Arbeiter- und Soldatenrates und sorgte mit für die Verbreiterung des Arbeiterrates durch die Aufnahme christlicher und liberaler Gewerkschafter sowie von Vertretern anderer Bevölkerungsgruppen. Daher nannte sich dieser seit Ende November Volksrat. Als Vorsitzender des Karlsruher Arbeiter- und Soldatenrates eröffnete Horter dessen Vollversammlung mit den Worten: „Dank gebührt den Soldaten, welche durch ihr beherztes Auftreten die dem Volk auferlegten Fesseln sprengten. Jetzt gilt es, das

Errungene festzuhalten. ... Der Arbeiter- und Soldatenrat steht mit ganzer Macht hinter der Volksregierung, um sie in ihrer Reformarbeit zu unterstützen.“

Horter stammte aus der Lausitz, wo er in Rothwasser am 10. April 1868 geboren wurde. Wie sein Vater erlernte er das Maurerhandwerk. Als 18-Jähriger kam er nach Mannheim, leistete 1889-1891 den Militärdienst und ging dann auf Wanderschaft in die Schweiz, nach Österreich und Frankreich. Zurück in Mannheim engagierte er sich bei der SPD und in der Gewerkschaft. Nach einer Ausbildung an der Berliner Parteischule wurde der Maurer 1901 Bezirksleiter des Bauarbeiterverbandes. Der Weg Horters in der Arbeiterbewegung gleicht dem vieler rhetorisch begabter und organisatorisch befähigter Funktionäre, die ihren erlernten Beruf aufgaben und sich in den Dienst der Partei oder Gewerkschaft stellten.

Als Leiter des Bauarbeiterverbandes übersiedelte Horter 1912 nach Karlsruhe und setzte hier seine parteipolitische Aktivität fort. Er trat bei 1. Mai-Veranstaltungen als Redner auf und gelangte in den Vorstand des SPD-Ortsvereins. In der mehrheitlich reformistisch orientierten Karlsruher Organisation galt er als Sprecher der linken innerparteilichen Opposition. Zeitgenossen bescheinigten dem Parteilinken, der im Kriege nicht zur USPD wechselte, eine nüchtern-ruhige Art und eine klare, fast leidenschaftslose Sprechweise. Er habe sich damit in Partei und Gewerkschaften eine breite Vertrauensbasis erworben. Dies galt wohl auch für seine rege Tätigkeit im Arbeiterrat, denn er wurde als badischer Delegierter in den Berliner Rätekongress entsandt. Ab Dezember 1918 war er Mitglied des Zentralrats der Deutschen Sozialistischen Republik. Dieser fun-



gierte bis zum Zusammentritt der Deutschen Nationalversammlung im Februar 1919 als Ersatzparlament. Der Zentralrat wirkte bei den wichtigsten politischen Entscheidungen der Reichs- und der preußischen Regierung mit und besaß das Recht, Volksbeauftragte zu ernennen und abzuwählen. Seit 1919 gehörte Horter zuerst der Badischen Nationalversammlung und dann dem Landtag bis 1925 an, wo er 1919–1921 dem Petitionsausschuss vorstand. Außerdem bestimmte ihn die SPD als Arbeitnehmervertreter des Handwerks von 1920–1933 zu einem ihrer Vertreter im Reichswirtschaftsrat. Dieser Rat blieb ein weitgehend bedeutungsloses Gremium, das unter Beteiligung aller wirtschaftlichen Berufsgrup-

pen grundlegende sozial- und wirtschaftspolitische Gesetzentwürfe begutachten sollte.

Nach dem Ausscheiden aus dem Landtag übernahm Horter die Bezirksleitung des Verbands sozialer Baubetriebe. Die Nazis setzten den 65-jährigen und seine Familie nach 1933 zahlreichen Schikanen aus bis hin zur Verhängung zeitweiliger Schutzhaft, denen er sich durch eine Übersiedlung nach Legelshurst bei Kehl zu entziehen versuchte. Horter starb dort am 13. Mai 1942, ohne dass seine Verdienste um die Arbeiterbewegung oder um die friedliche Neuordnung des Staatswesens 1918/19 gewürdigt wurden.

MANFRED KOCH

## Clara Faisst 1872–1948

„Mit einem Flügel kann man ja nicht fliegen“ – dieser Satz stammt nicht etwa von einem Vogelkundler, sondern von der Karlsruher Komponistin C. Faisst. Geboren ist sie in dieser Stadt am 22. Juni 1872 – gerade vor 130 Jahren – und sie starb hier am 22. November 1948. Als Pianistin, Musiklehrerin und Komponistin sowie als Dichterin wirkte sie in ihrer Heimat. Ihre musikalische Ausbildung erhielt sie zunächst am Großherzoglichen Konservatorium in Karlsruhe, 1894 ging sie dann zum Studium nach Berlin an die Königliche Hochschule für Musik, wo Max Bruch einer ihrer Lehrer war. Seit 1901 ist sie als „Pianistin“, später auch als „Tonkünstlerin“ im Karlsruher Adressbuch verzeichnet.

C. Faisst hat vorwiegend Lieder komponiert, u. a. auf Texte von E. Geibel, G. Hauptmann, L. Uhland sowie auf eigene Gedichte. Viele der Lieder und der rund 10 Orgel- und Klavierwerke sind veröffentlicht. Die Künstle-

rin pflegte viele Freundschaften, u. a. zu Hans Thoma, dem Direktor der Kunsthalle in Karlsruhe, zum Dichter Hermann Hesse, sowie vor allem zu Musikern wie W. Furtwängler, J. Joachim und ihrem Lehrer M. Bruch.

Eine bis zum Tod der Komponistin andauernde Freundschaft bestand mit dem Arzt, Theologen und Musiker Albert Schweitzer. Die Verbundenheit in musikalischen Fragen muss sehr groß gewesen sein. Faisst schrieb am 5. März 1939 an Schweitzer: „Ich vergesse die Stunden nie im Leben, als Sie einmal am späten Abend in mein Zimmer traten und ich Ihnen viele von meinen Liedern spielen u. singen durfte. [...] Wie Sie mir damals zuhörten, u. beim Fortgehen um ein Heft der Lieder baten – das war eine solche Ermutigung und Ehre für mich, für die ich Ihnen immer dankbar bleibe. Das sind seltene Stunden im Leben des Künstlers [...] Gestern las ich in einem Musikkreis aus Ihrem Bachbuch vor. Ich spielte das



Ital. Concert [von J. S. Bach]. Das ist so befreiend, so lebensstark, so klar, so beglückend froh. Glaubt man, daß dieses Werk vor 200 Jahren entstanden ist? Ach, was ist „Zeit“ – rasch enteilend – solche Lebenswerke wie die unserer ganz großen Meister können nie veralten, denn sie sagen ja gerade jedem Zeitalter das, was es braucht! [...]

Wenn Sie jemals wieder einmal Abends, wie damals, in meinen Musikraum träten, dann würden Sie da *zwei* Flügel vorfinden, die mir Freunde schenkten. Mit *einem* Flügel kann man ja nicht fliegen, dazu braucht man schon zwei! Und da mir das Geld zum Reisen fehlt, ich meine zu solchen Reisen, nach denen

ich mich sehne – so lasse ich mich von den Flügeln in „ferne Welten“ tragen, wo alles groß, harmonisch, rein und erhaben ist. [...]

Meine Kunst hat hier eine feste kleine Zuhörerschaft, die ich alle 4 Wochen zur Musik in meine Wohnung lade. Ich pflege die Werke unsrer großen Meister und spiele viel Bach – neben den andern Großen. [...]

Weitere erhaltene Briefe an Freunde zeigen ein eindruckliches Bild der schwierigen Lebensumstände in Karlsruhe während und nach dem Zweiten Weltkrieg, die schlechte Ernährungslage und die Probleme beim Beheizen der Wohnungen in der zu einem Drittel sehr schwer zerstörten Stadt. In diesen Jahren verschlimmerte sich zudem der Gesundheitszustand der Künstlerin.

C. Faisst erlebte zwei Weltkriege. Diese Erfahrungen und die damit verbundenen Verluste von Angehörigen sowie weitere Entbehrungen haben ihr Leben stark geprägt. Die Musikerin war schwierigen äußeren Umständen ausgesetzt und dennoch fand sie als Komponistin und ausübende Künstlerin Anerkennung.

Erhalten hat sich ihr handschriftlicher und gedruckter Notennachlass in der Badischen Landesbibliothek. So kann ihr Werk heute wieder neu entdeckt werden.

MARTINA REBMANN

## Alois Kimmelman 1886–1946

Im Sommer 1945 wurde Alois Kimmelman unter Beteiligung der US-Militärregierung zum Wiederaufbau des Schulwesens in die neu konstituierte Unterrichtsverwaltung für Württemberg-Baden in Karlsruhe berufen. In der im selben Jahr veröffentlichten Schrift „Erziehung und Bildung in neuem Geiste“ bot

der neu ernannte Ministerialrat rückblickend eine erste breitere Nachkriegsanalyse der Erziehungsideologie und Schulwirklichkeit der NS-Zeit und umriss sein pädagogisches Leitbild: „Der Geist der Humanität muss hineinstrahlen in die Schulen. Unter Abkehr von den vererblichen, verabscheuungswürdigen Irrlehren



des Nationalsozialismus, unter Verurteilung der verbrecherischen Taten muß die Schule die Kinder wieder hinführen zur Ehrfurcht vor allem Hohen und Erhabenen, vor der Heiligkeit menschlichen Lebens, und sie bilden zu (...) rechtschaffenen, vernünftigen, religiös-sittlichen Menschen und brauchbaren Gliedern einer neuen Gemeinschaft.“

Vierzig Jahre davor hatte es den am 21. Juni 1886 im fränkischen Oberalbach geborenen Alois Kimmelman als Junglehrer beruflich zum ersten Mal nach Karlsruhe verschlagen. Zwischen 1905 und 1912 war er zunächst in der Südstadt (Umland- und Nebenschule), anschließend in Mühlburg (Hardschule) als Unterlehrer tätig. Zuvor durchlief er die im Großherzogtum Baden seinerzeit übliche Ausbildung zum Volksschullehrer: Dem Volksschulabschluss (1900) in seinem Geburtsort folgten zwei Jahre Präparandenschule (Tauberbischofsheim) und drei Jahre Lehrerseminar (Ettlingen).

Die größte politische und pädagogische Bedeutung erlangte Kimmelman während der Weimarer Republik. Mittlerweile Hauptlehrer in Pforzheim, gründete der Reserveoffizier und Weltkriegsteilnehmer nach seinem Eintritt in die SPD (1919) einen Ortsverband der sozialdemokratischen Frontkämpfervereinigung Reichsbanner (1925). Als führendes Mitglied im Badischen Lehrerverein (ab 1921) hatte er erheblichen Einfluss auf die bildungs- und berufspolitischen Konzepte des Verbandes und genoss darüber hinaus aufgrund seiner schulpolitischen, pädagogischen und didaktisch-methodischen Publikationen hohes Ansehen. So wurde er 1926 als Dozent für Allgemeine Unterrichtslehre und Methodik an die neu organisierte Lehrerbildungsanstalt Karlsruhe berufen. Im selben Jahr erschien seine über Lehrergenerationen hinweg populäre „Geschichte der Lehrerbewegung in Baden 1876–1926“.

Ab 1929 übernahm Kimmelman als Stadtoberschulrat die Leitung des Karlsruher Volksschulwesens. Unter schwierigen wirtschaftlichen und bildungspolitischen Rahmenbedingungen gingen von seiner Amtsführung reformpädagogische Ansätze und Impulse für das Volksschulwesen aus. Im Frühjahr 1933 wurde der sozialdemokratische Leiter des Stadtschulamts von den Nationalsozialisten entlassen und zwangspensioniert. Die zwölf Jahre des NS-Regimes verbrachte er in seiner fränkischen Heimat. Dort beschäftigte er sich mit lokal- und regionalgeschichtlichen Studien, für die er Druckerlaubnis erhielt, da man sie für politisch unverfänglich erachtete.

Als Mann der ersten Stunde nutzte Kimmelman 1945/46 die Möglichkeiten seines neuen Amtes rasch und zielsicher zur Behebung der akuten Schulnot in Nordbaden: Er organisierte u. a. Schnellkurse für Volksschullehrer, veröffentlichte die „Badischen Schulblätter“ als Schullektüre-Sammlung und gab

als Mitarbeiter eine neue Kinderbibel heraus. Auch an der Reorganisation der Lehrerbewegung hatte Kimmelman großen Anteil. Er beantragte noch bei der US-Militärregierung die Herausgabe der „Südwestdeutschen Schulzeitung“ als Organ des Badischen Lehrerver-

eins (1950 in die GEW integriert). Am 13. April 1946 wurde Alois Kimmelman mit 59 Jahren durch einen plötzlichen Tod mitten aus seiner Arbeit gerissen.

JÜRGEN SPANGER

## Eduard Devrient 1801–1877

Sänger, Schauspieler, Regisseur – es war ein Mann vom Fach, kein Höfling, den vor 150 Jahren Prinzregent Friedrich 1852 als Intendant für sein Karlsruher Hoftheater gewann. In Berlin wurde Devrient 1801 geboren, und schon mit 18 Jahren war er Mitglied des königl. Hoftheaters. Als Bariton gefiel er in Mozart-Opern seinem Publikum. Im produktiven geistigen Leben, in dessen Mittelpunkt vor allem einige jüdische Häuser standen, hier besonders das Mendelssohnsche, war er mit Felix Mendelssohn-Bartholdy befreundet und an der „Wiederentdeckung“ von Bachs Matthäus-Passion beteiligt, bei der er die Partie des Jesus sang. Die Pflege der Musik Mendelssohns galt für ihn auch später in Karlsruhe als eines seiner Ziele.

Berlin enttäuschte bald Devrient. „In der immer unumschränkteren Gefallsucht“ erkannte er „das Grundlaster der neuen Kunstperiode.“ Mit der Hinwendung zur Sprechbühne wechselte er 1844 als Schauspieler und Oberregisseur nach Dresden, wo er schnell das Publikum für seinen Stil gewann: zwar Pflege der großen Werke der Weltliteratur, aber nicht im deklamatorischen „Weimarer Stil“, sondern im realistischen Sprachduktus. Konflikte gab es mit seinem jüngeren Bruder Emil, auch Schauspieler, der sich nicht an strenge künstlerische Prinzipien halten wollte. Das



machte ihm bald den Abschied leicht, zumal mit dem Ruf nach Karlsruhe große Aufgaben warteten.

Erst 1853 war der Wiederaufbau des Hoftheaters nach dem schrecklichen Brand von 1847 vollendet. Der Fundus musste völlig neu begründet werden, und Devrients Verhandlungsgeschick war es zu verdanken, dass mit einer einmaligen Bereitstellung von 50.000 Gulden ein guter Start ermöglicht wurde.

Gleichzeitig erhielt er die volle Verantwortung für den künstlerischen Betrieb, und mit einer geschickten Personalpolitik konnte er das Niveau des Ensembles heben. Nach den revolutionären Verhältnissen 1848/49 war das Theater fast zum Amüsierbetrieb herabgesunken. Man musste, trotz Widerstände, nicht nur das Personal, auch das Publikum für ein neues Angebot gewinnen. Hier kam Devrient die „unermütlige Ausdauer seiner Natur“ zu Hilfe, schrieb der Karlsruher Gymnasialdirektor Gustav Wendt über seinen Zeitgenossen. Devrients Auftreten „war nie ohne freundliches Wohlwollen“, aber dem Personal zeigte er klar, wer hier der Intendant sei. „Geldstrafen, welche für einzelne Unregelmäßigkeiten einmal feststanden, wurden unnachsichtlich eingezogen, schwere sittliche Ausschreitungen nicht geduldet.“ In verschiedenen Schriften hat er sich zur Schauspielkunst geäußert, und er strebte für die Schauspieler eine „geachtete Stellung in der Gesellschaft an“, die auf Bildung und Disziplin beruhte. So verpflichtete er nicht nur die einzelnen Künstler, sondern auch die Chöre zu Lese- und Szenenproben. Shakespeare, Moliere, Goethe, Schiller be-

stimmten das Theaterprogramm. Dem klassischen Repertoire des Schauspiels entsprach das musikalische. Das gängige Virtuositentum hielt Devrient dem Theater fern. Große Künstler sollten eine feste Bindung bekommen. So wurde mit dem Engagement von Hermann Levi ein Dirigent gewonnen, der Karlsruhes Musikleben bald national weit berühmt machte. Bekannt ist Devrients Einsatz für das Werk Richard Wagners. „Tannhäuser“ stand 42mal, „Lohengrin“ 28mal, der „Holländer“ 17mal auf dem Programm.

Seit 1862 wurde auch im neuen Theatergebäude in Baden-Baden gespielt, wo Hector Berlioz als Gast die Eröffnung dirigierte. Beim 50-jährigen Bühnenjubiläum Devrients 1869 wurde er als Generaldirektor unmittelbarer Hofbeamter als erster bürgerlicher Intendant. Seit 1870 im Ruhestand, vollendete er 1874 mit dem 5. Band seine „Geschichte der Schauspielkunst“. 1877 starb er, für viele eine Legende, mit dessen überragendem künstlerischen und organisatorischen Profil seine Nachfolger sich auseinanderzusetzen hatten.

LEONHARD MÜLLER

## Ernst Fuchs 1859–1929

In ganz Deutschland wurde Ernst Fuchs, Rechtsanwalt in Karlsruhe, als juristischer Fachschriftsteller, insbesondere als so genannter Freirechtler, bekannt. Als Sohn eines Viehhändlers 1859 in Weingarten geboren, besuchte der Hochbegabte das Karlsruher Gymnasium, studierte Rechtswissenschaft 1876–1880 in Heidelberg und Straßburg und erhielt nach dem Vorbereitungsdienst 1884 die Zulassung als Rechtsanwalt zunächst beim Landgericht Karlsruhe. In dieser Zeit übernahm er

auch mehrfach Verteidigungen von Sozialdemokraten, die nach den Sozialistengesetzen verfolgt wurden. 1894 folgte sodann die Zulassung als Rechtsanwalt an das Oberlandesgericht Karlsruhe, wo er überwiegend in Zivilsachen tätig war. Bereits in dieser Zeit verfasste Ernst Fuchs Beiträge für juristische Zeitschriften. Erstmals Aufsehen erregt haben soll er Anfang der neunziger Jahre mit einem in einer Fachzeitschrift erschienen Aufsatz, indem er vorschlug, durch Gesetz den jüdischen Sabbat



auf den Sonntag zu verlegen, Ausgangspunkt für seine Überlegung war der Umstand, dass bei Zustellungen, Lieferungen, Fristabläufen und Wechselprotestationen durch die damals praktizierte strenge Sabbatsruhe nicht unerhebliche Schwierigkeiten für den Rechtsverkehr bestanden. In erster Linie wollte Fuchs durch seinen ungewöhnlichen Vorschlag den Assimilationsvorgang beschleunigen, was damals von vielen Tausenden fortschrittlicher deutscher Juden geteilt wurde.

Ernst Fuchs gehörte zu einer Juristengeneration, die mitten in ihrem Berufsleben den grundlegenden Wechsel von einer zur anderen (Zivil-)Rechtsordnung durchmachen musste. Dem zur Jahrhundertwende sich vollziehenden Übergang vom französischrechtlichen Badischen Landrecht zum streng am Römischen Recht ausgerichteten Bürgerlichen Gesetzbuch, mit dem die reichsweite Rechtseinheit auch im materiellen Zivilrecht verwirklicht wurde, stand Fuchs als glühender Anhänger des Badischen Landrechts von Anfang an reser-

viert gegenüber. In erster Linie lehnte er die damit verbundene Tendenz zu mehr formalbegrifflichem Denken ab. Hinzu kam, dass mit der Einführung eines neuen Gesetzeswerkes regelmäßig die Gebundenheit der Rechtsprechung zunahm, was sich insbesondere in den Anfangsjahren der reichsgerichtlichen Judikatur zum BGB bestätigt hat. Hierin liegen die Wurzeln des alsbald einsetzenden Engagements von Fuchs für die nicht nur in Deutschland in Entstehung begriffene Freirechtsbewegung.

Fuchs' Grundpositionen beruhen auf der Erkenntnis der Lückenhaftigkeit der staatlichen Rechtsordnung. Die notwendige Lückenausfüllung könne weder durch Analogie oder Umkehrschluss, sondern nur im Rahmen einer „soziologischen Methode“ erzielt werden, wobei der Richter insbesondere die jeweilige Verkehrssitte seiner Entscheidung zu Grunde zu legen habe. Gebe es keine, so solle er entscheiden, wie ein mit den jeweiligen Verhältnissen vertrauter „gerechter und gescheiter Mann“ urteilen würde. Nach Fuchs hat sich die neue „Gerechtigkeitswissenschaft“ als eine empirisch – durch Soziologie und Psychologie – fundierte theoretisch-praktische Einheit darzustellen, die insbesondere eine grundlegende Änderung der Juristenausbildung erfordere.

1929 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Heidelberger Juristischen Fakultät: Fuchs habe die von ihm so genannte Pandektologie der Rechtsgelehrten bekämpft, sei dabei aber selbst – nach dem Vorbild der römischen Juristen – als Rechtsschöpfer aufgetreten, nicht aus dem Buchstaben der Gesetze, sondern aus ihrem Sinn und Zweck. 1929 starb Fuchs in Karlsruhe. Seine Kanzlei konnte sein Sohn weiterführen, musste aber 1939 nach Australien emigrieren, seine Tochter wurde in Auschwitz ermordet.

DETLEV FISCHER

## Joseph Melling 1724–1796



Als Hofmaler des Markgrafen Carl Friedrich von Baden-Durlach stellte Joseph Melling sein am französischen Rokoko und besonders an François Boucher orientiertes künstlerisches Können vor allem in Karlsruhe eindrucksvoll zur Schau. Joseph Melling wurde 1724 im lothringischen St. Avold geboren. Er entstammte einer Handwerker- und Künstlerfamilie, sein Vater Nicolas war Schreinermeister, sein Onkel Jean Bildhauer. Eine Ausbildung erhielt Joseph Melling zunächst als Lateinschüler in Saarlouis. Dann lernte er bei einem Pariser Kunstschreiner. Später besuchte er die renommierte Pariser „Académie royale d'architecture“, an der er unter den berühmtesten Künstlern seiner Zeit, den Rokokomalern Carle van Loo und François Boucher studierte. Van Loo hatte als Hofmaler König Ludwigs XV. eine hervorgehobene Stellung. François Boucher stieg unter dem besonderen Schutz von Madame Pompadour sogar zum „Premier

peintre du Roi“ auf. Später wurde er außerdem Direktor der „Académie royale“ womit er die höchsten Ämter im Bereich der Kunst in seiner Zeit innehatte. 26-jährig schloss Melling 1750 seine Studien mit dem „Grand Prix“ für Malerei ab. Dieser Preis war mit einer Studienreise nach Rom dotiert.

Markgraf Carl Friedrich von Baden-Durlach ließ das 1715 von seinem Großvater Karl Wilhelm gegründete, aber schon baufällige Karlsruher Residenzschloss erneuern und modernisieren. 1748 holte er Christoph Melling, Josephs Bruder, als Hofbildhauer nach Karlsruhe. Christophs Initiative und auch dem Beistand François Bouchers verdankte Joseph Melling seine Berufung in den Dienst des badischen Markgrafen. 1758 kam er nach Karlsruhe und wurde bereits 1759 zum badischen Hofmaler ernannt.

Ebenfalls 1759 erhielt Melling den Auftrag, das Residenzschloss malerisch auszuschnücken. Bis 1760 entstand das große Deckengemälde im Festsaal des Karlsruher Schlosses mit der mythologischen Darstellung der „Geburt der Venus“. Dieses im Zweiten Weltkrieg zerstörte Gemälde gilt als Mellings Hauptwerk. Von besonderer künstlerischer Qualität ist sein Porträt der Markgräfin Caroline Louise mit ihren beiden Söhnen im Badischen Landesmuseum Karlsruhe.

Die Arbeiten an der malerischen Ausstattung des Karlsruher Schlosses dauerten bis 1775. Dann scheinen die Aufträge, die Melling übertragenen wurden, nicht mehr ausgereicht zu haben, um ihm seinen Lebensunterhalt zu sichern. Jedenfalls siedelte er 1774 nach Straßburg über. Er tat dies ohne markgräfliche Erlaubnis. In einem Brief an Caroline Louise bat er um Verständnis für den Um-

zug und berichtet, dass er in Straßburg eine Malschule, die „Academie de dessin d'après nature“, gegründet habe. Diese Schule wurde vom Magistrat der Stadt unterstützt und war gut besucht. Allerdings wurde sie nach der Französischen Revolution zunächst in eine staatliche Institution umgewandelt und später bei der Einführung der staatlichen Zeichenschulen abgeschafft.

Melling starb 1796 in Straßburg. Mit dem Weggang von Karlsruhe hatte er seinen künstlerischen Zenit überschritten. Die Werke seiner Straßburger Zeit erreichten nicht mehr die gleiche malerische Qualität. Dessen ungeachtet hinterließ er ein umfangreiches und künstlerisch eindrucksvolles Gesamtwerk mit einem weiten malerischen Repertoire.

ALMUT MAAß

## Adrian Bingner 1830–1902



22 Jahre leitete er auf der vom Land Baden zu besetzenden Stelle als Senatspräsident den II. Zivilsenat im Reichsgericht Leipzig und nahm entscheidenden Anteil an der Auslegung und Fortentwicklung des Rheinisch-Französischem

Rechts, das in zirka  $\frac{1}{6}$  des damaligen Reichsgebiets angewandt wurde, zum Beispiel im Badischen Landrecht. 1830 in Karlsruhe geboren, wurde er nach Rechtsstudium in Heidelberg promoviert. Seine umfassende juristische Bildung beruhte aber nicht nur auf inländischen Studien und der herkömmlichen juristischen Ausbildung seiner Zeit. Ein Studienaufenthalt bei den Pariser Gerichten gab ihm die Gelegenheit, die französische Rechtsordnung, die für das Land Baden von entscheidender Bedeutung war, unmittelbar aus eigener Anschauung näher kennen zu lernen.

Nach diesem Studienaufenthalt in Paris war er 1861 als Amtsrichter in Heidelberg tätig, 1864 als Staatsanwalt am Karlsruher Kreis- und Hofgericht, dem heutigen Landgericht, ab 1865 bereits im Justizministerium als Ministerialrat. In der Stephaniensstraße 20 bezog er ein Haus. Zu Fuß ging man zum Vorderen Zirkel 19, zum Ministeriumgebäude mit dem Generallandesarchiv, dem Innen- und dem Justizministerium. Im Badischen Justizministerium konnte Bingner besonders nach der Reichsgründung 1871 entscheidenden Einfluss auf die Gesetzgebung nehmen. Seine Aufgabe bestand bald in der Ausarbeitung ei-

nes badischen Einführungsgesetzes zum neuen Reichsstrafgesetzbuch, ein erster Schritt zur deutschen Rechtseinheit, dem die Verfassungsgesetzgebung folgte. Schon 1864 hatte Baden einen neuzeitlichen dreistufigen Gerichtsaufbau. 1877 konnte ein Entwurf „die Einführung der Reichsjustizgesetze über Gerichtsverfassung, Civilprozeß, Konkurs und Strafprozeß im Großherzogtum Baden betreffend „dem Landtag vorgelegt werden. Trotz erheblicher Widerstände setzte sich Bingner mit dem Vorschlag durch, nur *ein* Oberlandesgericht mit Sitz in Karlsruhe zu errichten. Seine Begründung, aus Zweckmäßigkeit sollten die Befugnisse der dritten Instanz nicht zersplittert, sondern in einem Mittelpunkt vereinigt werden, zeigt seinen bewundernswerten Weitblick. Erst 1952/53 wurden im Zuge des neuen Südweststaats zwei, heute sieben Zivilsenate in Freiburg als Außensenate des Haupthauses eingerichtet, die nun wieder nach Karlsruhe verlegt werden sollen.

Im Reichsgericht war er seit 1879 zuständig für Revisionen und sonstige Rechtsmittel,

und er verfasste unter anderem verschiedene Kommentare, zum Beispiel zum Badischen Landrecht, nachdem er bereits als 24-Jähriger beim Karlsruher Verlag C. F. Müller eine systematische Übersicht über die staatsrechtliche Literatur im Großherzogtum Baden veröffentlicht hatte, ein wichtiges Nachschlagewerk für die badischen Verwaltungsbeamten. 1872 folgte – auf der Grundlage seiner ministeriellen Erfahrungen – eine Kommentierung zu den badischen Einföhrungsbestimmungen zum neuen Reichsstrafgesetzbuch. Bingner war auch als Mitglied des Ständigen Haager Schiedsgerichtshof, als Beirat für die Großherzogin Luise im Badischen Frauenverein, schließlich als Mitglied der Stadtverordnetenversammlung in Karlsruhe 1875–1879 engagiert und leistete über seine Ämter hinaus Vorbildliches für die rechtliche und gesellschaftliche Entwicklung. Da es damals noch keine feste Pensionsgrenzen gab, starb er im Dienst für Baden und das Kaiserreich als 72-Jähriger.

DETLEV FISCHER

# Carlsruher Blickpunkte

## Rätsel um eine Figur im Durlacher Schlossgarten

Nur die wenigsten Karlsruher sind schon einmal im Durlacher Schloßgarten gewesen, und in der kalten Jahreszeit, wenn die Bäume kahl, die Springbrunnen abgestellt und die beiden Kinderspielflächen verwaist sind, durchqueren nur hier und da eilige Passanten den Park. Und auch sie – so scheint es – haben jene Figur noch nie bewusst wahrgenommen, die nahe beim Eingang Ecke Marstall- und Badener Straße zu sehen ist.

Etwas unglücklich in den Schatten einer verholzten Eibengruppe gerückt, steht dort auf einem einfachen Sockel die knapp lebensgroße Statue einer jungen Frau, eine damenhafte Erscheinung, eingehüllt in ein faltenreiches Gewand. Über eine modische Pelzmütze hat sie einen mantelartigen Umhang geschlagen, die Arme hält sie schützend vor den Oberkörper – besonders warm ist ihr anscheinend nicht. Entdeckt man dann an den zierlichen Füßen, die unter dem Gewand hervorschauen, die Kufenschuhe und betrachtet im Profil den weit nach hinten wehenden Faltenschlag der Robe, so wird einem klar, was gemeint ist: Wir sehen vor uns eine vornehme Schlittschuhläuferin, die auf einer imaginären Eisfläche schicklich, aber doch vorwärtsstrebend ihre Runden dreht. Darüber hinaus will die Plastik offensichtlich auch ganz allgemein als Sinnbild für den Winter verstanden werden.

Bildthema und Stil verweisen auf eine Entstehung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allem auf die so genannten Gründerjahre nach 1871, als „moderne Allegorien“ wie diese – anknüpfend an antike oder barocke Traditionen, aber in einem zeitnahen Naturalismus auch neue Wege beschreitend – in Mode waren. Für diese Entstehungszeit spricht ein weiteres Indiz, das Material, aus der die

Figur besteht. Sie ist nämlich keineswegs, wie man erwarten möchte, aus Stein gemeißelt, sondern in Zement geformt – ein Verfahren, das in den 1870er Jahren auch unter Künstlern als innovativ und keineswegs minderwertig galt. Gerade in Karlsruhe war diese Technik in aller Munde, nachdem sich die 1865 in der Residenzstadt gegründete Firma Dyckerhoff & Widmann vor allem mit der Entwicklung der Zementausformung für Kunstwerke und Bauornamente einen Namen gemacht hatte. Der Galathea-Brunnen von Hermann Moest, 1872 im Stadtgarten eingeweiht und heute leider für die Öffentlichkeit unzugänglich vor dem Bundesgerichtshof aufgestellt, ist hierfür das anspruchsvollste Beispiel. Auch die Schlittschuhläuferin wird mit großer Wahrscheinlichkeit von Dyckerhoff & Widmann hergestellt worden sein; noch offen bleibt, wer der Bildhauer war, der das Gussmodell herstellte. Eine Signatur ist nicht zu erkennen, und Unterlagen über die Produktion der Firma in diesen Jahren lassen sich leider nirgendwo auffinden.

Wie kam die Plastik an ihren heutigen Standort? Alle Nachforschungen in älterer Literatur und in Akten blieben zunächst ohne Ergebnis. Erst ein Zufallsfund im Stadtarchiv führte weiter. Auf einem Foto, das bald nach 1871 aufgenommen sein muss und den Tiergartensee im Karlsruher Stadtgarten zeigt, ist deutlich unsere Schlittschuhläuferin zu erkennen, aufgestellt an einer kleinen Uferterrasse, neben ihr eine weitere weibliche Figur, wahrscheinlich als Pendant die Allegorie des Sommers. Beide Statuen, so ist einem alten Führer zu entnehmen, waren wie viele später entstandene Kunstwerke des Stadtgartens von Bürgern gestiftet worden, ohne dass in diesem Fall



der Name des Spenders überliefert worden wäre. Spätestens in den 20er Jahren mussten die Figuren dem Ausbau des Zoos weichen. Altmodisch geworden, verschwanden sie wohl zunächst in einem Bauhof. Angesichts des in

Karlsruhe wenig zimperlichen Umgangs mit Kunstwerken im öffentlichen Raum grenzt es fast an ein Wunder, dass zumindest die Darstellung des Winters überlebte und schließlich eine neue Heimat im Durlacher Schloßgarten bekam. Und nicht nur die Schlittschuhläuferin fand hier eine Zuflucht: Ein Engel, vermutlich von einem Grabmal des alten Friedhofs beim Basler Tor, die Statue der einst gefeierten „Schönen Nubierin“ sowie der beliebte Rosengartenbrunnen, beide ebenfalls „Vertriebene“ aus dem Karlsruher Stadtgarten, tragen heute zum individuellen Charme des Durlacher Schloßgartens bei. Die Tage unserer Schlittschuhläuferin scheinen indes gezählt, wenn nicht bald etwas geschieht. Fast 125 Jahre lang hat die Figur der Witterung getrotzt. In letzter Zeit zeigen sich vermehrt Risse im Zement, die in Verbindung mit Feuchtigkeit und Frost die Standsicherheit zunehmend in Frage stellen. Wird es für dieses nicht alltägliche Kunstwerk noch eine Zukunft geben?

GERHARD KABIERSCHE

## Der Mensch im Rhythmus der Natur

Ein Großteil der Karlsruher Studenten hat es täglich vor Augen, doch die wenigsten nehmen das späte Hauptwerk des in Vergessenheit geratenen badischen Malers August Babberger (1885–1936) bewusst wahr: seine Monumentalkomposition „Tag und Nacht“ beherrscht seit den frühen 60er Jahren die Stirnwand der alten Mensa.

Ausgeführt 1932/33 als fünfteiliges Fresko auf transportablen Putzplatten fand es freilich zu Lebzeiten des Künstlers keinen adäquaten Wirkungsort und blieb daher bis zu seinem

frühen Tod im Karlsruher Atelier verborgen. Von dort konnte es 1937 mit dem übrigen Nachlass in die Schweiz transferiert und so vor dem drohenden Zugriff der Nationalsozialisten bewahrt werden.

Im Zuge der 1956 im Badischen Kunstverein gezeigten ersten Gedächtnisausstellung gelangte das Kolossalwerk schließlich als Schenkung an die Karlsruher Universität. Sollte es hier zunächst im Architekturgebäude seinen Platz finden, so wurde es beim Neubau der Mensa 1962 in die weite Klinkerwand des



großen Hauptsaaes eingelassen, wo es bis heute als einziger Raumschmuck für dekorative Akzente in der ansonsten nüchternen Innenarchitektur sorgt.

1885 im südbadischen Hausen im Wiesental geboren, lässt sich August Babberger nach künstlerisch-handwerklichen Lehr- und Studienjahren in Basel, Karlsruhe und Florenz 1912 in Frankfurt nieder. Erste Aufträge für sakrale Glasmalereien und Bühnenbilder zu expressionistischen Dramen begründen zusammen mit Wandbehängen schon bald seinen Ruf als vielseitiger Monumentalkünstler. Im Mittelpunkt des Werkes steht fortan neben der reinen Landschaftsmalerei das figürliche Wandbild, in welchem der Einklang von Mensch und Naturgeschehen symbolwirksam zur Darstellung gelangt. Als Professor für Dekorative Malerei und Wandmalerei wird Babberger 1920 an die neugegründete Karlsruher Akademie berufen, die er in der Zeit von 1923 bis 1929 als Direktor leitet. Die in den 20er und frühen 30er Jahren geschaffenen Wandbilder und Glasfenster für Sakral- und Profanbauten in Deutschland und der Schweiz sorgen für überregionale Bekanntheit. Die Nazi-Herrschaft setzt der künstlerischen Laufbahn ein abruptes Ende. 1933 wird Babberger als „entarteter“ Künstler seines Lehramtes enthoben und hält sich in der Folgezeit überwiegend in der Schweiz auf. Der frühe Tod ereilt den

Maler. 1936 inmitten seines Schaffens im uralten Aalderdorf.

Geleitet von der Vorstellung, dass das Dasein des Menschen untrennbar mit naturrhythmischen Vorgängen verbunden ist, versinnbildlicht Babberger im Karlsruher Wandbild den Ablauf der Tages- und Jahreszeiten durch stilisierte Figuren vor einer flächenabstrakten Landschaftskulisse und entwirft damit ein gütiges Programmbild seines Schaffens. *„Mich interessiert als Maler der Mensch, die Landschaft und die Mittel, diese in Wandmalerei in eine Dreieinigkeit zu bringen“*, definiert er 1921 seine Position und zielt darin zugleich auf eine Abkehr vom traditionellen Staffeleibild.

Dem Betrachter begegnet eine friesartig konzipierte und collagehaft aufgebaute, imaginäre Bildwelt, welche in allegorischer Form die geistige und körperliche Einheit von Mensch, Natur und Kosmos als ideale Lebenswirklichkeit beschwört. Das pathetisch inszenierte Geschehen vollzieht sich als mehrfacher Wechsel von Tag und Nacht in rhythmischer Staffelung und dynamischer Reihung auf einer gewaltigen Bildfläche von drei Metern Höhe und acht Metern Breite. Dem zeitzyklischen Prozess antwortet der klare Bildaufbau mit einer alternierenden Abfolge breiter und schmaler Abschnitte. Das Verhalten der Figuren verweist auf den Zustand der Natur. Die ins Allgemeine gütige und Mystisch-Religiöseüber-

höhte Bilderzählung entwickelt sich in Lese- richtung: Kraftvoller Aufbruch und dramati- sche Bewegung, ehrfurchtsvolle Anbetung und gemäßigtes Schreiten sowie andächtiges Verharren und statische Ruhe prägen die drei Hauptbereiche. Sie stehen stellvertretend für Tagesbeginn (Frühling), Mittag (Sommer) und Abend (Herbst). Zwischen die großen Hauptteile schaltet der Maler nach eigenen Worten „*die leeren Nächte mit Morgen- und Abendgrauen, um ruhige Flächen und Abstände zu haben*“. In diesen Zonen lenken ansteigen- de Wellenbewegungen des Nachthimmels das Auge jeweils zur folgenden Szene.

Radikale Vereinfachung der Form und Übersteigerung der Farbe bestimmen die Bild- gestaltung. Mensch und Natur, Figur und Umgebung, Muster und Grund, Dekor und Ornament verdichten sich zu einem streng geordneten, bildteppichartigen Flächengefüge. In seinem Putzbild vereint Babberger Ein-

flüsse aus Symbolismus, Jugendstil, Kubismus und Expressionismus zu einem eigenständigen Monumentalstil, worin er sich gleichzeitig als Grenzgänger zwischen Figur und Abstraktion präsentiert.

Mit dem bislang wenig beachteten Fresko „Tag und Nacht“, in welchem ein neues, von jeglicher Alltagsrealität abgelöstes Menschen- bild entworfen und zu gesteigertem Ausdruck geführt wird, behauptet August Babberger eine Sonderstellung im Karlsruher Kunstge- schehen seiner Zeit. Als einzigartiges Zeugnis moderner badischer Wandmalerei markiert das Werk zugleich einen Höhepunkt südwest- licher Monumentalkunst zwischen den Krie- gen. Innerhalb der badischen, Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts zählt der Maler damit zu den wichtigsten Vertretern der klassischen Moderne.

ANDREAS GABELMANN

## Badespaß im Glaspalast

Der Karlsruher beliebtestes Spiel: die Stand- ortfrage. Ob ZKM, ob OPD, sie werden des Spieles nicht müde. Das neueste Spielzeug birgt Wasserfreuden: Spaßbad oder Badespaß. Doch geht es diesmal nur am Rande um die Frage, ob Rodelhügel oder Weinbrennerplatz. In Wirklichkeit steht das Tullabad auf dem Spiel.

Das Tullabad ist ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung, das seit 1990 in das Denkmaltbuch des Landes Baden-Württem- berg eingetragen ist. Der interessierte Bürger wird sich hier wohl zwei Fragen stellen: ers- tens, warum diese Beton-Glas-Kiste mit Ka- cheldekor ein Denkmal sein soll, noch dazu ein

besonders wertvolles, und zweitens, wie denn die Zukunft dieses Schmuckstücks aussehen soll, wenn ein neues Bad an anderer Stelle ent- steht.

Wer kann sich heute noch vorstellen, was in Karlsruhe los war, als 1955 die Pforten des Tullabads öffneten? Seit der Zerstörung des Friedrichsbades 1944 gab es in Karlsruhe nur noch das Vierordtbad. Nach dem Krieg stieg die Zahl der Badegäste stetig an, 1954 zählte man über 380.000 Besucher. Ein neues Bad war dringend notwendig, der Ort schnell ge- funden. Für den Standort sprachen die zentra- le Lage und die Nähe zum Festplatz, dem neu-

en Mittelpunkt sportlicher und kultureller Veranstaltungen, sowie die wundervolle Lage am Rande des Sallenwäldchens und des Stadtgartens.

Welch ein Erlebnis muss es gewesen sein, aus der anheimelnden, aber dämmerigen und vor allem völlig überfüllten Schwimmhalle des Vierordtbades in den neuen Glaspalast zu treten, einzutreten in die helle Eingangshalle mit der sich frei emporwindenden Treppe, dem farbigen Wandbild und einem kleinen Wintergarten. Geschickt war die Wegeführung durch die Umkleiden – geschossweise für Männer und Frauen getrennt – und durch die für Erwachsene und Jugendliche geteilten Duschräume.

Und dann: die Schwimmhalle! Was für ein Anblick! Lichtdurchflutet dank der großen Glaswände, die umgebende Natur unmittelbar gegenwärtig. Der Eindruck spielerischer Leichtigkeit mit der geschwungenen Hallendecke und den schlanken Betonstützen – alles so weit entfernt von der Monumentalarchitektur des „Dritten Reiches“.

Sensationell auch die Technik: Das Sportbecken mit einer Wassertiefe von mindestens

2,10 m steht bis heute in seiner ganzen Größe für Wassersport zur Verfügung. Der wie eine Freiplastik in der Halle stehende Zehnmeter-Sprungturm mit den drei tieferen Plattformen war damals in der Bundesrepublik der einzige seiner Art in einem Hallenbad, ebenso wie der hydraulisch verstellbare Sprungturm. Zwei Unterwasserfenster ermöglichten den Trainern die Kontrolle der Schwimmer. Es findet sich eine Tribüne für 550 Zuschauer, Kabinen für Presse und Funk, sogar an Fernsehübertragungen war bereits gedacht.

Angenehm auch die Atmosphäre: Durch das separierte Nichtschwimmerbecken blieb der Lärm spielender Kinder der großen Halle fern.

Hier konnte man, auf Wärmebänken ruhend, gemütlich dem lebendigen Treiben folgen, oder man genoss ein Sonnenbad im Freien. Abends verzauberten 18 Unterwasserstrahler und das Lichtband der Hallendecke den Raum.

Das Tullabad ist der erste Hallenbadneubau der Bundesrepublik, und es war damals revolutionär. Es markiert den Beginn einer



Das Tullabad 1956.

neuen Phase in der Geschichte der Hallenbadarchitektur und war Vorbild und Maßstab für zahlreiche andere Bäder in Deutschland. Das Tullabad besitzt einen der qualitativvollsten öffentlichen Innenräume der 50er Jahre in Karlsruhe.

Soweit zur Bedeutung der Beton-Glas-Kiste mit Kacheldekor. Ob das Tullabad in diesem Spiel verlieren wird, oder ob es als Zeit-

zeugnis und als Erinnerung an die damalige Aufbruchstimmung in eine neue Zeit mit all seinen bis heute gültigen Qualitäten erhalten bleibt, ob es weiterhin seinem eigentlichen Zweck, dem Wassersport, dienen wird, das entscheiden die Bürger, für die es einst gebaut wurde.

ULRIKE PLATE

## Bürgerliche Gartenkultur in Durlach

### *Der barocke Pavillon vor dem Basler Tor*

Verriegelte Läden, abblätternde Farbe und ein völlig verwilderter Garten – kein Zweifel, das kleine, an ein Schlösschen erinnernde Gebäude an der Weiherstraße unweit des Basler Tores in Durlach hat schon bessere Tage gesehen und seine Zukunft scheint gegenwärtig alles andere als gesichert. Selbst in seinem heutigen verwahrlosten Zustand zeugt es aber von einer besonderen Facette der lokalen Kultur- und Architekturgeschichte, die es zu entdecken gilt, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Ausweisung der Altstadt Durlach als denkmalpflegerische Gesamtanlage, die beim diesjährigen „Tag des Offenen Denkmals“ auf großes öffentliches Interesse stieß.

Die Anfänge des Baues reichen zurück in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Damals kam es bei vermögenden Durlachern in Mode, sich vor der Stadt Gärten anlegen zu lassen, die nicht mehr nur zum reinen Gemüse- und Obstanbau bestimmt waren, sondern vor allem Zierfunktion hatten. Die grandiosen barocken Parkanlagen der Fürsten vor Augen, wollte der Bürger, der es sich leisten konnte, mit seinem Garten nun auch repräsentieren. Zwischen geometrischen Beeten, geschnitte-

nen Buchsbaumhecken, Blumenbosketten und Rankgerüsten hielt man sich im Sommer gerne auf und empfing Gäste. Gerade in Durlach scheint bürgerliche Gartenkultur lange vor der Goethezeit zur Blüte gekommen zu sein, reichten sich doch in Nachbarschaft zum Schlossgarten am Hang oberhalb der Badener Straße gleich eine ganze Reihe von geplanten Idyllen, deren Aussehen sogar in einem Kupferstich festgehalten wurde. Aber auch in den Weihergärten vor dem Basler Tor dokumentierte sich der neu entstehende Gartenkult in mehreren anspruchsvollen Privatanlagen, die teilweise über ein eigenes festes Gartenhaus verfügten, von denen unser Gebäude, direkt außerhalb von Stadtmauer und Stadtgraben gelegen, ein letztes erhaltenes Beispiel ist.

Es hatte ursprünglich mehr den Charakter eines Pavillons, da die seitlichen Flügel erst später angebaut wurden. Eine Freitreppe führt hinauf auf die hohe, von einer Balustrade flankierte Terrasse vor der zur Sonne nach Süden orientierten Hauptfassade. Ein breiter Giebel mit einem Ochsenaugenfenster, das von Ziervoluten gerahmt wird, sowie ein steiles Zelt-dach sorgen für einen repräsentativen Zug.



Durch eine Tür mit dem für die Durlacher Architektur der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts typischen Ohrengewände und einem ovalen Oberlicht gelangt man zwischen zwei barocken Fenstern von der Terrasse ins Innere. Hier empfängt einem ein großer Raum, der vielfältig genutzt werden konnte: als Obdach bei Regen, als Ruheraum bei Hitze oder als Speisesaal beim Empfang von Gästen. Ein heizbarer offener Kamin ermöglichte den Aufenthalt selbst in der Übergangszeit, vor allem aber konnte der Pavillon damit auch wie eine Orangerie als Winterquartier für wertvolle südländische Kübelpflanzen genutzt werden.

Über den Architekten und das genaue Baudatum lässt sich bislang nichts in Erfahrung bringen. Als Bauherren dürfen wir die Familie Lamprecht vermuten, denen das Gartenanwesen Mitte des 18. Jahrhunderts gehörte, wie der Durlach-Experte Dr. Peter Güß nachweisen konnte. Über drei Generationen gehörten die Lamprechts als Eigentümer des Gasthauses Krone und als Stadtpolitiker zu den gesellschaftlich einflussreichsten Familien der Stadt, deren kultureller Anspruch sich auch in Stuckausstattung und Fassadenbemalung des Hauses am Marktplatz demonstrierte.

Durch die im 19. Jahrhundert geschickt angefügten Seitenflügel zum Wohnhaus umgebaut, gehörte das Anwesen bis in unser Jahrhundert zum Besitz der Brauerei Eglau. Der schleichende Niedergang setzte erst in den 1950er Jahren ein mit dem wenig einfühlsamen Anbau auf der Rückseite und der Planierung eines Großteils des Gartens, der 1963 einem öden, aber finanziell lukrativen Garagenhof weichen musste. 1975 versuchte die Ausstellung „Die stille Zerstörung“ auf das Schicksal des Baues aufmerksam zu machen – mit wenig Erfolg, wie sich heute nach 25 Jahren zeigt. Da die öffentliche Hand trotz des in den 80er Jahren erklärten Sanierungsziels, die Gartenanlage wieder herzustellen, keine Notwendigkeit sieht, sich selbst zu engagieren, steht die definitive Überbauung des Gartens mit Reihenhäusern unmittelbar bevor. Das räumlich bedrängte Gartenhaus selbst, durch unangemessene Umbauten immer weiter entwertet und nun auf dem Immobilienmarkt feilgeboten, sieht einem ungewissen Schicksal entgegen.

GERHARD KABIERSCHE

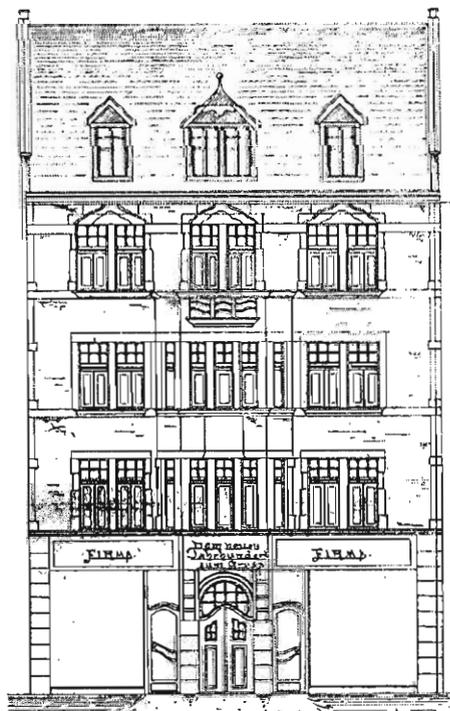
## „Dem neuen Jahrhundert zum Gruß“

So steht es von kaum jemandem noch registriert über dem Eingang des Hauses Waldstr. 6. Der Hofconditor Hermann Hildenbrand als Bauherr und der Architekt Theodor Trautmann, die diese Inschrift vor nunmehr fast genau 100 Jahren an dem Neubau anbringen ließen, sahen offensichtlich voller Zuversicht in das neue Jahrhundert. Schließlich waren sie beide äußerst erfolgreiche Unternehmer. Hildenbrand konnte zum Jahrhundertbeginn auf seinen beiden Anwesen Waldstr. 6 und 8 zwei neue Gebäude errichten lassen und hatte dafür einen der damals meistbeschäftigten Architekten Karlsruhes beauftragt.

Über beide Männer ist nur wenig bekannt. Hermann Hildenbrand übernahm 1885 von Theodor Compter dessen 1859 gegründetes und kurz darauf zur Hofconditorei ernanntes Unternehmen in der Waldstr. 8. Fünfundzwanzig Jahre später zog er sich aus dem Geschäft zurück, das bis 1956 an gleicher Stelle als Konditorei Hornung weiter bestand. Über Trautmann ist lediglich wenigen Fachleuten bekannt, dass er seit Beginn der 1890er Jahre bis 1913/14 sehr viele Häuser in der Oststadt, an der Kriegsstraße und rund um den Gutenbergplatz geplant und somit durchaus stadt-bildprägende Bedeutung erlangt hat. Laut Karlsruher Adressbuch kam er 1892 mit seinem 1885 gegründeten Bauunternehmen nach Karlsruhe. Er bezeichnete sich als Architekt, war aber laut Adressbuch Maurermeister mit der Befugnis, planerische Aufgaben zu übernehmen. Ohne stilbildend zu wirken, nahm er die jeweils aktuellen Architekturvorstellungen auf und gestaltete für seine Bauherren durchaus individuelle Fassaden. Trautmann starb am Ende des Zweiten Weltkrieges, sein Bauunternehmen existiert bis heute in Karlsruhe.

Das Vorderhaus der Waldstr. 6 maß 12,5 m Frontlänge, dahinter erstreckte sich bis zum Ende des etwa 50 m tiefen Grundstücks ein 7 m breites Hinterhaus. Im Erdgeschoss lagen zwei Läden, darüber drei Vollgeschosse und ein Dachgeschoss. Die Fassade war dem damals vom Büro Curjel & Moser gepflegten Jugendstil nachempfunden. Bereits im Oktober 1900 nach Fertigstellung des Rohbaus annoncierte Hildenbrand für den April 1901 in der Zeitung: „... schöne Wohnungen mit großen Zimmern nebst reichlichem Zugehör, Aufzug, Bad, Waschküche, Trockenspeicher etc., 5–9 Zimmer, zusammen oder getrennt zu vermieten.“

Der heute wieder aktuelle Gruß am Haus Waldstr. 6 an das kommende Jahrhundert gibt



Anlass, einen Blick auf die Geschichte des Hauses zu werfen, in der sich ein Stück weit auch die Geschehnisse der Stadt widerspiegeln. Gebaut wurde es in einer Boomphase der Stadtentwicklung, als die Zuwächse der Einwohnerzahlen einen Höhepunkt erreichten, und der Bau eines Mietshauses eine gute Geldanlage war. Im Zweiten Weltkrieg fiel es teilweise dem schwersten Brandbombenangriff auf die Stadt vom 27. September 1944 zum Opfer. Der Dachstuhl war ausgebrannt und zwei darunter liegende Geschosse in Mitleidenschaft gezogen. Nach 1945 sollte es auf Empfehlung der Aufräumungs-Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe im Zuge der Trümmerräumung abgerissen werden. Dem Besitzer gelang es jedoch, den Erhalt durchzusetzen und das Baumaterial für eine Instandsetzung zugeteilt zu bekommen. Ein Norddach schützte bis 1955 die benutzbaren Stockwerke. 1955 erfolgte dann durch einen neuen Eigentümer der Wiederaufbau, wobei das Haus allerdings um ein Geschoss gekürzt werden musste.

Die Bewohner des Vorderhauses, darunter auch der Besitzer, gehörten bis in den Zweiten Weltkrieg sicher zur Oberschicht bzw. zum

gutverdienenden Mittelstand der städtischen Gesellschaft, auch wenn der im Haus lebende Besitzer mit dem Ende der Monarchie 1918 auf seinen Titel als Hoflieferant verzichten musste. Ein Ausdruck der Wohnungsnot der Nachkriegszeit war 1922 die Umwandlung der Einzelzimmer im Dachgeschoss in eine Dreizimmerwohnung, auf die das städtische Wohnungsamt gedrängt hatte. Die Ladenlokale waren an oft wechselnde Mieter vergeben. So wurden hier bis zum Zweiten Weltkrieg u. a. Werkzeuge, Büroartikel und Herrenwäsche verkauft, ein Büro der Elektrizitätsgesellschaft unterhalten, sowie eine Leihbibliothek betrieben, es waren ein Rabattsparverein, eine Tuchgroß- sowie eine Möbelhandlung angesiedelt.

Mit der sinkenden Wohnqualität in der Innenstadt im Zeichen der zunehmenden Motorisierung änderte sich seit den 1970er Jahren allmählich auch die Zusammensetzung der Bewohner des Hauses. Das Erdgeschoss beherbergte lange eine Kunsthandlung, danach wurde sein Erscheinungsbild kommerziellen Interessen angepasst.

MANFRED KOCH

## Funktionale Ästhetik am Rhein

„Am nordwestlichen Rand des Stadtgebietes, weit außerhalb des unmittelbaren Blickfeldes der Karlsruher Stadtbewohner, hinter riesigen Raffinerietanks und zahlreichen Schornsteinen verborgen, direkt am landschaftlich reizvollen Rheindamm, dort steht ein Kleinod der Architekturgeschichte, das Verwaltungsgebäude der ehemaligen DEA-Scholven-AG.“

Es ist das Werk eines der berühmtesten Architekten unseres Landes, Professor Egon

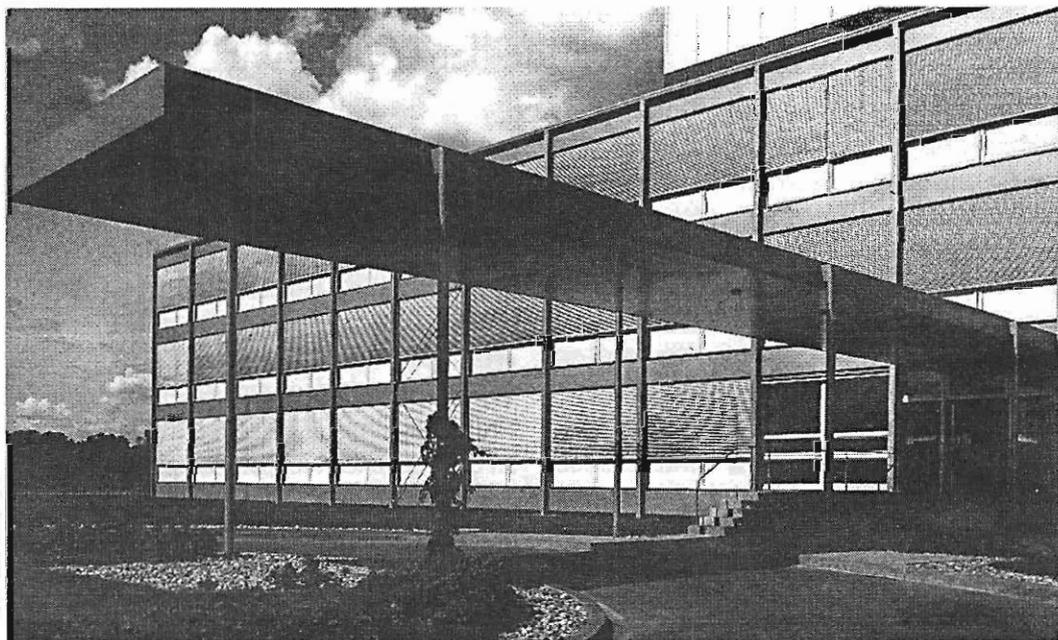
Eiermann (1904–1970). Bekannt ist er heute vor allem für seine nach dem Zweiten Weltkrieg errichteten Bauten. Vor Augen hat jeder den Neubau der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin, unter Fachleuten verbinden sich mit dem Namen jedoch eher Industriebauten wie die Taschentuchweberei in Blumberg (Schwarzwald) von 1951, der Deutsche Pavillon auf der Weltausstellung in Brüssel (1957–58) und Verwaltungsgebäude wie das

Bonner Abgeordneten-Hochhaus (1965–69) oder die Olivetti-Türme in Frankfurt/Main (1968–72). Eiermann gilt als einer der Hauptvertreter der so genannten zweiten Generation der modernen Architektur. Die Taschentuchweberei wirkte 1951 auf junge Architekten in Deutschland wie das Fanal einer neuen, kommenden Baukunst, modellhaft und zukunftsweisend. Sie zeigte Maß und Ordnung, überschaubare Gliederung, präzise gestaltete Details und verwendete wie selbstverständlich die Stahlkonstruktion als Mittel der Architektur.

1947 erhielt Eiermann einen Lehrstuhl für Architektur an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Die Bezeichnung „Eiermann-Schüler“ galt jahrzehntelang für viele Architekten als Referenz. Nach dem Abklingen der „Post-moderne“ als Stil der 80er-Jahre ist das Werk Egon Eiermanns gegenwärtig wieder Vorbild einer weiteren Generation von Architekten geworden, die sich, postuliert als „Zweite Moderne“, ein zweites Mal den Bauten des großen Architekturlehrers zuwendet.

Obwohl Eiermann über zwanzig Jahre lang sein Büro in Karlsruhe hatte, sind von ihm im Stadtgebiet nur zwei seiner Projekte verwirklicht worden. Da ist zunächst das Versuchskraftwerk auf dem Gelände der Universität Karlsruhe von 1951–55 zu nennen. Es gilt als einer der qualitativsten und fortschrittlichsten Bauten der Wiederaufbauzeit in Karlsruhe und wurde 1995 als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ins Denkmalsbuch des Landes Baden-Württemberg eingetragen.

Das zweite Projekt ist eben das Verwaltungsgebäude der ehemaligen DEA-Scholven-AG, später OMW, heute mit der benachbarten Esso zusammen zur MIRO fusionierten größten Raffinerie Deutschlands. Es steht hier stellvertretend für eine ganze Gruppe von Funktionsbauten wie das Pförtnerhaus mit Fahrradabstellplatz, die Kantine, Magazin und Werkstatt, Feuerwehrhaus bis hin zu Messwarten. Die Planung unterlag mehreren äußeren Zwängen, zum einen die Vielzahl der Bauten bei gleichzeitiger Verschiedenheit und ge-



wünschter Variabilität innerhalb der Häuser, das alles unter großem Termindruck (es standen nur 7 bzw. 18 Monate für Planung und Bauausführung zur Verfügung) und selbstverständlich unter Beachtung ökonomischer Vorgaben. Eiermann löste die schwierige Aufgabe durch den Entwurf eines einheitlichen konstruktiven Rasters für alle Bauten. Typisierte Bauteile waren in der Anfertigung preiswerter und ermöglichten das parallele Arbeiten im Büro und auf der Baustelle. Aus den vorgegebenen Notwendigkeiten heraus fand Eiermann eine formal hochqualitätsvolle Lösung. Alle außenliegenden Stahlelemente blieben frei sichtbar, die vorgefertigten hölzernen Fassadenelemente erhielten eine einheitliche Größe und unterschieden sich nur in der Aufteilung. Teilweise waren die Gebäude klimatisiert, wobei die Lüftungsmaschinen in den Dachaufbauten untergebracht wurden. Bis ins Detail hinein feilte Eiermann an der techni-

schon und gestalterischen Vervollkommnung. Nichts an den Bauten ist zufällig, bis in das fein abgestimmte Farbkonzept hinein ist es ein Kunstwerk von funktionaler Ästhetik.

Über die Qualität dieser Gebäude bestand auch bei den Bauherren kein Zweifel. Als am 14. Juni 1963 der Vorsitzende des Konsortialausschusses der DEA-Scholven-GmbH, Herr Dr. Staiger, die offizielle Einweihungsrede hielt, lobte er das Werk Eiermanns mit folgenden Worten: „Das Werk, das Sie vor sich sehen, ist eine nüchterne Industrieanlage. Dennoch haben wir über den Ansprüchen der Technik den Respekt vor den Gesetzen der Ästhetik nicht vernachlässigt und für die Baulichkeiten dieser Raffinerie in Herrn Professor Eiermann einen Architekten von internationalem Ruf gewonnen. Für seine Schöpfungen danken wir ihm auch an dieser Stelle.“

ULRIKE PLATE

## Tor zum Campus: das Hauptgebäude der Universität

Auf einer Fläche von 56 Hektar erstreckt sich das Gelände der Universität wie ein eigener Stadtteil in unmittelbarer Nachbarschaft zur geschäftigen City. Dennoch dürften sich nur die wenigsten Karlsruher in diesem weitläufigen Areal mit seinen fast 150 Gebäuden auskennen. Sieht man von den über 20.000 Studierenden, Lehrenden und Angestellten ab, die hier arbeiten, so nehmen die meisten Bürger den Campus allenfalls im Vorüberfahren wahr. Trotz stadtbildprägender Hochhäuser, die in den sechziger Jahren beim Durlacher Tor oder sogar in Schlossnähe entstanden, wird auch heute noch das historische Hauptgebäude in der östlichen Kaiserstraße mit sei-

ner markanten Fassade aus rotem Sandstein am ehesten mit der Universität identifiziert.

Die Geschichte dieses Baues geht zurück bis in die Frühzeit der ältesten Technischen Hochschule in Deutschland. Bei Gründung des Polytechnikums 1825 musste sich die neuartige Einrichtung zunächst die Räume mit dem Karlsruher Lyceum neben der Stadtkirche am Marktplatz teilen. Nach 1830 konnte an einen eigenen Neubau gedacht werden, für den man einen repräsentativen Bauplatz an der Langen Straße fand, der der rasch wachsenden Bedeutung der Schule entsprach. Architekt war Heinrich Hübsch, seit 1827 Nachfolger Friedrich Weinbrenners als Leiter der



badischen Bauverwaltung und ab 1832 auch Vorstand der Architekturschule des Polytechnikums.

Wie innovativ das Gebäude bei seiner Vollendung 1836 wirkte, ist heute nur bei Kenntnis der damals aktuellen Architekturszene möglich, und die hatte der junge Hübsch mit seiner 1828 erschienenen programmatischen Schrift „In welchem Stile sollen wir bauen?“ nachhaltig beeinflusst. Die darin theoretisch formulierte Abrechnung mit dem Klassizismus, die Abkehr von der Orientierung der Baukunst an der Antike, setzte Hübsch beim Neubau des Polytechnikums in die Praxis um. Formal hat das Äußere nichts mehr gemein mit Weinbrenners Stil. An die Stelle antikisierender Tektonik und Formensprache trat eine sehr individuelle Rezeption italienischer Palazzofassaden des Mittelalters und der Frührenaissance, die vor allem in einer geschlossenenblockhaften Frontbildung von ernster Monumentalität zum Ausdruck kommt.

Auch durch den roten Haustein als Fassadenmaterial fiel der Bau im Karlsruhe der 1830er Jahre, das zuvor eine Stadt mit Putzbauten gewesen war, aus dem Rahmen, Gliederungen wurden nur sehr spärlich und meist flächig eingesetzt. Verzierungen sind in die abwechselnd roten und gelben Bogenquader spröde, wie Laubsägearbeiten eingeschnitten. Um so mehr traten die auf Konsolen zwischen die Bogenöffnungen des Eingangs gestellten Standfiguren ins Auge, ausgeführt von Aloys Rauffer, Erwin von Steinbach und Johannes Kepler darstellend. Selbst die Wahl gerade dieser Personifikationen für Architektur und Naturwissenschaft war neuartiges Programm: Wären im Klassizismus allenfalls antike Vorbilder denkbar gewesen, sind es jetzt historische „vaterländische“ Personen des Mittelalters und der Neuzeit, geboren im badischen Steinbach bzw. im württembergischen Weil der Stadt. Hübschs Schulpalazzo, für 300 Schüler berechnet, genügte schon bald nicht mehr den

rasch wachsenden Studentenzahlen. Seit den 1850er Jahren wurden nördlich davon in den Fasanengarten hinein erste Ergänzungsbauten errichtet – der Beginn der Campusbebauung. 1859-64 schließlich erhielt das Hauptgebäude sein heutiges Aussehen. Einfühlsam erweiterte Friedrich Theodor Fischer das Werk seines Amtsvorgängers. Er verdoppelte den bestehenden Bau in Richtung Durlacher Tor und fügte zwischen die beiden Trakte in anpassenden Formen einen höheren Mittelrisalit ein, der im Erdgeschoss einen neuen Haupteingang mit offener Halle erhielt, durch die auch das nördlich sich entwickelnde Hochschulgelände von der Kaiserstraße aus erschlossen werden konn-

te. Erwin von Steinbach und Kepler wurden an das neue Portal versetzt. Entstanden war die nach dem Schloss längste Gebäudefront in der Residenz, die es in Ausdehnung und monumentalem Anspruch auch mit anderen damals entstehenden Neubauten für polytechnische Schulen im deutschsprachigen Raum aufnehmen konnte. 1944 ausgebrannt, wurde der Bau in der Nachkriegszeit im Äußeren in seinen ursprünglichen Formen wieder aufgebaut. Das mit Ausnahme der Treppenhäuser veränderte Innere beherbergt heute Rektorat und Verwaltung der Universität.

GERHARD KABIERSCHE

## Pyramide oder Reiterstandbild?

Als „Via Triumphalis“ bilden die Denkmäler der Markgrafen und Großherzöge von Baden die herausragende Blickachse im Zentrum der Stadt Karlsruhe. Das 1844 vollendete Standbild des Markgrafen Karl Friedrich auf dem Schlossplatz ist das nördlichste dieser Denkmalsreihe. Es folgen auf dem Marktplatz die Pyramide für den Stadtgründer Karl Wilhelm und das 1833 fertiggestellte Brunnendenkmal für Großherzog Ludwig. Am Rondellplatz schließt sich der 1832 vollendete Obelisk für Großherzog Karl an, der als „Verfassungssäule“ auch an die erste badische Verfassung von 1818 erinnert. Den südlichen Abschluss der „Via Triumphalis“ bildete das bis 1805 im Stil einer antiken Tempelfront errichtete Stadttor, das Ettlinger-Tor-Denkmal, das jedoch 1872 abgerissen wurde.

Der 1738 verstorbene Gründer der Stadt Karlsruhe, Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach, wurde in der Gruft der Konkor-

dienkirche beigesetzt. Die von Friedrich Weinbrenner von 1791 an projektierte Neugestaltung des Marktplatzes im klassizistischen Stil führte zum Abriss der Konkordienkirche. So wurde der weitläufige Platz geschaffen, an dem sich Stadtkirche und Rathaus gegenüber stehen. Die Gruft blieb jedoch unangetastet. Schon Weinbrenner sah vor, über ihr ein Denkmal für den Stadtgründer zu schaffen. Er selbst schuf drei Entwürfe für ein solches Monument, zunächst in Form eines Sarkophags, dann mit kolossalen Figuren eines Genius des Todes und einer trauernden Stadtgöttin. Die Kosten für das Denkmal erwiesen sich freilich als zu hoch, so dass die Gruft nach dem Abbruch der Kirche im Jahr 1807 mit einer hölzernen Pyramide nur provisorisch abgedeckt wurde.

Durch die Rezeption der Antike und die Ideen der französischen Revolutionsarchitektur wurde die stereometrische Pyramide um

1800 in das Gestaltungsrepertoire der Architekten und Bildhauer aufgenommen. Sie fand vorwiegend für Grabmäler Verwendung. Die Abdeckung der Karlsruher Gruft mit einer Pyramide entsprach also dem zeitgenössischen Stilempfinden. Zwischen 1823 und 1825 wurde das mittlerweile beschädigte Provisorium durch eine Ausführung in rotem Sandstein ersetzt. Die Pyramide erhielt damit einen dauerhaften Charakter.

Nach dem Tod Kaiser Wilhelms I. im Jahr 1888 brach in Deutschland eine Denkmalseuphorie aus, die sich vor allem an den Monumenten für den Kaiser festmachte, jedoch auch anderen feudalen und bürgerlichen Personen öffentliche Ehrung zukommen ließ. Das Reiterstandbild wurde als die repräsentativste Denkmalsform angesehen und blieb den bedeutenden Monarchen vorbehalten. Für das in Karlsruhe ab 1890 geplante Kaiser-Wilhelm-Denkmal kam deshalb nur ein Reiterstandbild in Frage, das dann bis 1897 am Kaiserplatz realisiert wurde. Es spricht für die Wertschätzung des Markgrafen Karl Wilhelm, dass man während der Planungen für das Karlsruher Kaiser-Wilhelm-Denkmal auch dem Stadtgründer ein Reiterstandbild errichten wollte. Großherzog Friedrich I. äußerte bereits 1890 die Absicht, „anstelle der jetzigen Pyramide ein würdiges Denkmal setzen zu lassen“. Die Ausführung gewann 1902 Konturen. Denn mit der Errichtung des neuen Karl-Wilhelm-Denkmal wollte sich der Großherzog für die Feiern bedanken, die zu seinem 50-jährigen Regierungsjubiläum veranstaltet wurden. Am 29. April 1902 ließ Friedrich I. den Stadtrat wissen, er gedenke, „dem Gründer der Residenzstadt ( ... ) auf dem hiesigen Marktplatz an der Stelle der ( ... ) als Provisorium erstellten Pyramide ein Reiterdenkmal zu errichten“. Die mittlerweile als Wahrzeichen der Stadt geltende Pyramide sollte an anderer Stelle wieder aufgebaut werden.



Mit dem Entwurf des Denkmals beauftragte der Großherzog den Professor an der Karlsruher Kunstgewerbeschule Fridolin Dietzsch. Der Leiter des Hofbauamtes, der Architekt Friedrich Ratzel, entwarf den Sockel. In der Folgezeit scheute man es jedoch, die Pyramide vom Marktplatz zu entfernen. Das Reiterstandbild sollte nun in engem Zusammenhang mit der Pyramide errichtet werden. Deshalb sah ein überarbeiteter Entwurf ein nach Norden ausgerichtetes Denkmal vor, dessen Sockel die Pyramide weit überragte. Doch konnte sich der Großherzog aus ästhetischen Gründen nicht dazu entschließen, das Denkmal ausführen zu lassen. Weitere Überlegungen gingen dahin, das Monument an Stelle des Ludwig-Brunnens zu errichten und diesen auf den Ludwigsplatz zu verlegen. 1907 und 1908 starben Friedrich I. sowie die Künstler Dietz-

sche und Ratzel. Ihr Tod machte die Realisierung dieses Denkmalentwurfs unmöglich.

Der neue Großherzog Friedrich II. griff den Plan eines Karl-Wilhelms-Reiterdenkmals bald wieder auf. Der Marktplatz sollte jedoch unangetastet bleiben und kam als Standort nicht mehr in Frage. Den Auftrag für einen neuen Entwurf erhielt 1909 der Frankfurter Bildhauer Fritz Boehle. Der sich an den alt-deutschen Kunsttraditionen orientierende und vom Galeriedirektor Hans Thoma sehr geschätzte Bildhauer sollte mit diesem Auftrag als Professor für die Karlsruher Kunstakade-

mie gewonnen werden. Die Einweihung des Denkmals sollte 1915 zum 200-jährigen Stadtjubiläum stattfinden. Als Standort wurde die Mittelpromenade der Hans-Thoma-Straße bei der Waldstraße bestimmt, doch 1916 galt die Standortfrage als wieder offen. Der Erste Weltkrieg und der Tod Boehles im Jahr 1916 besiegelten das Scheitern dieses Denkmalprojektes. Die Pyramide auf dem Marktplatz aber war endgültig zum Monument des Stadtgründers Karl Wilhelm geworden.

JUTTA DRESCH

## Südstern – Lebendige Geschichte zwischen Sturmlampe und Kastenschloss

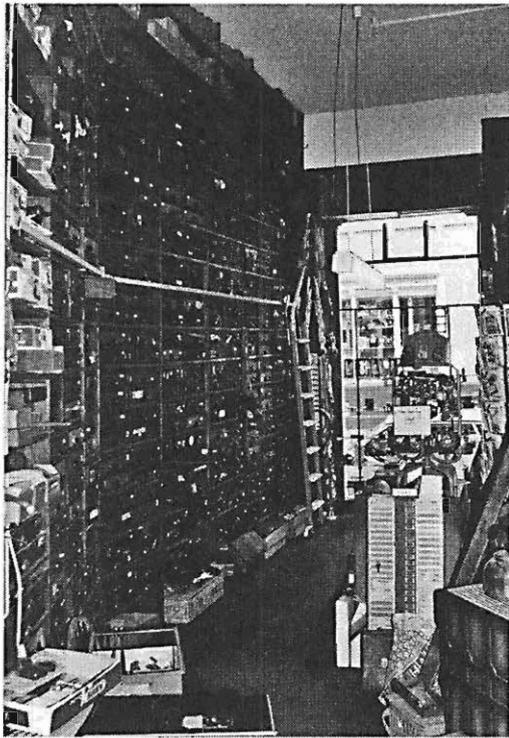
Der Südstern in der Marienstraße 32 ist zumindest Cineasten, die nach dem Besuch der Schauburg eine der vielen Kneipen der Südstadt besuchen, hinlänglich bekannt. Magisch ziehen dessen Schaufenster mit ihren Auslagen aus längst vergangenen Tagen den Passanten an, und kaum einer bleibt nicht wehmütig für eine Weile davor stehen.

Doch nur wer den Südstern betritt, sich auf die Einrichtung und Auslagen einlässt, wird bemerken, dass dieser Raum, der das gesamte Erdgeschoss einnimmt, die Geschichte des Hauses, seiner Bewohner und des Geschäfts zu erzählen weiß.

Das dreigeschossige, durch schlichte Fenstergewände und einfache Gesimse aus gelbem Sandstein architektonisch gegliederte Eckgebäude, in dem sich der Laden befindet, wurde 1872/73 in den Gründungstagen der Südstadt errichtet. Ein Schneider und ein Schuhmacher teilten sich das Erdgeschoss, was sich

bis heute an den Ladentüren in der Marienstraße nachvollziehen lässt. In den ursprünglich drei begehbaren Schaufenstern, die nur diffuses, gebrochen weiches Licht in den Innenraum dringen lassen, bot der Schneider seine Waren feil. Zwei dieser tiefen, durch Sprossenfenster zum Innenraum offenen Vitrinen sind heute neben den Türen letzte Zeugnisse aus der Entstehungszeit des Ladens.

In nur wenigen Jahren wechselte das Haus dreimal seinen Besitzer, bis es 1899 schließlich von Adolf Rosenberger erworben wurde. Der mit Lederwaren handelnde jüdische Kaufmann lebte damals bereits zehn Jahre in der Fächerstadt. Seine Frau Sophie betrieb in der Schützenstraße 52 einen Eisenwarenhandel. Rosenberger übernahm 1893 deren Geschäft und eröffnete es noch vor der Jahrhundertwende im Erdgeschoss des neu erworbenen Hauses. Rötlich-braun gestrichene offene Regale und einfache mit sparsamem Dekor ge-



schmückte Theken sowie ein Sortimentschrank mit hunderten kleiner, nummerierter Holzkästchen für Schrauben und Scharniere, Messer, Beschläge und Werkzeuge zeugen von der reichhaltigen Warenpalette, die hier angeboten wurde und das Fundament des wirtschaftlichen Erfolgs legte. Rosenberger ließ gegen Ende der zwanziger Jahre seinen Laden vergrößern. Die Hofeinfahrt von der Schützenstraße wurde bis zum Bodenniveau des Ladengeschäfts aufgefüllt und durch ein stählernes Schaufenster, mit zurückgesetzter Eingangstür geschlossen. Ein winziger, nur wenige Quadratmeter großer Innenhof wurde überdacht, wodurch ein dunkles Warenlager entstand. Diese Erweiterung brachte seinem Besitzer kein Glück. Adolf Rosenberger starb 1926, und seine Frau musste die Geschäfte wieder allein übernehmen. Sie konnte den Betrieb jedoch nur kurze Zeit leiten. 1936 stellten die Nationalsozialisten Haus und Ei-

senwarengeschäft unter „arische Zwangsverwaltung“, im Oktober 1940 wurde Frau Rosenberger nach Gurs deportiert, wo sie am 12. Februar 1943 verstarb.

Das Eisenwarengeschäft Rosenberger wurde am 1. Juni 1936 durch den Kaufmann und Hilfspolizisten Otto App unter eigenem Namen als „rein arisches Unternehmen“ eröffnet, wie ein erhaltenes Flugblatt dokumentiert. In seinem Mietvertrag wird penibel festgehalten, dass die Einrichtung zwar verändert und umgeräumt werden dürfe, soweit dies der Geschäftsbetrieb erforderlich mache, doch sah App hierzu offensichtlich keine Veranlassung. Er führte das Geschäft bis weit in die Nachkriegszeit ohne tiefgreifende Veränderungen an Einrichtung und Sortiment fort. Es muss heute als ein außerordentlicher Glücksfall angesehen werden, dass nach Apps Tod 1984 der Laden zunächst in einen Dornröschenschlaf verfiel.

Als am 16. Oktober 1992 Peter F. Koch die Pforten der Eisenwarenhandlung wieder öffnete, um die vorhandenen Warenbestände zu verkaufen, die eine knapp einhundertjährige Geschichte industrieller Eisenwarenproduktion dokumentierten, konnte niemand wissen, dass neben Nägeln und Schrauben, Sensenwetzsteinen und emaillierten Reklametafeln auch zahllose Dokumente erhalten blieben, die den schicksalhaften Weg des Geschäfts nachvollziehbar machen. Es ist das Verdienst Kochs, dass er den Mut aufbrachte, diesen Laden nicht zu modernisieren, sondern in den gegebenen Umständen dessen Geschichte fortzuschreiben und darüber hinaus die historischen Dokumente zu bewahren. Doch dieses Kapitel wird mit dem 23. Dezember 2000 beendet werden. Dann schließt das ehemalige Eisenwarengeschäft in der Marienstraße endgültig seine Pforten.

ULRICH SCHNEIDER

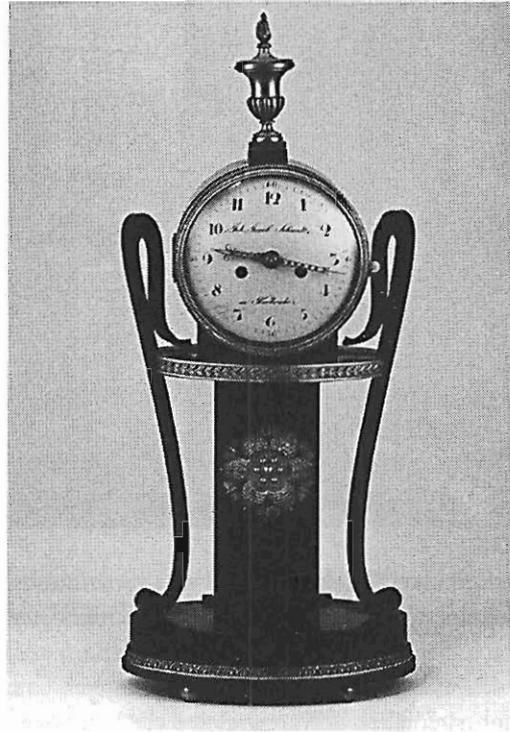
# Die Karlsruher Uhrmacherfamilie Schmidt-Staub

*Zur Eröffnung einer neuen Abteilung  
im Badischen Landesmuseum*

Die Regierungszeit des Markgrafen Karl Friedrich bildet den Hintergrund für den Aufbau des Schmidt'schen Uhrengeschäfts. Nach anfänglich schweren Jahren konnte sich Johann Jacob Schmidt schließlich eine solide Existenz als Uhrmacher aufbauen. Seine Söhne, Enkel und Urenkel, Jacob, Carl und Gustav führten die Uhrmachertradition des Familienunternehmens weiter: Taschen- und Turmuhren, Präzisionsregulatoren oder Standuhren aus feinem Holz, Bronze oder Marmor wurden allseits geschätzt. Unter den Käufern waren auch berühmte Persönlichkeiten wie der Dichter Johann Peter Hebel. Für seine ausgezeichnete Arbeit wurde Schmidt zum Hofuhrmacher ernannt. Seitdem war das Schicksal der Familie eng mit dem badischen Hof verbunden.

Dies gilt besonders für Georg Schmidt, den zweiten Sohn Johann Jakobs. Er wurde Beamter im Dienste des Großherzogs. Seine Hingebung an das öffentliche Wohl konnte er 1847 beim großen Theaterbrand unter Beweis stellen. Er war die ganze Zeit über bei den Löscharbeiten im Einsatz und musste miterleben, wie 63 Theaterbesucher einen qualvollen Tod fanden. Für seinen Einsatz wurde er wenig später belohnt. Als durch ein Feuer seine eigene Wohnung verwüstet wurde, erschien der Großherzog Leopold höchstpersönlich, um sich der Sache anzunehmen. Bis zur Behebung des Schadens konnte das Ehepaar Schmidt Logis im Schloss nehmen – Seite an Seite mit dem Landesherrn.

Zwei Jahre später war es an Gustav, dem Großherzog zu helfen. Ihm oblag die Aufgabe, das Schloss vor der Plünderung revolutionärer Truppen zu schützen, nachdem Leopold vor



Stutzuhr

den Aufständischen geflohen war. Geldbestände und Dokumente brachte Schmidt in Sicherheit. Nicht verhindern konnte er allerdings, dass die Aufständischen einige Pferde aus dem Marstall entführten und sich an den Beständen der Waffenkammer vergingen. Nur durch die dosierte Herausgabe der wertvollen großherzoglichen Weinvorräte konnte Georg die Unruhestifter besänftigen und so das Schlimmste verhindern.

Auch anderswo waren die Mitglieder der Familie Schmidt mitten im Geschehen der Zeit. 1844 durfte der 10-jährige Gustav eine

Probefahrt der neu erbauten Eisenbahn mitmachen. Mag das noch ein Vergnügen gewesen sein, so lässt sich das für seine Reise von Karlsruhe nach Brüssel im Jahr 1858 wohl kaum sagen. Das Unternehmen dauerte ganze drei Tage und zwei Nächte. Sein Weg führte ihn mit der Eisenbahn nach Mainz. Weiter ging es mit der Postkutsche nach Koblenz, von wo ein Dampfschiff nach Köln fuhr. Von dort schließlich brachte ihn der Zug endlich nach Brüssel. Ein Trost für die Beschwerden des Reisens wurde ihm allerdings einige Zeit später gewährt: 1862 lernte er in einem Eisenbahnabteil Luise Staub kennen, deren Vater den ersten Frisiersalon der Stadt betrieb. Nur wenig später sollte sie seine Frau werden.

Von der Hochzeit, wie von vielen anderen Familiengeschichten, berichten uns die Familienpapiere – Tagebücher, Briefe und Poesiealien. Sie lassen unter anderem die Zeit des Biedermeier lebendig werden und beschreiben typisch biedermeierliche Rituale wie das familiäre Beisammensein bei Kaffee und Kuchen. So geschah es auch bei der Vermählung von Gustav und Luise 1862. Dem Anlass entsprechend war die Torte von einem Amor mit Pfeil und Bogen gekrönt. Als Gustav diesen beim Anschneiden vorsichtig herunterheben wollte, fiel er in sein Weinglas. Unter großem Gelächter deuteten einige Gäste dies als böses Omen, doch zeigte die Zukunft, dass der Sturz des Liebesgottes den Neuvermählten kein größeres Unglück bringen sollte.

1870/71, während des Krieges mit Frankreich, verband sich das Familienschicksal erneut mit der großen Politik. Dank der Kriegs-

ereignisse gingen die Geschäfte sehr gut. Offiziere kauften Felduhren, die später – mit Splintern und Kriegsschäden – zu begehrten Kaufobjekten wurden. Für „das Bestreben, in kunstgewerblicher Hinsicht die Uhrgehäuse sowohl stilgerecht als auch in sorgfältiger und liebevoller Ausführung“ hergestellt zu haben, erhielt Gustav Schmidt einige Jahre später die Silberne Medaille der Gewerbeausstellung.

Von den fünf Enkeln aus der Ehe Gustav Schmidts mit Luise Staub erlernte der Älteste, Rudolf Schmidt-Staub, das Uhrenhandwerk, während der Zweitgeborene, Hermann, Goldschmied wurde. Erst 1965 wurde das Uhrenfachgeschäft aufgegeben und teilte damit das Schicksal vieler Familienunternehmungen.

Am 27. April 2001 wird im Badischen Landesmuseum die Ausstellung zur badischen Landes- und Kulturgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eröffnet. Mit dieser Neueinrichtung unter dem Titel „Baden zwischen den Revolutionen 1789–1848“ werden die Anfänge des Großherzogtums an historischem Ort, dem Karlsruher Schloss, lebendig. Die Ausstellung führt den Besucher durch die badische Geschichte in der Zeit Napoleons und des Biedermeier, dokumentiert die Umgestaltung der Stadt durch Friedrich Weinbrenner und den vorindustriellen Aufbruch und leitet über die Erhebungen von 1848 in die zweite Hälfte des Jahrhunderts. All das haben die verschiedenen Generationen der Karlsruher Familie Schmidt bzw. Schmidt-Staub miterlebt.

KRISTIANE BURCKHARDT

# Die Statuen von Erwin von Steinbach und Johannes Kepler

Wer mit offenen Augen über den Karlsruher UniCampus flaniert, bemerkt schnell, dass hier nicht nur Institutsgebäude und Laborhallen zu finden, sondern auch zahlreiche Kunstwerke zu entdecken sind. Der Ort von Forschung und Lehre ist zugleich eine Art Musentempel – und das bereits von Beginn an. Vorgestellt werden nachfolgend die ersten, aus der Gründungszeit des ehemaligen Polytechnikums stammenden Kunstwerke: die beiden Statuen Erwin von Steinbachs und Johannes Keplers am Portal des Hauptgebäudes.

Als Großherzog Ludwig von Baden 1825 die Polytechnische Schule in Karlsruhe gründete, fand in den ersten Jahren ihres Bestehens das neugegründete Institut eine provisorische Unterkunft im Lyceum am Marktplatz. 1832 erfolgte eine Reorganisation, bei der man mehrere bereits bestehende Lehranstalten wie die angesehene Bauschule Friedrich Weinbrenners, die Ingenieurschule Johann Gottfried Tullas, die Forstschule und zwei weitere

private Fachschulen im Polytechnikum zusammenfasste, so dass nun ein Neubau dringend erforderlich wurde.

Die Planung des ersten Hochschulgebäudes lag in den Händen des herausragenden Architekten Heinrich Hübsch, der seit 1832 auch die Bauschule des Polytechnikums leitete. Im Jahre 1833 erfolgte die Grundsteinlegung, drei Jahre später konnte der

Lehrbetrieb im eigenen Domizil an der östlichen Langen Straße, der heutigen Kaiserstraße, aufgenommen werden. Hübsch, der mit seinem schulebildenden „Rundbogenstil“ in Anlehnung an die italienische Frührenaissance den in Karlsruhe bislang vorherrschenden Klassizismus Weinbrenners ablöste, entwarf ein breites, dreigeschossiges Gebäude mit zentral gelegenem Treppenhaus. An der Vorderseite bildete der Eingangsbereich mit seinen drei Rundbogenöffnungen den Hauptakzent, zusätzlich betont durch zwei Portalstatuen, die Hübsch als vermittelnde Elemente zwischen Außen- und Innenraum an dieser Stelle plante. Dabei dachte man wohl von Anfang an nicht an Figuren der Antike als Vorbilder eines humanistischen Bildungsideals, sondern an bekannte Persönlichkeiten der nationalen Geschichte, die programmatisch auf Funktion und Ausbildungsschwerpunkte der Polytechnischen Schule verweisen sollten. Die Wahl fiel auf Erwin von Steinbach (um 1244–

1318), den Baumeister des Straßburger Münsters, und auf den Astronomen Johannes Kepler (1571–1630): Der eine als „Repräsentant der Technik und Kunst“, der andere als „Repräsentant der mathematischen Wissenschaften“, wie Hübsch ausführte. Beide waren weithin berühmte Vertreter ihrer Fachgebiete, die Wegweisendes geleistet hatten und überdies eng



mit der südwestdeutschen Region verbunden waren. Der Auftrag für Entwurf und Ausführung der zwei Portalfiguren wurde an Aloys Rauffer vergeben. Rauffer, der seit 1830 als Lehrer für Modellieren an der Polytechnischen Schule unterrichtete, gehörte im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zu den führenden Bildhauern in Baden. Seine Werke sind auch heute noch an prominenten Stellen im Stadtbild von Karlsruhe zu finden – erwähnt sei als Beispiel das 1833 auf dem Marktplatz errichtete Denkmal für Großherzog Ludwig.

Raufers um 1839 vollendete Portalstatuen aus gelbgrünlichem Schilfsandstein sind keine Idealbildnisse, sondern porträthafte Figuren. Sie lassen die Intention des Bildhauers, die individuelle äußere Erscheinung der historischen Personen möglichst wirklichkeitsgetreu wiederzugeben, deutlich erkennen. Beim Bildnis von Johannes Kepler konnte sich Rauffer an den überlieferten Porträtgemälden des Gelehrten aus dem 17. Jahrhundert orientieren. Für die Gestalt Erwin von Steinbachs, der seit Goethes Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ (1772) zu den populärsten Künstlerpersönlichkeiten des Mittelalters zählte, nahm er sich offensichtlich zwei im Straßburger Münster aufgestellte Figuren aus dem späten 15. Jahrhundert zum Vorbild, die damals – und wie sich später zeigte irrtümlicherweise – als authentische Bildnisse des Erwin von Steinbach

galten. Überlebensgroß und vollplastisch ausgeführt, sind beide Statuen durch Attribute gekennzeichnet: Erwin von Steinbach hält ein Modell des Straßburger Münsters in der einen und ein Winkelmaß in der anderen Hand, während Johannes Kepler durch Weltkugel und Fernrohr charakterisiert ist.

Dieses erste eigene Gebäude der Polytechnischen Schule bot Platz für insgesamt etwa 300 Schüler. Doch die rasch steigende Zahl an Studenten machte schon bald eine Erweiterung der Räumlichkeiten notwendig. Bis 1864 war die Vergrößerung des Hauptbaus – heute Sitz von Rektor, Senat und Verwaltung – nach den Plänen von Friedrich Theodor Fischer abgeschlossen. Hübschs Nachfolger in der Baudirektion löste die Aufgabe, indem er das schon vorhandene Gebäude als Flügelbau verwendete und in östlicher Richtung noch einmal errichten ließ. Der ursprüngliche Zugang wurde geschlossen, die beiden Skulpturen von Rauffer an das neue Portal versetzt und nun auf Wandpfeilern stehend wieder aufgestellt.

Aus konservatorischen Gründen wurden die durch Luftverschmutzung gefährdeten Figuren 1976 gegen Kopien aus Epoxydharz ausgetauscht, die Originale befinden sich seither im Foyer des Universitätsbauamts.

URSULA MERKEL

# Wasser für die Residenz

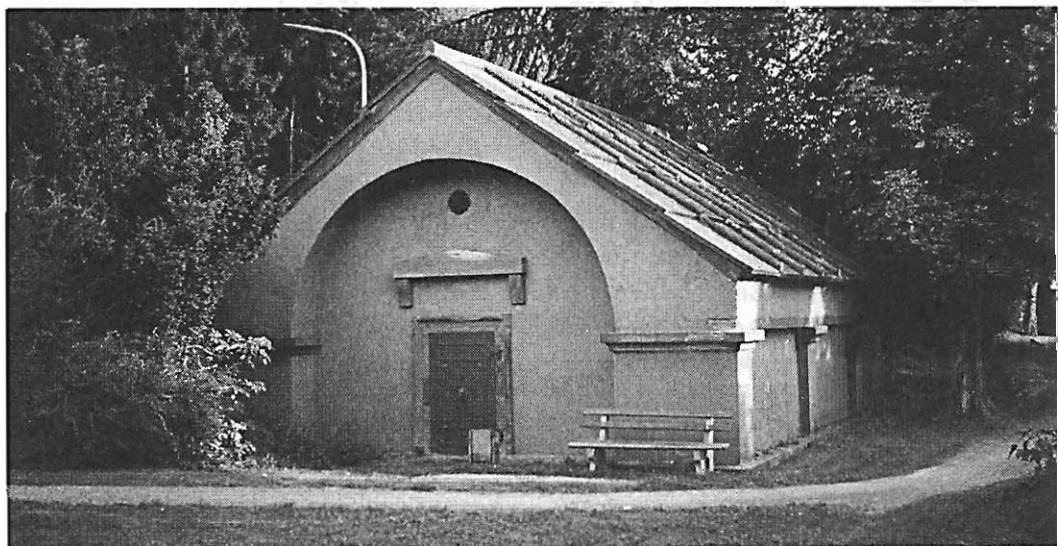
*Friedrich Weinbrenners Brunnenhaus in Durlach*

Seit dem Mittelalter nutzten die Durlacher mehrere natürliche Quellen, die am Fuß des Geigersbergs unmittelbar an der Landstraße nach Ertlingen entspringen, zur Versorgung der Stadt mit fließendem Wasser. Nachweislich seit 1468 war eine Quelle baulich gefasst, das Wasser lief über hölzerne Deichelrohre zu einem Brunnenturm beim Blumentor, um von hier einige öffentliche Brunnen innerhalb der Stadtmauern zu speisen. Später mehrfach verbessert und erneuert, erfüllte diese Leitung bis ins 19. Jahrhundert ihren Dienst.

In der 1715 neu gegründeten Residenz Karlsruhe stand es mit der Wasserversorgung im 18. Jahrhundert hingegen nicht zum besten. Man konnte zwar das lebensnotwendige Nass wegen des hohen Grundwasserstands relativ leicht gewinnen, sodass nahezu jedes Haus einen eigenen Zieh- oder Pumpbrunnen besaß; die Wasserqualität ließ jedoch sehr zu wünschen übrig, nicht zuletzt wegen der vie-

len Sickergruben, durch die das Abwasser ins Grundwasser gelangte. Wer es sich als Karlsruher leisten konnte, ließ deshalb Trinkwasser in Fässern aus Durlach und Umgebung heranhelfen.

Der alte Karlsruher Wunsch nach reinem Wasser führte nach langen Überlegungen erst nach 1819 zu konkreten Planungen. Der Bürgermeister von Durlach wies damals auf die noch ungenutzte Quelle zwischen dem alten Durlacher Brunnenhaus und der Bäderbrünnle Quelle hin, deren Wasser bislang in der sumpfigen Niederung der Weihergärten versickerte. 1821 wurde eine Kommission eingesetzt, die die Möglichkeit der Fassung der Quelle und ihrer Leitung nach Karlsruhe untersuchte. Ihr gehörten u. a. der wegen seiner Rheinkorrektion berühmt gewordene Ingenieur Johann Gottfried Tulla, Baudirektor Friedrich Weinbrenner sowie der „Mechanik- und Mühlen-Baukunst-Practicus“ Joseph Haber-



stroh aus Ettlingen an. Ihr Projekt wurde 1822 von Großherzog Ludwig genehmigt und bis 1824 realisiert.

Über der neu gefassten Quelle an der heutigen Ecke von Badener und Marstallstraße wurde ein weiteres Brunnenhaus errichtet, das Wasser zum alten Turm Ecke Pfinztal- und Badener Straße geleitet und dort eine neue Mechanik eingebaut. Diese erzeugte, angetrieben von beständig im Kreis geführten Pferden, den nötigen Druck, das Wasser durch zwei gusseiserne Rohre entlang der Durlacher Allee bis nach Karlsruhe zu pumpen, wo eine Reihe von laufenden Brunnen vor allem auf städtischen Plätzen, etwa dem Markt-, dem Rondell-, dem Lidell- und dem Ludwigsplatz, gespeist wurden.

Friedrich Weinbrenner war als Leiter des öffentlichen Bauwesens für die Gestaltung der Karlsruher Brunnen, aber auch für die Errichtung des Durlacher Brunnenhauses verantwortlich. Er löste die ungewöhnliche Bauaufgabe – wie wir noch heute sehen können – auf anspruchsvolle Weise. Über die reine Funktionserfüllung hinaus und völlig anders als die benachbarten älteren, heute verschwundenen Quellsäule, die schlichte Zweckbauten waren, erhielt der massive Bau eine äusserst re-

präsentative, gedungen-monumentale Form in der für Weinbrenner charakteristischen Formensprache des Klassizismus. Das mit mächtigen Sandsteinplatten gedeckte Satteldach, die wie im Boden versunkenen Pilaster der Wandgliederung oder die archaische Bogennische der Giebelseite mit dem Portal sind stilistisch deutlich von der französischen Revolutionsarchitektur beeinflusst. Nicht weniger eindrucksvoll zeigt sich das Innere des Gebäudes. Eine schwere Tonne überwölbt das rechteckige Quellbecken, in dem sich das aus der Erde aufsteigende Wasser sammelt. Ein Umgang ermöglicht es dem Besucher, entlang der Außenwände das Becken zu umschreiten.

Noch heute erfüllt das Gebäude seine Aufgabe der Quellfassung, wenngleich das Wasser nicht mehr der Versorgung der Bevölkerung dient und ungenutzt über einen Graben der Weihergärten in die Kanalisation abfließt. Bis zur Erbauung des Wasserwerks im Oberwald 1871 versorgte es ganz Karlsruhe, später speiste die Quelle nach dem Neubau des Durlacher Wasserwerks Ecke Pfinztal- und Badener Straße von den 1890er bis in die 1960er Jahre noch die Haushalte in Durlach.

GERHARD KABIESKE

## Das Karlsruher Gefängnis

*Ein Neurenaissancebau von Josef Durm*

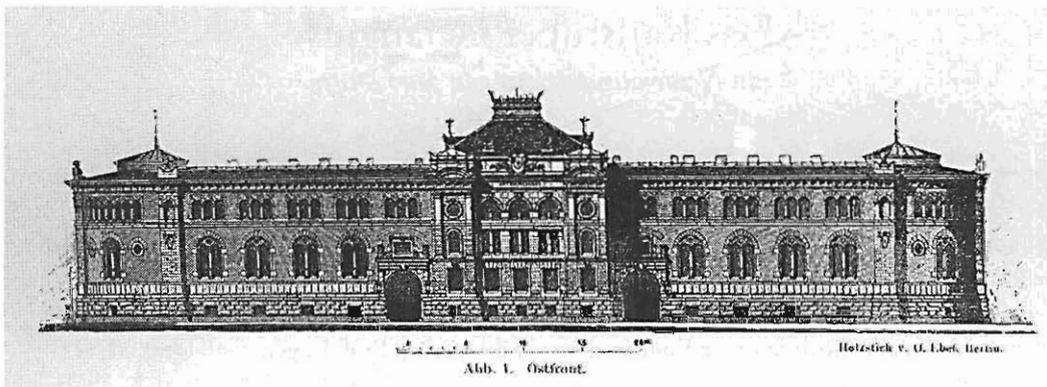
Gefangene hatte man früher im Rathausturm oder in dem schmalen Zellenbau, der ehemals im Hofe des Landgerichts stand, eingesperrt. Doch mit der wachsenden Einwohnerschaft Karlsruhes stiegen die Gefangenzahlen an, unerträglich wurde die drangvolle Enge in den Zellen, der Platz reichte nicht mehr aus. Man

plante daher ein neues Gebäude auf einem Grundstück zwischen heutiger Stabel- und Riefstahlstraße. Ein landläufiger Gefängnisbau hätte dort neben den Kirchen, öffentlichen Bauten und Villen das städtebauliche Gesamtbild gestört. Prof. Eugen von Jagemann (1849–1926), der aus dem badischen Justizdienst

kam und mit Strafvollzugsfragen vertraut war, schlug daher vor, nach dem Vorbild des Sankt-Petersburger Untersuchungsgefängnisses einen aufgliederten Bau zu errichten, dessen Außenfassade an ein Museum erinnert. Der mit dem Entwurf befasste Oberbaudirektor Josef Durm (1837–1919) griff die Idee auf und schuf in den Jahren von 1894 bis 1897 einen rechteckigen Baukörper mit abgerundeten Kanten und einer unauffällig wirkenden Neorenaissance-Fassade. Der Sockel und die Fensterumfassungen des dreistöckigen Bauwerks sind in Sandstein, die übrigen Außenflächen in rötlich-gelben Backsteinen ausgeführt. Der Dachstuhl musste nach Bombenschäden neu errichtet und mit Schiefer eingedeckt werden. Die Außenmaße des Baus betragen 77 x 47 m. Seine Flügel umschließen einen geräumigen, etwa 60 m langen und 30 m breiten Innenhof, auf den sämtliche Zellen ausgerichtet sind. Dank dieser Bauweise verlaufen im Inneren alle Flure an der zur Straßenseite gehenden Wand, so dass nach außen hin keine vergitterten Zellenluken, sondern frei gestaltete größere Bogenfenster angebracht werden konnten. In den Ostflügel des Gevierts ist ein herausragender, erhöhter Mittelbau eingelassen, in dem die Verwaltungsräume mit Krankenrevier, Arztzimmer, Bibliothek und Anstaltskapelle sowie im Untergeschoss die Küche unter-

gebracht sind. In den Untergeschossen der Seitenflügel befinden sich die Werkstätten, der Zentralheizungskeller und das Waschhaus. Alte Baugrundrisse lassen erkennen, dass in einer Hofecke ein längst verschwundenes Schafottfundament angelegt war. Bis etwa Mitte der dreißiger Jahre sollen dort zu Todesstrafe Verurteilte hingerichtet worden sein.

Bei der Erbauung verfügte das Amtsgefängnis über 124 Einzelzellen, zehn Krankenzellen und vier Arbeitszellen. Als normale Gesamtbelegung war früher eine Zahl von 162 Gefangenen vorgesehen, heute geht man nach Veränderung einzelner Zellen von 111 Haftplätzen aus. In den ersten Nachkriegsjahren waren allerdings bis zu 400 Personen hinter den Mauern verwahrt. Auch gegenwärtig besteht eine gewisse Überbelegung, zur Zeit sind 151 erwachsene Männer inhaftiert (Stand 1.1.2001). Während man in dem Hause früher auch zeitliche Freiheitsstrafen vollstreckte, wird heutzutage nur Untersuchungshaft für Beschuldigte aus dem gesamten Landgerichtsbezirk Karlsruhe vollzogen. Daneben sitzen auch so genannte Trennungsgefangene aus anderen Bezirken ein, die mit bestimmten Tatgenossen keinerlei Kontakt halten dürfen. Bis nach Ende des Zweiten Weltkrieges befand sich im Hause zugleich eine abgesonderte Frauenabteilung, seit längerem aber sind weib-



liche Gefangene in speziellen auswärtigen Anstalten untergebracht.

In der Verwaltung der Justizvollzugsanstalt – so heißt die Einrichtung nunmehr – sind gegenwärtig zwölf Mitarbeiter, im Vollzugsdienst 61 Bedienstete beschäftigt, ebenso ist ein Psychologe tätig. Eine Ärztin und zwei Anstaltsseelsorger betreuen die Insassen an einzelnen Tagen. Drei Sozialarbeiter nehmen sich der Sorgen und Nöte der Gefangenen

während der Haft an, zudem können sie den Übergang in die Freiheit, nötigenfalls die Wiedereingliederung, vorbereiten und begleiten. Ehrenamtlich unterstützt und gefördert wird diese Tätigkeit von dem Bezirksverein für soziale Rechtspflege (früher: Gefangenenfürsorge und Bewährungshilfe), der seit dem Jahre 1832 in Karlsruhe seine Hilfen anbietet.

REINER HAEHLING VON LANZENAUER

## Die Künstleröfen der Majolika-Manufaktur Karlsruhe

Die Baukeramik gehörte von Anfang an zu den angestrebten Betätigungsfeldern der 1901 gegründeten Karlsruher Majolika-Manufaktur. Ihr Mitbegründer Hans Thoma hatte dabei sowohl die äußere Gestaltung eines Baues als auch die Ausstattung von Innenräumen im Sinn.

Getreu dem Anliegen der Manufaktur, Künstler und Architekten zur Mitarbeit zu gewinnen, schufen auch außenstehende Entwerfer wie beispielsweise der Architekt Hermann Billing Kachelöfen für die Manufaktur. Auch Abteilungsleiter Hans Grossmann selbst fertigte Entwürfe. Von Grossmann und Billing stammen die Öfen für die Innenausstattung des Karlsruher Künstlerhauses, dessen innerer Umbau durch das Architekturbüro Grossmanns erfolgte. Diesen Entwürfen ist im Ganzen ein historisierender Zug eigen, so im Falle der beiden Öfen für das Künstlerhaus mit Rücksicht auf die Architektur in Formen des Empire.

Durch den Ersten Weltkrieg wurde die positive Entwicklung der Baukeramik unter-

brochen. Anfang der zwanziger Jahre erfolgte jedoch ein erneuter Aufschwung. Es gelang der Manufaktur, bedeutende Künstler zur Mitarbeit zu gewinnen. Im Bereich der Kachelöfen führte dies zu einer Kollektion von Künstleröfen, zu der so namhafte Entwerfer wie Fritz August Breuhaus, Emil Fahrenkamp, Josef Hillerbrand u. a. beitrugen. Außerdem erhielt die Manufaktur zahlreiche Aufträge für einzelne Öfen, aber auch ganze Ofenanlagen, von privater und öffentlicher Seite. Auffallend bei diesen Auftragsarbeiten ist, dass sie sich im Gegensatz zu den modernden Künstleröfen sehr an traditionellen Vorbildern orientieren und stark historisierende Züge aufweisen.

Der Kachelofen erfreute sich auch in den zwanziger Jahren noch großer Beliebtheit, obwohl zunehmend modernere Formen des Heizens Verbreitung fanden. Mochte man auch der Zentralheizung heiztechnische Vorzüge zugestehen, so war doch in Bezug auf Behaglichkeit und Repräsentation eindeutig dem Kachelofen der Vorzug zu geben. Auch was die künstlerische Gestaltung betraf, beschäftigte



Kachelofen, F. A. Breuhaus, 1920.

man sich weit intensiver mit dem Entwerfen von Öfen als etwa der künstlerischen Gestaltung von Heizkörperverkleidungen.

Die Besonderheit der Karlsruher Künstleröfen besteht darin, dass sie sich zwar im Rahmen des traditionellen Ofentyps bewegen, innerhalb dessen aber, wie ihnen die zeitgenössische Kritik bescheinigt, zu „modernem Stilempfinden“ gelangen. Entsprechend dem herkömmlichen Ofenaufbau bestehen sie aus einem Unterbau, der entweder auf einem Sockel oder auf Füßen steht und in dem das Heizmaterial verbrannt wird. Darüber erhebt sich der Oberofen, der zylinder-, kegel- oder kastenförmig angelegt sein kann.

Er hat die Aufgabe, die Strahlungsfläche des Ofens zu vergrößern. Meistens ist er daher recht hoch, aber im Durchmesser kleiner als der Unterofen. Den oberen Abschluss bildet die Bekrönung, häufig der am aufwendigsten

durchgestaltete Teil des Ofens. Während die Entwerfer der Künstleröfen diesen durch Tradition und Technik gebildeten Aufbau aufgriffen, folgten sie in ihrer künstlerischen Gestaltung jedoch weder volkstümlichen noch historisierenden Vorbildern.

So setzte auch Fritz August Breuhaus in seinem hier abgebildeten Ofen den herkömmlichen Typus in die sachliche Formensprache der zwanziger Jahre um. Die Formen sind ganz auf schlichte Quader reduziert. Die Oberfläche des Unterbaus, der auf einem Messingrahmen mit vier Füßen steht, trägt als einzigen Schmuck die durch unterschiedliche Farbgebung hervorgehobenen Rippen. Es werden nur wenige, große Kacheln verwendet, so dass der einheitliche Charakter des Unterbaus noch verstärkt wird. Um diesen nicht zu stören, ist auch die Befuerungstür seitlich angebracht.

Die Schlichtheit des vom Umfang her etwas kleineren Oberofens wird noch dadurch betont, dass pro Seite nur eine einzige glatte Kachel in einen etwas vorspringenden Rahmen eingesetzt ist. Die Bekrönung ist ebenso zurückhaltend und besteht aus einem geraden, sich etwas nach außen neigenden Gesims. Alles Schmückende konzentriert sich hier auf die Bemalung, die auf dem Oberbau angebracht ist. Während die Seitenteile mit pflanzlichen Motiven bemalt sind, trägt die große Vorderseite eine mythologisch anmutende Szene zweier miteinander kämpfender Reiter.

Die Suche nach neuen Formen bei den Karlsruher Künstleröfen wurde von zeitgenössischen Kritikern der Gewerbeschau in München 1922 lobend festgestellt. Dort waren mehrere der Künstleröfen, darunter auch der hier gezeigte Ofen von Breuhaus, zu sehen. Trotz des „modernen Stilempfindens“ wurde positiv bewertet, dass die Öfen keinem neuen Stil um der Neuheit willen folgen und damit zur Modeerscheinung werden, sondern be-

wusst auf alten Formen und Techniken etwas Neues aufzubauen suchen. Die Künstleröfen fielen umso mehr auf, als die Beispiele anderer Hersteller überwiegend „in der bodenständigen Geschmacksrichtung altdeutscher Hafnerkunst“ gehalten waren.

Wurde den Künstleröfen 1922 auch bescheinigt, sich keiner Modeströmung zu unterwerfen, so sieht man ihnen aus heutiger Sicht doch deutlich ihre Entstehungszeit an. Die Modernität und künstlerische Leistung lässt sich jedoch nicht zuletzt im Vergleich zu den Öfen ablesen, die in den dreißiger Jahren

von der Manufaktur angeboten wurden und die in ihrer Formensprache wieder ganz auf traditionelle und volkstümliche Vorbilder zurückgriffen.

Der abgebildete Ofen von Fritz August Breuhaus ist Bestandteil der ständigen Ausstellung des Museums in der Majolika-Manufaktur. Die Ausstellung gibt einen Überblick über die Geschichte der Manufaktur und ist täglich außer Montag von 10-13 Uhr und 14-17 Uhr geöffnet.

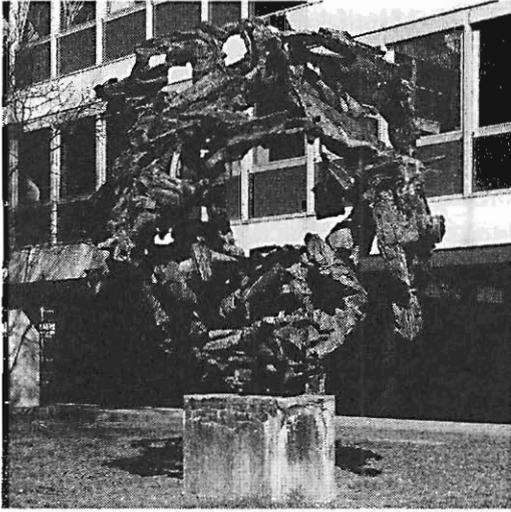
EVA SPINDLER

## „Terra et mundus“ von Hans Kindermann

Auf ihrem weitläufigen Areal beherbergt die Universität Karlsruhe nicht nur Institute und Laborhallen, sondern auch eine Vielzahl an Kunstwerken und Technikobjekten. Über die Jahrzehnte hinweg entstand an der Stätte des Forschens und Lehrens sowohl innerhalb wie außerhalb der Gebäude eine Art Museum, das ein bemerkenswertes Spektrum herausragender Beispiele der bildenden Kunst und der Technikgeschichte umfasst. Während der ersten 130 Jahre nach Gründung der Polytechnischen Schule (1825) wurden Kunstwerke vorwiegend als bauplastischer Schmuck, als Denkmalssetzungen oder zur Innenraumgestaltung ausgewählt. Der weitaus größte Teil datiert jedoch aus neuerer Zeit und konnte zumeist mit Hilfe des „Kunst am Bau“-Programms seit Ende der 1950er Jahre erworben werden. Den Hintergrund hierfür bildete ein Beschluss des Bundestages von 1950, der 1955 von der Landesregierung Baden-Württemberg festgeschrieben wurde. Er besagt, dass „zur Förderung der bildenden Kunst und des Kunsthandwerks (...) bei allen staatlichen Bau-

aufträgen (...) im Regelfall 1 bis 2 % der Bauauftragssumme“ für künstlerische Arbeiten vorgesehen werden soll. Mit diesen Mitteln wurde auch die Bronzeplastik „Terra et mundus“ („Erde und Weltall“) von Hans Kindermann realisiert.

Das Kunstwerk befindet sich seit 1969 auf der westlichen Grünfläche des Physikgebäudes, in unmittelbarer Nachbarschaft zum Institut für Nachrichtentechnik. Eine Vielzahl amorph geformter und ineinander greifender Einzelteile mit schrundig zerklüfterter Oberfläche fügen sich zu einer durchlässigen Kugel zusammen. Wie in einer unaufhörlichen, wirbelnden Bewegung scheint das in seiner Mitte offene Gebilde schwerelos im Raum zu schweben. Das lebhafte Spiel von Licht und Schatten, das sich auf den Wölbungen, Graten und Vertiefungen der Bronze entfaltet, unterstreicht den transitorischen Charakter des Bildwerks: Innen und Außen, Materie und Raum sind keine unvereinbaren Gegensätze, sondern einander bedingende und ergänzende Elemente.



Anders als die ebenfalls zum Kunstbesitz der Universität gehörenden Plastiken von Aristide Maillol, Bernhard Heiliger oder Karl-Heinz Krause, die unabhängig von ihrem künftigen Standort geschaffen wurden, entstand „Terra et mundus“ als Auftragsarbeit für die Neubauten der Institute für Nachrichtentechnik und Physik. Die Geschichte dieses Bildwerks lässt sich bis zum Jahr 1959 zurückverfolgen. Zum damaligen Zeitpunkt dachte man zunächst ausschließlich an eine Bildhauerarbeit für das neue, zwischen 1959 und 1964 errichtete Gebäude. Der mit der Planung des Neubaus beauftragte Architekt Wolfgang Hirsch von der „Werkgemeinschaft Karlsruhe“ beabsichtigte, den Eingangshof des Instituts mit einer Brunnenanlage und einer freistehenden Skulptur zu schmücken.

Als für diese Aufgabe geeigneten Künstler schlug Hirsch den an der Karlsruher Kunstakademie lehrenden Bildhauer Hans Kindermann (1911–1997) vor. Dabei verwies der Architekt ausdrücklich auf Varianten, die Kindermann neben seinem realisierten Brunnenentwurf für den deutschen Pavillon auf der Weltausstellung 1958 in Brüssel vorgelegt hatte und die nicht zur Ausführung bestimmt

worden waren. Diese Varianten dienten als Ausgangspunkt für die künftigen Planungen.

Anfang der sechziger Jahre entwickelte Hans Kindermann schrittweise eine modifizierte künstlerische Konzeption, die als zeichenhafte, abstrakt-plastische Chiffre symbolisch auf die moderne Nachrichtentechnik und damit auf die Nutzung des Gebäudes verweisen sollte. Obwohl die Arbeit am Modell wenig später abgeschlossen war und die Umsetzung in Kürze hätte erfolgen können, ergaben sich nun langwierige Verzögerungen, in deren Folge nicht nur der Entwurf noch weiterentwickelt und umgestaltet, sondern auch der ursprünglich geplante Standort verändert wurde. Nicht zuletzt stellten die zu erwartenden hohen Gusskosten der Großplastik ein Problem dar.

Nach längeren Diskussionen wurde jedoch eine für alle Beteiligten akzeptable Lösung gefunden: Man einigte sich darauf, das Bildwerk wenige Meter vom zunächst vorgesehenen Standort entfernt auf dem Gelände der benachbarten, gerade im Bau befindlichen Physikalischen Institute aufzustellen und die für künstlerische Gestaltungen zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel beider Institutionen zusammenzufassen.

Die Ausführung der Plastik übernahm ab 1966 die Karlsruher Firma Metz und Bachert. Stück für Stück wurden die insgesamt 124 Bronzeteile im Wachsaußschmelzverfahren gegossen und anschließend im Atelier des Künstlers überarbeitet. Einige der Teilformen waren 1966 in Essen und 1967 in Karlsruhe auf den Jahresausstellungen des Deutschen Künstlerbundes zu sehen. 1968 konnten die Bauarbeiten am Neubaukomplex der Physikalischen Institute im Wesentlichen abgeschlossen werden, einige Monate später folgte die Aufstellung der mehr als fünf Tonnen schweren Plastik.

URSULA MERKEL

## Das Durlacher „Markgrafendenkmal“

Wer auf dem Durlacher Marktplatz den Blick schweifen lässt, entdeckt auf dem Balkon des Rathauses eine steinerne Ritterfigur. Geht man dann in das Pfinzgaumuseum in der Karlsburg, stößt man erneut auf diese Rittergestalt mit einer Fahne aus Eisenblech und einem Schild mit dem badischen Wappen. Im Museum steht das Original, auf dem Rathausaltan eine Kopie. Welche Geschichte verbirgt sich hinter dieser doppelten Ritterfigur?

Im Jahr 1567 ließ die gerade zur Residenz erhobene Stadt Durlach einen großen steinernen Brunnen errichten und darauf eine steinerne Statue setzen. Einer jahrhundertalten Überlieferung folgend gilt diese als eine Darstellung des Markgrafen Karl II., der 1565 seine Resi-

denz von Pforzheim nach Durlach verlegen ließ. Angeblich aus Dankbarkeit gelacht die Ritterfigur anfertigen, die als Markgrafenstatue in die Geschichtsschreibung einging.

Der Durlacher Marktplatzbrunnen von 1567 wurde 1862 abgerissen. Man ersetzte ihn durch einen gusseisernen achteckigen Brunnen mit einem ebenfalls gusseisernen Aufsatz, zu dem die jahrhundertalte Ritterstatue nicht passte.

Zunächst plante die Stadt, die Standfigur auf den vor dem Schloss gelegenen Fischbrunnen zu setzen. Dagegen erhoben allerdings der großherzogliche Archivrat Bader und der Konservator Hofmaler von Bayer Protest, denn schließlich handele es sich um die Darstellung eines ehemaligen Landesherren. Daraufhin wurde die Statue auf dem Rathausbalkon untergebracht. Das stieß aber auf die Ablehnung des Großherzogs, der die steinerne Darstellung seines Vorfahren nicht so unwürdig untergebracht sehen wollte. Nun schalteten sich Kreisregierung und Oberamt ein, bis der Bürgerausschuss eine Summe von 1.000 Gulden für die Restaurierung der Sandsteinfigur beschloss. Die nun von einer Brunnenfigur zum Denkmal gewordene Statue samt Baluster wurde 1865 nach Entwürfen August von Bayers um einen mit vier gusseisernen heraldischen Löwen verzierten Sockelunterbau erweitert, mit einem Zaun umgeben und auf der Grundfläche des 1829 begonnenen, aber nicht ausgeführten Karl-Friedrich-Denkmal auf dem Schlossplatz an der Ecke Pfinztalstraße/Karlsburgstraße errichtet.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Figur so stark verwittert, dass der großherzogliche Konservator Ernst Wagner 1902 vorschlug, sie zu restaurieren und in einen ge-



schlossenen Raum zu stellen. Er meldete zu dem Zweifel an, dass es sich um eine Darstellung des Markgrafen Karl II. handle. In einer damaligen Durlacher Volksweise, die Wagner zitierte, meinte er einen Hinweis zu entdecken, dass auch die Durlacher sich nicht sicher waren, ob es sich tatsächlich um die Statue Karls II. handle: „Zu Durlach auf dem Brunne, Da steht ein Mann mit Spieß; Er sagt, er kann nicht kumme, Er hätt so krumme Füß.“

Dennoch wurde die Ritterfigur nun als Zeichen der Durlacher Geschichte entdeckt. In Durlach wuchs, wie auch in anderen Städten, ein ortsgebunden-historisches bürgerliches Selbstverständnis. Ebenfalls 1902 erschien im Durlacher Wochenblatt ein Aufruf, eine Altertümersammlung anzulegen – das war der Beginn der Sammlungen des heutigen Pfinzgaumuseums. Im gleichen Jahr begann auch die Diskussion über eine mögliche Wiederherstellung des alten Marktplatzbrunnens mit der Ritterstatue, in die auch der Maler Karl Weysser einbezogen wurde, der ein heute im Pfinzgaumuseum zu sehendes Ölgemälde des Marktplatzbrunnens von 1567 gemalt hatte. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg be-

schloss der Durlacher Gemeinderat tatsächlich die Rekonstruktion des alten Brunnens und rief eine Kommission mit Fachleuten ins Leben. Der gerade zum Konservator ernannte Friedrich Eberle veröffentlichte einen Spendenaufruf für dieses Projekt, das nach Ende des Krieges in den 20er Jahren weiter verfolgt wurde. Doch der Marktplatzbrunnen blieb unverändert. Aber schon 1911 hatte Heinrich Bauser den Auftrag erhalten, die Ritterfigur zu restaurieren, die nun im Erdgeschoss des Rathauses aufgestellt werden sollte, und eine Kopie anzufertigen. Ein Jahr später wurde die Statue abgebaut, 1915 der Sockel abgetragen und der mit heraldischen Löwen geschmückte Unterbau auf den Bauhof gebracht.

Die Ritterstatue wurde 1929 schließlich dem 1924 eröffneten Pfinzgaumuseum übergeben, die Kopie schmückt seitdem den Rathausbalkon. Auch wenn es sich nicht um eine Darstellung des Markgrafen Karl II. handelt, sind Original und Kopie heute fest im Durlacher Bewusstsein verankerte Symbole der eigenen jahrhundertealten Geschichte.

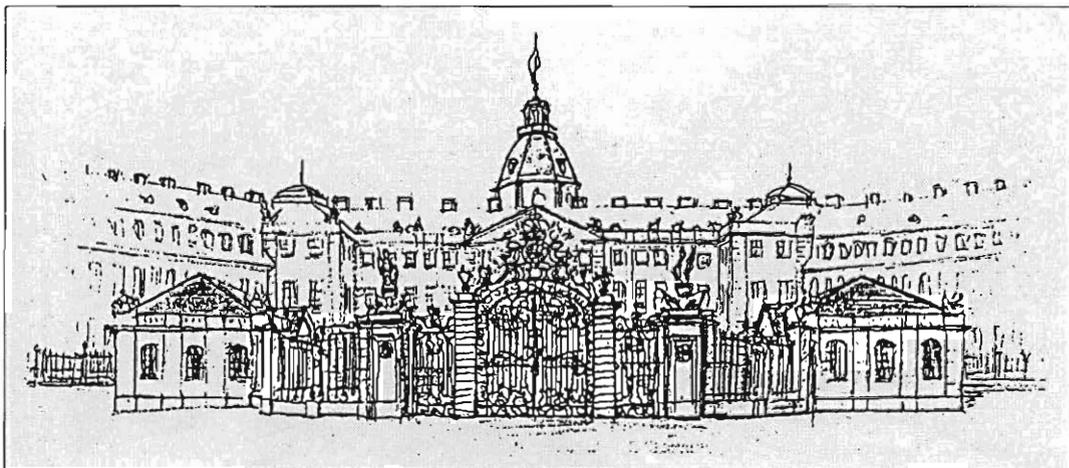
SUSANNE ASCHE

## Kunst oder Schrott?

### *Das Hirschtor im Karlsruher Schlossgarten*

Es steht in Sichtverbindung mit dem Schlossturm und schließt den Schlossgarten gegen den Fasanengarten ab, die beiden Parkteile dabei trennend und doch optisch miteinander verbindend. Gemeint ist das prächtige schmiedeeiserne Gittertor, das wegen seiner repräsentativen Erscheinung und seiner handwerklichen Perfektion ein beliebtes Fotomotiv abgibt.

Zwischen den von Schmuckvasen gekrönten Steinpfeilern sind drei Eisengitter wie Spitzenwerk eingespannt: Schmale, jeweils mit dem badischen Wappen geschmückte Fußgängerpforten flankieren das breite Haupttor der Durchfahrt, das korbogenförmig überhöht ist und in einer Wappenkartusche mit den Initialen Markgraf Karl Friedrichs giftelt.



Skizze des Tores zum Vorhof des Schlosses.

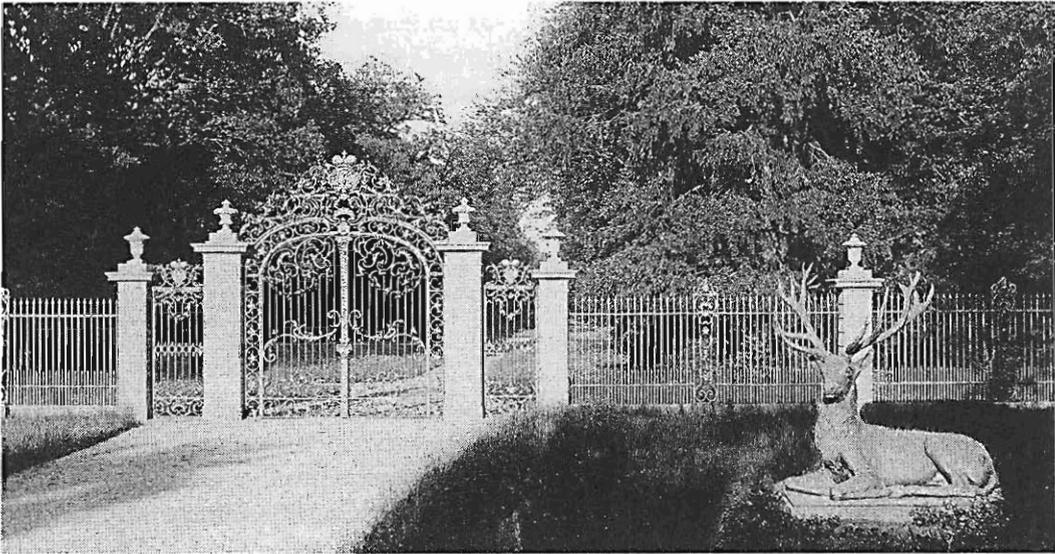
Der spröde Werkstoff Eisen wird im phantasiervoll-plastischen Schmuckwerk, das wurzel-, ranken- oder blattartig aus den Vertikalstreben herauszuwachsen scheint, in seiner Materialeigenschaft geradezu negiert.

Zweifellos handelt es sich um ein Meisterwerk der Rokoko-Schmiedekunst aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, das in eine Reihe zu stellen ist mit berühmten zeitgenössischen Beispielen anderer Barockschlösser, etwa in Würzburg oder Schwetzingen. Als Zeichner des Entwurfs ist der damals noch junge, seit 1752 am Karlsruher Hof tätige Baumeister Wilhelm Jeremias Müller überliefert, die Ausführung besorgte der talentierte Hofschmied Melchior Hugenest, der auch die Fenster-, Balkon- und Treppengitter des Schlossneubaus fertigte.

Das Tor wurde nicht immer so geschätzt wie heute. Schon unmittelbar nach seiner Fertigstellung im Jahr 1759 untersagte Karl Friedrich die Aufstellung am vorgesehenen Ort, dem Hauptzugang des Schlosses zwischen den gerade fertig gestellten Wachhäuschen. Wie sehr es dort in spätbarockem Sinn das Gesamtbild des Ehrenhofs bereichert hätte, macht eine Skizze deutlich, die sich im Nachlass des Bauhistorikers Arnold Tschira im Süd-

westdeutschen Archiv für Architektur und Ingenieurbau an der Universität Karlsruhe fand. Der Markgraf, durch seine Gemahlin Karoline Luise gut über die aktuellen französischen Modeströmungen informiert, hatte erkannt, dass das Tor nicht mehr dem neuesten Pariser Geschmack entsprach, der sich immer stärker an der Antike orientierte. Für Jahrzehnte verschwanden die reich geschmückten Gitterflügel im Bauhof, erst 1806 fand das Tor an abgelegener Stelle beim Neuen Zirkel eine untergeordnete Verwendung, obwohl ein Gutachten Friedrich Weinbrenners damals sogar schon fast sein Ende bedeutet hätte. Der berühmte Architekt – Vertreter eines schlichten Klassizismus – fand, dass das Werk seines Vorgängers Müller mit seinen Schnörkeln ganz und gar abzulehnen sei, da „man über dasselbe gleich einer Leiter leicht einsteigen und sich im vorbeigehen durch die hervorragenden, langen und spitzigen Verzierungen beschädigen kann“. Glücklicherweise erfolglos forderte er den Verkauf als altes Eisen, aus dessen Erlös ein modernes Tor finanziert werden könne.

Erst 1864, als – bezeichnenderweise wieder von Paris ausgehend – das Rokoko neu entdeckt wurde, erkannte man am Karlsruher



Hof die Qualität des inzwischen über hundert Jahre alten Tores und verschaffte ihm seine heutige Stelle. Zwei ruhende Hirsche, Kopien nach Christian Daniel Rauch, wurden damals zu beiden Seiten als zusätzlicher Schmuck auf-

gestellt. Sie verschwanden leider nach dem Zweiten Weltkrieg, nur der Name „Hirschtor“ erinnert heute noch an sie.

GERHARD KABIESKE

## Der „Männerwald“ von HAP Grieshaber

Obwohl es keine städtische Galerie, das heißt keine Ausstellungsräume für eine permanente Präsentation der Kunstwerke gab, kaufte die Stadt Karlsruhe seit dem späten 19. Jahrhundert immer wieder Gemälde, Zeichnungen, Druckgrafiken und Plastiken vorwiegend hiesiger Künstler an. 1971 erwarb die Stadt Drucke der 8-teiligen Holzschnittserie „Männerwald“ von HAP Grieshaber anlässlich einer Werkausstellung des Künstlers im Badischen Kunstverein. Der Künstler war zu dieser Zeit in Karlsruhe sehr bekannt. 1955 wurde er als Nachfolger Erich Heckels an die hiesige Kunstakademie berufen. Grieshaber praktizierte in Karlsruhe eine neue Form des Unterrichts. Er selbst war wichtiger Anreger und

Gesprächspartner, der mit seinen Studenten aktuelle Ausstellungen besuchte oder ihnen moderne amerikanische Literatur vermittelte.

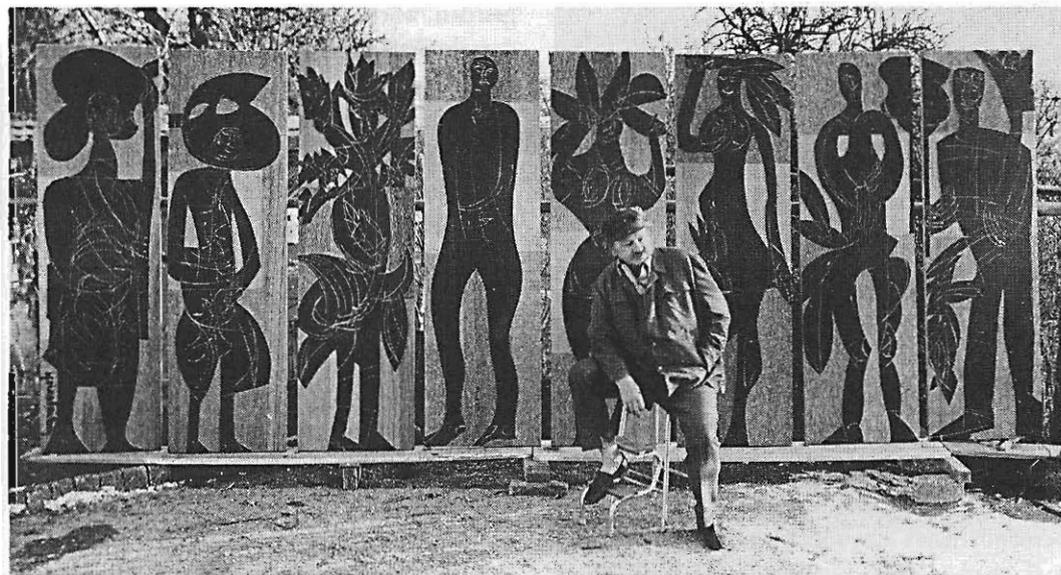
Als zwei Lehramtskandidatinnen durch die Prüfung fielen, weil die Prüfungsordnung – in den 1930er Jahren unter den Nationalsozialisten erlassen – forderte, dass das dargestellte Motiv erkennbar sein müsse, legte Grieshaber 1960 seine Professur nieder und verließ Karlsruhe. Wenige Jahre später schuf er den „Männerwald“ für die Weltausstellung 1967 in Montreal. 1972 fügte er das Relief der Justitia hinzu, und gab der Arbeit den Gesamttitel „Areopag“. So erweiterten die Druckstöcke an ihren endgültigen Platz im Gerichtshof der Europäischen Gemeinschaft in Lu-

xemburg. Jedes der großformatigen Blätter mit den Maßen 220 x 122 cm zeigt eine Figur, die wie ein überdimensionales schwarzes Zeichen auf dem weißen Papier steht. Die acht leicht überlebensgroßen Gestalten sind friesartig angeordnet und beziehen sich jeweils paarartig aufeinander. Jede nimmt die ihr zur Verfügung stehende Fläche völlig ein und wendet sich weitgehend dem Betrachter zu. Die Figuren erscheinen flächig. Der Künstler setzt Linien ein, die zum Teil die Figuren präziser formulieren oder die Binnenflächen strukturieren. Die Abfolge der Figuren weist formal und inhaltlich eine Zäsur auf mit der, von links gesehen, vierten Figur, dem Flötenspieler. Nach rechts schließen vier Akte an, die Pflanzen wie Attribute oder als Kopfputz tragen. Fast könnte man meinen, die Figuren gingen, vergleichbar der Sage von Daphne, in Bäume über. Inhaltlich lässt die Folge viel Fragen offen: Warum gab ihr Grieshaber den poetischen Titel „Männerwald“, wenn doch zwei der Figuren eindeutig weiblich sind?

Der Künstler selbst bezeichnete sie als „Ceres“ und „Gäa“, zwei antike Göttinnen. Auch die Übrigen sind namentlich benannt. Es handelt sich um die antiken Gestalten (v. l. n. r.): Peleus, Polias, Öneus, Linus und Nisus. Ihre Biografien bergen tragische Züge, wie zum Beispiel Öneus, dessen Nachlässigkeit dazu führte, dass seine Gemahlin den gemeinsamen Sohn tötet. Oder wie Peleus, auf dessen Hochzeit mit der Nereide Thetis Eris, die Göttin der Zwietracht, den Apfel mit der Aufschrift „Der Schönsten“ in die Runde warf und damit letztlich den Trojanischen Krieg hervorrief.

Die Bedeutung des Titels „Männerwald“ sowie des gesamten Zyklus lässt sich nicht rasch erschließen und bedarf eingehender Recherchen. In der Ausstellung zu HAP Grieshaber ab 6. September 2003 in der Städtischen Galerie wird der Zyklus zu sehen sein. Dann werden auch Antworten auf die Fragen gegeben, die dieses Kunstwerk stellt.

BRIGITTE BAUMSTARK



HAP Grieshaber vor den Druckstöcken des „Männerwaldes“.

## Sphinx ante portas



Begeistert schrieb 1905 der renommierte Kunstkritiker Karl Widmer über die neue künstlerische Bewegung der Jahre um 1900, den Jugendstil, der auch in Karlsruhe eine Fülle faszinierender Zeugnisse hinterlassen hat. „Die letzten fünf, sechs Jahre haben eine Reihe architektonischer Schöpfungen hervorgebracht, die in ihrer sprudelnden Fülle von persönlichem Gehalt und phantasievoller Formenfreude die äußere Physiognomie der Stadt völlig umgestaltet und einen ungewohnt ori-

ginellen und künstlerisch interessanten Zug hineingebracht haben.“ Allen Kriegszerstörungen zum Trotz haben sich zahlreiche Bauwerke aus dieser Zeit erhalten – und vieles ist dennoch heute so gut wie unbekannt.

Geht man durch die Straßen der Stadt und macht sich die Mühe, den Blick nach oben zu richten, lässt sich Erstaunliches entdecken. Wer zum Beispiel kennt die beiden Sphingen hoch oben am *Haus Nummer 136 in der Sophienstraße*? Errichtet wurde das Gebäude im Jahr 1904 von Christian Rothfuß junior, der Maurermeister, Zimmermann und Unternehmer in einem war. Von welchem Bildhauer die beiden Skulpturen rechts und links des Balkons stammen, ist dagegen bisher unbekannt. Weshalb aber ägyptische Sphingen an einem badischen Wohnhaus? Die Welt der Veränderungen und der fließenden Grenzen, der Zwitterwesen und des beflügelnden Rausches, das Reich dunkler Dämonen und lauernder Begierden, waren dem Mensch des *Fin de Siècle*, dessen Gedanken und Gefühle bis in das neue Jahrhundert hineinreichten, ständiger, wenn oft auch trügerischer Lebenshintergrund. Symbolischen Ausdruck fand dieses Lebensgefühl häufig auch im Schmuck von Hausfassaden. Bei den Ägyptern mit männlich glatter, breiter Brust, bei den Griechen der Antike vollbusig als weiblich dargestellt, wurde die Sphinx im 19. Jahrhundert in Kunst und Literatur zum Inbegriff des rätselhaften Weibes schlechthin. Niemand anderes als Heinrich Heine war es, der in seinem Gedicht von der Sphinx diese als die Verkörperung von Liebe und Liebesschmerz versteht.

Die Gestaltung der Sphingen in der Sophienstraße zeigt die widersprüchliche und komplexe Natur des mythischen Wesens. Von

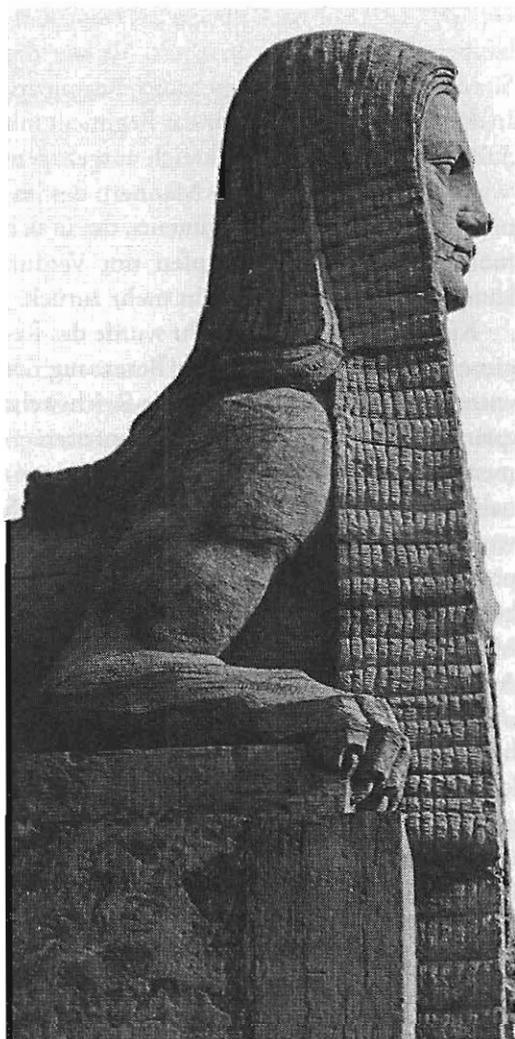
vorne betrachtet ist das mythische Wesen ein schönes Mädchen mit stolzen Brüsten und langen Lockenwellen, dessen seltsam leerer, auf sich selbst bezogener Blick Rätsel aufgibt. Die Krallen sind verborgen, der Eindruck ist von kühler Unnahbarkeit. Ganz anders dagegen die Skulptur im Profil: Da ist ein Raubtier auf dem Sprung, die Augen aufmerksam auf das hilflose, gebannte Opfer gerichtet, die Schultermuskeln angespannt, die Krallen der mächtigen Tatzen ausgefahren, der Schwanz peitscht kraftvoll die Flanken. Das Figurenpaar ist identisch gestaltet und flankiert einen kleinen Balkon, dessen geschwungenes Gitter die gleichen qualitätvollen Jugendstilmerkmale zeigt wie die beiden Skulpturen.

Während die Sphingen den Abschluss der Fassade bilden und die Dekoration des sehenswerten Hauses, eines der bedeutendsten erhaltenen Karlsruher Jugendstilhäuser, von unten nach oben immer reicher und vielfältiger wird, gibt es über dem Eingang zur Begrüßung lediglich einen Kopf, dessen Züge sich in linear-dekorativ wucherndes Pflanzenwerk auflösen scheinen. Unzweifelhaft ist bei aller allmählichen Verwandlung, dass es sich um ein zeitlos-gelassenes, ursprünglich männliches Gesicht handelt – den Blick nach innen gerichtet. Wird also im Gesamtzusammenhang der Fassade der Triumph des „Ewigweiblichen“ über die gebannte und verwandelte Männlichkeit gezeigt? Den Zeitgenossen sind solche Vorstellungen und Überlegungen nicht fremd gewesen.

Das von Robert Dreikluft fotografierte und im G. Braun Verlag erschienene Buch „Jugendstil in Karlsruhe. Formen, Vielfalt, Fantasien“ kann als ein Ariadnefaden der besonderen Art durch die Straßen Karlsruhes hin zu dem ganzen Reichtum der Karlsruher Jugendstilarchitektur dienen. Tiefsinniges und Trauriges, Skurriles und Lustiges, Mystisches und Historisches lassen sich auf den verschie-

denen Streifzügen entdecken. Anmutige Mädchen und phantastische Fabelwesen, eine Fauna, die vom Frosch bis zum Rhinoceros reicht, und eine Flora, die manche Fassade in einen steinernen Garten schier zu überwuchern scheint. Wohlklang der Linien und Schönheit der Ornamente kommen hinzu. Eine eigene Welt, für die das Haus in der Sophienstraße als ein besonders gelungenes Beispiel gelten kann.

MONIKA BACHMAYER



# Neue Adresse der Denkmalpflege in Nordbaden

## *Die Grenadierkaserne in Karlsruhe*

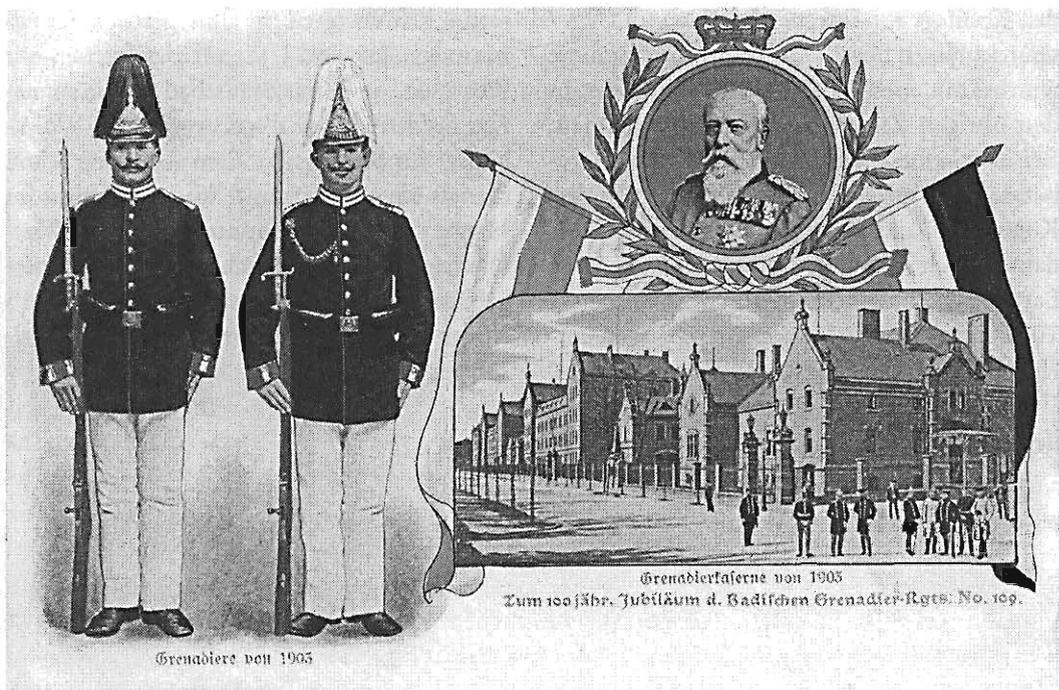
Nach dem 1991 erfolgten Abzug der französischen Armee aus der Grenadierkaserne im Karlsruher Westen nutzt das Land Baden-Württemberg die Möglichkeit, hier mietfrei Behörden unterzubringen. Die Außenstelle des Landesdenkmalamtes in Karlsruhe bezog nun in der Moltkestraße 74 ihr neues Domizil. Die Karlsruher Grenadierkaserne wurde in den Jahren 1893 bis 1897 nach Plänen des Garnisonsbaubeamten Jannasch errichtet. Sie war der Sitz des 1. Badischen Leibgrenadier-Regiments. In den Ersten Weltkrieg war das Regiment mit 3.000 Soldaten nach Frankreich ausgezogen. Von den insgesamt 25.000 Männern des immer wieder verstärkten Regiments, das in den mörderischen Grabenkämpfen um Verdun kämpfte, kehrten 3.500 nicht mehr zurück.

Kurz nach seiner Rückkehr wurde das Regiment 1919 aufgelöst. Nach Besetzung der entmilitarisierten Zone durch die Reichswehr quartierte sich 1936 wieder das Infanterieregiment 109 in der Kaserne ein, nun unter nationalsozialistischem Oberkommando. Seit 1945 wurden die Militärgebäude für einige Jahre zur provisorischen Unterkunft für Heimatvertriebene. Erst 1952, nach Aufhebung der starren Militärzonenaufteilung, bezog die französische Armee die Grenadierkaserne und nannte sie „Quartier General Pagezy“, die bei Karlsruhe noch heute als „Franzosenkaserne“ bekannt ist. Mit dem Ende des Kalten Krieges ging das Kasernengelände 1990 schließlich in die Verwaltung des Bundesvermögensamtes über, das dann für den Verkauf an das Land Baden-Württemberg und die Stadt Karlsruhe sorgte.

Immer wieder hoben Betrachter den „preußischen Gesamteindruck“ der Kasernenanlage

hervor. An die 1892 eröffnete und unmittelbar benachbarte Kadettenanstalt schloss der im folgenden Jahr begonnene Neubau der Leibgrenadierkaserne zeitlich und räumlich fast unmittelbar an. Das Grundstück der Kaserne ist etwa fünf Hektar groß, und die Gebäude gruppieren sich um einen großen zentralen Exerzierplatz. Die schweren Gebäude sind in rotem Sandstein gemauert und waren ursprünglich mit Schieferplatten und Holzement eingedeckt. Auf drei Seiten stehen sechs große Mannschaftsgebäude, die jeweils zwei Kompanien aufnehmen konnten. Zwischen den Mannschaftshäusern wurden drei kleinere Wirtschaftsgebäude mit Wasch- und Speisefunktion eingestellt.

Stärker umgebaut wurde das große Exerziergebäude am Ostrand des Platzes; es fungiert seit 1932 als Autohalle. An der Nordostecke des Grundstücks befand sich ein großes Kammergebäude. Wohnhäuser für verheiratete Unteroffiziere und die Offiziersmesse neben dem Wachgebäude an der Toreinfahrt schlossen das Areal gegen Osten ab. Am westlichen Rand des großen Exerzierfeldes stand unweit des Gebäudes des Landesdenkmalamtes 1913 die eingeschossige Waffenmeisterwerkstatt und Beschlagschmiede. Besonders stolz waren die Erbauer der Mannschaftsschlafsäle auf die Fenster, deren Oberlichter leicht zu öffnen waren und somit eine gute Belüftung garantierten. Auch in den Türen waren bewegliche Lüftungsklappen angebracht. Die meisten der auf Hygiene zielenden Eigenschaften des Gebäudes finden sich bereits in der 1889 herausgegebenen preußischen Garnisons-Gebäudeordnung zusammengefasst. Die Norm billigte jedem Soldaten eine Fläche von 4,5 Qua-



Postkarte eines Grenadiers 1903.

dratmeter Fläche zu, wie auch einen Luftraum von 15-16 Kubikmeter. Dies führte zu durchschnittlichen Raumhöhen von 3,5 Metern. In der Bauvorschrift von 1889 finden sich nur vage ästhetische Vorgaben zur architektonischen Formgebung. Sie dekretierte lediglich, den Bauten „im Aeußeren einen einfachen und ernsten Charakter zu geben“. Die militärische Funktion sei „durch einfache aber sorgfältig erprobte architektonische Formen“ zu signalisieren. In der Kaiserzeit konnten Kasernenbauten in

Baden deshalb individuelle Erscheinungsbilder entwickeln, die nicht einer Form, sondern einer Baunorm verpflichtet waren. Eine wichtige Eigenschaft von Kasernenanlagen des späten 19. Jahrhunderts ist eine strenge räumliche Trennung der einzelnen Funktionen. So waren Unterkünfte und Latrinen streng voneinander getrennt, auch Wasch-, Speise- und

Küchenräume befanden sich in einem separaten Gebäude. Dies verringerte die Gefahr von Epidemien sehr deutlich. Die Offiziere der Grenadierkaserne besaßen ein eigenes Kasino, sie hatten jedoch keine Wohnpflicht auf dem Kasernengelände und wohnten großteils in Privatunterkünften. Aber ein Offizier musste je Kompanie in der Kaserne leben. Durch die Anlage des großen Exerzierplatzes konnten militärische Übungen nun auch innerhalb der Kaserne durchgeführt werden; zudem grenzte unmittelbar im Nordwesten ein mehrere Hektar großes, heute bebautes Übungsfeld an.

In den vorspringenden Flügelbauten der Kompaniegebäude befanden sich Wohnungen für ledige Offiziere und Unteroffiziere, Ärzte und die Revierkrankenstuben. Verheiratete Unteroffiziere wohnten mit ihren Familien in den drei Familienhäusern der Kaserne, die auch von der Straße aus zugänglich waren und

den Komfort von internen Latrinen und Wasseranschlüssen boten. Die Mannschaftsräume wurden mit eisernen Kanonenöfen beheizt, in den übrigen Zimmern standen Kachelöfen. Bei Dunkelheit wurden die Mannschaftsgebäude mit Petroleumlampen erhellt. In den Kompanie- und Wirtschaftsgebäuden gab es damals noch keine Aborte. Vier eingeschossige Latrinengebäude befanden sich, jeweils etwa 10 Meter von den Mannschaftsgebäuden entfernt, bei den Eckpunkten des Exerzierplatzes. Die drei kleineren Wirtschaftsgebäude – sie liegen zwischen den größeren Kompaniehäu-

sern – beherbergten im Untergeschoss jeweils Mannschafts- und Unteroffiziersküchen mit Kantinen, sowie das Brausebad für die gemeinen Soldaten. Nur die dreistöckigen Wohnhäuser für Soldatenfamilien verfügten schon damals über Klosett und Wasseranschluss im Hause. Zusätzlich konnte sich jedes Wirtschaftsgebäude, das Wachhaus, das Kammergebäude und die Wohnhäuser über jeweils 15 Meter tiefe Röhrenbrunnen mit Wasser versorgen.

CLEMENS KIESER

# Bücher-Blick

**Barbara Guttman: Hopfen & Malz.**  
**Die Geschichte des Brauwesens in Karlsruhe**  
Mit Beiträgen von Thomas Meyer und  
Erik Neumann, Karlsruhe; Badenia 1998  
(Veröffentlichungen des Karlsruher Stadt-  
archivs, Bd. 19), DM 39,80

Das Karlsruher Stadtarchiv hat ein „neues Faß“ aufgemacht: Im mittlerweile 19. Band der Reihe „Veröffentlichungen des Stadtarchivs“ wird die Geschichte des Brauwesens in Karlsruhe in einem zusammenfassenden Überblick erstmals erschlossen. Unter Berücksichtigung unterschiedlicher Quellenüberlieferungen, die aus Archiven, Zeitungen, zeitgenössischen Beobachtungen und Firmenfestschriften „mosaikartig“ zusammengetragen werden mussten, ist es gelungen, ein übersichtliches Bild über die Geschichte des städtischen Bierbrauens von der Gründung der Residenzstadt im Jahr 1715 bis in die Gegenwart zu entwerfen. Gleichzeitig zur Ausstellung „Hopfen & Malz“ im Prinz-Max-Palais erfährt damit jener Teil der Karlsruher Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte, der rund um den allseits beliebten Gerstensaft angesiedelt ist, eine umfassende Würdigung.

Die Historikerin Barbara Guttman hat die Hauptarbeit an dem reich bebilderten Band übernommen und die Entwicklungsgeschichte des Brauwesens in Karlsruhe beschrieben. Struktur- und wirtschaftshistorische Perspektiven wollte sie dabei in den Vordergrund rücken, aber auch alltags- und sozialgeschichtliche Aspekte „schlaglichtartig“ beleuchten. Dieses Vorhaben, das bei zahlreichen stadthistorischen Abhandlungen bereits erfolgreich angewendet worden ist, kann sie handwerklich solide umsetzen. Da Karlsruhe nun einmal keine Insel ist, beschreibt sie stets allgemeine, über die Fächerstadt hinausreichende historische Entwicklungsprozesse und kombiniert ihre Ausführungen dann mit der Geschichte

des Brauwesens. Kommt diese Darstellung mitunter auch nicht über die Feststellung schierer Parallelität hinaus, gelingt Guttman doch an manchem Beispiel eine tiefgreifende Vernetzung von Ereignissen und Personen, so etwa bei dem Karlsruher NS-Kreisleiter Worch, der seinen Beruf zuvor als Bierbrauer ausgeübt hat.

Im Vordergrund des Buches steht indes die Fachgeschichte des städtischen Brauwesens mit besonderem Schwerpunkt auf der Darstellung des 19. Jahrhunderts. In dieser Zeit der zunehmenden Industrialisierung mündeten quantitative und qualitative Ausdifferenzierungen in eine Blütezeit des Bierbrauens. Während der Hochkonjunkturphase besaß die Fächerstadt annähernd 30 Brauereien. Die Beschreibung der jeweiligen Firmengeschichte bringt die zum Teil vergessenen Unternehmen wieder in Erinnerung. Bauhistorische Betrachtungen zu den Brauereigebäuden, die das Stadtbild mitunter bis heute prägen, runden das Bild ab.

Ergänzend hierzu beleuchtet Thomas Meyer in einer kurzen Abhandlung den Einfluss der Karlsruher Brauereien auf die Stadtentwicklung; Erik Neumann, vom Stadtmuseum der Partnerstadt Halle, macht erhellende Bemerkungen zur Sonderausstellung im Prinz-Max-Palais. Der sorgfältig zusammengestellte Anhang erlaubt es darüber hinaus, das informative Buch auch als Nachschlagewerk zum Thema zu benutzen.

MICHAEL STOLLE

## **Mühlburg:**

### **Streifzüge durch die Ortsgeschichte**

Hrsg. vom Stadtarchiv Karlsruhe durch Ernst Otto Bräunche in Verbindung mit dem Bürgerverein Mühlburg; Karlsruhe 1998; 32,- DM

Zu den Feiern der 750-jährigen urkundlichen Ersterwähnung Mühlburgs und „runden Geburtstagen“ von gleich vier Vereinen oder Organisationen des Stadtteils hat das Stadtarchiv publizistisches Neuland betreten. Gleich mehrfach: Zum einen haben die Stadthistoriker den bisherigen Weg der mit professioneller Feder aus einem Guss verfassten Geschichtsschreibung verlassen und die Jubiläumsvereine mit eigenen Beiträgen in die Publikation eingebunden. Und ebenfalls als Novum stellt der Mühlburg-Band nicht den Text, sondern das Bild in den Vordergrund.

Historische Zeichnungen, Pläne, Fotografien von Wilhelm Kratt oder aus dem Schlesinger-Archiv: Gut 150 Abbildungen spiegeln das Aussehen Mühlburgs, seiner Gebäude, Straßen und Plätze in den unterschiedlichen Epochen wider, geben vor allem aber Einblick in den früheren Alltag, zeigen Mühlburger bei der Arbeit in der Eisengießerei Seneca, bei Festen oder im Dress der einst so erfolgreichen Fußballer. Und zum Bildteil trugen die Bewohner des Stadtteils ebenfalls ein gewaltiges Scherflein bei. Nach Aufrufen in Stadtzeitung und Tagespresse stellten zahlreiche Privatpersonen Schnappschüsse aus ihren Archiven für die Veröffentlichung zur Verfügung. Obwohl die eindrucksvollen Aufnahmen in schwarz-weiß die 300 Seiten dominieren, ist das Werk kein Bildband im herkömmlichen Sinn.

Die von Profis und Amateuren geschossenen Fotos sind vielmehr eingebettet in Texte, die ebenfalls Fachleute, aber auch Mitglieder der Feuerwehr, des Bürgervereins oder Rad-sportler fertigten. Wenn überhaupt, liegt hier

auch die einzige kleine Schwäche des Bandes. Gegenüber dem historischen Streifzug, den Stadtarchiv-Chef Ernst Otto Bräunche mit den Lesern vom „Mülenberg“ des Jahres 1248 bis zum zerbombten Stadtteil im Zweiten Weltkrieg unternimmt oder dem Beitrag von Stadtplaner Harald Ringler über die Neuordnung in den 50er Jahren fallen die Kapitel der anderen Autoren sprachlich manchmal ein wenig ab und kommen bisweilen holprig oder gestelzt daher. Doch Unebenheiten wie „in großer Anzahl stattgefunden Feste“ machen den Band auf der anderen Seite sympathisch. Der Leser spürt: Der Mühlburg-Rückblick wurde keineswegs routinemäßig abgespult, es „menschelt“ zwischen den Zeilen. Der Stadtteil stellt sich selbst in Wort und Bild dar. Stadtgeschichte soll bekanntlich Identität stiften: Mit dem Pilotprojekt haben Archiv und Vereine dazu einen wichtigen Beitrag geleistet.

MATHIAS TRÖNDLE

### **Dieter Vestner: Badische Revolution vor 150 Jahren. Geschehnisse in Baden und Durlach 1848/49**

Hrsg. von der Bürgergemeinschaft Durlach und Aue 1892 e.V., Durlach 1998, 62 Seiten, 15,- DM

### **Dieter Vestner: Die Karlsburg und der Fürstenhof zu Durlach** Durlach 1998, 72 Seiten, 22,80 DM

Stadtgeschichtsschreibung lebt in ihren vielen Facetten auch von der intimen, oft durch jahrelanges Quellenstudium erworbenen Detailkenntnis nichtprofessioneller Historiker. Dieter Vestner beschäftigt sich in seinen in den vergangenen zehn Jahren publizierten Büchern mit der Geschichte Durlachs und Badens. Er stützt sich dabei auf vorliegende Veröffentli-

chungen und verzichtet, soweit dies erkennbar ist, völlig auf eigene Archivstudien. Daher kann er keine neuen Erkenntnisse mitteilen.

Auch in den beiden neuen Bändchen macht sich der Autor zum Multiplikator der Forschungen anderer, was durchaus berechtigt sein kann, wenn damit zusätzlich Leser angesprochen werden. Dabei unterlaufen Vestner jedoch Fehler, die die Mühen seiner Arbeit in Frage stellen. In der chronologisch erzählten Revolutionsgeschichte spricht er z.B. vom Zehnt und der Leibeigenschaft, als ob diese nicht längst aufgehoben worden wären. In Offenburg forderte man 1847 nicht die konstitutionelle Monarchie, sondern die Republik, und der Bürgerverein von 1847 kann mit seinen politischen Intentionen nicht als Vorläufer der heutigen Bürgergemeinschaft interpretiert werden. Warum man für diese trotz der lieferbaren Geschichte der Revolution in Durlach von A. Mohr eine gekürzte Nacherzählung für nötig hielt, ist unverständlich. Die zweite Broschüre berichtet entlang des Wechsels der Markgrafen und ihrer Aktivitäten die Geschichte des Fürstenhofes in Durlach. Entgegen der mit dem Titel geweckten Erwartung kommt die Baugeschichte der Karlsburg dabei zu kurz. Auch hier unterlaufen Vestner Schnitzer wie z. B. die Feststellung, die Markgrafen hätten früher auf dem Turmberg residiert. Wer sich über die Geschichte Durlachs informieren will, sollte lieber zur 1996 erschienenen Geschichte Durlachs greifen.

MANFRED KOCH

Susanne Asche / Ernst Otto Bräunche / Manfred Koch / Heinz Schmitt / Christina Wagner: Karlsruhe. Die Stadtgeschichte. Badenia Verlag, Karlsruhe 1998, 792 S., zahlreiche Abb., 49,-DM

Stadtgeschichte hat in Deutschland seit geraumer Zeit eine gute Konjunktur. In den zurückliegenden beiden Jahrzehnten haben zahlreiche Kommunen ihre Entwicklung von den Anfängen bis heute in umfassenden Werken vor Augen geführt, verwiesen sei aus dem südwestdeutschen Raum nur auf Speyer, Freiburg und, für das 18. bis 20. Jahrhundert, auf Trier. Auch in Karlsruhe beschäftigte sich eine rege Forschung mit vielen Aspekten des städtischen Lebens seit 1715, aber es blieb doch schmerzlich spürbar, dass eine Gesamtdarstellung der Stadtgeschichte nicht greifbar war – die letzte Publikation dieser Art erschien 1915. Die Lücke wurde durch das Gemeinschaftswerk von fünf Historikern, von denen vier im Stadtrarchiv tätig sind, auf eindrucksvolle Weise geschlossen. Einleitend behandelt Heinz Schmitt relativ knapp, aber sehr instruktiv den Raum Karlsruhe vor 1715 und das Umland der Stadt seither – mit Durlach und Mühlburg existierten hier zwei kleine Städte und eine Reihe von Dörfern, von denen Knielingen schon 776 erwähnt wurde. Christina Wagner erörtert die Entwicklung Karlsruhes von 1715 bis zum Jahre 1806, also bis zur Annahme der Würde eines Großherzogs durch Karl Friedrich. Der umfangreichste Beitrag stammt von Susanne Asche und hat das 19. Jahrhundert zum Thema. Hier wird die Entwicklung von der Residenzstadt mit knapp 9 000 Einwohnern (einschließlich des 1812 eingemeindeten 'Dörfles' Klein-Karlsruhe) bis zur schon kräftig industrialisierten Großstadt mit einer Bevölkerung von etwa 130 000 Menschen im Jahre 1914 nachgezeichnet. Das Schicksal der Stadt und ihrer

Bewohner während des Ersten Weltkriegs, in der Weimarer Zeit und unter der nationalsozialistischen Diktatur sowie im Zweiten Weltkrieg führt Ernst Otto Bräunche vor Augen, nur der Widerstand wird von Manfred Koch behandelt. Koch ist auch der Autor des abschließenden Teils über Karlsruhe zwischen 1945 und 1997. Insgesamt ist etwas mehr als die Hälfte des Bandes dem 18. und 19. Jahrhundert gewidmet, etwas weniger den letzten 85 Jahren. Der Leser findet alles, was eine sinnvoll konzipierte Stadtgeschichte bieten muss. Behandelt werden der Raum des Geschehens, die Entwicklung der Bevölkerung, das allmähliche territoriale Wachstum der Stadt – 1886 wurde, um nur einige Beispiele zu nennen, Mühlburg eingemeindet, 1935 Knielingen, 1938 das damals knapp 20.000 Einwohner zählende Durlach –, die Ausbildung der Infrastruktur, wichtige Bauten, die Erwerbs- und Lebensverhältnisse der Einwohner, Gewerbe, Handel und Industrie, Verfassung und Verwaltung der Stadt, die Oberbürgermeister, die Einwirkungsmöglichkeiten der Bürger auf die kommunalpolitischen Entscheidungen, ihr Verhalten als Wähler, Parteien und Vereine, die Presse und die öffentliche Meinung zu wichtigen Fragen, das Bildungswesen, das kulturelle Leben, die konfessionellen Verhältnisse und die Religionsgesellschaften. Selbstverständlich ist dabei nie nur Karlsruhe das Thema. Alle Autoren beziehen die Region, die Geschichte Badens, dessen Hauptstadt Karlsruhe ja 230 Jahre war, und die deutsche Entwicklung stets in gebührendem Maße mit ein. Zu diesen allgemeinhistorischen Passagen wären hier und da Anmerkungen zu machen. So ließ König Friedrich Wilhelm IV. am 18. März 1848 nicht einfach „in die Menge schießen“, vielmehr ist bis heute unklar, wie es an jenem Tage in Berlin zum Kampf kam. Die von Preußen und der Provisorischen Zentralgewalt 1849 gegen die Pfalz und Baden

aufgebotenen Interventionstruppen beliefen sich auf nur 53.000 Mann. Der Krieg mit Frankreich wurde 1870 nicht von Bismarck „proviziert“, er war, jedenfalls nach Bismarcks lebenslanger Überzeugung „uns aufgezwungen“. Und von Widerstand ohne Volk kann man nicht sprechen: zwischen 600.000 und 1.000.000 Deutsche waren in den Jahren 1933 bis 1945 aus politischen Gründen für längere oder kürzere Zeit in Haft; in Karlsruhe betrug die Zahl mindestens 700. Alle fünf Beiträge sind sehr informativ und sehr leserfreundlich geschrieben. Die zahlreichen Abbildungen und Karten tun ein übriges, um fast 300 Jahre Karlsruher Stadtgeschichte anschaulich vor Augen zu führen. Bei der Betrachtung einiger Karten dürfte mancher Leser freilich zur Lupe greifen, wenn er alles entziffern will, was da aufgedruckt ist.

Aus der Fülle des von den Autoren Vorgebrachten können nur ganz wenige Momente erwähnt werden. Im 18. Jahrhundert war die Stadt in ganz ausgeprägtem Maße auf den Hof bezogen. Das änderte sich nach 1806 deutlich, weil Baden im Zuge der damaligen territorialen Veränderungen vom Klein- zum Mittelstaat heranwuchs; der durlachsche Landesteil hatte zunächst weniger als 90.000 Einwohner, das junge Großherzogtum immerhin die zehnfache Zahl. So gewann die Verwaltung ganz beträchtlich an Gewicht, und 1819 entstand mit den Kammern ein zweites politisches Zentrum von schnell erheblicher Bedeutung. Trotz der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sich kräftig entfaltenden Industrie blieb die Stadt, da sie eben Verwaltungszentrum und Sitz zahlreicher Bildungseinrichtungen war, stärker bürgerlich geprägt als Kommunen vergleichbarer Größe ohne derlei Einrichtungen. Politisch dominierte lange ein gemäßigter Liberalismus, und konservative Neigungen waren hier und übrigens auch im unmittelbaren Umfeld deutlicher ausgeprägt

als im badischen Durchschnitt. Mit den sich wandelnden Konfessionsverhältnissen – 1840 waren drei Fünftel der Karlsruher evangelisch, ein Drittel katholisch, in der Weimarer Zeit waren die beiden großen Konfessionen fast gleich stark – und mit der Industrialisierung erlangten der politische Katholizismus und die Sozialdemokratie fortlaufend mehr Gewicht. Das politische Klima in der Stadt blieb dabei moderat, und die Revolution im Winter 1918/19 verlief gemäßigt, wie das auch schon 70 Jahre zuvor der Fall gewesen war. Der Zuspriech, den die Nationalsozialisten in der Spätzeit Weimars fanden, lag (mit 40,3 % der gültigen Stimmen bei der Reichstagswahl am 31. Juli 1932) etwas über dem deutschen Durchschnitt. Auf den Verlust der Hauptstadtfunktion musste man sich schon nach dem deutschen Sieg über Frankreich im Juni 1940 und der Schaffung des Parteigaus Baden-Elsaß einstellen; eine Kompensation der damit verbundenen Schwächung schien nur durch eine verstärkte Industrialisierung möglich. Als das Land Baden nach 1945 unterging, blieb Karlsruhe freilich in beachtlichem Maße Verwaltungszentrum. Mit der Ansiedlung des Bundesgerichtshofs – gegen die starke Konkurrenz von Köln – und des Bundesverfassungsgerichts gewann die Stadt als 'Residenz des Rechts' allerdings eine neue zentrale Funktion, diesmal für die gesamte Bundesrepublik. Auch die Industrialisierung machte Fortschritte. Dass der Wille der Badener bei der 1950/51 heftig umkämpften Frage der Wiederherstellung des Landes Baden „überspielt“ wurde, räumte 1956 selbst das Bundesverfassungsgericht ein und übte damit implizit Kritik an seiner ersten einschlägigen Entscheidung von 1951. Die Karlsruher waren zu fast sieben Zehnteln für das Land Baden und gegen den Südweststaat. Schon im Ersten Weltkrieg wurde die Stadt wiederholt das Ziel von Luftangriffen, zwischen 1939/45 kam es viel schlimmer: Jetzt

wurden fast 80 % aller Wohnhäuser zerstört oder doch beschädigt. Die Beseitigung der 3 Mill. m<sup>3</sup> Trümmer erfolgte bemerkenswert schnell.

Dieser von der Stadt nachdrücklich geförderten, vom Verlag liebevoll betreuten und rundum gelungenen Stadtgeschichte, wird es an Lesern nicht mangeln, daran ist nicht zu zweifeln. Vermutlich wird es nicht bis zur Dreihundertjahrfeier Karlsruhes im Juni 2015 dauern, bis eine zweite Auflage erscheint.

HANS FENSKE

**Klaus Bindewald: Die Albtalbahn. Geschichte mit Zukunft. Von der Schmalspurbahn zur modernen Stadtbahn**  
Hg. Albtal-Verkehrs-Gesellschaft mbH.,  
Ubstadt-Weiher 1998, 144 Abb., 191 S.,  
29,80 DM.

Der öffentliche Personenverkehr ist ein Stadtphänomen. Ohne ein leistungsfähiges Nahverkehrsnetz wären die modernen Großstädte nicht denkbar. Der Nahverkehr erschloss aber schon früh aus der Stadt heraus auch das Umland.

Bahnen, die Stadt und Region verbanden, gab es in Karlsruhe bereits vor der Jahrhundertwende: Die Lokalbahn Durmersheim-Spöck und die Albtalbahn. Ihre 1998 100-jährige wechselvolle Geschichte vermittelt K. Bindewald in seiner Darstellung ebenso kenntnis- und faktenreich wie unterhaltsam. Zahlreiche historische und neuere Aufnahmen – nicht nur von Schienenfahrzeugen – tragen dazu bei.

Der Autor wendet sich – obgleich Ingenieur – weniger an Spezialisten der Straßenbahntechnik, sondern an alle an der Geschichte von Stadt und Region interessierte Leser. Es werden immer auch die sehr spannenden politischen Entscheidungsprozesse, die wirtschaftli-

chen Rahmenbedingungen des Betriebs – hier hätten gelegentliche Angaben von Beförderungszahlen nicht geschadet –, aber auch die wirtschaftliche Entwicklung von Unternehmen entlang der Strecke einbezogen. Dabei stützt sich der Autor auf intensives Quellenstudium, verzichtet jedoch zum Bedauern des Historikers auf Einzelnachweise.

Eingangs berichtet Bindewald von der 25-jährigen Planungszeit einer Lokalbahn nach Herrenalb mit einer Verbindung nach Pforzheim. Es folgt die Geschichte der schmalspurigen, schon kurz nach der Eröffnung 1898 teilweise elektrifizierten Altbahn. Die Zusammenhänge zwischen dem Neubau des Hauptbahnhofs sowie die Finanznot der Betreibergesellschaft mit dem Besitzerwechsel in der Zwischenkriegszeit werden u. a. thematisiert.

Mit dem Kauf der Bahn durch die Stadt ging 1957 ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Die Entwicklung seitdem bildet den zweiten Teil der Darstellung. Umbau der Gleise auf Normalspur, Verknüpfung mit dem Karlsruher Straßenbahnnetz, Modernisierung der Technik und der Fahrzeuge, Verkürzung und schließlich Erweiterung des Streckennetzes sind Themen dieses Teils. Tabellen z. B. zu den Fahrzeugtypen sowie eine Chronik runden den Band ab. Gelungen ist damit ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des weltweit beachteten „Karlsruher Modells“ des öffentlichen Nahverkehrs.

MANFRED KOCH

**Auf den Spuren der antiken Welt,  
eine Reise durch die Antikensammlung  
des Badischen Landesmuseums**  
Hrsg. vom Badischen Landesmuseum  
Karlsruhe im G. Braun Buchverlag 1998;  
56 Seiten, 20,- DM.

Zu seiner neu gestalteten Antikensammlung hat das Landesmuseum „für Kinder und Jugendliche ab 11 Jahren“ einen Führer, nein, einen Reisebegleiter veröffentlicht. Sieht es ein Museum als seinen Auftrag an, seine „Exponate“ nicht nur einem schon interessierten, meist informierten Besucher zu präsentieren, will es auch für den Nichtfachmann da sein und ihm seine Schätze zugänglich machen, so ist es folgerichtig, besonders die jungen Menschen anzusprechen.

Jugendbücher, die vergangene Kulturen anschaulich darstellen, gibt es heute erfreulicherweise zahlreich. Mit den bunten Restruktionszeichnungen dort wird ein Begleiter durch ein Museum nicht konkurrieren wollen, er hat aber – richtig gemacht – eine besondere Chance.

Beate Bollmann, die die Texte schrieb (mit Beratung durch Mitarbeiter des Museums), hat es richtig gemacht. Sie stellt den jungen Besucher nicht vor die Vitrine und belehrt sondern schickt ihn auf eine Entdeckungsreise. Zu einzelnen Ausstellungsstücken, die in dem Heft abgebildet und somit schnell zu finden sind, stellt sie graphisch deutlich hervorgehobene Fragen. Die Richtigkeit der Antwort und weitere Informationen kann man dem beschreibenden Text auf der gleichen Seite entnehmen. So wird mit 46 Fragen der junge (nur der junge?) Besucher hingeleitet in die Welt der alten Ägypter, Urartäer und Phönizier, blickt in die Welt der griechischen Götter und Helden, erkennt die Lebensfreude der Etrusker aus ihren Gräbern und schaut in das Leben von römischen Kaisern und Töpfern,

bis schließlich den alten Göttern das Kreuz der neuen Religion in die Stirn gemeißelt wurde.

Wer bei diesem Gang auf den Spuren der antiken Welt dieses vermisste und jenes gerne näher ausgeführt hätte, könnte auch nur eine Auswahl bieten. Dieses Heft – an Jugendliche gerichtet – gibt jedenfalls auch dem Lehrer, der einen Besuch der Sammlung mit Schülern plant, wertvolle Anregungen.

Viele Fragen sind beantwortet, mehr werden sich stellen, und so soll es sein.

HELMUT GRIMM

**Ute Grau / Ulrike Plate: 1898 – 1998.  
Vom Versicherungspalast zum Rathaus West**  
Festschrift. Hrsg.: Stadtarchiv Karlsruhe,  
Karlsruhe 1998, 36 Abb., 77 S.

Das heutige Rathaus West an der nordwestlichen Ecke des Mühlburger Tores gehört zu den eindrucksvollsten Beispielen für Repräsentationsbauten des späten 19. Jahrhunderts in Karlsruhe. Ursprünglich als Bürogebäude der Karlsruher Lebensversicherung konzipiert, dominiert der von Adolf Hanser geschaffene monumentale Sandsteinbau noch heute den Zugang zur Weststadt über die Kaiserallee.

In der vorliegenden Festschrift stellt Ute Grau die wechselvolle Geschichte des ehemaligen Versicherungsgebäudes und seiner Nutzer dar, das zur Zeit seiner Erbauung als Sehenswürdigkeit der Stadt galt. Die 1835 gegründete Karlsruher Lebensversicherung errichtete in den Jahren 1895–98 den Repräsentationsbau im Stil der Neo-Renaissance, um der kontinuierlich gewachsenen Bedeutung des Unternehmens städtebaulich wirksam Rechnung zu tragen.

In den folgenden Jahrzehnten war das Gebäude immer wieder teilweise gravierenden Veränderungen unterworfen, die einerseits den

gewandelten Zeitgeschmack, andererseits das Schicksal der Stadt Karlsruhe widerspiegeln. Neben Erweiterungen in den Jahren 1912 und 1928/29, die sich der stilistischen Dominanz des Hauptgebäudes unterordneten, kam es im Zuge der Vorbereitungen zum 100-jährigen Firmenjubiläum im Jahre 1935 zu einer optischen Überarbeitung, bei der große Teile des Bauschmucks des 19. Jahrhunderts weichen mussten. Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges endet die Nutzung durch die Versicherung, da das Gebäude zunächst von der französischen, später von der amerikanischen Besatzungsmacht beschlagnahmt wurde. Während die Versicherung Mitte der 50er Jahre einen Neubau bezog, übernahm die Stadt Karlsruhe das Gebäude am Mühlburger Tor, wo seitdem das Rathaus West mit seinen zahlreichen Dienststellen untergebracht ist.

In einem zweiten Abschnitt des Bandes beschreibt Ulrike Plate die Baugeschichte und den architektonischen Rang des Verwaltungskomplexes, wobei auch auf die weitgehend unbekannt Person des früh verstorbenen Architekten Adolf Hanser eingegangen wird.

Mit dem vorliegenden Buch gelingt den beiden Autorinnen auf anschauliche und informative Weise die Würdigung eines Gebäudes, das bis heute als städtebaulicher Akzent das Stadtbild prägt. Zahlreiche Abbildungen ergänzen den Text.

THOMAS MEYER

**Elisabeth Spitzbart: Karl Joseph Berckmüller 1800–1879. Architekt und Zeichner.**  
(Friedrich Weinbrenner und die Weinbrenner-Schule, Bd. III)  
Hrsg. Wulf Schirmer, Institut für Baugeschichte der Universität Karlsruhe, G. Braun, Karlsruhe 1999, 308 S., zahlreiche Abb., 118,- DM

Das Sammlungsgebäude und die Gestaltung des Friedrichsplatzes erforderten die Verbindung von Architektur und Städtebau in einer Weise, wie sie seit Weinbrenner wohl keinem anderen Architekten in Karlsruhe als Chance geboten wurde. Der Architekt, dem dieses Glück widerfuhr, hatte einen ungewöhnlichen Lebenslauf, über den bisher außer knappen Nachrufen keine biographischen Arbeiten vorlagen. E. Spitzbart unterrichtet jetzt umfassend über Karl Joseph Berckmüllers Werk als Zeichner und Architekt in dem reich bebilderten neuen Band der überdurchschnittlich gut ausgestatteten Veröffentlichungen über Friedrich Weinbrenner und seine Schüler. Wesentliche Quellengrundlage der Arbeit bildet der künstlerische und architektonische Nachlass Berckmüllers im Institut für Baugeschichte der Universität Karlsruhe. Dieser ist in dem 991 Nummern zählenden Katalogteil des Bandes erschlossen und erstmals vorgestellt.

Das Leben Berckmüllers, der einer seit drei Generationen in Karlsruhe tätigen Bauunternehmerfamilie entstammte, verlief nicht geradlinig. Zum Architekten ausgebildet (1817–1829) wurde er nach der Hochzeit mit einer Unternehmerstochter 1829 zunächst Fabrikdirektor, um, als der Konkurs der Spinnerei in St. Blasien absehbar war, 1844 in Karlsruhe zunächst Bezirks- und Militär- und seit 1853 bis 1878 Hofbaumeister zu werden. Diese biographischen Daten geben die Hauptabschnitte der Darstellung vor. Dass dabei insgesamt die Person und die privaten Lebensumstände des

Studenten und Bildungsreisenden, Ehemannes und Witwers seit 1852 nur am Rande zur Sprache kommen, ist offensichtlich der fehlenden Überlieferung persönlicher schriftlicher Quellen geschuldet.

Spitzbart arbeitet anhand der Skizzenbücher und Reisezeichnungen die Spannung heraus zwischen der durch den Klassizismus Weinbrenners geprägten Ausbildung und den durch die Reisen gewonnenen Eindrücken, die den Historismus als Möglichkeit eines neuen Baustils enthielten, wobei Berckmüller eine Vorliebe für die Renaissance zeigte. Die Autorin thematisiert dabei auch den kulturgeschichtlichen Rahmen der Bildungsreisen der Zeit und die unterschiedlichen Arbeitsweisen der werdenden Architekten in Paris und in Rom.

Obleich Berckmüller 34 Jahre als Architekt tätig war, hat er nur relativ wenige Bauten selbst ausgeführt (u. a. die Kirche in Leopoldshafen und das Pfarrhaus St. Stephan in Karlsruhe). Als Gründe dafür nennt Spitzbart die Befassung mit zahlreichen Verwaltungsaufgaben und kleineren Um- sowie Anbauten. Weiter trugen dazu die knappen Finanzen in der Vor- und Nachrevolutionszeit 1848/49 und während der kriegerischen Auseinandersetzungen 1866 und 1870/71 bei. Dies führte auch zu sehr langen Planungs- und Bauzeiten. Betroffen davon war auch das Karlsruher Sammlungsgebäude, das Berckmüller nahezu ein Vierteljahrhundert beschäftigte. Ausführlich schildert die Autorin das für die Lokalgeschichte interessante Kapitel der Friedrichsplatzbebauung vom ersten Architektenwettbewerb in Karlsruhe über die Entwicklung der dann doch Berckmüller übertragenen Planung und die Bauverzögerungen beim Sammlungsgebäude durch die Koordinierung der unterschiedlichen Interessen der späteren Nutzer des Hauses.

In ihrer Gesamteinschätzung sieht die Autorin in Berckmüller einen Architekten, der,

eingebunden in das von Heinrich Hübsch geprägte zentralisierte badische Bauwesen, erst spät seinen eigenen architektonischen Vorstellungen Ausdruck geben konnte. Deutlich sichtbar am Sammlungsgebäude habe er „mit seiner klassischen und ruhigen ... Grundhaltung eine ganz persönliche Variante der Neurenaissance ausgebildet ... und so mit seiner Stilhaltung eine Brücke ... zwischen dem Klassizismus Weinbrenners und dem späten 19. Jahrhundert“ geschlagen.

MANFRED KOCH

### **Eduard Koelle:**

**Drei Tage der Karlsruher Bürgerwehr 1849**  
Hrsg. von Rainer Gutjahr, (Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte, Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe, Band 5);  
Karlsruhe 1999, 154 S., 35 Abb., 29,- DM.

Der Autor, 1810 in Karlsruhe geboren, ein rechtschaffener Kaufmann, war 1848 in der Bürgerwehr bis zum Adjutanten des Oberbefehlshabers aufgestiegen. Der „konstitutionelle Konservative“ will seine Darstellung über den 13./14. Mai, 6./7. und 24./25. Juni 1849 als Rechtfertigungsschrift verstanden wissen. Die freiwillige Bürgerbewaffnung sollte zunächst einen befürchteten Franzoseneinfall abwehren, dann bald angesichts innerer Unruhen die öffentliche Ordnung sichern. Besonders bedeutsam wurde dieser Auftrag in den Junitagen, als sich die Revolution dem Ende neigte. Während die Bürgerwehr am 4.6. noch vor der provisorischen Regierung Brentano und Peter defilierte, sah man am 24.6. die Truppen dieser Regierung als „geschlagenen Tross“ vor den Preußen fliehen. „Diesen aufgelösten Horden, die damit begonnen hatten, kein Gesetz mehr zu kennen und nur ihren Lüsten zu folgen, war die gute Stadt Karlsruhe diese Nacht überantwortet.“ Eine dramatische Schilderung, die

Verständnis schaffen soll, warum die Bürgerwehr nach dem Einzug des Prinzen Wilhelm in die Stadt von den Siegern geachtet wurde und ihre Waffen behalten durfte, da sie als Ordnungselement ein Chaos verhindert hatte.

Koelle, vom zurückkehrenden Großherzog Leopold im August geehrt, wollte in seiner Beurteilung der Aufständischen diese aber nicht pauschal verurteilen, so sehr er auch deren Ziele verabscheute. In einer Fülle von wirtschaftlichen und politischen Aktivitäten stieg er nachher zu hohen Würden auf, wurde u. a. Mitbegründer der Badischen Bank, die Ende der 70er Jahre die Munitionsfabrik, die späteren IWK finanzierte. Handelsrichter, Präsident des badischen Handelstags, portugiesischer Konsul, das waren nur einige seiner Würden.

Die Herausgabe des eindrucksvollen Textes durch Rainer Gutjahr ist vorbildlich. Mit einer ausführlichen Einleitung wird man in die Lage Karlsruhes in diesen Tagen 1849 eingeführt. Urheberschaft, innere und äußere Merkmale der Quelle und die Editionsprinzipien werden erörtert, schließlich neben reichlichen Literaturangaben in 150 Kurzbiographien die im Text erwähnten Personen aufgelistet. Die farbigen Abbildungen veranschaulichen den besonderen Sektor der revolutionären Situation, der eben nicht nur den Ruf nach Freiheit kannte, sondern auch manches Leid für Baden brachte.

LEONHARD MÜLLER

**Elga Roellecke: Vereine und Vereinigungen, Gasthäuser. Chronik Wolfartsweier**  
Hrsg. vom Verein für die Geschichte von Wolfartsweier, Karlsruhe 1998, Heft 3, 197 S.

Mit diesem „Heft“ legt Elga Roellecke nun den dritten Teil einer Ortschronik vor, die einmal sechzehn Kapitel umfassen soll (siehe

S. 196 im Anhang). Mit ihren Beiträgen zur Munitionsfabrik, dem so genannten Zündhüte, und zu „Wasser und Straßen, Quellen und Wegen“ in Wolfartsweier, Publikationen, die ebenfalls schon hier besprochen worden sind, erreicht die geplante Chronik bereits 500 Seiten, ein Umstand, der einerseits für den Fleiß der Autorin spricht und andererseits angesichts der noch ausstehenden Kapitel einen Umfang des Gesamtwerks von mindestens 2.000 Seiten erwarten lässt.

Scheint es auch heute populär zu sein, mit dem „Gewicht“ bestimmter Publikationen zu werben, die schon in Kilo aufgewogen werden, so wäre m. E. bei der Geschichte eines kleinen Ortes wie Wolfartsweier etwas Mäßigung angebracht, handelt es sich ja nicht um die Geschichte einer Großstadt. Sicher werden sich aber viele Wolfartsweierer freuen, gerade in diesem Heft namentlich erwähnt zu werden, etwa der Schützenkönig von 1968 oder die Schriftführerin des Evangelischen Gemeindevereins. Die Daten zu Geschichte und Aktivitäten der fast dreißig Vereine von Wolfartsweier sind minutiös aufgelistet, so dass sich Vorstände und Mitglieder hier gut repräsentiert wiederfinden. Dies mag zum Wirgefühls der Gemeinde und zur Identitätsfindung beitragen, für den Außenstehenden wirkt die Fülle der Detailinformationen manchmal etwas ermüdend. Er muss eifrig blättern, um an Informationen von allgemeinem Interesse zu kommen.

Zu diesen zählt sicherlich die lesenswerte Einleitung zur Entwicklung des Vereinswesens seit der französischen Revolution 1789, die den historischen Kontext und die Bedingungen berücksichtigt, unter denen Vereine damals entstanden sind und die die Einwirkungen auf sie im Verlauf der Geschichte schildert. Interessant sind auch die den einzelnen Vereinschroniken vorangestellten Einführungen zur Geschichte jeder Vereinsart ganz allge-

mein, so etwa zu den Militärvereinen, die nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 in fast jedem Dorf entstanden sind, oder zum Turnverein, wo auf die Bewegung unter Turnvater Jahn eingegangen wird. Allerdings tragen diese Einführungen

auch wieder zum Anschwellen der Chronik bei, z. B. wird die Geschichte des Feuerlöschwesens seit 1689 dargestellt. Manches Interessante ist aber auch in den eigentlichen Vereinsgeschichten nachzulesen, etwa wenn beim Kleintierzuchtverein die Frage beantwortet wird, warum im Dritten Reich „Hühner und Kaninchen einen nationalsozialistischen Wert“ hatten. Insgesamt erstaunt es den Leser, welche Masse und Vielfalt an Aktivitäten ein kleiner Ort wie Wolfartsweier in den letzten hundert bis hundertfünfzig Jahren entwickeln konnte.

Viel Lokalkolorit von Wolfartsweier entdeckt der Leser dann beim Schlusskapitel zu den Gasthäusern, stammt ja deren Bausubstanz zum größten Teil noch aus dem 18. Jahrhundert. Nicht nur hier regen Text und Abbildungen, die nur manchmal etwas klein geraten sind, zum Besuch dieses noch sehr dörflich wirkenden und in landschaftlich schöner Umgebung liegenden Stadtteils an.

PETER PRETSCH

**Manfred Koch – Jürgen Morlock (Hrsg.):  
Von Graspisten zum Baden-Airport,  
Luftfahrt in Mittelbaden**

Herausgegeben im Auftrag der Baden-Airport AG in Verbindung mit dem Stadtarchiv Karlsruhe 1999, 306 S., 159 Abb., 29,80 DM

Sicher ist dies auch eine Selbstdarstellung der Baden-Airpark AG, die mit ihrem Airport und dem dazu gehörenden Gewerbepark ein Objekt begonnen hat, über dessen Zukunfts-

trächtigkeit Jürgen Morlock selbst referiert. Zur Entwicklung in den letzten Jahren berichtet Walter Baumgärtner, dessen zweiter Beitrag über die Umwandlung der Air-Base Söllingen zum Baden-Airport spannend zu lesen ist, denn was in den fünf Jahren nach seinem „Tagebuch einer Konversion“ alles geschah, welche Widerstände zu überwinden waren, wie jeweils neue Mitstreiter und Politiker gewonnen werden mussten, das schafft Respekt vor den Aktivisten, die im wahrsten Sinn des Wortes ein „Unternehmen“ wagten, das für die wirtschaftliche Entwicklung Mittelbadens zunehmende Bedeutung gewinnen wird.

Wer freilich zuvor Kurt Hochstuhls Aufsatz über „Düsenjäger am mittelbadischen Himmel“ und das Ausgeliefertsein der Bevölkerung gegenüber dem Lärm gelesen hat, versteht den anfänglichen Widerstand gegen einen neuen Flugbetrieb. Als aber die Kanadier, die nicht nur zu den besonders freundlichen Besatzungstruppen gehörten und auch für 540 deutsche Zivilbeschäftigten Arbeitsplatz boten, 1994 abzogen, gab es nicht nur tränenreiche Abschiede; der Wegfall von „Klein-Kanada“ bedeutete für die ganze Umgebung tiefere Einschnitte.

Die historischen Kapitel der Publikation sind nicht einfach Vorspann, sondern können verpflichten, dass Mittelbaden wie einst wieder eine Rolle in der Luftfahrt spielen sollte. Reiner Haehling von Lanzener erinnert an den Flughafen Baden-Baden-Oos, wo in der Zeppelineuphorie 1910 der erste Luftschiff-Landeplatz entstand. Als intimer Kenner seiner Stadtgeschichte erzählt der Autor an Hand anschaulicher Quellen von den Erfolgen der ersten Passagierflüge, aber auch von den vielen Unfällen, ja Katastrophen. Wären damals nur „Bedenkenträger“ am Werk gewesen, wäre der Luftverkehr von Anfang an abgestorben.

Manfred Koch schildert Ähnliches über die Entwicklung der Flughäfen Karlsruhe und

Forchheim. In der Residenz lebte eine Weile Carl Friedrich Meerwein, der 1784 in Emmendingen erste Flugversuche unternahm. Gleichzeitig ergriff aber das „Ballonfieber“ via Frankreich die Erfinder, und 1812 erlebte Karlsruhe die erste bemannte Ballonfahrt. Um die Jahrhundertwende begeisterte der Zeppelin die Karlsruher Bevölkerung. Anlässlich des Kaisermanövers 1909 wanderten nicht nur Tausende zum Exerzierplatz, auch „Fremdenströme, die sich hierher wälzten“ wollten die Landung eines Luftschiffs miterleben. Wie schnell der Bau von Luftschiffen und der sich rasch entwickelnden Flugzeuge zur tödlichen Waffe mutieren konnte, beweist der französische Luftangriff am Fronleichnamstag 1916 auf Karlsruhe, der 120 Tote forderte. Die Kapitel stecken voller Informationen auch über die Bemühungen in der Weimarer Republik, „aus Karlsruhe in die Welt hinaus“ zu dringen, vom Ringen um Flugplätze, über das NS-Fliegerkorps in „brauner“ Zeit bis zur Dominanz der Besatzungsmächte nach 1945. Über jede Seite müsste man berichten, zumal die zahlreichen Fotos die anregende Lektüre noch erhöhen. Hier wird ein stadtgeschichtliches Kapitel aufgeschlagen, das innovative Gemeinderäte, zuverlässig informiert, heute weiterschreiben können. Und das gilt nicht für jedes Buch.

LEONHARD MÜLLER

**Wolfgang H. Collum: Hugenotten in Baden-Durlach. Die französischen Protestanten in der Markgrafenstadt Baden-Durlach, insbesondere in Friedrichstal und Welschneureut** verlag regionalkultur, Ubstadt-Weiher 1999, 112 S., 10 Abb., 26,- DM.

Im letzten Jahr konnten die ehemaligen Hugenottengemeinden Friedrichstal und Welschneureut ihr 300-jähriges Jubiläum feiern. Aus

diesem Anlass erschien ein bereits 1974 in der Badischen Heimat veröffentlichter Aufsatz von Wolfgang H. Collum in einer überarbeiteten und ergänzten Buchfassung.

Der Autor verwendet für alle in Baden-Durlach aufgenommenen Glaubensflüchtlinge richtigerweise den Begriff Hugenotten. Diese waren im Spätjahr 1699 in die Markgrafschaft nach der Aufhebung des Toleranzediktes von Nantes im Jahre 1685 zunächst in die Schweiz geflüchtet und erst dort auf Waldenser getroffen. Auf einen entsprechenden Aufruf König Wilhelms III. von England, die Flüchtlinge, aufzunehmen, hatte Markgraf Friedrich Magnus positiv reagiert und einer Anzahl gestattet, sich in seinem Lande niederzulassen, darunter die etwa 180 Hugenotten, die Welschneureut gründeten. Obwohl die Welschneureuter also keine Waldenser im engeren Sinne waren, fühlen sich deren Nachkommen bis heute als solche. In der 1983 erschienenen Neureuter Ortsgeschichte von Hermann Ehmer und der im letzten Jahr veröffentlichten Festschrift „300 Jahre Welschneureut“ ist Collums Forschungsergebnis von 1974 aber übernommen und damit auch akzeptiert.

Der Autor, der einen familiengeschichtlichen Ansatz verfolgt, geht zunächst auf die Vorgeschichte der Ansiedlungen ein, ehe er sich mit Friedrichstal, dann mit dem hier zu berücksichtigenden Welschneureut befasst. Namen und Herkunft der Neuankömmlinge interessieren ihn in erster Linie, einem beschreibenden Text folgt eine fast achtseitige Namensliste. Verdienstvoll ist darüber hinaus, dass er anhand der Eintragungen im Welschneureuter Kirchenbuch die Menschen und ihre Schicksale vorstellt. In einem weiteren Kapitel werden die Stammeltern der heutigen Familien aufgeführt.

Das durch ein Personen- und Familienregister erschlossene und mit 10 schwarz-weiß-Fotos, darunter einer Abbildung des erwähn-

ten Briefs Wilhelm III., ausgestattete Buch liefert wertvolle Informationen zur Frühgeschichte Welschneureuts. Aus Karlsruher Sicht bleibt nur zu bedauern, dass der Verfasser – konsequenterweise – die bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts württembergische Waldensergründung Palmbach, heute ebenfalls Karlsruher Stadtteil, nicht berücksichtigt, so dass man im Jubiläumsjahr 2001 dort nicht auf seine Forschungen zurückgreifen kann.

ERNST OTTO BRÄUNCHE

**Horst Schlesiger, Josef Werner: Die 70er Jahre. Ein Karlsruher Jahrzehnt in Bildern**  
G. Braun Verlag, Karlsruhe 1999, 120 S., 90 Abb., 36,- DM

Der Braun Verlag führt eine Reihe mit Aufnahmen aus dem Nachlass des ehem. BNN-Fotografen Schlesiger und Texten seines ehem. Lokalchefs Werner fort. Dieser Band ist nicht weniger anschaulich als die vorangegangenen. Der Rückblick in die Zeiten vor 20, 30 Jahren lässt erkennen, in welcher Weise das Stadtbild deutlich verändert wurde: Günther-Klotz-Anlage mit Europahalle, Stadthalle, Theater, Einschnitte wie die Südtangente, die nicht das Los der Nordtangenteplanung erlitt, die mit 32 zu 31 Stimmen im Gemeinderat abgelehnt wurde. Einschneidend auch die Sanierung des „Dörfles“ mit dem damals größten internationalen Architektenwettbewerb.

Während mit Ende der Ära Klotz, von Werner mit innerer Anteilnahme beschrieben, Otto Dullenkopf erst rigoros sparen musste, weil die „Lichter ausgegangen waren“, konnten trotz Ölpreisschock und erster Wirtschaftskrise deutliche Fortschritte gemacht werden. Die Fußgängerzone um die Kaiserstraße (schon 1971 plante man eine Unterpflasterbahn) schuf ein neues Flair. Aber Ar-

beitslosigkeit, Streiks und Demonstrationen, vor allem der RAF-Terror, brachte Karlsruhe auch Negativ-Schlagzeilen. Das Wichtigste der Ära Dullenkopf war wohl die Eingemeindung, z. T. unter schmerzhaften Reaktionen, die Karlsruhe deutlich größer werden ließ und neue Entwicklungsschübe auslöste.

Klug dosierte Texte und Bildunterschriften schließen nicht nur die prägnanten Fotos auf, mehrere von künstlerischer Qualität, sondern vermitteln einen deutlichen Eindruck vom Lebensgefühl jener Jahre, die an Aufregungen nicht arm war, in denen aber Karlsruhe endgültig aus der Nachkriegszeit herauswuchs. Neben der reichhaltigen Information stellt sich unter der damaligen Herrschaft der Abrissbirne und des auslaufenden Betonzeitalters auch Nachdenklichkeit ein, weil der Rückblick in diesem wichtigen Buch die Gegenwart durchsichtiger werden lässt.

LEONHARD MÜLLER

**Birgit Bublies-Godau (Hrsg.):  
Henriette Obermüller-Venedey, Tagebücher  
und Lebenserinnerungen 1817-1871**

(Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte Band 7, Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe); Badenia Verlag, Karlsruhe 1999, 278 S., 21 Abb., 32,- DM.

„Dass die Frauen bessere Demokraten, geborene Demokraten seyen ...“, wie es zusätzlich im Titel heißt, ist jedenfalls bei dieser Karlsruherin deutlich zu erkennen, hat sie doch wegen ihres Einsatzes 1848/49 für die demokratische Entwicklung allein monatelang im Gefängnis verbringen müssen und ist auch später einen teilweise schwierigen Lebensweg gegangen. Ihre Tagebücher, „Notizen unseres Erlebens“, reichen vom Mai 1856 bis September 1870 und geben einen Teil der Atmosphäre im

Großherzogtum Baden wieder, wie sie sie als Frauenrechtlerin, ehemalige Barrikadenkämpferin und Republikanerin sah. Auch die Lebenserinnerungen sind nicht nur fesselnd zu lesen; sie vermitteln einen farbigen Eindruck in familiäres, wirtschaftliches und auch politisches Alltagsleben im 19. Jahrhundert, wie man es nicht leicht vergleichbar findet.

Darum ist nicht nur das Stadtarchiv zu loben, dass es diese Quellen der bisher wenig bekannten „Democratinnen“ zugänglich gemacht hat, bereichert um 16 Seiten Abbildungen, sondern auch die Herausgeberin, die mit kolossaler Intensität in die Materie eingestiegen ist, nachdem sie über den Publizisten und Historiker Jakob Venedey (1805–1871), der zweite Ehemann von Henriette Obermüller (1817–1893), ihre Dissertation geschrieben hatte und man sie dort schon die Papiere dieser Familie auswerten ließ. Die Texte werden sehr ausführlich kommentiert, und die Präzision der Autorin auch in der Handschriftdeutung besticht. Zuweilen wird jedoch wohl des Guten zuviel getan. Bei 34 Seiten der Tagebücher zählt der Anmerkungsapparat 35 Seiten, und die Lebenserinnerungen werden mit 456 Anmerkungen begleitet. Zählt man zu den Anmerkungen noch die 21 Seiten Literaturverzeichnis dazu, erhält man nebst dem Eindruck der großen Belesenheit und des Fleißes der Herausgeberin freilich eine umfassende Bibliographie, die für den jungen Historiker sehr nützlich sein kann.

LEONHARD MÜLLER

**Harm-Hinrich Brandt: Deutsche Geschichte 1850-1860, Entscheidung über die Nation**  
Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln 1999, 273 Seiten, 48,90 DM

Wer vor dem Hintergrund fulminanter Gesamtdarstellungen zum 19. Jahrhundert aus

jüngerer Zeit wie denen von Thomas Nipperdey oder Hans-Ulrich Wehler eine Epoche der deutschen Geschichte noch einmal beschreiben will, braucht schon Mut. Nun handelt es sich hier um ein Studienbuch, dessen Umfang der Verlag „mit freundlicher Beharrlichkeit“ streng begrenzte, so dass nach einem kurzen einführenden Kapitel über den „ökonomischen Wandel im Zeichen der Industrialisierung“ nur die politische Geschichte beschrieben wird, auch wenn in Unterkapiteln Kirchen- und Bildungspolitik, Wirtschaft und Gesellschaft in der Reaktionszeit gestreift werden. Der Verfasser weist im Vorwort darauf hin, wie stark er den Text straffen musste. Wenn das ein „Studienbuch“ für Studenten sein soll, ist es eine staubtrocken konzentrierte Kost, die nicht gerade zum Geschichtsstudium einlädt. Selbst Handbuchbeiträge wie die von Hans Fenske zur baden-württembergischen Geschichte (1992) sind da farbiger geschrieben.

Für Profis ist die Lektüre hingegen anregend, zumal hier die föderale Grundlage stärker gesichert ist und Baden und Württemberg neben anderen Ländern eigene Kapitel erhalten. Dazu findet man sonst in Gesamtdarstellungen ab 1849 nur wenige Formulierungen; in der Regel wird gleich die Brücke zur Neuen Ära 1858 in Preußen geschlagen, das ohnehin als Großmacht zu einseitig betont wird.

Aber auch die Kapitel zum deutschen Südwesten sind äußerst gestrafft. Was soll sich der Leser über die Reaktionszeit in Baden von der „Inszenierung politischer Prozesse (Prozess Gerwinus)“ vorstellen, wenn ihm nicht in einem Nebensatz erklärt wird, dass da ein Historiker des Hochverrats bezichtigt wurde, der die Entwicklung zur Demokratie voraussagte.

Wer solche Verkürzungen kennt oder in Handbüchern nachschlägt, wird freilich diese Passagen mit Gewinn lesen. So ist z. B. die badische liberale Parteiregierung 1858–66, die innenpolitisch so konfliktreich verlief, auf zwei

Seiten höchst differenziert und sachgerecht dargestellt. Ähnliches gilt für den Wechselbezug von Innen- und Außenpolitik in Württemberg.

Wie Baden ist ja kein anderer deutscher Einzelstaat so nachdrücklich von der Tendenzwende einer Neuen Ära geprägt worden. Erstmals wurden in Deutschland durch Entschluss des Regenten Vertreter einer Kammermehrheit der Liberalen in eine Regierung berufen, eine erste parlamentarische, von der sich Friedrich I. „innenpolitische Impulse“ versprach, „eine nationalpolitische Signalwirkung erhoffte ... und andere Fürsten von der Fruchtbarkeit des badischen Kooperationsmodells“ zu überzeugen versuchte. Das große innere Reformwerk „erneuerte Badens nationalen Ruf als Reformstaat“, der bei „einer Verstaatlichung der Schulorganisation und einer Säkularisation der Bildungsziele und Lehrpläne“ zum ersten langjährigen Kulturkampf mit den Kirchen, besonders der katholischen, führte.

Die Hinwendung von Baden und Württemberg zu Österreich bis zur Kriegspartnerschaft 1866, die antipreußische Stimmung und die Ablehnung Bismarcks quer durch die politischen Lager erhält in der Darstellung durch die Einbeziehung Österreichs tiefere Dimensionen. So ist eines der wichtigsten Kapitel die Beschreibung des Reformversuchs der Habsburger Monarchie 1862/63, die Verfassung des Deutschen Bundes als Staatenbund weiter zu entwickeln, um ihm „ein Element nationaler Integrität einzufügen“. Bismarcks kleindeutsche Politik zielte aber auf eine Zerstörung des Deutschen Bundes und die preußische Vormacht.

Im Schlusskapitel weist Brandt darauf hin, dass bei einer Hypothese eines Bewahrens des Deutschen Bundes unter österreichischer Dominanz zwar die bereits vorhandenen nationalistischen Tendenzen nicht „so penetrant forciert“ worden wären wie nach dem „sieg-

deutschen Anstrich“ wilhelminischen Musters nach 1871. Die Bundesreformvorschläge hätten aber auch nicht zu einem echten Parlamentarismus der Bundesangelegenheiten geführt und die obrigkeitstaatliche Tradition wäre auch so prägend geblieben. Die Wiener Regierung hätte die deutsche Nationalbewegung für die Interessen des Vielvölkerstaats eingesetzt und wäre in der Balkanpolitik unausweichlich auf die russische Expansion gestoßen. Ein Konflikt hätte sich dann schon vor 1914 ergeben. Das sind interessante Extrapolationen, die in die Sonderwegdebatte einmünden, d. h. auch ohne das Reich Bismarckscher Prägung wäre ein österreichisch geleiteter Bund in die innen- und außenpolitischen Konflikte hineingeraten, die das Ende des 19. Jahrhunderts bis 1914 begleiten.

Der Verfasser bietet – studienbuchgemäß – ein ausführliches Verzeichnis der jüngsten Literatur an. Und so basiert z. B. auch seine Darstellung der Gründe für den deutsch-französischen Krieg auf Forschungen Josef Beckers zum Problem der Bismarckschen aggressiven Politik in der spanischen Thronfrage. Bei der Annexionsfrage von Elsaß-Lothringen kennzeichnet er dagegen Bismarcks Zurückhaltung, die er „nicht von sich aus losgetreten“ hat. Denn wenn man die Pläne zur politischen Zerstückelung Frankreichs eines einflussreichen badischen Politikers wie Franz von Roggenbach dem gegenüberstellt, erkennt man, dass unter Nationalliberalen noch viel härtere Friedensbestimmungen gefordert wurden, die die Demütigung des „Erbfeindes“ noch verstärkt hätten.

Weder eine liberale noch eine österreichische Alternative zu Bismarcks Kleindeutschland hätte wohl eine andere Wendung gebracht, denn noch vor der Zerstörung des Deutschen Bundes zeigte auch die Habsburger Politik – so der Verfasser – sowohl im Krimkrieg wie im Anspruch auf Oberitalien 1859

„ausgesprochen frühimperialistische Züge ..., in manchem eine Vorwegnahme der Stimmung von 1870“. Offenbar war die Lawine der Imperialismen nicht aufzuhalten und ließ 1914 „in Europa die Lichter ausgehen“.

LEONHARD MÜLLER

**Unter Strom – Geschichte des öffentlichen Nahverkehrs in Karlsruhe** (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Band 20; hrsg. vom Stadtarchiv Karlsruhe und den Verkehrsbetrieben Karlsruhe durch Manfred Koch); Badenia Verlag Karlsruhe 2000; 336 Seiten, 39,80 DM

Die Fächerstadt gilt als Mekka des ÖPNV. Mit der Eröffnung der Linie Bretten-Gölshausen zum Albtalbahnhof im September 1992 war erstmals die Trennung von Straßen- und Eisenbahn aufgehoben. Die weltweit beachtete Pioniertat bestand im von den Verkehrsbetrieben entwickelten Stadtbahnwagen, der auf beiden Gleisarten gleichermaßen verkehren konnte und so Bewohner der Region ohne Umsteigen in die Innenstadt brachte. Der im Jahr darauf gegründete KVV baute das Netz der Zweisystem-Stadtbahnwagen, die den öffentlichen Nahverkehr revolutionierten, zügig aus, schuf einen einheitlichen Tarifverbund und erweiterte seinen Service für die Fahrgäste. Heute bedient der KVV ein Gebiet mit einer Fläche von 3.158 Quadratkilometern, in dem etwa 1,2 Millionen Menschen leben. Das unter der Ägide von Dieter Ludwig entstandene Karlsruher Modell wurde zum Vorbild für zahlreiche Städte in In- und Ausland. Doch das erste Teilstück der Erfolgsspur legten bereits die Generationen zuvor.

Über die Geschichte des öffentlichen Nahverkehrs in der Fächerstadt und dessen wesentliche Weichenstellungen berichtet jetzt

ausführlich der Band 20 der Veröffentlichungen des Stadtarchivs, den Archiv und Verkehrsbetriebe unter dem Titel „Unter Strom“ zum 100-jährigen Jubiläum der elektrischen Straßenbahn in Karlsruhe vorlegten. Das 336 Seiten starke Werk ist in vielerlei Hinsicht bemerkenswert. Zum einen ist es die erste Gesamtdarstellung der facettenreichen Entwicklung der Karlsruher Schiene in einem Guß von den Anfängen als Pferdebahn im Jahre 1877 und als Dampfbahn, die seit 1881 vom Durlacher Tor zum damaligen Durlacher Staatsbahnhof führte, bis zum Karlsruher Modell unserer Tage. Wesentliche Wegmarken wie die Elektrifizierung im Jahre 1900 oder der Weitblick in den 50er bis 70er Jahren, als Karlsruhe unter den Oberbürgermeistern Klotz und Dullenkopf ganz entgegen dem Trend in vielen anderen Städten weiter auf die Straßenbahn setzte, genießen in der von zahlreichen, teilweise bisher unveröffentlichten Abbildungen wirksam unterstützten Retrospektive besonderen Stellenwert. Weiter bringt die Publikation detaillierte Informationen über technische Neuerungen, Änderungen im Liniennetz, die Entwicklung von Albtal-, Turmbergbahn und Lokalbahnen und listet sämtliche bisherige Fahrzeuge der Karlsruher Straßenbahnbetriebe auf. Und „der Neuling“ beleuchtet auch bislang weitgehend unbekannt Facetten der wechselvollen Bahngeschichte. So hätte das Karlsruher Modell um ein Haar bereits acht Jahrzehnte zuvor einen Vorgänger gehabt. Im Jahre 1912 trat Oberbürgermeister Karl Siegrist mit dem Plan an die Öffentlichkeit, die Straßenbahn, die ins Umland führende Lokalbahn und die Albtalbahn miteinander zu verbinden und eine Karlsruher Eisenbahngesellschaft zu gründen. Die nahverkehrspolitische Vision scheiterte jedoch am Veto des Bürgerausschusses, der sich vor allem gegen die vorgeschlagene Form der Privatisierung in eine Aktiengesellschaft

der gerade zehn Jahre zuvor kommunalisierten Straßenbahn wandte. Bemerkenswert ist bei „Unter Strom“ aber auch die Herangehensweise an die Themen und die Verarbeitung der Fülle an Details.

Unter Federführung und Schlussredaktion von Stadthistoriker Dr. Manfred Koch lieferte ein zwölköpfiges Autorenteam, das sich zur überwältigenden Mehrheit nicht aus ausgewiesenen Historikern, sondern aus Straßenbahnexperten zusammensetzte, Einzelbeiträge zu den drei Schwerpunkten „Straßenbahnverkehr in der Stadt 1877–1953“, „Schienenverkehr mit dem Stadtumland 1843–1957“ und „ÖPNV in Stadt und Region 1954–2000“. Koch selbst fügte die Arbeiten der Hobbyhistoriker durch ein gleichermaßen themenorientiertes wie chronologisches Ordnungsschema nicht nur zu einem sinnvollen Ganzen, sondern gibt in einem eigenen Kapitel auch einen Überblick über den bislang weitgehend unerforschten Zusammenhang von Nahverkehr und Stadtentwicklung.

Insgesamt ist „Unter Strom“ der Spagat, zum einen wissenschaftlich fundierte Erkenntnisse zu liefern, aber auch eine möglichst breite Leserschaft anzusprechen, überzeugend gelungen. Vor allem da sich der Band nicht nur als Lesebuch eignet, in das sich der Interessierte in Ruhe vertiefen kann, sondern durch seine wohldurchdachte Unterteilung auch als profundes Nachschlagewerk, das vor allem in Manfred Kochs Überblick und der abschließenden Chronik in Kürze über die wichtigsten Wegmarken der ÖPNV-Geschichte informiert. Nicht zu vergessen sind dabei die zahlreichen eindrucksvollen Photographien aus den Anfängen der Bahn in der Fächerstadt, die Pferdebahn, Dampfbahn, wie die ersten „Elektrischen“ vor dem Auge des Betrachters so richtig wieder auferstehen lassen.

MATHIAS TRÖNDLE

**Jürgen Schuhladen-Krämer: Akkreditiert in Paris, Wien, Berlin, Darmstadt.**

**Badische Gesandte zwischen 1771 und 1945**  
Hrsg. vom Stadtarchiv Karlsruhe; Info Verlag  
Karlsruhe 2000, 80 Seiten, 14,80 DM

Anlässlich der Einrichtung einer neuen baden-württembergischen Landesvertretung in Berlin gibt das Stadtarchiv einen Überblick heraus, wie er in dieser anschaulichen Form bisher noch nicht vorlag. Viele dieser Diplomaten im 18./19. Jahrhundert hatten bei geringer Amtstätigkeit nur Kontakte zu den Höfen zu pflegen und ausführlich darüber zu berichten. Doch in entscheidenden Momenten wie in den Jahren 1803 und 1806 war es ein Diplomat wie Reitzenstein, der mit großem Geschick mehr zum Entstehen des badischen Staates bewirkte als sein Fürst. Es war ein sparsames Land, und die Klage der zu geringen Aufwandsentschädigung war bei allen Gesandten notorisch, die deshalb oft aus reichen Adelsgeschlechtern ausgewählt wurden, um einen Eigenanteil zu leisten.

Ein besonderes Kapitel ist den Vertretern in Berlin gewidmet, wofür bei den Preußen anfangs besonders Offiziere geeignet erschienen. Bei den zivilen Nachfolgern mussten die Außenminister zuweilen darauf drängen, dass nicht eigene, sondern die Politik der Karlsruher Regierung vertreten werde. 1871 hob Baden zunächst alle Gesandtschaften auf bis auf die Berliner, die das Land im Bundesrat zu vertreten hatte und so auch ein repräsentatives neues Gebäude bezog, denn die zunehmende Bedeutung der Wirtschaftsförderung verlangte vielerlei Kontakte. So blieb dieser Stützpunkt als Vertretung im Reichsrat 1919 erhalten, ja bis 1943, um sich auch bei dem Rüstungsprogramm beteiligt zu sehen.

Beim Verfasser als erfahrenem Landeshistoriker kann man nichts anderes als solides Quellenstudium und einen allgemein zugäng-

lichen Stil erwarten. Die Redaktion (E. O. Bräunche) der zahlreichen Abbildungen, Tabellen, Register unter Mitwirkung von Katja Schmalholz zeigt, wie gewissenhaft sich das Stadtarchiv auch bei kleineren Gelegenheitspublikationen aus gegebenem Anlass kümmert.

LEONHARD MÜLLER

**Heinz Kunle, Stefan Fuchs (Hrsg.):**

**Die Technische Universität  
an der Schwelle zum 21. Jahrhundert**  
Festschrift zum 175-jährigen Jubiläum der  
Universität Karlsruhe (TH); Springer Verlag  
Berlin 2000, 477 S., 230 Abb., 69,- DM

Gar manche Festschriften für Institutionen langweilen, weil man sich dort nur selbst feiern will. Ganz anders dieser Band, der, auch unabhängig vom Anlass, ein Tableau unserer Epoche zu entwerfen versteht: im Spannungsfeld von Tradition und Innovation zwar mit dem Schwergewicht auf die Brennpunkte technisch-naturwissenschaftlicher Forschung, aber gründend auf den gesellschaftlichen Strömungen. Natürlich sind manche der 17 Beiträge über neue Erkenntnisfelder für Fachleute geschrieben. Aus Darstellungen über „Das neue Bild der Erde“ oder „Neue Werkzeuge für die Medizin“ kann aber auch der Laie Gewinn ziehen, um nur zwei Beispiele zu nennen. Allein 13 Beiträge wenden sich den neuen Formen der Lehre zu. Gängige Schlagwörter wie „Internationalität“ oder „Interdisziplinarität“ werden hier mit Fakten gesättigt und überzeugen in ihrer Schlüssigkeit. Mit Berichten über ein Karlsruher Modell für die Ingenieurausbildung, postgraduale Studien, Studienzentrum für Sehgeschädigte, lebenslanges Lernen und eine Teleuniversität beweisen, welche große Bedeutung die Lehre in dieser Hochschule einnimmt.

Die geistes-sozialwissenschaftlichen Perspektiven für Bildung und Ausbildung führen in das Feld der „offenen Universität“ und ihre Rolle für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Hier wird angesichts jüngerer Kritik an den Universitäten ob ihrer Struktur und der Gefährdung der Einheit von Forschung und Lehre Stellung bezogen. Wie können Elemente der Leistungskontrolle und des Wettbewerbs sinnvoll eingebracht werden, wie verändern öffentliche und private Mittel den Finanzrahmen, welchen Stellenwert soll die Grundlagenforschung gegenüber der angewandten, ökonomisch geforderten einnehmen? „Eines ist sicher: Die Hochschule muss mit einer bewussten Öffnung hin zur Gesellschaft auf diese Herausforderungen reagieren ... sei es als kompetente Beratungsinstanz für Politik, Medien und Bürger, sei es als mächtiger wirtschaftlicher Faktor für ganze Volkswirtschaften oder ganz unmittelbar für die eigene Region.“ Gerhard Seiler erwähnt für Stadt und Region die große Zahl von Unternehmern, aus der Universität kommend, die in der Technologieregion einen erfolgreichen Start fanden. Die Hochschule ist für ihn wie die Stadt von „typisch badischem Understatement“ geprägt, in einer „lauten Zeit“ manchmal ein Nachteil, wo man Leistungen besser „verkaufen“ müsste. Die geschichtlichen Rückblicke erläutern, welche Impulse von Karlsruhe ausgingen, wie z. B. im Kampf um die Gleichberechtigung der technisch-naturwissenschaftlichen Bildung neben den traditionellen Universitäten mit dem Titel „Technische Hochschule“ 1885 und das Promotionsrecht 1900 durch Grhgzg. Friedrich I. die „Fridericana“ bewusst herausgehoben wurde, die schon in der Kaiserzeit Weltruf gewann. Neben solchen Erfolgen werden auch Problemphasen in ausgewogener Sicht mehrfach erörtert. So ist den Herausgebern gelungen, eine zwar variantenreiche, aber doch geschlossene Publikation vorzulegen mit griffi-

gen Zwischentexten zwischen den Sektionen bei vorzüglicher Präsentation durch Abbildungen. Die Universität kann auf eine solche Festschrift stolz sein.

LEONHARD MÜLLER

**Barbara Guttman: Den weiblichen Einfluss geltend machen ... Karlsruher Frauen in der Nachkriegszeit 1945 – 1955** (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 21); Badenia-Verlag, Karlsruhe 2000, 248 S., 37,- DM

Der Titel ist Programm. In Anlehnung an ein Zitat von Kathinka Himmelheber, Initiatorin und erste Vorsitzende der im Oktober 1946 gegründeten *Karlsruher Frauengruppe* formuliert Barbara Guttman das Ziel, den Beitrag von Karlsruherinnen zum politischen Wiederaufbau eines demokratischen Gemeinwesens in der ersten Dekade nach dem Zweiten Weltkrieg zu dokumentieren und in allgemeine politische Zusammenhänge einzuordnen. Diese Untersuchung lässt sich als weiteres Element in das mosaikartige Bild weiblichen Engagements in der öffentlichen Sphäre einfügen, um das sich Forscherinnen seit einigen Jahren bemühen. Nach wie vor dominiert in der allgemeinen Erinnerung das Bild der so genannten Trümmerfrau, die in mühseliger Arbeit die Ruinen des Weltkriegsdesasters beiseite räumt, um Neuem Platz zu schaffen. Damit wird jedoch nur ein Bruchteil des Einsatzes, der Verdienste und vor allem auch Hoffnungen auf Einfluss und demokratische Gestaltungsmöglichkeiten von Frauen erfasst. Die ganze Breite gesellschaftlichen Engagements in den Blick nehmend, zeichnet Guttman neben der Mitarbeit in Parteien, in Gewerkschaften und in kommunalpolitischen Institutionen, also in der Politik im engeren Sinn, auch die Arbeit in Frauenorganisationen auf.

Die Quellenlage freilich ist schwierig und erfordert eine penible Spurensuche über allgemein Zugängliches, wie z. B. die zeitgenössische Presse hinaus. In den Überlieferungen der Parteien oder Gewerkschaften wird selten ein Wort über die weiblichen Protagonisten verloren, die Unterlagen der Frauenorganisationen mussten aus privater Hand zur Einsicht erbeten werden. Außerdem führte die Historikerin Interviews mit 20 Zeitzeuginnen durch.

Alltagsbewältigung und Politik fielen auf kommunaler Ebene zusammen, wie Guttmann das überwiegend kommunalpolitische Engagement begründet. Einführend widmet sie sich der wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Situation von Karlsruherinnen nach 1945, die die Rahmenbedingungen allen Engagements prägte und zugleich auch jene Alltagsprobleme schuf, an deren Lösung Frauen mitarbeiten wollten. Die politischen Rahmenbedingungen wurden bis 1949 von der Besatzungspolitik gestaltet. Das kam der Gründung von Frauenorganisationen entgegen, denn die amerikanische Militärregierung sah gerade in der weiblichen Bevölkerung das Potenzial für den Aufbau der Demokratie. Ohne Zögern wurde beispielsweise dem Antrag der *Karlsruher Frauengruppe* stattgegeben, einen interkonfessionellen und überparteilichen Zusammenschluss zu begründen, der sich in der Tradition der Frauenbewegung vor 1933 sah. Ob und wie diese Erfahrung eine Rolle spielte, ist eine der Leitfragen. Die Verfasserin kommt zu dem Ergebnis, dass zu den Aktiven fast ausschließlich jene zählten, die auf organisatorische und politische Erfahrungen vor 1933 zurückgreifen konnten, aber es gelang ihnen nicht, junge Frauen zu gewinnen. Für sie waren die alten Organisationsformen überlebt, außerdem habe eine Abneigung gegen Politik unter jenen, Frauen wie Männern, geherrscht, deren Jugend durch den Nationalsozialismus geprägt worden war. Und so seien

die Älteren in vielen Organisationen unter sich geblieben. Barbara Guttmann zeigt anschaulich und ohne aus heutiger Sicht ambivalente Aspekte zu verschweigen, dass das öffentliche Handeln der „Frauen der ersten Stunde“ zur demokratischen Tradition gehört – auch wenn es kein massenhafter Aufbruch war.

CHRISTINA KLAUSMANN

**Horst Fischer: Landwirtschaft und Viehzucht in früherer und heutiger Zeit. Heft 4** (Band II, Kapitel 8) der Chronik Wolfartsweier; hrsg. vom Verein für die Geschichte von Wolfartsweier, 153 S., 24,- DM

Die ersten authentischen Hinweise zur Situation der Landwirtschaft in Wolfartsweier finden sich in Aufzeichnungen von 1404. Zahlreiche weitere Urbare, Urkunden und Schriftstücke dienen dem Autor als Grundlage. Vom frühen Mittelalter bis in das 14. Jh. werden allgemeine Quellen herangezogen, die sich auch auf Wolfartsweier übertragen lassen. Das Ergebnis ist eine interessante Wiedergabe des Lebens in den vergangenen Jahrhunderten. Die Bauern waren wichtigster Wirtschaftsfaktor der Volkswirtschaft, die Gesellschaft war bis in das 19. Jh. bäuerlich geprägt.

Struktur und Entwicklung der landwirtschaftlichen Betriebe zeichnen ebenso ein lebendiges Bild wie die Veränderung der Erträge und Preise bei landwirtschaftlichen Produkten. Anschaulich wird die Problematik der Realteilung mit ihren negativen Folgen für die Betriebs- und Flurstruktur im Laufe der Jahrhunderte abgehandelt. Kleinstbäuerliche Verhältnisse resultieren daraus und bleiben bis weit in das 20. Jahrhundert hinein bestehen. Die landwirtschaftlichen Betriebe boten ihren Eigentümern bei einer äußerst geringen Flächenausstattung oft nur ein karges Brot und

das bei der Last der hohen und vielfältigen Abgaben und Frondienste. Dennoch: manch tüchtiger Landwirt mehrte seinen Besitz und erreichte sicher auch einen gewissen Wohlstand. Bemerkenswert, dass über die Jahrhunderte hinweg 20 bis 40 % der Fläche im Besitz von Auswärtigen lag (z. B. Auemer, Durlacher, Grötzingler). Berichtet wird von rund zwei Dutzend landwirtschaftlicher Betriebe Anfang des 15. Jh., die dann bis zum Ende des 18. Jh. auf über 80 ansteigen und erst im Zuge des Strukturwandels der Nachkriegszeit bis 1990 völlig aufgegeben werden.

Ebenso anschaulich dargestellt wird die Nutzung der kleinen Wolfartsweierer Flur: Wie wichtig war das Gartengrundstück zur Selbstversorgung! Die Förderung der Landwirtschaft durch die Markgrafen war bedeutsam. Natürlich spielte die Abhängigkeit von der Obrigkeit eine große Rolle, die Gemarkung gehörte rechtlich den Markgrafen.

Manche Familie in Wolfartsweier wird sich vielleicht bei der Auflistung der Namen im Zusammenhang mit früherem Gebäude- und Grundbesitz wiederfinden. Die Verwendung und Erläuterung der alten Begriffe wie Hube, Hufen, Zelg usw. interessiert. Wie auch die Nennung zahlreicher Hub- und Flurnamen und das Auflisten der früheren Straßennamen.

Kleinstbetriebe in Wolfartsweier konnten natürlich nur sehr kleine Viehbestände halten. Ein bis zwei Milchkühe, zugleich als Arbeitstiere eingesetzt, waren die Regel. Die Pferdehaltung und „von oben“ verordnete Pferdezucht diente mehr der Bereitstellung von Militärpferden und für Fuhrzwecke im Lohn. Nicht unbedeutend war das Federvieh.

Ein besonderes Kapitel ist der Entwicklung des Genossenschaftswesens in Wolfartsweier gewidmet. Selbsthilfeeinrichtungen, wobei vor allem die Warengenossenschaft während ihres 70-jährigen Bestehens ab 1990 viele Impulse für die Weiterentwicklung der Landwirtschaft gab.

In den alten Quellen hat der Autor auch längst vergessene Namen und Tatbestände wieder ausgegraben. Die Geschichte der Landwirtschaft in Wolfartsweier spiegelt die allgemeinen Lebensumstände vergangener Jahrhunderte wieder, und sie ist in sehr vielen Teilen auf unseren Raum übertragbar. Das Heft ist ein Nachschlagewerk und Geschichtsbuch zugleich. Welch große Bedeutung hatte die heimische Landwirtschaft für die Gesellschaft über Jahrhunderte hinweg, wie untergeordnet ist ihr Stellenwert in heutiger Zeit!

ARNULF BEEG

**Bernhard Wien: Politische Feste und Feiern in Baden 1815–1850, Tradition und Transformation: Interdependenzen liberaler und revolutionärer Festkultur**  
Peter Lang Verlag, Frankfurt 2001, 702 S., 185,- DM

Seit dem Historikertag 1984 wurden „Feste und Feiern“ zu einem Modethema, dem bereits viele Arbeiten gelten. Also auch noch ein Buch über Baden, fragt der Verfasser eingangs. Er bejaht dies mit 702 Seiten und 1955 Anmerkungen. Für weitere Dissertationen wie diese sollte das keine Richtschnur werden. Die Überfülle der Details verhindert aber nicht eine facettenreiche Publikation, weil in ihrer Differenzierung pauschalierende Darstellungen über das so unterschiedlich strukturierte Großherzogtum Baden relativiert werden. Seit 1818/19 wurde die neue Verfassung gefeiert, die man allerdings trotzig von der Regierung respektiert wissen wollte, und Eltern wie Lehrer sollten den Kindern den Verfassungstext wie Bibelstellen einprägen. Da politische Versammlungen verboten waren, entpuppten sich diese kryptopolitischen Feste – in gelöster Atmosphäre – und Feiern – gemessenen Charak-

ters mit Pathos in Rede und Musik – zur Schiene in die revolutionäre Phase ab 1847, zur Revolution 1849. In Württemberg von der Polizei verboten, stärkte in Baden die politische Festkultur die liberalen Abgeordneten, ein Vorgang, von anderen Staaten bewundert, doch angesichts schwacher liberaler Bewegungen nicht erfolgreich nachgeahmt. Denn Baden und die bayerische Pfalz waren wohl die „aufgeregtesten“ Länder und aufgeschlossen für die Dynamisierung der revolutionären Entwicklung durch das Ausland. Mannheim und Freiburg galten dabei als liberale Hochburgen; Karlsruhe, Sitz der Regierung, wurde als Badens Mitte in Zweifel gezogen.

Bedeutsam bei den Festivitäten waren die Teilnehmerkreise und Symbole, mal mit Beamten und Offizieren, mal ohne, mal mit Gottesdiensten sakral überhöht, mal rein politisch. Das Zeremoniell spielte eine wachsende Rolle mit Abzeichen, Kokarden, Bändern, Binden, Schärpen oder Kleidungsstücken wie große Hüte, rote Mützen, blaue Blusen. Der Heckermythos, charakterisiert durch Heckers Erscheinungsbild, wurde einerseits Vorbild für Revolutionäre, andererseits so abschreckend wie die rote Fahne, die die Radikalen für das erst revolutionäre, dann kompromittierte Schwarz-Rot-Gold einsetzten. Vor diesem Rot aber schreckten Bürgermeister zurück, die rote Feuerspritzen verkauften; Apotheker wollten Fläschchen nicht mehr in rotes Papier einwickeln, „ein Bankier schnitt einem herrlich prangenden Kaktus alle seine Blüten ab“, so berichteten die Konstanzer „Seebblätter“, eine der 77 Zeitungen, die d. Verf. in stupendem Fleiß ausgewertet hat neben vielen bisher ungedruckten Quellen aus Stadtarchiven. Allein 73 Seiten umfasst das Verzeichnis der Literatur, mit der er sich kritisch auseinandersetzt. In Zwischenergebnissen nach seinen Kapiteln wird der Weg deutlich, wie die traditionellen bürgerlichen Feste und Feiern transformiert

werden zur Basis für Massenwirksamkeit mit entsprechender Durchschlagskraft, ja sie dienen als „Türöffner für das unterbürgerliche Versammlungswesen 1847–49“. Damit wird ein Zugang zu einer neuen Öffentlichkeit geschildert, die seit dem 19. Jahrhundert bis in unsere Tage reicht.

LEONHARD MÜLLER

### Rheinhafen Karlsruhe 1901–2001.

Mit Beiträgen von E. O. Bräunche, G. Hertweck, R. Homberg, P. Pretsch, U. Schubart, J. Schublade-Krämer, A. Schwarzer (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Band 22), Karlsruhe 2001, Info Verlag, 408 S., 45,- DM

Heute fragen Firmen, die sich neu ansiedeln wollen, häufig zuerst: Wie weit ist es zum nächsten Flughafen? Vor hundert Jahren hatte die Rheinschifffahrt eine ähnlich große Bedeutung. Die Inbetriebnahme des Karlsruher Rheinhafens 1901 stieß das Tor auf zur dringend notwendigen wirtschaftlichen Weiterentwicklung der Stadt und ihres Umlandes. Nicht zuletzt durch den 1963 angelegten Ölhafen hat sich der Güterumschlag überwiegend positiv entwickelt. In den 1980er Jahren stand Karlsruhe nach Duisburg zeitweilig an der Spitze der deutschen Anlauforte für die Binnenschifffahrt.

Höchste Zeit also, nach früheren kleineren Publikationen die Geschichte und Entwicklung der Karlsruher Rheinhäfen in der Gesamtschau darzustellen. Für den vorliegenden, auch durch seine reiche Bebilderung informativen Band zeichnen mehrere Autoren verantwortlich. Nach einer zusammenfassenden Einleitung durch E. O. Bräunche, der eine kurze Chronik zur Rheinhafengeschichte beisteuerte, teilen sich G. Hertweck, J. Schublade-Krämer sowie Rheinhafenchef Alexander

Schwarzer die Aufgabe, den Werdegang von der Entwicklung der Oberrheinschifffahrt und frühen Hafentplänen bis zur heutigen Anlage und den an sie gerichteten Anforderungen nachzuverfolgen. Eine Darstellung der Hochbauten am Hafen als Beispiele der Industriearchitektur zwischen Historismus und Beginn der Moderne von U. Schubart, die reizvolle Präsentation der Rheinhäfen in der bildenden Kunst von P. Pretsch sowie die kurze Geschichte der 100-jährigen Stromversorgung durch das städtische E-Werk am Rheinhafen von R. Homberg erweitern in willkommener Weise die Untersuchung der Hafententwicklung. Die mit dem Verfahren, das Thema „Rheinhafen“ aus unterschiedlichem Blickwinkel zu betrachten – unvermeidlichen Wiederholungen nimmt man gerne in Kauf, werden sie doch ausgeglichen durch Informationen, wie sie vorher so und zudem so übersichtlich geordnet nicht zur Verfügung standen – ist ein Gewinn.

Dass schon die Römer den Rhein als Transportweg nutzten, ist bekannt, dass die Rheinschifffahrt danach zeitweise immer wieder zur Bedeutungslosigkeit verkam, schon weniger. Weder die Stromverhältnisse, noch die Schiffstechnik bremsen den Handel, sondern eine Art gewerblichen Raubrittertums, das die Schiffladungen „hemungslos“ mit Zöllen und Abgaben belegte. Neben diesen Detailfragen vermitteln die historischen Kapitel vor allem gründlich recherchiert und faktenreich die wirtschaftliche Bedeutung des Hafens für die Stadt, ist das Auf und Ab seiner Umschlagszahlen und seiner Erweiterungspläne doch ein Gradmesser auch für die Stadtentwicklung. Nachvollziehbar wird der Einfluss der beiden Weltkriege, der umstrittenen Neckarkanalisation und der Energieträger Kohle und Öl. Zu einem Buch über den Hafen gehören freilich auch Informationen über die Personenbeförderung mit den Fahrgastschiffen „Friedrich Töpper“ oder „Karlsruhe“ und über Hochwasser, die

viele Karlsruher noch in Erinnerung haben. Auch wenn die Fülle des Stoffs die Lektüre nicht immer leicht macht, so ist der Band dennoch nicht nur für Historiker, sondern für alle an der Geschichte ihres Hafens interessierte Karlsruher und Karlsruherinnen eine unentbehrliche Fundgrube.

DOROTHEA SCHMITT-HOLLSTEIN

**Ute Grau/Barbara Guttman:**  
**Gegen Feuer und Flamme. Das Löschwesen in Karlsruhe und die Berufsfeuerwehr**  
(Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Band 23), Karlsruhe 2001, Info Verlag, 256 S., 39,80 DM

Noch 1809 bestimmte die Feuerordnung: „Jeder erwachsene Einwohner hiesiger Stadt und Klein-Carlsruhes ist verbunden, an den Feuerlösch-Anstalten Antheil zu nehmen.“ Bis zur heutigen, gut organisierten Feuerwehr „als Mädchen für alles“ war es ein langer Weg. Die Autorinnen beschreiben die Entwicklung des Feuerlöschwesens als mühsame Wanderung zwischen organisatorischen Reformen und technischem Fortschritt. Anlässe zu Verbesserung waren oft Katastrophen mit vielen Toten.

Zwar hatte schon Markgraf Karl Wilhelm erkannt, dass seine überwiegend aus Holz gebaute Stadt eine Feuerordnung brauchte. Investieren wollte er jedoch nichts und zwang die Bürger, selbst eine fahrbare Spritze und Leder-eimer anzuschaffen. Das funktionierte leidlich.

Zur Gründung der Freiwilligen Feuerwehr führte schließlich der Theaterbrand von 1847. Die als demokratische Vereine entstandenen freiwilligen Wehren hatten es daher nach der Revolution 1848/49 erst einmal schwer. Ab 1860 gab es jedoch erstmals im Haushalt einen eigenen Feuerwehretat. Militärisch organisiert, erwarb sich die Truppe schnell einen gu-

ten Ruf. Während der Industrialisierung wirkten sich das Wachstum der Stadt und die technischen Entwicklungen bei den Anforderungen und der Ausstattung der Feuerwehr aus. 1912 leitete unter anderem die „benzin-automobile Drehleiter“ die Motorisierung ein. Erst 1926 leistete sich die Stadt eine Berufsfeuerwehr, die an der Ritterstraße eine moderne Hauptwache erhielt. Für die Lösung des schwelenden Konflikts, ob der Chef der Hauptamtlichen oder der Freiwilligen das Sagen haben sollte, brauchte es einen Denkkzettel. Nach dem Brand des Warenhauses Knopf im Juli 1928 erhielt der Chef der Berufswehr das letzte Wort.

Unter dem Nationalsozialismus erlebte die Feuerwehr in der Reichskristallnacht 1938, als sie Juden keine echte Hilfe leisten durfte, den Tiefpunkt ihrer Geschichte. Nach 1949 folgte dem „Anfang mit nichts“ eine stete Ausweitung der Aufgaben mit neuen Sicherheitskonzepten, etwa im Strahlenschutz oder für den Ölhafen. 1960 kam mit der Dependance in Mühlburg endlich die seit langem geforderte Westwache. Die Anschaffung moderner Multifunktionswagen entsprach den erweiterten Anforderungen. Heute ist die Karlsruher Berufsfeuerwehr ein moderner Dienstleistungsbetrieb mit 210 Männern. Im Stadtfeuerwehrverband besteht eine vertrauensvolle Kooperation zwischen Berufsfeuerwehr und der Freiwilligen Wehr. Wer sich für den aktuellen Stand des Löschwesens interessiert, dem bietet das letzte Kapitel des Buches guten Einblick.

Der ganze Band bettet die Historie der Wehren in das politische und wirtschaftliche Geschehen der Stadt ein. Die umfassende und detaillierte Darstellung wäre allerdings noch lesefreundlicher, wenn jedem Kapitel ein kurzer Absatz voran ginge, der die spezifischen Ereignisse in die großen Entwicklungslinien auch der Feuerwehrgeschichte einreihete.

ANDREA ALTENBURG

## Michael Ruhland: Schulhausbauten im Großherzogtum Baden 1806–1918

Verlag Renate Miller-Gruber, Augsburg 1999, 504 S., 379 Abb., 79,- DM

Die Dissertation von Michael Ruhland, die nunmehr in einer reich illustrierten Buchausgabe vorliegt, leistet nicht nur einen wichtigen Beitrag zu einer noch ausstehenden Architekturgeschichte des Schulhausbaus in Deutschland, vielmehr dürfte diese Untersuchung gerade auch für den regional- und lokalgeschichtlich interessierten Leserkreis von besonderem Interesse sein.

Die Publikation besteht aus einem gut lesbaren Darstellungsteil und einem umfangreichen Katalogteil. Im Mittelpunkt der Darstellung steht der Schulbau und Schulraum als soziale und pädagogische Umgebung im Spannungsfeld zwischen Funktion und Repräsentation. Dabei bilden städtebauliche Aspekte, die Entwicklung der Grundrissformen und Fassaden sowie die Frage nach der künstlerischen Ausschmückung von Schulgebäuden in sich geschlossene Themenkomplexe der Untersuchung. Viele Beispiele in Text und Bild beziehen sich hierbei auf Karlsruher Schulbauprojekte von Friedrich Weinbrenner, Heinrich Hübsch, Heinrich Lang, Wilhelm Strieder oder Friedrich Beichel. Der um die Jahrhundertwende einsetzende Einfluss der Kunsterziehungsbewegung erreichte im Karlsruher Schulhausbau den Höhepunkt mit der 1905 in der Kapellenstraße fertiggestellten Schillerschule von August Stürzenacker.

Der Katalog stellt 98 Schulbauten vor, die im Großherzogtum Baden 1806–1918 entstanden sind. Zu jedem Objekt gibt es eine Abbildung, eine Auflistung wichtiger Daten und Fakten sowie eine kurze Charakteristik des betreffenden Gebäudes. Daran schließt sich jeweils ein Abriss der Baugeschichte und eine Beschreibung der Ausstattung des Schul-

hauses an. Dabei ist möglichst der Zustand zur Zeit der Eröffnung, zumindest aber das Aussehen vor 1918 zugrundegelegt.

Aus Karlsruhe werden 17 Schulhausbauten vorgestellt. Das ehemalige Lyceum in den Seitenflügeln der Stadtkirche am Marktplatz und die ehemalige Höhere Töcherschule in der Kreuzstraße dienen heute anderen Zwecken. Dagegen wurden die Höhere Bürgerschule am Zirkel und das Lehrerseminar in der Rüppurter Straße nach ihrer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg nicht wieder aufgebaut, während vom Lehrerseminar in der Bismarckstraße wenigstens noch die Fassaden für den Wiederaufbau der heutigen PH verwendet werden konnten. Noch ganz oder teilweise erhalten sind die Schulgebäude des Gymnasiums in der Bismarckstraße, der Höheren Bürgerschule und des Realgymnasiums in der Englerstraße, der Höheren Mädchenschule in der Sophienstraße, der Oberrealschule in der Kaiserallee, der Goetheschule in der Renkstraße und der Lessingschule in der Sophienstraße. Bezeichnenderweise musste das Gebäude der Gewerbeschule am Lidellplatz nach seiner Fertigstellung 1914 zunächst als Lazarett eröffnet werden, bevor es 1919 seiner eigentlichen Bestimmung übergeben werden konnte. Der Stadtteil Durlach ist in Ruhlands Katalog mit drei noch heute bestehenden Schulhausbauten vertreten: Vereinigte Schulen in der Pfnzstalstraße, Gewerbeschule sowie Progymnasium und Realprogymnasium in der Gymnasiumstraße.

Zu jedem Objekt sind auch die entsprechenden Archivalien und die Literatur angegeben. Zusätzlich erschließt ein Personen- und Gebäuderegister alle im Darstellungs- und Katalogteil erwähnten Schulen und die beteiligten Architekten und Künstler. Somit stellt die Publikation insgesamt auch ein wichtiges Handbuch und Nachschlagewerk dar.

JÜRGEN SPANGER

**Annette Borchardt-Wenzel: Frauen am badischen Hof, Gefährtinnen der Großherzöge zwischen Liebe, Pflicht und Intrigen**  
Casimir Katz Verlag, Gernsbach 2001, 388 S., 25 Abb., 49,- DM

Der „Frauengeschichte“ ist seit längerem zu verdanken, dass die manchmal männlich-graue Geschichtsszene nicht nur eine neue Farbe erhält, sondern auch neue Einsichten. So ist es verdienstvoll, die Lebensläufe von sieben Fürstinnen an badischen Höfen zu schildern, die nicht ohne Einfluss für Badens Entwicklung waren: Karoline Luise, Amalie, Luise Karoline von Hochberg, Stephanie Beauharnais, Sophie, Luise v. Preußen und Hilda. Zwar gibt es über jede bereits Literatur, doch die Zusammenfassung dieser Lebensläufe vermittelt neben dem politischen einen breiten kulturhistorischen Zusammenhang.

Wiewohl auf wissenschaftlichen Publikationen gründend, trotzdem manchmal an alte Voreingenommenheiten gebunden, will die Verfasserin in erster Linie unterhalten und wirft den deutschen Historikern „aller größtes Misstrauen vor, wenn Geschichte zu ‚Unterhaltung‘ erhalten soll“. Nun könnte man im Gegenteil genug brillant geschriebene Werke aufführen und auch darauf hinweisen, dass immerhin, die wissenschaftliche Literatur, auf die sich dieses Buch stützt, von diesen Historikern aufgearbeitet wurde. Deren Stil ist freilich ein anderer. Hier dagegen benimmt sich ein russischer Großfürst „wie die Axt im Walde“, Amalie „war ganz scharf“, Katharina die Große zu sehen, hielt dagegen Stephanie für „eine dumme Pute“, während Napoleon „hämisch gegrinst“ haben soll und so fort. Man weiß nicht, wo in den Quellen so etwas steht, denn das Original macht doch wohl erst „Spaß“, wovon mehrere hier zitierte Quellen zeugen und nicht allein diese Diktion der Autorin.

Dass es zu Überschneidungen der einzelnen Lebensbilder kommt, die einzeln gelesen werden können, stört weniger, dagegen ein Faktum wie z. B. die Vorliebe Karl Friedrichs für „diese oder jene niedrige Weibsperson“ so oft in Variationen, was man doch spätestens beim zweitenmal begriffen hat. Die Schicksale sind „durch ein Temperament“ gesehen, und da kann man bei jeder Biographie streiten. Dass der letzte Großherzog Friedrich II. aber ein „charakterschwacher“ Mann gewesen sein soll, dem muss man auf Grund der Quellen deutlich widersprechen.

Die zahlreichen Literaturangaben werden z. T. eigens kommentiert und eine Stammtafel erleichtert die Übersicht. So werden Hilfen für weitere Orientierungen angeboten. Und manchen mögen die obigen Einwände weniger stören, wenn er sich bei dieser Portrait-sammlung unterhalten weiß. Sollte er dadurch mögliche Zugänge zur badischen Geschichte finden, wäre das erfreulich.

LEONHARD MÜLLER

**Ute Grau: Schloss Augustenburg**  
(Häuser- und Baugeschichte, Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe, Bd. 1), Info Verlag Karlsruhe 2000, 16,80 DM/8,59 €

**Holger Reimers, Gerhard Kabierske, Georg Matzka: Ein Karlsruher Modellhaus von 1723. Das Seilerhäuschen**  
(Häuser- und Baugeschichte, Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe, Bd. 2), Info Verlag Karlsruhe 2001, 29,34 DM/15 €

Mit dem Band über Schloss Augustenburg eröffnet das Stadtarchiv Karlsruhe eine neue Publikationsreihe „Häuser- und Baugeschichte“ und ergänzt damit die beiden bestehenden Reihen „Veröffentlichungen des Karlsruher

Stadtarchivs“ und „Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte“. Nun besteht eine Publikationsmöglichkeit für kleinere Arbeiten zu architektur- und baugeschichtlichen Themen, denen innerhalb der Gesamtstadtgeschichte eine wichtige Rolle zukommt. Dies ist umso erfreulicher, als es gerade in Karlsruhe lange am Bewusstsein für die eigene Architektur fehlte. Insbesondere die historischen Gebäude wurden – aufgrund des geringen Alters der Stadt – wenig geschätzt. Völlig zu Unrecht, denn, wie Oberbürgermeister Heinz Fenrich in seinem Geleitwort feststellt, verfügt Karlsruhe über eine beachtliche historische Bausubstanz. Diese sei nicht nur von architekturgeschichtlichem Interesse, sondern liefere darüber hinaus wertvolle Erkenntnisse z. B. zur Alltags-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

Dass Häuser „vielerlei Geschichten erzählen“ können, zeigt sich gleich im ersten Band über Schloss Augustenburg. Die Autorin Ute Grau, eine auf stadt- und landesgeschichtliche Themen spezialisierte Historikerin, bettet versiert die wechselvolle Geschichte des Gebäudes in übergreifende Zusammenhänge ein. In flüssig zu lesender Weise entblättert sie das Schicksal des Gebäudes vom staufischen Pfründnerhaus über fürstliche Hofhaltung, die Nutzung als Krapphaus und als Knopffabrik, bis hin zur Herberge der Grötzinger Malerkolonie. Spannend zu verfolgen ist auch der lange Kampf um den Erhalt des alten Gemäuers. Leider erst in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts konnte durch den Ausbau zum Altenheim wenigstens noch der Hauptflügel gerettet werden – der Rest der Anlage war wegen des fortgeschrittenen Verfalls nicht zu erhalten.

Der Titel der neuen Reihe legt nahe, dass sich das Stadtarchiv in Zukunft mehr der Baugeschichte widmen will. Wie schwer Historikern der Umgang mit dreidimensionalen Quellen fällt, zeigt dieser erste Band. Die Baugeschichte wird zwar genannt, doch fehlt es an

einer soliden Baubeschreibung, kein Plan hilft dem Leser, sich das Gebäude selbst zu erschließen. Selbst klassische historische Quellen wie die Inventarverzeichnisse der Markgräfin Maria Augusta (1649–1728) werden nur in Hinblick auf Besitztümer und Personalbestand ausgewertet.

Die Information über 34 Zimmer und eine Kapelle im Hauptgebäude sowie eine Vielzahl an Nebengebäuden fehlt. Ein Blick ins Großinventar von 1938 (Kunstdenkmäler Badens) gibt hier auf wenigen Seiten eine Vielzahl von bauhistorischen Informationen, die in eine Monographie unbedingt hätten einfließen müssen. Eine Ergänzung dieser über 70 Jahre alten Beschreibung anhand des heutigen Bestandes wäre darüber hinaus wünschenswert gewesen. Auch fehlt ein Wort zu den prägenden Baumaßnahmen des 16. Jahrhunderts im Rahmen der heimatlichen Renaissancebaukunst.

Trotz dieser Kritik bleibt der hier vorgestellte Band eine unterhaltsame und optisch ansprechende Lektüre, die mit leichter Hand viel über das Leben im Schloss Augustenburg erzählt.

Völlig anders zeigt sich demgegenüber der zweite Band der Reihe. Er ist einem Gebäude gewidmet, das aufgrund seiner spektakulären Rettungsgeschichte zu einer Karlsruher Berühmtheit wurde: dem Seilerhäuschen. Schon die Profession der Autoren – zwei Bauhistoriker und ein Architekt – lässt die andere Gewichtung dieses Bandes ahnen. Und dann schlägt sie zu, die Baugeschichte.

Zunächst führt Holger Reimers den Leser an das Gebäude heran und in es hinein. In allgemeinverständlicher Sprache erklärt er, wie viele Fragen der kenntnisreiche Forscher an ein unscheinbares Haus stellen kann, und wie vielfältig die Erkenntnisse sind, wenn er Zeit für die Suche nach Antworten hat. Das anhand des Seilerhäuschens gewonnene Wissen

erlaubte dem Autor, historische Fotografien anderer Modellhäuser neu auszuwerten. Die Erkenntnisse befruchteten sich gegenseitig und dem Leser steht nun nicht mehr die alte Hütte vor Augen, sondern – sehr anschaulich in den farbigen Rekonstruktionszeichnungen – ein reizvolles Barockhäuschen. Dieser Exkurs kommt einer Grundlagenforschung zur Stadtbaugeschichte gleich. Der Wert der beiden letzten erhaltenen Dokumente – neben dem Seilerhäuschen nur noch das Haus Waldstraße 9 – wird umso deutlicher.

Wie wenig selbstverständlich das Interesse an dieser Form von Geschichte ist, zeigt die von Gerhard Kabierske zusammengestellte Chronologie der Ereignisse seit 1962. Das Seilerhäuschen ist ein Paradebeispiel für den Wandel des öffentlichen Bewusstseins von fortschrittsgläubigem Erneuerungswillen der 1960er Jahre – als das unscheinbare Haus bedenkenlos einer Hochgarage weichen sollte – bis hin zur Eintragung des Gebäudes ins Denkmalsbuch als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung im Jahre 1999.

Für den zukünftigen Besucher des Gebäudes – und dank der geplanten Nutzung als Café und Galerie wird das Gebäude öffentlich zugänglich sein – wird ebenfalls von Interesse sein, wie denn nun mit den vielen Erkenntnissen umgegangen wurde, was warum und wie erhalten blieb oder erneuert wurde. Hierüber gibt der Beitrag des bauleitenden Architekten Georg Matzka Auskunft.

Der Band ist mit zahlreichen informativen Abbildungen ausgestattet, die zum Nachlesen verleiten. Sie erleichtern es dem Leser, die anspruchsvolle Lektüre zu bewältigen – der Lohn ist ein großer Erkenntnisgewinn: über die frühe Stadtbaugeschichte, die Modellhäuser, über Handwerkstraditionen und nicht zuletzt auch über bauhistorische Methoden.

ULRIKE PLATE

**Sergej G. Fedorov: Wilhelm von Traitteur. Ein badischer Baumeister als Neuerer in der russischen Architektur 1814–1831**  
Berlin 2000, 331 S.; 75,67 €

Badens Architektur- und Ingenieurschule – Vorläuferin der heutigen Karlsruher Universität – ist seit Weinbrenners Zeiten über die nationalen Grenzen hinaus bekannt. Nur wenige wissen, dass bereits vor Weinbrenner ein badischer Baumeister im Ausland wirkte und maßgeblich am Aufbau einer modernen Architekturschule in St. Petersburg Anteil hatte.

Die Rede ist von Wilhelm von Traitteur (1788–1859), dessen Familie heute noch im Mannheimer Raum bekannt ist. In den Jahren, als gerade die Rheinbegradigung durchgeführt wurde, erwarb er das für solche Projekte notwendige ingenieurtechnische Wissen zunächst autodidaktisch und dann an der europaweit führenden „École des ponts et chaussées“ in Paris. In der Endphase der napoleonischen Kriege (1813–1816) weilte der russische Zar Alexander I., verheiratet mit einer badischen Prinzessin, häufig in Baden. Hier lernte er den jungen Ingenieur kennen und engagierte ihn 1814 für Arbeiten in seiner Hauptstadt.

St. Petersburg war seinerzeit wohl die größte Baustelle Europas. Zur Bewältigung der zahlreichen Aufgaben richtete der Zar Bauschulen und Behörden nach französischem Vorbild ein und berief ausländische Fachleute wie Augustin de Bétancourt als Leiter und Wilhelm von Traitteur, der mit seinen französischen Erfahrungen beste Voraussetzungen mitbrachte.

In den kommenden 18 Jahren entfaltete Traitteur eine reiche Tätigkeit: Seine Entwürfe für Kasernen, staatliche Druckanstalten oder Menagerien zeugten einerseits von der sicheren Verwendung der klassizistischen Architekturformen; andererseits offenbarten sie seine besondere Neigung zu Ingenieurbauten: viele Bauwerke besitzen Hallen mit riesigen, bisher

unüblichen Spannweiten. Brückenbauten stellten den innovativsten Teil des Oeuvres von Traitteur dar. Russland hatte einen enormen Bedarf an neuen Verkehrswegen. Dabei waren Hunderte von Brücken über Bäche und Flüsse zu bauen, was nur durch weitgehende Rationalisierung und Standardisierung der Bauelemente zu lösen war. In St. Petersburg selbst mussten für den steigenden Verkehr ebenfalls neue Brücken über die Newa und ihre Seitenarme geschlagen werden. Traitteur passte den gerade in Amerika und England entwickelten Typus der Eisenkettenbrücke dem Nordrusslands an. Dabei entstanden einige besonders schöne Brücken, wie die Panteleimonbrücke, die zum eleganten Erscheinungsbild St. Petersburgs beitrugen. Einzelne von ihnen existieren heute noch.

1831 verließ Wilhelm von Traitteur plötzlich den russischen Staatsdienst und kehrte nach Mannheim zurück. Aufgrund fehlender Quellen sind dafür eher politische als persönliche Gründe zu vermuten.

Das Wirken eines Ingenieurs in verschiedenen Kulturen zu schildern, war nur einem Autor möglich, der diese auch selbst kennt. Es ist daher ein Glücksfall, dass der russische Bauhistoriker Sergej G. Fedorov aus St. Petersburg seit etlichen Jahren am Institut für Baugeschichte der Universität Karlsruhe arbeitet. Er brachte die reichen Quellen insbesondere der St. Petersburger Archive zum Sprechen und entlockte auch badischen Archiven manche Neuigkeiten. Das Buch, großzügig ausgestattet und vorzüglich bebildert, schildert einen neuen Aspekt der badisch-russischen Beziehungen und macht mit einer wichtigen Facette der Geschichte des Brückenbaus bekannt.

JÜRGEN KRÜGER

**Hansmartin Schwarzmaier: Das Dorf in der Geschichte von Land und Landschaft. Von den Anfängen bis zum Jahr 1800**  
Chronik Wolfahrtsweier Heft 5, Selbstverlag des Geschichtsvereins, 2001, 143 S., 12,- €

Der Elan von Elga Roellecke, eine repräsentative Chronik von Wolfahrtsweier herauszugeben, von der bereits vier Hefte erschienen sind, ist bemerkenswert. Wer in verschiedene landesgeschichtliche Arbeiten Einblick hat, z. B. bei der Jury für Preise zur Heimatforschung in Baden-Württemberg, bemerkt, wie besonders dieses Heft sich von einer einäugigen Blickrichtung auf das örtliche Detail abhebt, wie sie oft anzutreffen ist. Nun ist H. Schwarzmaier ein versierter Historiker, der für zahlreiche Epochen eine Vielzahl von Veröffentlichungen vorgelegt und besonders als Herausgeber und Autor des „Handbuchs der Baden-Württembergischen Geschichte“ große Verdienste erworben hat. So gelingt es ihm, wie der Titel verheißt, die Entwicklung eines Dorfes wie Wolfahrtsweier in das große Tableau der Landesgeschichte einzufügen. Und das gerade für eine Zeit, für die der Ort nur wenige Quellen aufweist, denn die Schriftzeugnisse strömen erst seit dem 18. Jahrhundert.

Allein die sorgfältige Ausstattung mit Karten zeigt, wie eine Dorfgeschichte immer im Zusammenhang mit der Landschaft zu sehen ist. Dazu gehört nicht nur die Geographie, die Bevölkerungsstruktur. In dieser Landschaft der ehemaligen Römerstraßen, der Funde aus Kelten- und Alemannenzeit, der großen Bedeutung des Klosters Gottesau für die kirchliche Betreuung findet man so viele Komponenten, dass farbige Kapitel aus antiker und mittelalterlicher Geschichte aufgeschlagen werden können. Der Verfasser nimmt den Leser bei der Hand, um ihn in großer Anschaulichkeit zu Epochen hinzuführen, die diesen Ort in ein großes Geschehen einbetten.

Die komplizierte Familiengeschichte der Zähringer und ihre Glaubenswechsel in der Reformationszeit werden so aufbereitet, dass man neues Interesse an badischer Geschichte gewinnt. Die Zeit der französischen Einfälle im 17. Jahrhundert, die großes Elend am Oberrhein hervorrief, macht deutlich, wie die dörfliche Bevölkerung Opfer von Machtgier und Ideologie wurde. In einem sorgfältig ausgewählten Anmerkungsapparat wird auf eine umfangreiche Literatur hingewiesen.

In summa: ein Beispiel für Hobbyhistoriker, wie Ortsgeschichte lebendig gemacht werden kann, wie man mit dem Schicksal eines Dorfes den großen Atem der Geschichte einfängt, der jeden Leser faszinieren wird.

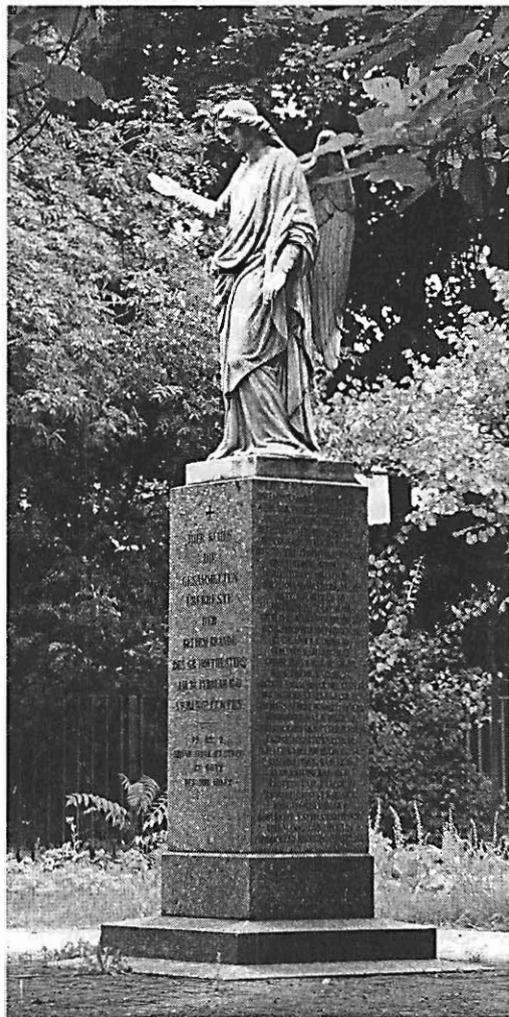
LEONHARD MÜLLER

**Karl Zahn: Gräber, Gräfte, Trauerstätten. Der Karlsruher Hauptfriedhof**  
(Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Band 24), Info Verlag Karlsruhe, 2001, 26,- €

„Denn alle Lust will Ewigkeit“ – mit einem fotokünstlerischen Blick auf erotische Skulpturen europäischer Friedhöfe öffnete die Fotografin Isolde Ohlbaum nicht nur den Blick auf eine ungewöhnliche Friedhofsperspektive, sondern weckte bei einem breiten Publikum die Lust auf mehr über Friedhöfe. Lust auf Friedhof? Die kulturelle Bedeutung des „öffentlichen Bestattungsraumes“, sie verdient weit mehr als spektakuläre Impressionen, sie fordert vor allem eine feste Verankerung des Themas „Friedhof“ im Kontext stadthistorischer Untersuchungen. Friedhöfe als wichtiger Bestandteil von Stadtgeschichte sind ein facettenreiches Kaleidoskop von Stadtentwicklung, kunsthistorischer Vielseitigkeit, Baugeschichte und vor allem soziokultureller Entwicklung.

Wie Friedhofsgeschichte als integraler, lebendiger Bestandteil der Karlsruher Stadtgeschichte durchaus Lust auf mehr Friedhof entfachen kann, das verdeutlicht die von Karl Zahn über zwanzig Jahre hinweg sorgfältig recherchierte Entwicklung des Karlsruher Hauptfriedhofs und seiner Vorgeschichte. Dass das umfangreiche Manuskript der nach ihrem Verfasser im Karlsruher Stadtarchiv geführten „Zahn-Chronik“ über den ältesten kommunalen Friedhof Deutschlands nun endlich als Buch den Weg in die Öffentlichkeit gefunden hat, ist ein publizistischer Glücksgriff. Weckt bereits der Haupttitel „Gräber, Grüfte, Trauerstätten“ die Neugierde der stadthistorisch interessierten Leser, so hält der chronologisch gegliederte Inhalt neben seiner unglaublichen Informationsfülle so manches überraschende historische Detail bereit. Wer vermutet schon unter dem baulichen Karlsruher Prunkstück, dem Markplatz, den Ursprung des Karlsruher Bestattungswesens oder unter dem Verkehrsknotenpunkt Mendelssohnplatz den ersten, 1794 angelegten Friedhof der jüdischen Mitbürger? „Streit um das Leichenhaus“, „Drei-Klassen-Bestattungssystem“, „das Karlsruher Sargmonopol“ – wer Karl Zahn auf den Spuren durch die Karlsruher Friedhofsgeschichte begleitet, wird vieles entdecken: Nachdenkliches, Erstaunliches und auch manches zum Schmunzeln.

Für den Leser etwas irreführend mag der Untertitel der Publikation sein. Denn wenn auch ihr Kernstück dem Karlsruher Hauptfriedhof gewidmet ist, macht vor allem die umfassende Darstellung der Geschichte des Bestattungswesens in Karlsruhe – von der Stadtgründung bis heute – die Besonderheit dieses Werkes aus. Mit historischen Quellen, Plänen, Zeichnungen sowie reichhaltigem Fotomaterial abwechslungsreich gestaltet, entfaltet sich ein spannungsreicher Bogen von den Gräbern beim Schloss Gottesau, Trauersitten



Das Theaterbrand-Denkmal vor der Gruftenhalle auf dem Alten Friedhof, mit dem den Opfern des Theaterbrandes am 28. Februar 1847 gedacht wird.

und Begräbnisvorschriften, Friedhöfen der jüdischen Gemeinde, über die architektonischen Höhepunkte, die Parkstruktur sowie besondere Grabmale des Hauptfriedhofes bis hin zu dem aktuellen Thema „Grabmalpatenschaften auf Karlsruher Friedhöfen“.

Mehr Lust auf Karlsruher Friedhofsgeschichte? Sicher! Was der langjährige stellvertretende Leiter des Karlsruher Friedhofsamtes

Karl Zahn durch intensives Quellen- und Literaturstudium zusammengetragen hat, ist ein Werk von besonderer historischer Dichte, das in seiner Gründlichkeit der Karlsruher Stadtgeschichte eine neue vielseitige Perspektive eröffnet.

YPS KNAUBER

### **Im Mittelpunkt der Mensch. Parlamentsreden Karlsruher SPD-Abgeordneter.**

Herausgegeben vom SPD-Kreisverband durch Manfred Koch, Info Verlag Karlsruhe 2001, 15,- €

Jubiläen zu begehen ist eine Kunst. Traditionen verleiten gerne zu ausschmückender Selbstdarstellung. Die eigene Geschichte dient dann nur noch als Instrument zur Selbstwertsteigerung im Gegenwärtigen. Ganz anders ist die Karlsruher SPD mit dem bleibenden Werk zu ihrem 125-jährigen Jubiläum umgegangen. Statt einer farbigen Hochglanzbroschüre liegt ein 232seitiges Buch mit wenigen schwarz-weiß Aufnahmen auf dem Tisch. Auf dem Umschlag nur Passfotos von Politikerinnen und Politikern, einer Berufsgruppe, die im öffentlichen Ansehen der Bundesrepublik nicht gerade hoch gehandelt wird.

Die positive Überraschung erfolgt bei der Lektüre des Bandes: Statt in hehren Worten selbst zu feiern, wird anhand der geleisteten Arbeit Karlsruher Parlamentarier der Einsatz für die Werte der Sozialdemokratie dargestellt. Der Kraft des Wortes vertrauend, werden gleichsam wie Zeitzeugen alle Karlsruher Abgeordnete und Oberbürgermeister – die Auswahl wird in einer Vorbemerkung erläutert – mit wichtigen Reden vorgestellt. Dabei wird jede Rede mit Bild und einer 1-2 seitigen informativen Kurzbiografie dem Leser nahegebracht, bevor der Zusammenhang, in dem die Ansprache gehalten wurde, kurz skizziert wird.

Unter dem mehrfach zutreffenden Leitmotiv „Im Mittelpunkt der Mensch“ bieten die Texte ein beeindruckendes Kaleidoskop aus der deutschen Geschichte. Bei manchen Themen zeigt sich die Veränderung der Bundesrepublik überdeutlich, wenn z. B. Erwin Sack 1979 im Landtag eine Lanze für den Sozialen Wohnungsbau bricht, weil viele Familien keine Wohnung zu einen verkraftbaren Mietpreis finden.

Bei den Forderungen von Brigitte Wimmer aus dem Jahr 1989 zur Schulpolitik drängt sich dagegen der Eindruck auf, dass viele der Sätze nach 13 Jahren angesichts der Ergebnisse der Pisa-Studie unverändert gültig sind: eine Klassenstärke von 25, fächerübergreifender Unterricht und Projektorientierung – damals übrigens an den Kultusminister Mayer-Vorfelder gerichtet.

„Im Mittelpunkt der Mensch“ als Orientierungspunkt der politischen Sacharbeit aber auch als Individuum zeigt eindrücklich die Rede Ludwig Marums anlässlich der Ermordung von Walter Rathenau 1922. Klar benennt er die Geldgeber der national-völkischen Hetze als Wegbereiter politischer Morde in der Weimarer Republik. Und hellstichtig geißelt er die Teilnahmslosigkeit der Masse: „Wenn es jetzt nach diesem Attentat auf Rathenau wieder so gehen sollte, dass die deutsche Öffentlichkeit 14 Tage vielleicht wieder entrüstet ist und dann der Bürger in Deutschland wieder sein Zipfelmütze über die Ohren zieht und Angst vor dem Sozialismus bekommt, [ ... ] dann werden Sie die deutsche Republik nicht retten“ (S. 80). Hellsichtig und tragisch zugleich, weil er letztlich die Ursachen seine eigenen Ermordung 1934 beschrieb.

Diese kurzen Eindrücke mögen anregen, sich im „Who is who“ der Karlsruher Sozialdemokratie festzulesen, von Wilhelm Kolb 1918 zur Friedenspolitik über Friedrich Töpper mit dem Etat 1949, Hermann Veit 1951 leiden-

schaftlich zum Südweststaat in aufgepeitschter Atmosphäre, Günther Klotz 1964 zur Bundesgartenschau und Alex Möller 1970 zum Bundeshaushalt, um nur einige zu nennen.

Die ganze Bedeutung entfaltet der Band, wenn man vorher die 40 Seiten zur Geschichte der Arbeiterbewegung und der SPD in Karlsruhe liest. Informativ und kurzweilig: Ein SPD-Kreisverband in der badischen Landeshauptstadt, in der die so genannte Weimarer Koalition (SPD, Zentrum, Liberale) bis 1933 stabile Verhältnisse und solide Politik ermöglichte, eine Partei, die bis zum Ende der 60er Jahre auch die kommunale Politik entscheidend mitprägte. Der Band, ein würdiges, bleibendes Denkmal, zu dem man – passend zum Jubiläum – gratulieren kann.

CLEMENS REHM

**Michael Stolle: Die Geheime Staatspolizei in Baden. Personal, Organisation, Wirkung und Nachwirken einer regionalen Verfolgungsbehörde im Dritten Reich**  
Konstanz 2001 (Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus Bd. 6), UVK Verlagsgesellschaft mbH, 39,- €

In fünf Kapiteln untersucht der Autor in seiner an der Universität Karlsruhe vorgelegten Dissertation Vorgeschichte, Organisation, Personal, Verfolgungspraxis und Entnazifizierung einer Behörde, die als eine der tragenden Säulen der nationalsozialistischen Diktatur gilt.

In Baden ging die Gestapo aus dem Landespolizeiamt hervor, in das die politische Polizei integriert war. Dieses „Staatsschutzorgan“ hatte in der Weimarer Republik die links- und rechtsextremen Parteien zu überwachen. Eine angesichts dieses Einsatzes für die Demokratie erstaunlich hohe Zahl von Beschäftigten (40 von 50) konnte nach der nationalsozialistischen Machtübernahme für die badische Ge-

stapo weiterarbeiten, die im Dritten Reich zeitweise 450 Beschäftigte (1938) hatte.

Nur besonders exponierte Beamte wie der Karlsruher August Furrer, der wegen seines entschiedenen Auftretens gegen die Nationalsozialisten sofort nach der Reichstagswahl am 5. März 1933 verhaftet worden war, wurden entlassen. Furrer gehörte auch zu den Sozialdemokraten, die in der beschämenden Schaufahrt durch Karlsruhe am 16. Mai 1933 in das KZ Kislau überführt wurden.

Stolle, der immer auch den Blick auf die Entwicklung im Reich hat, arbeitet heraus, dass die badische Gestapo bis 1936 noch relativ eigenständig war. Der unmittelbar dem badischen Gauleiter Robert Wagner unterstellte erste Gestapochef Karl Berckmüller geriet nach der „Verreichlichung“ der Polizei 1936 zunehmend in Konfrontation zu Himmler und wurde schließlich im März 1937 abgeschoben.

Die Gestapo war trotz des starken personellen Ausbaus immer auch auf willige Helfer angewiesen, auf andere Partei- und Staatsdienststellen, aber auch auf Denunzianten, die z. B. die Abhörung von Feindsendern meldeten. Zuweilen wurden „V-Männer“ in oppositionelle Gruppen eingeschleust. So fiel die Widerstandsgruppe um den Mannheimer KPD-Politiker Georg Lechleitner einem solchen V-Mann zum Opfer: Lechleitner wurde 1942 mit 19 Mitstreitern zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Zu diesem Zeitpunkt war seit Ende der 30er Jahre nach der weitgehenden Zerschlagung der linken oppositionellen Gruppen die Verfolgung anderer Gegner in den Vordergrund getreten. Die badische Gestapo gliederte sich nahtlos ein in die Bekämpfung der außerhalb der so genannten Volksgemeinschaft gestellten Gruppen wie etwa „Asoziale“, „Berufs- und Gewohnheitsverbrecher“, „Homosexuelle“, „Zigeuner“, „Bibelforscher“ sowie „Juden“.

Dabei nahm die Brutalität der Maßnahmen nach dem Beginn des Zweiten Weltkrieges noch einmal signifikant zu. In Ertlingen wurde z. B. das Gerichtsgefängnis seit 1941 für „Vernehmungen“ der Gestapoleitstelle Karlsruhe genutzt, um dort ungestört zu foltern. Maßgeblich beteiligt waren Gestapoleute an den Exzessen der „Reichskristallnacht“ 1938 und der Deportation der badischen Juden im Oktober 1940 nach Gurs. Auch an den berüchtigten Einsatzgruppen im Elsaß hatte die Gestapo großen Anteil.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden sieben Angehörige der Gestapo von den Siegermächten hingerichtet. Nur 10 % wurden in ihrem Entnazifizierungsverfahren als Hauptschuldige eingestuft, 17 % waren „Belastete“. Diese recht bescheidene Bilanz wird auch dadurch nicht besser, dass die Betroffenen im Schnitt eine fast dreijährige Internierungshaft hinter sich hatten.

Abgerundet wird dieser gründlich recherchierte Band, der die Erforschung der NS-Diktatur in Baden, aber auch die der Gestapo allgemein ein gutes Stück weiterbringt, durch Kurzporträts der badischen Gestapoleiter und eine Topographie der badischen Gestapodienststellen.

ERNST OTTO BRÄUNCHE

**Angela Borgstedt: Entnazifizierung in Karlsruhe 1946 bis 1951. Politische Säuberungen im Spannungsfeld von Besatzungspolitik und lokalpolitischem Neuanfang** (Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 5), UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2001, 387 S., 34,- €

Das Urteil über die Entnazifizierung durch die Zeitgenossen und die Wissenschaft ist einmütig: Ein Fehlschlag. In den letzten Jahren sind zahlreiche Regional- und Lokalstudien dazu

erschienen. Ursache dafür ist das allgemeine Interesse an der Aufarbeitung diktatorischer Vergangenheit nach 1945 und 1989, das durch den Ablauf von Sperrfristen für die Quellen zudem befördert wird. Borgstedt fügt aber nicht einfach vorliegenden Regionalstudien für Bayern, oder (Süd-)Baden eine weitere hinzu, sondern setzt einen bisher wenig beachteten Schwerpunkt, indem sie sich nicht auf die „Altlastenentsorgung“ der politischen Vergangenheit beschränkt, sondern die Leistungen des Personals der Spruchkammern für Politik, Wirtschaft und für die Justiz der entstehenden Bundesrepublik analysiert.

Auf der Basis sorgfältiger Auswertung des Quellenmaterials beschreibt die Autorin den Entnazifizierungsapparat in Nordbaden und Karlsruhe, der bei seiner Einrichtung im Frühjahr 1946 über 350 Mitarbeiter umfasste. Dieser personal- und kostenintensive Apparat arbeitete trotz nachkriegsbedingter räumlicher, personeller und materieller Probleme zügiger als die Einrichtungen anderer Kammerbezirke der US-Besatzungszone. Diesen Erfolg kann Borgstedt überzeugend auf die erfolgreiche Personalpolitik zurückführen. Es war gelungen, trotz des begrenzten Kreises potenzieller Kandidaten ein hohes Maß kompetenter Juristen zu gewinnen, „die den Prozess der Säuberung von den politischen in rechtliche Bahnen lenkten.“ Für die von den politischen Parteien gestellten Beisitzer wird das zeitgenössische Urteil widerlegt, wonach diese weitgehend unqualifiziert gewesen seien. Bestätigt wird dagegen die überproportionale Aktivität von Sozialdemokraten und Liberalen als Beisitzer. Das juristische Personal neigte dagegen mehr zur CDU.

Bei der Analyse der Arbeitsweise der Spruchkammern wählt Borgstedt aus den ca. 54.000 vom Gesetz betroffenen Fällen (von ca. 200.000 Einwohnern Karlsruhes) die „Hauptschuldigen“ (263 Personen, von denen 19 definitiv so eingestuft wurden), Juristen (159

Fälle) und eine Stichprobe von 129 „normalen“ Entnazifizierungsfällen aus. Dabei irritiert, dass im Anhang die aufgelisteten Entnazifizierungsfälle anonymisiert, im Text aber in Übereinstimmung mit dem Datenschutzgesetz bei den einzeln behandelten Fällen nahezu alle Namen genannt werden.

Das Ergebnis der Entnazifizierung ist auch für Karlsruhe ernüchternd. Wie überall mutierten die Spruchkammern mit fortschreitender Zeit zu „Mitläuferfabriken“. Dennoch überzeugt aufgrund der differenzierenden und detaillierten Darstellung die Feststellung, dass mit Internierungshaft, mit Verlusten von Vermögen und Beamtenbezügen sowie durch vorübergehenden Beschäftigungseinschränkungen auch Erfolge in der Entnazifizierung zu sehen sind. Die Leistungen der Mitarbeiter sind daher nicht gering zu achten, zumal sie im Spannungsfeld von Besatzungspolitik, lokalpolitischem Neubeginn und öffentlicher Kritik zu erbringen waren.

Die Autorin geht in ihrer gut lesbaren Arbeit schließlich den Karrieren des Spruchkammer-Personals nach. Dass die verdienten Mitarbeiter bei ihrer Rückkehr in meist juristische Berufe oder politische Funktionen des demokratischen Staates nicht selten auf entnazifizierte Kollegen und sogar Vorgesetzte trafen, war jedoch nicht eine Folge der wenig erfolgreichen Entnazifizierung, sondern der Amnestierungen durch die Gesetzgebung der frühen Bundesrepublik.

Für die an Karlsruher Lokalgeschichte interessierten Leser bietet das Buch eine Fülle biografischer Details und Einsichten in Vorgänge des Dritten Reiches und der Nachkriegszeit.

MANFRED KOCH

Alfred Hanser 1858–1901.

Ein badischer Architekt.

Katalog einer Sonderausstellung der Fachhochschule Karlsruhe – Hochschule für Technik. Karlsruhe 2001, 123 S., 103 Abb., 14,- €

Mit der von W. Förster konzipierten und durch eine biographische Skizze eingeleiteten Publikation würdigt die Fachhochschule anlässlich des 100. Todestages das Werk eines ihrer Professoren, der bei seinem Tod mit 43 Jahren als einer der kommenden Baumeister des Landes galt. Der Blick auf das eher kleine Werk ist deshalb so interessant, weil es an der Schwelle des Wandels vom Stil der Renaissance zu einem Formenvokabular mit neuromanischen, neubarocken und Jugendstilmotiven stand.

Hanser hatte seine Ausbildung ganz im Stil der Neurenaissance 1875–81 am Karlsruher Polytechnikum erhalten. Diese stilistische Prägung wurde durch erste praktische Tätigkeit bei der Mitwirkung an dem preisgekrönten Projekt des Berliner Reichstagsbaus durch Paul Wallot vertieft. Bereits nach sechs Jahren Tätigkeit als Architekt in Mannheim (sein dortiges Wirken schildert C. Präger) erhält er 1890 den Ruf als Professor an die Karlsruher Baugewerkeschule, an der er bis 1898 lehrte und seine Arbeit als Architekt fortführte.

Zwei Beiträge befassen sich mit bis heute stadtbildprägenden Bauten Hansers in Karlsruhe. In der 1895 fertiggestellten Rheinischen Kreditbank, heute Badische Beamtenbank, Ecke Waldstraße/Zirkel sieht R. Fath einen Bau mit „imperialer Geste“, der städtebauliche Akzente setzte. Dem 1896 fertiggestellten Bau der Karlsruher Lebensversicherung, heute Rathaus West am Mühlburger Tor bescheinigt U. Plate „mit großem künstlerischem Können inszenierte repräsentative Architektur“. Mit beiden Bauten führte Hanser, wie Rößling in

seinem Beitrag über dessen Rang als Architekt feststellt, „den preußisch-barocken Stil in Karlsruhe ein.“

Wie dieser Baustil in Kontrast geriet zu neueren architekturästhetischen Auffassungen, verdeutlicht die ausführliche Schilderung der Planungsgeschichte des Behördenkomplexes Rechnungshof / Verwaltungsgerichtshof / Generallandesarchiv an der Hildapromenade von K. Krimm. Hansers Pläne dazu stießen auf heftige Kritik von Josef Durm, der die klassischen Regeln der Herrschaftsarchitektur vernachlässigt sah. Die entsprechenden Dokumente sind dem Beitrag beigelegt. Die Realisierung des Bauvorhabens bis 1905 (nach Hansers Tod) durch F. Ratzel verdeutlicht dann die Anpassung an die neue architektonische Formensprache.

Der Band wird abgerundet durch eine Schilderung von Karlsruher Architekturdomizilen (I. Brunner/P. Brunner) und einen fiktiven Rundgang durch die Stadt in den 1890er Jahren (P. Pretsch).

MANFRED KOCH

**Paul Ludwig Weihnacht (Hrsg.):**

**Die badischen Regionen am Rhein**

Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden, 2002, 554 Seiten, 34,- €

Ein Resümée, keine Kampfschrift. Der Politologe Weihnacht, Professor in Würzburg, hat 51 Mitarbeiter gewonnen, um zum 50-jährigen Landesjubiläum eine Bilanz zu ziehen. Das heißt nicht, nur zu jubilieren, aber auch nicht nur zu jammern, denn Baden hat auch genügend Anteil an der positiven Entwicklung dieses Landes gehabt. Dabei wird auf 1945 bzw. 1952 zurückgegriffen, z. B. bei der Bildung der Regierungspräsidien und deren Wirksamkeit, Mittelbehörden, die man immer wieder abschaffen wollte, die sich aber als

Mittler und Initiatoren zwischen Landesregierung und Bevölkerung bewährt haben, wie auch andere Sonderbehörden. Die Bilder von Mannheim, Heidelberg und Karlsruhe zeigen die eigene Handschrift dieser Städte, zumal man sich im Norden eher als Kurpfälzer denn als Badener versteht. Manfred Koch hat das Porträt Karlsruhes ausgewogen gezeichnet. Die Mängelliste aufgrund von Fusionen ist bekannt. Doch auch die Positiva werden genannt: die Förderung der Hochschulen und Kulturstätten, die Leistungen für die industrielle Entwicklung, der Handel, der Verkehr. Das Bild Mannheims weist größere Ausfälle auf, und der Schuldenstand pro Einwohner ist in Karlsruhe erträglicher.

Fast alle Gebiete werden von Fachleuten komprimiert beschrieben: IHK, Universitäten, Kirchen, Genossenschaft, Sportbund, Schulwesen, Archive, Bibliotheken, Rundfunk und manches mehr. Wo Konzentrationen sinnvoll waren, wird dies bestätigt, wo sie unsinnig wären wie beim Landeswohlfahrtsverband Baden deutlich pointiert, weil eine solche Fusionitis das „ehrenamtliche Element“ einschränken würde und zur Verteuerung der ständig wachsenden Leistungen führte. Die Kritik am SWR und dem politischen Einfluss in den Räten kann nicht deutlicher betont werden, wengleich die Zusammenarbeit der ehem. Rundfunkanstalten verbesserungswürdig war. Insgesamt stellen die Beiträge ein farbiges Bild einer fazettenreichen Landschaft dar.

Man fragt zum Schluss nach der „badischen Identität“ – wohl keine politische mehr, aber eine emotionale, wenn auch nur 20% beim Freiburger SC das Badnerlied im Stadion singen. In Karlsruhe mehr? Wichtig ist freilich die Grenzüberschreitung, nach der Schweiz, nach Frankreich, in vielen Kapiteln angeschnitten: Baden eingefügt in die europäische Metropolachse der „blauen Banane“ von Liverpool bis Florenz.

So klingt das nützliche wie gut lesbare Sammelwerk positiv aus. Baden hat Zukunft – um die es sich freilich tummeln muss, soll sie positiv sein.

LEONHARD MÜLLER

**Gudrun Kling: Frauen im öffentlichen Dienst des Großherzogtums Baden. Von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg** (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe B Forschungen 142. Band), Kohlhammer, Stuttgart 2000, 250 S., 25,- €

Lehrerinnen, Post- und Bahnangestellte, Maschinenschreiberinnen, aber auch Gefängnis-aufseherinnen und Haushälterinnen in öffentlichen Einrichtungen – überall erobern sich im 19. Jahrhundert Frauen Arbeitsfelder im staatlichen öffentlichen Dienst. Der Titel von Gudrun Klings Buch könnte vermuten lassen, dass hier eine Erfolgsgeschichte des wachsenden Arbeitsmarktes für Frauen im 19. Jahrhundert erzählt wird.

Doch das täuscht. Kling legt mit dieser Dissertation die fundierte und umfassende Erarbeitung eines wichtigen Kapitels der Geschlechtergeschichte vor. Hier wird nicht nur aufgeführt, wann und wo Frauen im öffentlichen Dienst auftauchen und damit eine Forschungslücke in der bisherigen Verwaltungsgeschichte Badens gefüllt. Es wird auch keine Erfolgsgeschichte der weiblichen Emanzipation erzählt in der Art, dass sich Frauen zunehmend den Arbeitsmarkt erobern. Vielmehr zeigt Gudrun Kling vor dem Hintergrund der allgemeinen Entwicklung der badischen Landesverwaltung und mit vergleichendem Blick auf andere Bundesländer und andere europäische Staaten, wie sich die Integration weiblicher Arbeitskräfte bei gleichzeitiger Herausbildung geschlechtsspezifischer typisierter Berufs-

bilder vollzog. Auf breiter Quellenlage und über einen Zeitraum von über 100 Jahren zeichnet sie präzise die Strategien nach, die mit der Aufnahme von Frauen in dem bis dahin fast ausschließlich männlich besetzten Staatswesen einhergingen, durch Regelungen und Gesetze sowie durch die Definition von Einstellungsvoraussetzungen und Arbeitsfeldern Hierarchien zwischen den Geschlechtern zu schaffen und festzuschreiben.

Der von ihr gewählte Zeitraum von 1806 bis zum Ersten Weltkrieg, in dessen Mitte die Integration Badens in das sich bildende Deutsche Reich und damit die teilweise Angleichung an preußische Verwaltungsstrukturen liegt, ermöglicht es, nachzuweisen, wie sich auf dem Weg von der Hoheits- zur Leistungsverwaltung innerhalb des öffentlichen Dienstes typisch weibliche Berufsbilder herausbildeten, die hierarchisch niedriger eingestuft waren und weniger Einkommen und Prestige brachten. Dazu zählten z. B. die exklusiv weiblichen Tätigkeitsfelder wie die im Telegrafendienst, Telefon- und Schreibdienst, die von der Verbeamtung ausgeschlossen wurden. Bei Arbeitsfeldern wie der Lehrertätigkeit, in denen es Frauen gelang, die Verbeamtung zu erreichen, ist die – wie Kling es nennt – „Konstruktion des weiblichen Beamten“ festzustellen. Der weibliche Beamte unterlag der Zölibatsklausel und hatte ab 1888 in Baden grundsätzlich nur 75 % des Einkommens der jeweiligen Gehaltsstufe.

Die Trennung des Arbeitsfeldes in männliche und weibliche Bereiche und die rechtlich festgelegte Diskriminierung der Beamtin wurden ideologisch begründet mit häuslichen Verpflichtung der Frau und zementierten damit eine Arbeitsteilung der Geschlechter, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts allgemein durchsetzte. Dem Staatsdienst als „Schnittstelle zwischen Gesellschaft und staatlicher Herrschaft, zwischen staatlichem und privatem

Arbeitsmarkt und zwischen gesellschaftlichen Ideologien, kulturellen Mentalitäten und deren gesetzlicher Umsetzung“ kam bei der Durchsetzung dieses Modells des männlichen Familienernährers eine Art Vorbildfunktion für den privaten Arbeitsmarkt zu.

Dabei zeigt Kling, indem sie traditionelle Arbeitsfelder von Frauen im öffentlichen Dienst wie z. B. in den staatlichen Anstalten als Aufseherinnen mit neu entstehenden Arbeitsbereichen wie dem Eisenbahn- und Postwesen vergleicht, dass sich etwa ab 1860 eine Geschlechtstypisierung in der Verwaltung zeigte. Damit ist erneut erwiesen, dass erst in der Zeit der Industrialisierung geschlechtsspezifische Arbeitsmärkte gebildet werden. Da dies mit der gesetzlichen Festschreibung geschlechtsspezifischer Diskriminierungen einhergeht, kann die Eroberung des öffentlichen Dienstes durch Frauen nicht als ein langsam voranschreitender Prozess der Gleichstellung bewertet werden. Vielmehr trug die Positionierung der Frauen im öffentlichen Dienst wesentlich zu der Zuweisung von außerhäuslicher als männlicher und häuslicher als weiblicher Arbeit bei und damit zur Manifestierung eines frauendiskriminierenden Arbeitsmarktes.

SUSANNE ASCHE

**Kerstin Lutzer:**

**Der Badische Frauenverein 1859–1918. Rotes Kreuz, Fürsorge und Frauenfrage** (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe B Forschungen 146. Band), Kohlhammer, Stuttgart 2002, 503 S.

In Baden wurde 1859 ein Verein gegründet, der um die Jahrhundertwende reichsweit lobende Aufmerksamkeit fand und als vorbildlich empfunden wurde – der Badische Frauen-

verein. Unter dem tätigen Protektorat der Großherzogin Luise entwickelte dieser vaterländische Verein, der auch ein Frauenverein vom Roten Kreuz war, neben der Unterstützung der Sanitätsdienste im Kriegsfall oder bei außerordentlichen Notfällen eine umfassende Tätigkeit im zivilen Fürsorge- und Armenwesen, in der Krankenpflege und bei der Schaffung von weiblichen Ausbildungsplätzen- und Berufsfeldern. Dieser Verein, der 1908 über 75.000 Mitglieder hatte, wurde zu einem Stützpfeiler bei der Herausbildung moderner Sozialpolitik auf kommunaler Ebene und eröffnete dabei seinen weiblichen Mitgliedern den Weg in die außerfamiliale Öffentlichkeit. Lange Zeit waren die Bedeutung und die Leistungen dieses 1937 von den Nationalsozialisten aufgelösten Frauenverbandes in Vergessenheit geraten, erst in den letzten Jahren entstanden erste Forschungen über sein Wirken. Nun endlich liegt eine umfangreiche, detailgenaue und umfassende Darstellung von Entwicklung, Aufbau, Tätigkeit, Mitgliederstruktur und Tätigkeitsfelder des Badischen Frauenvereins bis zum Ende des ersten Weltkrieges vor. Kerstin Lutzer hat mit ihrer Dissertation eine schon lange zu spürende Forschungslücke geschlossen und ein Kapitel badischer Geschichte geschrieben, ohne das die badische Innenpolitik und Sozialpolitik nur unvollständig dargestellt ist. Sie zeichnet die Entwicklung der Organisation nach, beschreibt das zeitweise auch spannungsvolle Verhältnis zwischen der Karlsruher Zentrale und den zahlreichen Zweigvereinen, analysiert die Mitgliederstruktur und die soziale Herkunft der Betreuten bzw. der Nutzerinnen der Vereinsinstitutionen. Lutzer stellt die einzelnen Arbeitsgebiete dar, benennt die auch konfessionell begründeten inneren Konflikte, verdeutlicht die Rolle der Männer in der Organisation und erläutert die distanziert-freundliche Haltung dieser sehr staatsnahen Organisation

gegenüber der damaligen bürgerlichen Frauenbewegung. Ein Unterkapitel ist dem Ersten Weltkrieg gewidmet, während dem der Badische Frauenverein als Verein vom Roten Kreuz nach der langen Friedensphase wieder Lazarette unterhielt und die Fürsorgetätigkeit auf die Erfordernisse der Kriegswirtschaft einstellte. Ein ausführliches Register ermöglicht es, den sehr umfangreichen Band auch als Nachschlagewerk zu nutzen.

Lutzer kann die Bedeutung des Vereins für den Wandel von der traditionellen Armenfürsorge zur modernen kommunalen Daseinsvorsorge sehr überzeugend nachzeichnen und liefert einen erneuten Nachweis dafür, dass sich die vielfältigen Strategien der Frauen und ihrer Organisationen den eindeutigen Bewertungen wie konservativ oder fortschrittlich häufig entziehen. So argumentierte der Verein immer mit der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die dem jeweiligen männlichen und weiblichen Wesen entspreche. Doch mit dem Hinweis auf den pflegenden und behütenden weiblichen Charakter wurden den Frauen neue gesellschaftlich relevante Handlungsspielräume eröffnet.

Kerstin Lutzer leistet einen wichtigen Beitrag zur Frauen- und Geschlechtergeschichte und zum bürgerlichen Vereinswesen. Ebenso wie im Werk von Gudrun Kling ist dies bei der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg in guten Händen, die damit erneut bewiesen hat, dass sie aktuelle Forschungstendenzen im Blick hat und damit die Landesgeschichtsschreibung als Beitrag zur allgemeinen Geschichte voranbringt.

SUSANNE ASCHE

**Jürgen Spanger:**

**Aus der Schulstube ins Leben.**

**Die Karlsruher Volksschulen 1716–1952** (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 25), Info Verlag 2002, 304 S., 29,80 €

Heimatgeschichte anschaulich zu präsentieren beweist erneut das Karlsruher Stadtarchiv mit dem Band 25 seiner Veröffentlichungen.

J. Spanger hat sehr sorgfältig das Quellenmaterial über die Entwicklung der Karlsruher Volksschulen zusammengetragen und mit zahlreichen Abbildungen verdeutlicht. Die Dissertation an der hiesigen Pädagogischen Hochschule ist für den Laien aufbereitet und dennoch mit zahlreichen Anmerkungen und Literaturangaben auch für den Fachmann weiterführend.

Spanger schließt mit der Gründung des Südweststaats, weil dann erst die bildungspolitische Landeszentralität vorherrschte und die Aufgliederung in Grund- und Hauptschulen begann. Bis dahin hatten die Städte noch größeren Einfluß auf das Volksschulwesen, sieht man von der Zentralisierung des NS-Regimes ab. Doch der Schulhausbau ist bis heute eine Domäne der Kommunen. „Der Raum ist der dritte Pädagoge“, zitiert Spanger, und das entsprechende Bemühen der Stadt auch in schwierigen Zeiten zeichnete Karlsruhe schon immer als Schulstadt aus. Dies freilich dem jeweiligen Zeitgeist entsprechend. Große Klassenräume für 40 bis 50 Schüler, die in Zweierbänken hintereinandergereiht für den Frontalunterricht bereit waren, gab es freilich nicht nur im wilhelminischen Deutschland, sondern um 1900 auch anderswo. Der kasernenartige Eindruck der Gebäude erinnert, dass „Kaserne“ damals nicht von vornherein negativ besetzt war, und die Einrichtung von Duschbädern in den Schulen galt als Fortschritt angesichts der damaligen Wohnverhält-

nisse. Vom Zeitgeist bestimmt war auch das Schulleben: Ordnungsformen, Schulfeste und -feiern, vom Regierungsjubiläum des Kaisers bis zur Flaggenhissung im „Dritten Reich“. Bei Schulwanderungen und Landheimaufenthalten wird das Landschaftsspezifische deutlich. Nachdenkenswert ist das Kapitel der Erinnerungen ehemaliger Schülerinnen und Schüler an Karlsruher Volksschulen. Dabei reflektiert d. Verf. durchaus das Problematische einer oral history, wo man die Rückblicke nicht immer als Tatsachenbeschreibung werten darf, wohl aber als „wirkungsvollen Prozess von Erinnerung, Verdrängung und nachträglicher Bewertung“, der damit die Wirkungsgeschichte der Volksschule verdeutlichen kann.

Das Buch ist aus der Sicht der Volksschule geschrieben und damit durchaus stimmig. Schulhistorische Darstellungen anderer Institutionen kommen zu anderen Ergebnissen. Alle helfen aber die Gegenwart zu verstehen und machen den Wechselbezug von Zeitgeist und Schule deutlich, der auch für unsere Tage gilt, ein Phänomen, das mancher zeitgenössische Kritiker nach der Pisa-Studie übersieht, wenn er den Idealtyp des Schulwesens einfordert. Spanger macht am Beispiel eines Schulorts deutlich, wie viele Kräfte auf die Schullwirklichkeit einwirken, und das ist ihm mit einer farbigen Darstellung und solider Recherche gelungen.

LEONHARD MÜLLER

### Die Orgelstadt Karlsruhe innerhalb der Orgellandschaft am Oberrhein

Eine Ausstellung der Europäischen Orgelakademie am Oberrhein Ertlingen in der Badischen Landesbibliothek in Zusammenarbeit mit der Vereinigung der Orgelsachverständigen Deutschlands (VOD), hrsg. von Michael Gerhard Kaufmann und Martin Kares, Karlsruhe 2001, 100 Seiten, 9,50 €

Orgelfördervereine haben Konjunktur. Allorten kann man Patenschaften für Orgelpfeifen übernehmen und es wird um finanzielle Mittel für neue Register geworben. Hat demnach auch der Orgelbau Konjunktur? Mitnichten, in den Orgelstädten Karlsruhe und mehr noch in Durlach, wo einst zahlreiche Orgelbauunternehmen mit klangvollen Namen ansässig waren, ist heute kein Betrieb mehr aktiv. Auch von den früher vorhandenen historischen Orgeln unter anderem des Straßburgers Johann Andreas Silbermann in den beiden Hauptkirchen der Stadt ist auf Grund der tragischen Kriegsverluste keine einzige erhalten geblieben. Dennoch darf Karlsruhe auch heute noch als eine der großen Orgelstädte Deutschlands gelten. Diese „Orgelstadt Karlsruhe innerhalb der Orgellandschaft am Oberrhein“ beleuchtet das Begleitbuch zu einer Ausstellung, die im Herbst 2001 in der Badischen Landesbibliothek zu sehen war. Das hundertseitige Buch wurde von Michael Gerhard Kaufmann und Martin Kares herausgegeben und ist – auch ohne die Ausstellung gesehen zu haben – ein Lesegenuss, beschreibt es doch in umfassender Weise ein kulturhistorisches Phänomen, das monographisch untersucht für kaum eine weitere Stadt Deutschlands vorliegt. Die mehr als zweihundertjährige Orgelbautradition Karlsruhes wird in Beiträgen von M. G. Kaufmann („Orgelgeschichte in Karlsruhe“), M. Kares G („Karlsruhe – Schmelztiegel deutscher Orgelbau-Technologie“) und

Martin Kölle ("Die Orgelbauerfamilie Stein") gewürdigt. Das zum Teil schwierige Verhältnis der Menschen zum Kircheninstrument Orgel stellt Kaufmann in seinem Beitrag „Herausforderung ungeliebte Orgel“ dar, und leitet damit zum Thema des Symposiums über, das sich mit diesem Phänomen auseinander setzte. Auch Kares weist auf die Problematik der Orgeln der fünfziger Jahre hin, deren große Exemplare sich alle in Kirchen an der Karlsruher Tramlinie 1 befinden (Stadtkirche Durlach, Lutherkirche, St. Bernhard, Stadtkirche und St. Stephan, Christuskirche). Wie unterschiedlich die Lösungsansätze für diese Zeugnisse der Wirtschaftswunderzeit sein können, stellt er an den beiden Instrumenten der Stadtkirche und von St. Stephan dar. Beide Orgeln stammen aus den fünfziger Jahren, und während in St. Stephan in jüngster Zeit über den Verkauf der alten Orgel (Johannes Klais, Bonn, 1959) und einen Neubau nachgedacht wurde – über den in der Durlacher Stadtkirche bereits entschieden ist –, steht die Orgel der Stadtkirche (Steinmeyer, Oettingen, 1958) heute unter Denkmalschutz. Ein „Karlsruher Orgelspiegel“, der in Form eines Inventars alle Orgeln der Stadt und der Stadtteile auflistet (erarbeitet von Andreas Schröder, Kaufmann und Kares), rundet die Beiträge des reich bebilderten Buches ab, das über die Badische Landesbibliothek zu erwerben ist.

MATTHIAS MILLER

### Stadtplätze in Karlsruhe.

Hrsg. vom Stadtarchiv Karlsruhe durch Manfred Koch (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Band 26), Info Verlag Karlsruhe 2003, 424 Seiten, rund 400 Abbildungen, 36,- € (Mit Beiträgen von: S. Asche, E. O. Bräunche, G. Everke, G. Kabierske, M. Koch, M. Kühnel, Th. Meyer, A. Mührenberg, D. Neumeister, P. Pretsch, H. Ringler, W. Rößling, K. Schmalholz, R. J. Schott, S. Stephan-Kabierske)

Ein Buch über Karlsruher Stadtplätze? Haben unsere Stadtplaner, Stadthistoriker, Stadtarchivare und Kunstgeschichtler nichts Wichtigeres zu tun? Gemach – und ungeniert gleich zu Beginn gesagt: Den 15 Autoren der soeben erschienenen Publikation ist ein hervorragendes Werk gelungen. Was immer man wissen will über das Zustandekommen, die Entwicklung, Funktion oder Nichtfunktion Karlsruher Stadtplätze: In den gründlichen, mit historischen und aktuellen Bildern lebhaft unterstützten Beiträgen ist es nachzulesen.

Das Werk ist die folgerichtige, historisch-wissenschaftliche Untermauerung der von Oberbürgermeister Fenrich in Auftrag gegebenen Erarbeitung eines Gesamtkonzepts „Karlsruher Stadtplätze“. Dessen ebenso einfaches wie ehrgeiziges Ziel ist, auf einen Begriff gebracht, die „Revitalisierung“ der Stadtplätze zu Gunsten der Bevölkerung. Bei Licht besehen ist die Stadtplätze-Publikation ein auf-rüttelndes Plädoyer zur Wiederaufnahme des in den siebziger Jahren von Oberbürgermeister Dullenkopf aufgelegten Programms einer „menschengerechten Stadt“ mit der dank Egon Martin und Theo Schlüter erfolgreichen Neugestaltung von Räumen wie dem Markt-, dem Friedrichs-, Lidell- oder Ludwigsplatz, Fußgängerzonen inklusive. Mit dem Schlossplatz fing Karlsruhes Platzhistorie an, mit den als Nebenprodukt der Altstadtanierung ge-

wonnenen Plätzen – Berliner-, Kronen- und Waldhornplatz – hört es vorerst auf. 34 Plätze im Stadtinnern, neun in Mühlburg und Durlach nahmen die Autoren in ihrem historischen Herkommen, in ihrer raumbildenden Bebauung und ihrem Nutzen oder Schaden für die Bevölkerung unter die Lupe. „Außen vor“ geblieben sind die 14 Plätze in den weiteren zur Stadt gekommenen Gemeinden, ebenso die Plätze ohne Fassung wie der Mess- oder Engländerplatz. Unabhängig von dem Willen, Überzeugungsarbeit für eine Zurückgewinnung oder Neugewinnung urbaner, also menschendienlicher Plätze zu leisten, besticht „Stadtplätze in Karlsruhe“ durch spannende Schilderungen der jeweiligen Platzgeschichte. Ob Schlossplatz, der erste, größte, bedeutendste Platz in Karlsruhe, oder der kleine Dreiecks-Lidellplatz: Alle haben ihre eigene

Historie, die zu lesen allein schon größtes Vergnügen bereitet. Fachkundig erläutert wird dabei das Zustandekommen der den Platzraum säumenden gebauten Umgebung. In diesem Zusammenhang geradezu als ein Juwel unter den Karlsruher Plätzen erscheint der – inzwischen samt allen Gebäuden unter Denkmalschutz gestellte – Gutenbergplatz, das Herz der Weststadt.

Jeder Karlsruher Stadtplatz hat naturgemäß seine ganz individuelle Struktur. Der Bogen spannt sich vom gemütvollen Platz hinter der Kleinen Kirche bis zum Ludwigsplatz, dem vor allem unter jungen Menschen beliebtesten Treffpunkt, von dem gerade noch als Verkehrskreisel nützlichen Yorckplatz bis zum anmutigen Haydnplatz, von der Verkehrsdrehscheibe Karlstor bis zum Wohlgefühl verheißenden Friedrichsplatz. Das Durlacher Tor läßt in seiner heutigen Gestalt „kaum zum Verweilen“ ein, und die Qualität des Ertlanger-Tor-Platzes beschränkt sich nach Auffassung eines Nichtkarlsruher Spötters „lediglich auf die Flüssigkeit der Ampelschaltung“.

Die selbstgefällig noch immer „Via Triumphalis“ benannte Strecke und Platzfolge vom Schlossplatz über Markt- und Rondellplatz zum Ertlanger Tor – des unentschuldbaren Umgangs mit dem Markgräflichen Palais und anderer Bausünden wegen in der Presse schon vor Jahren „Via Miserabilis“ benannt –, ist Gegenstand besonders subtiler Untersuchungen. Die Herren Everke und Kabierske, stadunabhängig, wie sie sind, sparen in ihren Beiträgen nicht mit Kritik. Neben Mäkeleien wegen der Marktplatzgastronomie stellt sich für Everke „auf ewig die Frage“, warum das Theater am Schlossplatz nicht wiederaufgebaut wurde, und Kabierske klagt in Erinnerung an das abgebrochene Hotel „Germania“, einst ein Schmuckstück des Ertlanger-Tor-Platzes: „Alte Bausubstanz, war sie noch so bedeutsam, hatte zwischen 1950 und 1970 keine Chance“. Gnädige Zensuren erhält dagegen das neue Hotel, das dem Festplatz doch seine Unschuld nahm, und Everke preist das jetzige Bild des Bahnhofplatzes mit solchem Enthusiasmus, dass man Gefahr läuft, ihm Recht zu geben.

Man sieht: „Stadtplätze in Karlsruhe“ ist ein Werk, das über ein Riesenmaß an Informationen hinaus Diskussionen geradezu provoziert. Angereichert mit Grundsatzbeiträgen von Ringler und Schott, ist dies eine ungewöhnlich interessante, als Grundlage jeder bürgerdienlichen Stadtplanung unverzichtbare Veröffentlichung. Manfred Koch, Motivator, Organisator und Mitautor der vorzüglichen Arbeit, ist ein großer Wurf gelungen.

JOSEF WERNER

**Gottfried Leiber: Friedrich Weinbrenners städtebauliches Schaffen für Karlsruhe**  
Teil II: Der Stadtausbau und die Stadterweiterungsplanungen 1801–1826,  
Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2002,  
454 Seiten, 75,- €

Mit diesem Band über Friedrich Weinbrenner als Stadtplaner und Baumeister des Klassizismus ist nun das grundlegende Werk zur Karlsruher Stadtplanungs- und Baugeschichte von der Gründung 1715 bis 1826 abgeschlossen. Es basiert auf der akribischen Auswertung aller erreichbaren Quellen und bietet eine systematische und detaillierte Gesamtdarstellung der baulichen Stadtentwicklung vor den Veränderungen des Städtebaus seit der Industrialisierung. Gottfried Leiber ist damit ein Werk gelungen, das die ältere Weinbrenner-Forschung zu dessen Karlsruher Schaffen weitgehend obsolet macht und für die stadtgeschichtliche Arbeit unverzichtbar bleiben wird. Teil II besticht durch die gleiche editorische Qualität wie Teil I mit zahlreichen Abbildungen, einem Anhang mit 14 wichtigen Dokumenten sowie u. a. einem Orts-, Personen- und Sachregister.

Im vorliegenden Band behandelt Leiber Weinbrenners Wirken als Leiter der badischen Bauverwaltung, der mit den Stadterweiterungen betraut war, die sich aus dem Bedeutungs- und Bevölkerungszuwachs der Residenz des neu geschaffenen Großherzogtums ergaben. Der Ausbau der Stadt sollte 25.000 bis 30.000 Menschen Wohnraum bieten, 1801 waren es 8.700 und als Weinbrenner 1826 starb knapp 19.000. Leiber untersucht im ersten Viertel des Buches die Planungen zur Stadterweiterung, die sich im Wesentlichen auf drei Quartiere im Anschluss an die bestehende Bebauung erstreckten. Im Westen waren die Bebauungsgrenzen die heutige Reinhold-Frank-, Moltke- und Kriegsstraße. Das östliche Erwei-

terungsquartier lag nördlich der Kaiserstraße im herrschaftlichen Fasanengarten und hatte daher keine Verwirklichungschance. Südlich davon verhinderte das „Dörfle“ eine grundlegende Neuplanung. Aber auch im Westen war Weinbrenner bei der stadtplanerischen Gestaltung zu Kompromissen gezwungen durch Rücksichtnahmen auf Privatinteressen. Nachvollziehbar wird das am heutigen Europaplatz. Weinbrenners Stadterweiterungspläne von 1802 und 1809 erhielten auch keine Verbindlichkeit, sondern nur den Status von Leitlinien für das Bauen. Hauptstreitpunkt mit staatlichen Behörden war der Konflikt zwischen Stadterweiterung und Stadtverschönerung durch Ausbau im bestehenden Stadtgebiet.

Das gleiche Schicksal erfuhr auch Weinbrenners grandioser Stadterweiterungsplan von 1812/1818, mit dem er das Gebiet südlich der Kriegsstraße bis etwa zum heutigen Bahnhof halbkreisförmig überplante. Er sieht neue Stadttore und große Platzanlagen vor, die bestimmte Funktionen übernehmen sollten. Belegt wird vom Autor auch die Detailplanung, in der Häuser mit bis zu fünf Geschossen vorgesehen waren. Die Alb sollte durch diesen neuen Stadtteil geführt werden und vor dem Ettlinger Tor ein Hafenbecken bilden. Dieser Plan scheiterte vor allem an der nachlassenden Bautätigkeit und an der Tatsache, dass das Gelände zum Großteil der Gemeinde Beiertheim gehörte.

Mit seinen Plänen zur Stadterweiterung in der Tradition barocker Planung war Weinbrenner, das verdeutlicht Leiber anschaulich, nur bedingt erfolgreich. In den in drei Vierteln des Buches ausgebreiteten Planungen für sieben Stadtbereiche kann aber das erfolgreiche Wirken Weinbrenners als Stadtbaumeister nachvollzogen werden. Wobei zum Beispiel auch erklärt wird, warum die Zähringerstraße nicht gradlinig zur Ritterstraße verläuft und dort endet, oder warum die Blumenstraße

nicht komplett parallel zur Erbprinzenstraße verläuft. In der Darstellung des mittleren Stadtbereichs findet sich dann auch die Beschreibung des Marktplatzes, jenes großen stadträumlichen Erbes, das Weinbrenner hinterlassen hat. Dazu zitiert Leiber A. Tschira, der den Platz als „das schönste Beispiel eines klassizistischen Platzes in Deutschland und in seiner Geschlossenheit eine der größten Leistungen des europäischen Städtebaus“ bezeichnete.

Leiber würdigt Weinbrenner als den Stadtplaner, der „bewusst der Tradition folgend, die Karlsruher Stadtanlage im Sinne des barocken Städtebaus“ fortführte, in seiner Architektur aber ein entschiedener Vertreter des modernen Klassizismus war.

MANFRED KOCH

### **900 Jahre Rüppurr.**

#### **Geschichte eines Stadtteils**

Hrsg. Bürgergemeinschaft Rüppurr,  
Info Verlag, Karlsruhe 2003,  
400 Seiten, 27,- €

Ortsgeschichten können unter einer überbürdenden Faktenfülle eine schwer genießbare Kost sein. Diese Chronik ist dagegen gut lesbar, weil sie, wie der Sprecher der „Geschichtswerkstatt Rüppurr“, F. Kessel, betont, mit dem „Mut zur Lücke“ verfasst wurde, intensiv beraten durch den Stadthistoriker M. Koch. Zudem hat der Herausgeber Mitarbeiter gefunden, die fundierte Kapitel geschrieben haben. So sind zum Beispiel die Abschnitte von E. Schulz und G. Philipp mit sorgfältiger Quellen- und Literaturkenntnis von den Anfängen 1103 bis zur Eingemeindung 1907 flüssig dargestellt worden. Aber auch die anderen Autoren zeigen Anschaulichkeit und Sachkunde. Die Wandlung vom Bauerndorf zum Wohnort von Industriearbeitern und Handwerkern bis zur heutigen gesuchten Wohnsiedlung wird an vielen

Beispielen und reich an Akzenten beschrieben.

In der Einleitung wird betont, dass „die Auffassungen und Interpretationen zur Geschichte Rüppurrs und einzelnen Vorgängen und Phänomenen“ unterschiedlich seien. In der Tat kann dies oft für den Leser zu einer „Verlebendigung des Sammelbandes“ beitragen, und er fühlt sich zu einer eigenen Sicht aufgerufen. Dabei helfen die sorgfältig ausgewählten Fakten, die überlegt gewählten Schwerpunkte, die vielen sinnvollen Abbildungen und manches mehr. Der überschaubare Band soll durch eine „Schriftenreihe zu Rüppurr“ fortgesetzt werden. Hier könnte man noch weitere Zeitzeugen zu Wort kommen lassen, die neben den schriftlichen Quellen wertvolle Einblicke in die Geschichte dieses Stadtteils eröffnen. In summa: eine gelungene Publikation, deren Lektüre besonders den Rüppurrern sehr angelegen sein sollte, denn sie kann „das Wohlgefühl steigern, in dem bevorzugten Karlsruher Vorort“ zu leben.

LEONHARD MÜLLER

**Elga Roellecke: Bildung auf dem Land,  
Lehren und Lernen in der Volksschule**  
Chronik Wolfartsweier, Heft 6,  
herg. vom Verein für Geschichte,  
Selbstverlag des Geschichtsvereins, 2003,  
219 Seiten, 16,- €

Bei der auf 16 Hefte angelegten Chronik, von denen neben anderem Elga Roellecke bisher fünf verfasst hat, ist dieser Beitrag – schon vom Thema her – besonders gelungen. Schulgeschichten, von Pädagogen geschrieben, merkt man oft an, so sorgfältig sie auch erarbeitet sein mögen, dass sie zuweilen von einem standespolitischen Gesichtskreis her konzipiert wurden, den bestimmte Leser bejahen, andere aber anders betrachten. Darum ist es

wohltuend, mal keine Fachfrau am Werke zu sehen, die jedoch einen großen Bogen zu spannen weiß, dabei sich freilich sorgsam um die Quellen gekümmert hat. So stieß man auf „Befehlsbücher“ der heutigen Grundschule Wolfartsweier, die es möglich machten, „die Entwicklung des Volksschulwesens auf dem Land im 19. und 20. Jahrhundert bis 1933 im Detail nachzuspüren“. Doch auch für das „Dritte Reich“ fanden sich drei Aktenbündel, und so war die Ausgangslage besser als in manchen zerbombten Städten mit ihrem Quellenrest. Die Verfasserin hat zudem Zeitzeugen befragt, Aussagen die farbig sind, aber auch zuweilen von der Erinnerung geschönt klingen wie bei aller oral history.

Die Darstellung hat natürlich ihren Schwerpunkt in Wolfartsweier, greift aber immer wieder allgemeine Tendenzen auf, wirkt nicht eng, ja kleinkariert, wie dies in der Heimatforschung zuweilen anzutreffen ist. Der Atem der allgemeinen Geschichte weht durch die meisten Kapitel, und das macht die Schrift so lesenswert. Die Verfasserin schildert die Entwicklung problembewusst, stellt die Fakten in den jeweiligen Zusammenhang und greift auch gelegentlich auf eigene Schulerfahrungen zurück.

Schon die Gliederung erleichtert die Lektüre, zwar chronikalisch, aber nicht zersplittert, weil unter spezifischen Gesichtspunkten immer wieder neu beginnend Themen über Jahrzehnte zusammengefasst werden. Die Bildauswahl ist sinnvoll und ausreichend, und das muss auch so sein, wenn man sich auf 219 Seiten beschränken will, damit diese Publikation zu einem Preis verkauft werden kann, der tragbar ist. Nur beim ersten Heft hat diese Chronik eine Anschubfinanzierung durch die Stadt Karlsruhe erfahren. Bis heute versteht es der Geschichtsverein, deren Vorsitzende Elga Roellecke ist, seine Veröffentlichungen selbst zu tragen. Das ist auch nicht verwunderlich,

wenn Hefte wie das vorliegende angeboten werden, wo „viele Menschen die Geschichte ihrer Heimat besser verstehen und pflegen lernen.“ Doch auch der Fachmann dürfte gern zu dieser Schrift greifen, nützt ihm doch nicht nur ein Glossar bei diversen Fachbegriffen, sondern auch eine sorgfältige Bibliographie zur weiteren Vertiefung. So wartet man mit Interesse auf neue Hefte dieser Chronik, die am Ende ein respektables Werk für die erweiterte Geschichte der Stadt Karlsruhe sein wird. Die Verfasserin erhält den II. Preis des Landeswettbewerb für Heimatforschung Baden-Württemberg 2003.

LEONHARD MÜLLER

**Monika Bachmayer – Robert Dreikluft:  
Jugendstil in Karlsruhe. Formen –  
Vielfalt – Fantasien.**

G. Braun-Buchverlag Karlsruhe,  
199 Abbildungen, 108 Seiten, 24,80 €

Ein prachtvolles Buch! Allein das Durchblättern mit Blick auf die vielen Fotos ist ein Vergnügen. R. Dreikluft, der auch souveräner Gestalter dieses Bandes ist, hat fast ein Jahrzehnt lang mit der Kamera das spezifische Material zusammengetragen. Schon das Auffinden der Objekte war mühevoll. Aber das jeweilige Licht abzupassen, in engen Straßen die richtige Perspektive zu finden, beweist nicht nur die dokumentarische Sorgfalt, sondern auch ästhetisches Feingefühl für Kunstschätze, die vielen Karlsruhern und Besuchern bisher verborgen blieben. Der Text der versierten Kunsthistorikerin M. Bachmayer steht dem nicht nach. Der Abriss der „Stadt im Wandel“ führt zur Leitzahl 1900 hin, ein Jahr, in dem in der Residenzstadt der Jugendstil

viele Gebäude zu prägen beginnt. Karlsruhe muss um diese Zeit angesichts deutlich steigender Einwohnerzahlen eine gewaltige Baustelle gewesen sein. In der bisher von einem barock-orientierten Grundriss geprägten Stadt waren neue Viertel in der Süd-, Südwest- und Nordweststadt entstanden. Die Verfasserin ordnet die Jugendstilelemente nach den „Verwandlungen von Naturformen“, nach Darstellungen von „Mädchen, Frauen und Medusen“, „Männern, Mythen, Masken“, nach Tieren wie „Dämonen, Drachen, Fabelwesen“ in etwas modischen Überschriften, schließlich nach ornamentalen Abstraktionen. Das Kapitel über die „neue Kunst auf Straßen und Plät-

zen“ rundet den Überblick zur Architektur und Formgestaltung des Jugendstils ab, kundig, aber ohne Fachjargon beschrieben, einfühlsam, aber ohne verstiegene Interpretationen.

Im ausführlichen Anhang sind die betreffenden Häuser und Objekte nach Straßen geordnet, und in Kurzbiografien werden die Künstler vorgestellt. Gerade für Laien stellt dieser Band eine gute Einführung in die Architekturgeschichte Karlsruhes dar, birgt sie doch mehr Überraschungen, als man auf den ersten Blick glaubt.

LEONHARD MÜLLER

# Bildnachweis

- S. 20 StadtAK 8/PBS oI 239
- S. 24 Privat: Harald Ringler
- S. 25 Stadt Karlsruhe, Stadtplanungsamt III 0633
- S. 26 Stadt Karlsruhe, Stadtplanungsamt III 2411
- S. 27 Privat: Harald Ringler
- S. 29 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
- S. 30 Luftfoto Brugger 1969/27996
- S. 31 Privat: Harald Ringler
- S. 36 Privat: Holger Reimers
- S. 41 Stadtmuseum Karlsruhe
- S. 42 (o. und u.) Stadtmuseum Karlsruhe
- S. 45 Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, Karlsruhe
- S. 46 Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, Karlsruhe
- S. 51 StadtAK 8/PBS oXIIIc 417
- S. 55 Suhrkamp Verlag, brecht erben
- S. 58 Stadtmuseum Karlsruhe
- S. 63 StadtAK 8/PBS oIII 683
- S. 64 StadtAK 8/PBS IV 186
- S. 65 StadtAK 8/PBS XIVa 3
- S. 67 StadtAK 8/PBS oXIVa 77
- S. 68 StadtAK 8/Diaslg. XIVa 913
- S. 69 Stadtmuseum Karlsruhe, Foto: Felix Groß
- S. 73 Regierungspräsidium Karlsruhe
- S. 76 Universität Karlsruhe, Institut für Sport und Sportwissenschaft
- S. 79 StadtAK 8/PBS oXIVa 1582
- S. 82 StadtAK 8/BA Schlesiger A3 95/5/IA
- S. 83 StadtAK 8/BA Schlesiger A30 42/4/19
- S. 84 StadtAK 8/BA Schlesiger A13a 26/3/9
- S. 85 StadtAK 8/BA Schlesiger A11a 26/3/5A
- S. 87 StadtAK 8/Ds F XIV 7,14 S. 17
- S. 89 StadtAK 8/PBS oXIVd 176
- S. 91 StadtAK 8/PBS XIIIa 144
- S. 94 (li.) Archiv der Universität Karlsruhe
- S. 94 (re.) StadtAK 8/PBS oIII 674
- S. 98 Privat
- S. 103 StadtAK 8/PBS oXIVb 301
- S. 105 Archiv der Universität Karlsruhe
- S. 107 Eidg. Archiv für Denkmalpflege Bern, Sammlung Wehrli
- S. 109 Privat: M. Fettig
- S. 113 Foto: LUZ-Zimmermann
- S. 117 StadtAK 7/NI Hammann 79
- S. 118 StadtAK 7/NI Hammann 79
- S. 120 (o. und u.) Priv.: Frithjof Kessel
- S. 123 Privat: Frithjof Kessel
- S. 126 Gemeindearchiv Christuskirche
- S. 133 Universitätsbibliothek Karlsruhe
- S. 135 StadtAK 8/PBS oIV 175
- S. 141 Aus: Ernst Schneider, Generalbebauungsplan der Landeshauptstadt Karlsruhe in Baden, Karlsruhe 1926, Anlage 4
- S. 143 StadtAK 8/PBS oXIVa 2199
- S. 147 (o. und u.) Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, Karlsruhe
- S. 148 Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, Karlsruhe
- S. 151 StadtAK 8/Alben 5 Bd. 1, S. 109/2
- S. 153 BNN vom 18. April 1946
- S. 156 Foto aus: Elisabeth Marum-Lunau: Auf der Flucht in Frankreich. Der Briefwechsel einer deutschen Familie im Exil 1939–42, Teerz 2000.
- S. 159 Badisches Landesmuseum
- S. 161 Badisches Landesmuseum
- S. 165 Staatliche Majolika-Manufaktur R 38894
- S. 166 Staatliche Majolika-Manufaktur
- S. 167 Badische Landesbibliothek Karlsruhe
- S. 168 Badische Landesbibliothek Karlsruhe
- S. 169 (o. und u.) Badische Landesbibliothek Karlsruhe
- S. 171 Der Volksfreund vom 25. August 1917
- S. 172 Der Volksfreund vom 25. August 1917
- S. 173 StadtAK 8/PBS oVI 208
- S. 174 StadtAK 8/PBS oVI 399a
- S. 179 (o.) Bildarchiv Rheinhäfen/Lufbilddienst
- S. 179 (u.) StadtAK 8/PBS oXIVf 411
- S. 183 StadtAK 8/PBS oIV 311
- S. 185 StadtAK 8/PBS IV 164
- S. 189 Landeswohlfahrtsverband Baden
- S. 193 StadtAK 8/PBS III 312
- S. 198 Aus: Ch. A. Vulpius: Rinaldo Rinaldini, der Räuber Hauptmann. Eine romantische Geschichte in 3 Teilen oder 9 Büchern, Leipzig 1799-1801, Nachdruck Hildesheim/New York, Olms, 1974
- S. 201 StadtAK 8/PBS oIII 45

- S. 202 Daimler-Chrysler-Archiv, Stuttgart U 53459
- S. 205 StadtAK 8/PBS oXIVa 684
- S. 209 StadtAK 8/PBS oIII 674
- S. 211 StadtAK 8/Alben 329/2
- S. 213 (o. und u.) StadtAK I/AEST 1237-1239
- S. 219 StadtAK 1/SJB 102
- S. 224 StadtAK 8/PBS XVI 132
- S. 225 StadtAK 8/PBS XVI 187
- S. 231 Eberhard-Gothein-Schule, Mannheim
- S. 233 Karlsruher Schlachthof-Betriebsgesellschaft mbH
- S. 235 Karlsruher Schlachthof-Betriebsgesellschaft mbH
- S. 237 Büro Assem, Karlsruhe
- S. 238 Foto: A. Fabry, Ertlingen
- S. 241 StadtAK 8/PBS oXIVa 1592
- S. 243 Aus: S. Oettermann, Das Panorama, Frankfurt /M. 1980, S. 41
- S. 245 (o. und u.) Stadtbibliothek Karlsruhe
- S. 250 StadtAK 8/PBS IV 227
- S. 254 (o. und u.) Pfarrarchiv St. Bernhardus-Kirche
- S. 258 Privat
- S. 259 StadtAK 8/BA Schlesiger A 32 161/1/3
- S. 260 StadtAK 8/BA Schlesiger A 29 154/6/27
- S. 261 Privat
- S. 263 Privat
- S. 266 Bildstelle der Stadt Karlsruhe, Foto: Fränkle
- S. 270 StadtAK 8/PBS oIII 296
- S. 271 Foto: Reiner Haehling von Lanzenauer
- S. 273 StadtAK 8/PBS oIII 1786
- S. 275 StadtAK 8/Alben 12 S. 48
- S. 276 StadtAK 8/Diaslg. III 105
- S. 277 StadtAK Foto CD 0742, Nr. 34
- S. 279 StadtAK 8/PBS oIII 1814
- S. 280 Aus: Margarethe Hormuth-Kallmorgen. Lebensbild einer Blumenmalerin, Karlsruhe 1994, S. 6
- S. 282 Privat
- S. 283 BNN vom 2. August 1949
- S. 284 StadtAK 8/PBS III 1368
- S. 286 Aus: Rahel Varnhagen, Ein Frauenleben in Briefen, Potsdam 1925, S. 136
- S. 288 StadtAK 8/PBS oI 167
- S. 289 StadtAK 8/Alben 186 (Landtagsabgeordnete GLA 851)
- S. 291 Badische Landesbibliothek Karlsruhe
- S. 292 Staatsarchiv Freiburg, W181
- S. 293 StadtAK 8/PBS III 249
- S. 295 Aus: Ernst Fuchs, Gerechtigkeitswissenschaft. Ausgewählte Schriften zur Freiheitslehre, Karlsruhe 1965
- S. 296 Badisches Landesmuseum Karlsruhe
- S. 297 Bibliothek des Bundesgerichtshofes
- S. 301 Foto: Privat
- S. 302 Foto: Andreas Gabelmann
- S. 304 Landesdenkmalamt Karlsruhe 457/3
- S. 306 Foto: Privat
- S. 307 Stadt Karlsruhe, Bauordnungsamt, Akte Waldstr. 6
- S. 309 Landesdenkmalamt Karlsruhe 46/4
- S. 311 Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau
- S. 313 Badische Landeszeitung vom 20. Juni 1908
- S. 315 Foto: Ulrich Schneider
- S. 316 Badisches Landesmuseum Karlsruhe Inv. Nr. 65/36
- S. 318 (re. und li.) Fotos: Rolf Lederbogen, aus: R. Lederbogen/U. Merkel: Kunstwerke und Technikobjekte der Universität Karlsruhe 1825–2000, Info Verlag Karlsruhe 2001.
- S. 320 Privat
- S. 322 Privatarchiv Reiner Haehling von Lanzenauer
- S. 324 Badisches Landesmuseum, Inv. Nr.: M6432
- S. 326 Foto: Rolf Lederbogen, aus: R. Lederbogen/U. Merkel: Kunstwerke und Technikobjekte der Universität Karlsruhe 1825–2000, Info Verlag Karlsruhe 2001.
- S. 327 StadtAK 8/PBS oXIVa 1628
- S. 329 Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau
- S. 330 StadtAK 8/PBS oXIVb 524
- S. 331 Foto: Näher, Reudlingen (Staatliche Kunsthalle Karlsruhe)
- S. 332 Foto: Robert Dreikluft
- S. 333 Foto: Robert Dreikluft
- S. 335 StadtAK 8/PBS oXIVa 2376
- S. 366 Foto: Peter Wanner

# Personenregister

BEARBEITET VON KATJA SCHMALHOLZ

- Adenauer, Konrad 81, 84  
Adolf, Herzog von Nassau/Großherzog v. Luxemburg 287  
Ahlborn, Knud 86, 88  
Alexander I., Zar von Rußland 119, 364  
Allegrì 61  
Amann, Robert 144, 146  
App, Otto 315  
Asche, Susanne 340, 376  
Aue, Hartmann von 99  
Auerbach, Max 144  
Augenstein, Karl 241  
Augusta, deutsche Kaiserin 278
- Babberger, August 301–303  
Babo, Freiherr August von 70  
Bach, Johann Sebastian 291, 293  
Bachmayer, Monika 166, 380  
Baden, von  
– Amalie, Markgräfin 222, 361  
– Bernhard, Markgraf 253, 254  
– Bernhard, Prinz von 45  
– Christoph I., Markgraf 167, 168  
– Elisabeth, Prinzessin 119  
– Friedrich, Markgraf 284  
– Friedrich I., Großherzog 21, 45, 57, 61, 94, 110, 192, 194, 195, 252–254, 256, 277, 287, 279, 287, 293, 313, 351, 355  
– Friedrich II., Großherzog 20–22, 196, 287, 288, 314, 362  
– Hilda, Großherzogin 20, 287, 288, 361  
– Karl, Großherzog 312  
– Karl, Prinz 248  
– Karl Friedrich, Markgraf/Großherzog 70, 91, 181, 198, 204, 285, 296, 312, 316, 328, 329, 340, 362  
– Leopold, Großherzog 248, 316, 346  
– Ludwig 287  
– Ludwig, Markgraf 222  
– Ludwig I. 44, 312, 318, 319, 321  
– Luise, Großherzogin 22, 57, 61, 252, 273, 279, 288, 298, 361, 373  
– Max, Markgraf 252  
– Philipp I., Markgraf 167  
– Sophie, Großherzogin (Prinzessin von Schweden) 248, 361  
– Stephanie de Beauharnais, Großherzogin 182, 361  
– Valerie, Markgräfin 252  
– Viktoria, Prinzessin 61, 288  
– Wilhelm, Prinz 241  
Baden-Baden, von  
– Bernhard III., Markgraf 167  
Baden-Durlach, von  
– Ernst, Markgraf 167  
– Friedrich Magnus, Markgraf 349  
– Karl II., Markgraf 167–169, 327, 328  
– Karl Wilhelm, Markgraf 44, 45, 47, 90, 296, 312–314, 359  
– Karoline Luise, Markgräfin 296, 329, 361  
– Luise Karoline, Freiin Geyer von Geysersberg/Reichsgräfin von Hochberg 222, 361  
– Magdalena Wilhelmina, Markgräfin 91  
– Maria Augusta, Markgräfin 363  
Bader, Joseph 327  
Ball, Hermann 137  
Barker, Robert 240  
Baum, Marie 63, 231  
Baumann, Hans Theo 163, 164  
Baumeister, Reinhard 106–108  
Bäumer, Gertrud 231  
Baumgarten, Paul 84  
Baumgarten, Hermann 94, 95, 98, 229  
Baumgärtner, Walter 348  
Bauser, Heinrich 328  
Bayer, Adolf 25, 75  
Bayer, August von 327  
Becher, Johannes R. 56  
Bechtold, Gerhard 243  
Beck, Josef 98  
Becker, Carl 241  
Becker, Josef 352  
Behrens, Peter 103  
Beichel, Friedrich 136, 146, 360  
Benz, Josef 253  
Benz, Bertha 203  
Benz, Carl 200–203  
Benz, Clara 202  
Benz, Ellen 202  
Benz, Eugen 202  
Benz, Johann Georg 200  
Benz, Richard 202  
Benz, Thilde 202  
Berblinger, Auguste 249  
Berblinger, Karl 249  
Berblinger, Wilhelmine 249  
Berckmüller, Karl 368  
Berckmüller, Karl Joseph 345  
Berghheim, Brigitte 55  
Berlioz, Hector 294  
Bernheimer, Ernst 215  
Bernheimer, Gerhard 215  
Betschauer, Lina 63  
Beyer, Joseph 249  
Beyer, Marie 249  
Beyer, Magdalene 249  
Bieringer, Liane 236  
Billing, Hermann 323  
Bindewald, Klaus 342, 343  
Bingner, Adrian 297, 298  
Binz, Gustav 250  
Birgin, Doris 252  
Bischoff, Maria 249  
Bismarck, Otto von 60, 94, 194, 195, 240, 277, 278, 341, 352  
Blankenhorn, Erich 38  
Blarr, Oskar Gottlieb 125  
Bleidorn, Gustav Adolf 92  
Bodman, Heinrich Freiherr von 20, 21, 22  
Boehle, Fritz 314

- Bochtingk, Arthur 95, 98, 99  
 Bollmann, Beate 343  
 Bonifaz VIII., Papst 50  
 Borchardt-Wenzel, Annette 361  
 Borgstedt, Angela 369  
 Bös, Klaus 77  
 Boucher, François 296  
 Brahms, Johannes 230  
 Brandenburg-Ansbach-Kulmbach von,  
 – Albrecht, Markgraf 168  
 – Kasimir, Markgraf 168  
 – Katharina 168  
 – Kunigunde 168, 169  
 – Maria 168  
 – Susanna, Markgräfin 168, 169  
 Brandt, Harm-Hinrich 350  
 Braun, Louis 240, 242  
 Bräunche, Ernst Otto 339–341, 354,  
 358, 376  
 Brecht, Berthold 53–56, 100  
 Brentano, Lorenz 346  
 Breuhaus, Fritz August 323, 325  
 Bronner, Emil 139  
 Bruch, Max 290  
 Brüning, Heinrich 275  
 Brunner, Isolde 371  
 Brunner, Paul 371  
 Buback, Siegfried 266  
 Bublies-Godau, Birgit 350  
 Buchberger, Adolf 194  
 Büchner, Ursula 41  
 Bühl, Alfons 210  
 Bühler, Hans Adolf 203  
 Buhmann, Wolfgang 115  
 Burckhardt, Jacob 101  
 Burger, Robert 89  
 Burkard, Erwin 188  
 Bußmann, Walter 97
- Caesar, Julius 49  
 Calmez, Isaac 197  
 Camphausen, Otto 194  
 Celtis, Konrad 50  
 Chantoff, Rita 116, 118  
 Clay, Lucius D. 151  
 Collum, Wolfgang H. 348, 349  
 Compter, Theodor 307  
 Cratander, Andreas 167  
 Curjel, Robert 126, 307  
 Curtius, Ernst 101
- Dante Alighieri 279  
 Däubler-Gmelin, Herta 265  
 Dehler, Thomas 81, 84  
 Denny, Christian 249  
 Devrient, Eduard 293, 294  
 Devrient, Emil 293  
 Dewald, Franz 162  
 Diemer, Michael Zeno 242  
 Dietsche, Fridolin 254, 313, 314  
 Dionysius Exiguus 48  
 d'Occhieppo, Ferrari 48  
 Dollmatsch, Johann Gottlieb 184  
 Douglas, Christoph Graf 22  
 Draheim, Heinz 258–260  
 Drais von Sauerbronn, Carl Friedrich  
 Freiherr 78  
 Drechsler, Friedrich 52  
 Dreikluft, Robert 333, 380  
 Duchardt, Michael 55  
 Dullenkopf, Otto 164, 187, 265,  
 267, 349, 353  
 Dürer, Albrecht 50  
 Durm, Josef 79, 102, 195, 321, 322,  
 371
- Eberle, Friedrich 67, 328  
 Ebert, Friedrich 22  
 Eck, Doris 118  
 Egler, Carl 203  
 Ehmer, Hermann 349  
 Ehrenberg 222, 224  
 Eiermann, Egon 308–310  
 Eisenlohr, Wilhelm 194, 278, 279  
 Ell, Ernst 220, 221  
 Ellstätter, Moritz 191–195  
 Ellstätter, Otto 193  
 Engel, Heinrich 42  
 Engelhardt, Klaus 265  
 Engler, Carl 111  
 Engler, Helmut 260  
 Erdmann, Dieter 115  
 Erzberger, Matthias 231  
 Eschenbach, Wolfram von 99  
 Everke, Gerhard 376, 377
- Fahnenberg, Freiherr von 182  
 Fahrenkamp, Emil 323  
 Fahrner, Rudolf 99  
 Faisst, Clara 290, 291  
 Fath, Rolf 370  
 Fedorov, Sergej G. 364
- Fehringer, Prof. 144  
 Feisst, Karl Heinz 162  
 Fenrich, Heinz 45, 362, 376  
 Fenske, Hans 351  
 Finter, Julius 139, 202, 218  
 Fischer, Friedrich 248  
 Fischer, Friedrich Theodor 312, 319  
 Fischer, Horst 356  
 Fischer, Joschka 265  
 Fischer, Kunigunde 64  
 Fischer, Ulrich 125, 265  
 Fischer, Werner 113  
 Förster, Wolfram 370  
 Frank, Alex 42  
 Frank, Leopold 42  
 Fribolin, Hermann 136  
 Frick, Wilhelm 38  
 Friedmann, Hugo 116  
 Friedrich Wilhelm IV., König von  
 Preußen 341  
 Friedrich III., deutscher Kaiser 278  
 Fromm, August 43  
 Frommel, Emil 125  
 Frosch, Karl Hubert 242  
 Fuchs, Ernst 294, 295  
 Fuchs, Stefan 354  
 Fuchs, Walther Peter 97  
 Funck, Rolf 108  
 Furrer, August 368  
 Furtwängler, Wilhelm 230, 290
- Gamber, Gerhard 188  
 Gärtner, Friedrich von 207  
 Gauly, Kurt 266, 267  
 Geibel, Emanuel 290  
 Geiß, Anton 20, 22, 274  
 Gerstner, Wilhelm 98  
 Gervinus, Georg Gottfried 94, 110,  
 114, 277, 351  
 Gilg, Jakob 117  
 Glatzle, Frida 162, 166  
 Göderitz, Johannes 26  
 Goebbels, Joseph 210  
 Goertz, Jürgen 164  
 Goethe, Johann Wolfgang von 99,  
 184, 284, 294  
 Göler, Sigmund von 22  
 Goll, Anton 165  
 Gorbatschow, Michail 121  
 Görtz, Franz Josef 54  
 Gotein, Gabor 275

Gotein geb. Löwenfeld, Ida 275  
Gotein, Rahel, s. Straus  
Gorhein, Eberhard 228–232  
Gradenwitz, Sophie 155  
Grau, Ute 344, 359, 362  
Gregor XIII., Papst 49  
Gregor, Adalbert 218, 219  
Grieshaber, HAP 330, 331  
Gropius, Walter 26, 145  
Groß, Josef 24, 188  
Großkinsky, Manfred 59  
Grossmann, Hans 323  
Großwendt, Elisabeth 136  
Grothmann, Karl 129  
Grüninger, B. 255  
Gscheidlen, Theodor 250  
Güde, Max 266  
Gurk, Franz 260  
Güß, Peter 306  
Gustav Adolf, Kronprinz/König von Schweden 61, 242  
Gutenberg, Johannes 167  
Gutjahr, Rainer 346  
Guttenberg, Baron von 265  
Guttman, Barbara 338, 355, 356, 359

Haas, Ludwig 21  
Haberstroh, Joseph 320  
Haffner, Sebastian 265  
Hainau, von (Polizeidirektor) 182  
Hammann, Gertrud 116–119  
Hanauer, Anton 42  
Hanseman, David 192  
Hanser, Adolf 344  
Hanser, Alfred 370, 371  
Haupt, Dorothea 27  
Haupt, Peter 27  
Hauptmann, Gerhard 99, 290  
Hauser, Carolin 249  
Haußer, Paul 38  
Hebel, Johann Peter 316  
Hecht, Werner 53, 54  
Heck, Michael 53  
Heck, Stanislaus 43  
Heckel, Erich 330  
Hecker, Friedrich 358  
Heer, Adolf 59  
Heiliger, Bernhard 326  
Heinrich I., König 119  
Heinrich, Josef 137

Heinrich, Willi 121  
Held, Friedrich 206  
Hemberger, Jakob Friedrich 45  
Hertenstein, Adolf 249  
Hertweck, Georg 358  
Heß, Rudolf 151  
Hesse, Hermann 290  
Heurich, Fridolin 137, 270, 271  
Heuss, Theodor 81, 84, 231  
Heyse, Paul 230  
Hildenbrand, Hermann 307  
Hillerbrand, Josef 323  
Himmelheber, Gustav 273  
Himmelheber, Karl 273  
Himmelheber, Kathinka 274, 355  
Himmelheber, Luütgard 273, 274  
Himmler, Heinrich 368  
Hirsch, Felix 97  
Hirsch, Friedrich 113  
Hirsch, Wolfgang 326  
Hitler, Adolf 75, 111, 155, 156, 210  
Hochstuhl, Kurt 348  
Hoeneß, Uli 265  
Hoffner, Hans Joachim 261, 262  
Hofmannsthal, Hugo von 99  
Hohenlohe-Schillingfürst, Chlodwig, Fürst zu 52  
Hohkamp, Michaela 196  
Hohnstein, André 196  
Hölderlin, Friedrich 99  
Holdermann, Karl 98  
Holl, Karl 99  
Hollaender, Peter 155–157  
Homburg, Rüdiger 358, 359  
Honsell, Max 273  
Höpke, Klaus-Peter 128  
Hormuth, Anna 280, 281  
Hormuth-Kallmorgen, Helene 280  
Hormuth-Kallmorgen, Margarethe 280, 281  
Hormuth-Kallmorgen, Walther 280  
Hörner, Heinrich 40  
Hörnle, Carl Christian 249  
Horras, Katharina 251  
Hortler, Richard 289, 290  
Hotz, Joachim 100  
Hübsch, Heinrich 204, 206, 207, 224, 253, 310, 311, 318, 319, 346, 360  
Hüchtker, Dietlind 197  
Hugeneß, Melchior 329

Hundt, Hermann 216  
Hüssy, Oskar 137

Ihle, Julius und Franz 249

Jagemann, Eugen von 321  
Jäger, Adolf Friedrich 136  
Jannasch, Georg 334  
Japp, Uwe 99  
Jaspers, Karl 210  
Jellinek, Walter 210  
Joachim, Joseph 290  
Jolly, Julius 192  
Joseph II., Kaiser 285  
Jung, Ernst 27

Kabierske, Gerhard 362, 363, 376, 377  
Kallmorgen, Friedrich 241, 280, 281  
Kanzler, Alfred 216  
Kares, Martin 375, 376  
Katharina die Große 119, 361  
Kaufmann, Michael Gerhard 375, 376  
Kehr, Karl 241  
Keidel, Eugen 138  
Keil, Wilhelm 283  
Keller, Ferdinand 280  
Kenntner, Georg 76  
Kepler, Johannes 311, 312, 318, 319  
Kessel, Frithjof 379  
Keßler, Emil 200  
Kiefer, Karl 249  
Kiefer, Ludwig 249  
Kiefer, Luise 249  
Kiesinger, Kurt-Georg 264  
Kimmelman, Alois 291–293  
Kindermann, Hans 325, 326  
Kinkel, Klaus 265  
Klais, Johannes 376  
Kling, Gudrun 372–374  
Klingmüller 97  
Klipfel, Ludwig 41  
Klose, August 226  
Klotz, Günther 24, 45, 138, 203, 267, 349, 353, 368  
Klumpp, Heinrich 22  
Knecht, Friedrich 253  
Knörzer, Anton 253  
Koch, Manfred 340, 341, 347, 348, 352, 353, 367, 371, 376, 377, 379

Koch, Peter F. 315  
Koelle, Eduard 346  
Köhler, Heinrich 151, 153, 212, 274,  
275, 283, 284  
Köhler, Walter 153  
Kolb, Wilhelm 367  
Kölle, Martin 376  
Korn 92  
Kratt, Wilhelm 339  
Krause, Burkhardt 99  
Krause, Karl-Heinz 326  
Kremer, Egon 54  
Krieger, Josef 242  
Krimm, Konrad 371  
Kühlenthal, Karl Christoph 93, 98  
Kühnel, Miriam 376  
Kunle, Heinz 53, 260, 354  
Küntzle, Carl 224

La Fontaine, Jean de 184  
Lamprecht, Familie 306  
Lang, Heinrich 360  
Lankheit, Klaus 97, 103  
Lanzenuer, Reiner Haehling von 348  
Lassalle, Ferdinand 58  
Laßberg, Joseph von 167  
Lechleitner, Georg 368  
Lehmann, Otto 87  
Leiber, Gottfried 378, 379  
Leiser, Wolfgang 176  
Lenard, Philipp 210  
Lender, Franz X. 274  
Lenin, Wladimir 97  
Leo XIII., Papst 47, 253  
Leonhard, Heinrich 78  
Lermontow, Michail 119  
Lessing, Gotthold Ephraim 99  
Leutzbach, Wilhelm 108  
Levi, Hermann 294  
Lewin, Chaie 286  
Lewin, Markus 286  
Liedke, Dietmar 162  
Lill, Rudolf 97  
Limbach, Jutta 64, 265  
Linde 97  
Löhlein, Theodor 98  
Loo, Carle van 296  
Lorenz 41  
Löwenthal, Hans Heinz 213  
Lübke, Wilhelm 102, 103  
Lüders, Marie Elisabeth 281

Ludin, Hanns 38  
Ludwig XIV., König von Frankreich  
90  
Ludwig XV., König 296  
Ludwig, Dieter 109, 352  
Lunau, Heinz 155, 156  
Lurz, Meinhold 59  
Lutzer, Kerstin 373, 374  
Luz, Hans 27

Maaß, Hans 116  
Maillol, Aristide 326  
Mann, Thomas 155  
Mao Tse-tung 55  
Marriensen, Theodor 200  
Martin, Egon 376  
Marum, Brigitte 155–157  
Marum, Elisabeth 155–157  
Marum, Hans 154–157  
Marum, Johanna 155, 156  
Marum, Ludwig 40, 154, 155, 367  
Marum, Pierre 157  
Marum, Sophie, geb. Gradenwitz  
155–157  
Marx, Karl 58, 97  
Mathy, Karl 108, 192  
Matzka, Georg 362, 363  
Maul, Heinrich 122  
Maurer, Gustav 42  
Maximilian I., Kaiser 168  
May, Ernst 145  
Mayer, Carl 206  
Mayer-Vorfelder, Gerhard 367  
Meckel, Max 253, 254  
Meerwein, Carl Friedrich 348  
Mehnert, Klaus 265  
Melling, Christoph 296  
Melling, Jean 296  
Melling, Joseph 296, 297  
Melling, Nicolas 296  
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 293  
Mertens, Heinrich 28  
Merz, Florian 163–165  
Merz, Walter 144–146  
Metzger, Marie 215  
Metzger, Simon 215  
Meyer, Bruno 101, 102  
Meyer, Thomas 338, 376  
Miller, Wolfgang 27  
Mittenzwei, Werner 53, 54  
Möckel, Klaus 25

Moest, Hermann 300  
Mohr, Alexander 340  
Molière 294  
Möller, Alex 368  
Moritz, Karl Philipp 99  
Morlock, Jürgen 347  
Moser, Karl 126, 307  
Motte Fouqué, Friedrich de la 184  
Mottl, Felix 230  
Mührenberg, Anke 376  
Müller, David 98  
Müller, Gebhard 84, 264  
Müller, Jeremias 204  
Müller, Klaus-Detlef 54  
Müller, Wilhelm Jeremias 329  
Müller-Hufschmid, Willi 33  
Münch, Jacob 39, 40  
Mürb, Robert 264  
Mutter 61

Napoleon Bonaparte 361  
Napoleon III., Kaiser von Frankreich  
240  
Nebenius, Carl Friedrich 98  
Neef, Gerhard 252  
Neef, Margot 252  
Nestle, Karl Theodor 210  
Neuburger, August 151, 152  
Neumann, Erik 338  
Neumeister, Dirk 376  
Nikiforowa, Swetlana 124  
Nipperdey, Thomas 97, 350  
Nokk, Franz Wilhelm 228  
Nolde, Emil 33  
Nörber, Thomas 252, 253

Oberle, Wilhelm 248  
Obermüller-Venedey, Henriette 350  
Öcolampadius, Johannes 167  
Oechelhäuser, Adolf 102  
Ochme, Ruthard 129  
Oelsner, Gustav 145  
Ohlbaum, Isolde 365  
Ohndorf, Mathias 164  
Oncken, Hermann 94  
Ott, Frieda 219, 220  
Ott, Karl 86–89

Paulcke, Wilhelm 74  
Paull, Hermann 63  
Pestalozzi, Heinrich 217

Peter III., Zar 119  
 Peter, Joseph 346  
 Petersen, Hans 242  
 Pfaff, Adam 95, 98  
 Pfisterer, Gerhard 31  
 Pfisterer, Karl 249  
 Pflästerer, Karl 137, 139  
 Pflaumer, Karl 38, 153  
 Philipp, Günther 379  
 Piglhein, Bruno 242  
 Plate, Ulrike 344, 370  
 Poggendorf, Dietrich 129  
 Pompadour (Madame de) 296  
 Posselt, Gottfried 197  
 Posselt, Ernst Ludwig 92, 199  
 Präger, Christmur 370  
 Prestinari, Sophie Amalie 273  
 Pretsch, Peter 358, 359, 371, 376  
 Prinz 31  
  
 Raab, Friedrich 108  
 Ramspeger, Hermann 38  
 Ranke, Leopold 228  
 Rasch, Wolfdierrich 99  
 Rathenau, Walter 367  
 Ratzel, Friedrich 313, 314, 371  
 Räuber, Martin 249  
 Rauch, Christian Daniel 330  
 Raufer, Aloys 311, 319  
 Rauhut, Christa 220  
 Rausch, Jan-Dirk 121, 124  
 Rebmann, Edmund 62  
 Rebmann, Marie 62  
 Redtenbacher, Ferdinand 279  
 Reichard, Friedrich 134  
 Reimers, Holger 362, 363  
 Renner, Narziss 168  
 Reuchlin, Johannes 167  
 Rhott 197  
 Riedinger, Berthold 137  
 Riedner, Peter 149, 251  
 Rilke, Rainer Maria 99  
 Rinck, Christoph Friedrich 181  
 Ringler, Harald 339, 376  
 Ritter, August 200  
 Roellecke, Elga 346, 365, 379, 380  
 Roggenbach, Franz von 277, 278, 352  
 Rosenberger, Adolf 314, 315  
 Rosenberger, Sophie 314, 315  
 Roßkotten, Heinrich 28

Rößling, Wilfried 376  
 Rothfuß, Christian 332  
 Rüdte von Collenberg, Felix 78  
 Ruhland, Michael 360  
 Rumpf, Hans 76  
 Rürup, Reinhard 100  
  
 Sack, Erwin 367  
 Salomon, Else 136  
 Salomon, Ernst 152  
 Samojlenko, Valerij 122  
 Sauer, Karl 38, 40  
 Sax, Herbert 215  
 Schäfer, Carl 102  
 Schäuble, Wolfgang 265  
 Scheidemann, Philipp 22  
 Schell, Wilhelm 128, 129  
 Schelling, Erich 31, 83  
 Schelling, Friedrich 184  
 Schiller, Christof 80  
 Schiller, Friedrich von 99, 184, 198, 276, 294  
 Schinderhannes 198  
 Schinkel, Karl Friedrich 205, 207  
 Schürmer, Wulf 345  
 Schlesiger, Horst 349  
 Schlosser, Cornelia 284, 285  
 Schlosser, Friedrich Christoph 277  
 Schlosser, Johann Georg 284, 285  
 Schlüter, Theo 376  
 Schmalholz, Katja 354, 376  
 Schmid, Carlo 284  
 Schmidt 25  
 - Carl 316  
 - Georg 316  
 - Gustav 316, 317  
 - Jacob 316  
 - Johann Jacob 316  
 - Karl-Theodor 129  
 - Norbert 221  
 Schmidt-Straub, Hermann 317  
 Schmidt-Straub, Rudolf 317  
 Schmitt, Heinz 61, 340  
 Schmitt, Josef 253  
 Schmitt, Peter 166  
 Schmoller, Gustav von 230  
 Schnabel, Franz 94, 96, 99, 100, 208–212  
 Schneider, August 39, 40  
 Schneider, Hermann 139, 140, 142, 145

Schnetzler, Karl 59, 107, 134, 177  
 Schoch, Emmy 63  
 Schöpf, Karl 281  
 Schöpf, Melitta 281, 282  
 Schott, Rudolf 376  
 Schrag, Paul 156  
 Schrag, Susie 156  
 Schreiber 184  
 Schröder, Andreas 376  
 Schröder, Gerhard 265  
 Schroedter, Adolf 183  
 Schrott-Vorst, Ottmar 203  
 Schubart, Ulrike 358, 359  
 Schubladen-Krämer, Jürgen 354, 358  
 Schulz, Ekkehard 379  
 Schumacher, Fritz 145  
 Schütz, Paul 26  
 Schwarz 186, 224  
 Schwarzer, Alexander 358  
 Schwarzmaier, Hansmartin 365  
 Schweickhardt, Emil 250  
 Schweizer, Albert 290  
 Schwörer, Hans 188  
 Seiler, Gerhard 45, 122–124, 265, 267, 355  
 Seiterich, Eugen 255  
 Selmayr, Gerhard 53  
 Shakespeare, William 55, 279, 294  
 Shelley, Percy Bysshe 55  
 Siebert, Clara 64  
 Siegmann, Wolfgang 27  
 Siegrist, Karl 108, 134, 177, 353  
 Silbermann, Johann Andreas 375  
 Silberstein, Max 81  
 Sinclair, Upton 55  
 Sombart, Nicolaus 230  
 Spanger, Jürgen 374, 375  
 Speyer, Siegfried 215  
 Spitzbart, Elisabeth 345  
 Spitzmüller 66  
 Spörling, Magdalene 249  
 Straiger 310  
 Staub, Luise 317  
 Stein, Freiherr von 182  
 Steinbach, Erwin von 311, 312, 318, 319  
 Steiner, Jacob 77, 99  
 Stephan-Kabierske, Susanne 376  
 Stiefel, Philipp 128  
 Stock, Christian 283  
 Stolle, Michael 368

Strack, Heinrich 205  
Straus, Elis 276  
Straus, Isa 277  
Straus geb. Gorcin, Rahel 275–277  
Strieder, Wilhelm 233, 360  
Stüler, Friedrich August 205  
Stürzenacker, August 360  
Sulzer, Marie 220

Teufel, Matthäus 42, 43  
Thierfelder, Jörg 116  
Thode, Henry 102  
Thoma, Hans 290, 314, 323  
Thum, Bernd 99  
Till, Karl 162  
Tolstoi, Leo 99  
Töpfer, Friedrich 137, 359, 367  
Traiteur, Wilhelm von 364  
Trautmann, Theodor 307  
Trippmacher, Elisabeth 202, 203  
Tröndle, Franz 249  
Trunk, Josef Ludwig Gustav 87, 274,  
275  
Tschira, Arnold 329, 379  
Tulla, Johann Gottfried 273, 318,  
320  
Turban, Ludwig 194  
Twele, August 74

Uehlin, Theodor 43  
Uhland, Ludwig 290  
Ulbrich, Claudia 196  
Unsel, Siegfried 53

Vaillant, Johanna 200  
Vaillant, Karl Friedrich Michael 200  
Varnhagen, Karl August 286  
Varnhagen, Rahel 286  
Vaterrodt, Franz 38  
Veit, Hermann 137, 210, 367  
Venedey, Jakob 350  
Vestner, Dieter 339, 340  
Victoria, Königin von Schweden 22  
Vigener, Gerhard 188  
Viktoria, Königin von England 287  
Vischet, Friedrich Theodor 101  
Vogel, Heinz 44, 45, 47  
Vulpus, Christian 198

Waag, Maximilian 92  
Wach, Karl 28

Wagner, Christina 340  
Wagner, Ernst 327, 328  
Wagner, Ludwig 249  
Wagner, Martin 145  
Wagner, Richard 99, 294  
Wagner, Robert 38, 40, 75, 149, 153,  
368  
Wallner, Gernot 164  
Wallot, Paul 370  
Wapnewski, Peter 99  
Wätjen, Herrmann 96  
Weber, Alfred 231  
Weber, Max 230, 231  
Weech, Friedrich von 57, 66, 67, 69,  
226, 248, 286  
Wehler, Hans-Ulrich 350  
Weigel, Rudolf 210  
Weihnacht, Paul Ludwig 371  
Weil, Leopold 213  
Weill, Heinrich 149, 150  
Weinbrenner, Adolf 253  
Weinbrenner, Friedrich 31, 44–46,  
182, 204, 222, 223, 264, 310–312,  
317, 318, 320, 321, 329, 345, 346,  
360, 364, 378, 379  
Weinkauf, Hermann 82, 83  
Wels, Otto 154  
Weltring, Heinrich 102  
Wendt, Gustav 110, 114, 230, 294  
Werber, Friedrich 266  
Werner, Anton von 240, 241  
Werner, Josef 263–265, 349  
Wezlar, Heinrich 271, 272  
Weysser, Karl 328  
Widmer, Karl 332  
Wieland, Christoph Martin 184  
Wien, Bernhard 357  
Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von  
111  
Wilhelm I., deutscher Kaiser 59, 125,  
277, 278, 287, 313, 346  
Wilhelm II., deutscher Kaiser 21, 47,  
52, 57, 60, 111, 231, 241, 278,  
287  
Wilhelm III., König von England 349  
Wilhelm, Rudolf 215, 216  
Wilhelm, Thekla 216  
Willard, Adolf 253  
Wimmer, Brigitte 367  
Witkowski, Helga 164  
Wittmann, Heinrich 210

Wölflin, Heinrich 102  
Woltmann, Alfred 101  
Worch, Willi 153, 338  
Worringer, Wilhelm 103  
Wulzinger, Karl 103  
Würtz, Bernhard 188

Zahn, Karl 365–367  
Zimmermann, Gustav 283, 284

# Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Viktoria Adam  
Schülerin, Bismarckgymnasium Karlsruhe
- Andrea Altenburg  
Presse- und Informationsamt Stadt Karlsruhe
- Dr. Susanne Asche  
Institut für Stadtgeschichte, Stadtarchiv
- Dr. Monika Bachmayer  
Kunsthistorikerin, Karlsruhe
- Dr. Brigitte Baumstark  
Städtische Galerie Karlsruhe
- Arnulf Beeg  
Ltd. Reg. Landw. Dir., Regierungspräsidium Karlsruhe
- Dr. Angela Borgstedt  
Universität Karlsruhe
- Dr. Ernst Otto Bräunche  
Leiter des Instituts für Stadtgeschichte, Stadtarchiv
- Dr. Kristiane Burckhardt  
Badisches Landesmuseum Karlsruhe
- Svenia Diefenbacher  
Schülerin, Bismarckgymnasium Karlsruhe
- Dr. Jutta Dresch  
Badisches Landesmuseum Karlsruhe
- Dr. Konrad Dussel  
Kunsthistoriker, Forst
- Jan Ernemann  
Schüler, Bismarckgymnasium Karlsruhe
- Prof. Dr. Hans Fenske  
Universität Freiburg
- Dr. Detlev Fischer  
Vorsitzender Richter am Landgericht Karlsruhe
- Andreas Gabelmann M.A.  
Kunsthistoriker, Karlsruhe
- Simina German  
Schülerin, Bismarckgymnasium Karlsruhe
- OstR Helmur Grimm  
Bismarckgymnasium Karlsruhe
- Sabine Groh  
Schülerin, Bismarckgymnasium Karlsruhe
- OstR Rainer Gutjahr  
Humboldtgymanasium Karlsruhe
- Dr. Barbara Guttmann  
Historikerin, Karlsruhe
- Dr. Reiner Haehling von Lanzenuer  
Jurist und Historiker, Baden-Baden
- Dr. Gisela von Hegel  
Direktorin des Zoologischen Gartens Karlsruhe
- Dr. Brigitte Herbach-Schmidt  
Oberkonservatorin, Badisches Landesmuseum Karlsruhe
- Priv. Doz. Dr. Klaus-Peter Hoepke  
Universität Karlsruhe
- Dr. Annemarie Jaeggi  
Universität Karlsruhe
- Prof. Dr. Uwe Japp  
Universität Karlsruhe
- Sandra Jung  
Schülerin, Humboldtgymanasium
- Direktor Klaus Dieter Justen  
Studienkolleg der Universität Karlsruhe
- Dr. Gerhard Kabierske  
Südwestdeutsches Archiv für Architektur und  
Ingenieurbau, Universität Karlsruhe
- Hanna Kaiser  
Schülerin, Bismarckgymnasium Karlsruhe
- Frithjof Kessel  
Alt-Stadtrat, Karlsruhe
- Dr. Clemens Kieser  
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
- Dr. Christina Klausmann  
Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart
- Prof. Dr. Manfred Klinkott  
Universität Karlsruhe
- Yps Knauber  
Journalistin, Karlsruhe
- Prof. Dr. Jan Knopf  
Universität Karlsruhe
- Dr. Manfred Koch  
Institut für Stadtgeschichte, Stadtarchiv
- Richard Kohlmann  
Abt. Direktor a. D., Karlsruhe
- Andrea Krieg  
Leiterin der Stadtbibliothek Karlsruhe
- Prof. Dr. Jürgen Krüger  
Universität Karlsruhe

- David Kuhs  
Schüler, Bismarekgymnasium Karlsruhe
- Prof. Dr. h. c. Heinz Kunle  
Universität Karlsruhe
- Torsten Liesegang M. A.  
Literarische Gesellschaft Karlsruhe
- Almut Maaß M. A.  
Badisches Landesmuseum Karlsruhe
- Dr. Ursula Merkel  
Städtische Galerie Karlsruhe
- Thomas Meyer  
Historiker, Karlsruhe
- Matthias Miller M. A.  
Universitätsbibliothek Heidelberg
- Dr. Leonhard Müller  
Forum für Stadtgeschichte und Kultur
- Dr. Ute Obhof  
Leiterin der Handschriftenabteilung,  
Badische Landesbibliothek Karlsruhe
- Dr. Ulrike Plate  
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
- Oliver Potriez  
Studienreferendar, Seminar für Schulpädagogik
- Dr. Peter Pretsch  
Institut für Stadtgeschichte, Stadtmuseum
- Dr. Frank Raberg  
Historiker; Kommission für geschichtliche Landeskunde  
Baden-Württemberg
- Dr. Martina Rebmann  
Leiterin der Musikalienabteilung,  
Badische Landesbibliothek Karlsruhe
- Dr. Clemens Rehm  
Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe
- Dr. Holger Reimers  
Universität Karlsruhe
- Dr. Harald Ringler  
Stellvertretender Leiter des Stadtplanungsamts Karlsruhe
- Prof. Dr. Erika Rödiger-Diruf  
Leiterin der Städtischen Galerie Karlsruhe
- Angelika Sauer  
Stadtarchiv Karlsruhe
- Heinrich Alois Schillinger  
Architekt, Karlsruhe
- Dr. Heinz Schmitt  
Leitender Bibliotheksdirektor a. D.
- Peter Schmitt M. A.  
Badisches Landesmuseum Karlsruhe
- Dr. Dorothea Schmitt-Hollstein  
Journalistin, Karlsruhe
- Dr. Ulrich Schneider  
Südwestdeutsches Archiv für Architektur und  
Ingenieurbau, Universität Karlsruhe
- Dr. Christoph-Hubert Schütte  
Ltd. Bibl. Dir., Universität Karlsruhe
- Asysa Schwehn  
Schülerin, Bismarekgymnasium Karlsruhe
- Prof. Dr. Gerhard Seiler  
Oberbürgermeister a. D., Karlsruhe
- Dr. Jürgen Spanger  
Stellvertretender Leiter des Staatlichen Seminars für  
schulpraktische Ausbildung, Mannheim
- Eva Spindler M. A.  
Badisches Landesmuseum Karlsruhe
- Dr. Dirk Stegen  
Geschäftsführer der Karlsruher Schlachthof-  
Betriebsgesellschaft mbH
- Dr. Günter Stegmaier  
Landesbildstelle Baden, Karlsruhe
- Dr. Claudia Stockinger  
Universität Karlsruhe
- Dr. Michael Stolle M. A.  
Universität Karlsruhe
- Mathias Tröndle  
Presse- und Informationsamt Stadt Karlsruhe
- Hans-Otto Walter  
Direktor a. D., Badischer Landeswohlfahrtsverband
- Josef Werner  
Journalist, Ertlingen
- Manuel Wittek  
Abiturient, Humboldtgynasium, Karlsruhe



ISBN 3-88190-353-4